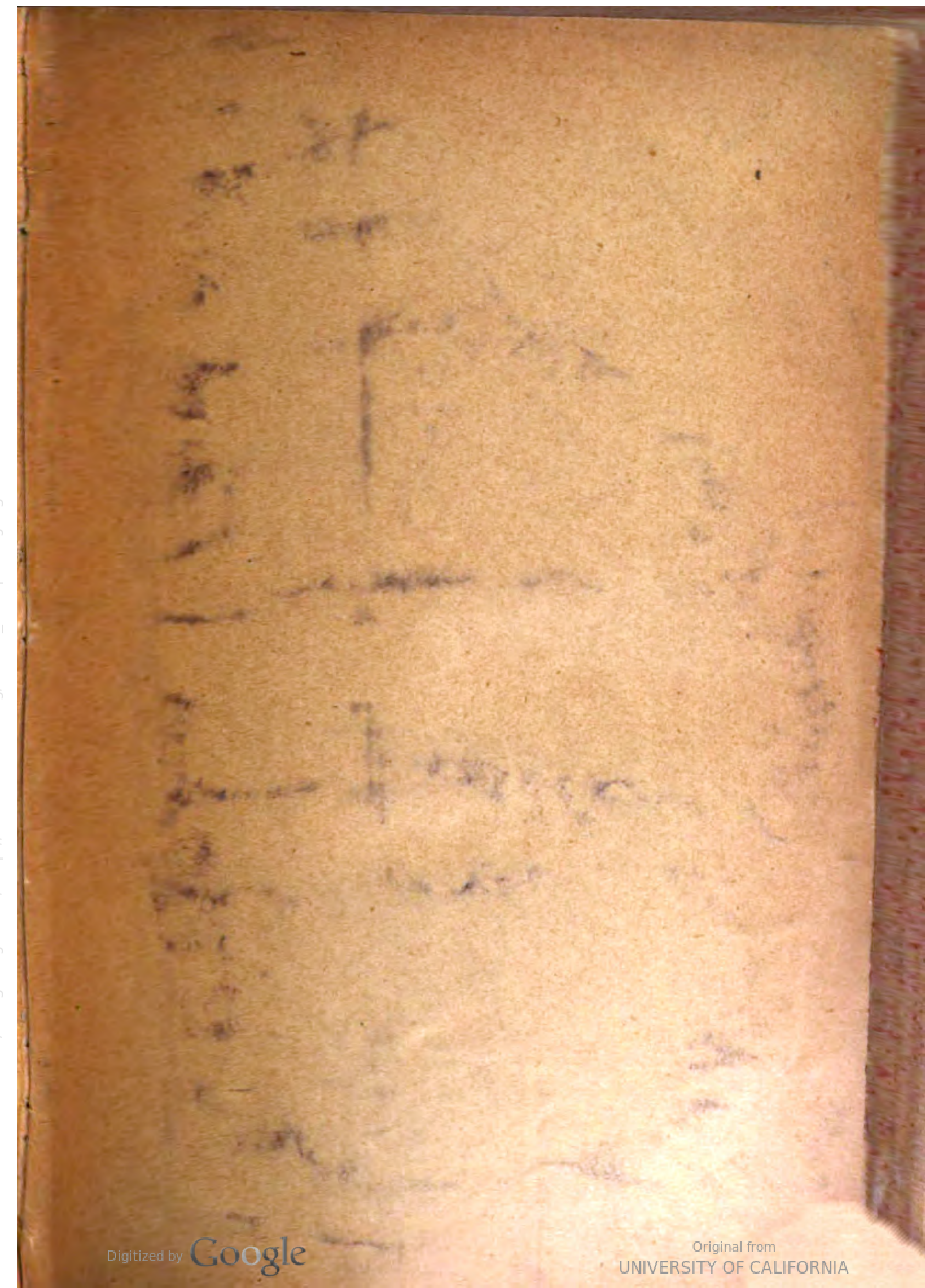
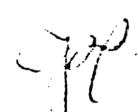



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrganges 1916

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

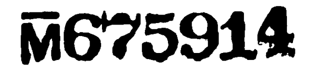
(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertachtundfünfzigster Band.

München 1916.

In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis.















I.

Allerhand von und über Clemens Brentano.

Von Hermann Cardauns.

Franz Binder, der langjährige unvergeßliche Leiter dieser Zeitschrift, hat bekanntlich als Biograph Luise Hensel's und Verfasser der Erinnerungen an Emilie Linder wertvolle Beiträge zur Brentano-Forschung geliefert. Wie eingehend aber er sich mit dem großen Romantiker beschäftigte, ist mir erst klar geworden, als sein Neffe, Herr Pfarrer Hermann Binder in Altingen (Württemberg), durch gütige Überlassung eines Teils des Binder'schen Nachlasses mich zu wärmstem Dank verpflichtete. Als sehr beachtungswürdig erwies sich (neben einer Menge handschriftlicher Erinnerungen und Briefe L. Hensel's [1]) usw.) Binders Handexemplar der Diel-Kreiten-schen Brentano-Biographie. Die beiden Bände waren gespickt mit Zetteln, auf welchen Binder in seiner sauberen Schrift mit genauen Citaten zahllose Auszüge aus gedruckten und ungedruckten Quellen eingetragen hatte, vermutlich zur Verwertung bei einer neuen Auflage, [2]) die aber nicht erfolgt ist. Wie viel von diesem schönen Material in der seitdem gewaltig angewachsenen Brentano-Literatur verwertet wurde,

1) Einiges von mir veröffentlicht in „Aufzeichnungen und Briefe von L. Hensel" im 35. Bande (3. Heft) der Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren, 1916. Anderes wird demnächst im Münchener Hochland erscheinen.

2) In einem Brief vom 29. Oktober 1872 spricht P. Diel Binder seinen „recht herzlichen Dank für Ihre abermaligen Brentano-Beiträge" aus, also schon fünf Jahre vor dem posthumen Erscheinen seines Brentano-Buches.

war schwer festzustellen, vollends in der Zeit des Weltkriegs, der den sonst so liberalen und fruchtbaren Austauschverkehr der deutschen Bibliotheken lange Zeit unliebsam beeinflußte. Jedenfalls aber wird Manches von dem, was ich Binders Notizen entnehme, den Brentano-Freunden und -Spezialisten dienlich sein, mag es ihnen Neues bieten oder sie auf wenig bekannte und schwer zugängliche Druckorte aufmerksam machen.[1]) Ich verbinde damit eine Nachlese aus den Hensel-Papieren und einige Mitteilungen aus dem Nachlaß Böhmer's.

Einen ganz vereinzelten Beitrag zu Br.'s früher Jugendzeit bietet eine Stelle aus dem Briefe des Dichters an L. Hensel vom 6. August 1824, welche in dem bekannten auszüglichen Druck (Br.'s Gesammelte Briefe II, 80) fehlt:[2]) „Drei Schüler von Cornelius malen im Promotionssaal (der Bonner Universität) die 4 Facultäten al fresco an die Wand. Ein Katholik Götzenberger von Heidelberg, er kennt Dich von Dursts her und Düsseldorf. Das Haus, worin ich in H(eidelberg) bei einem alten Jesuiten erzogen war, ist nun sein Vaterhaus, und an derselben Stelle, wo ich die ersten Schläge erhielt, erhielt er sie auch." Damit ist die Heidelberger Erziehung des Knaben „bei einem alten sehr frommen Exjesuiten"[3]) bestätigt.

---

1) Zitiert werden von Binder der Briefwechsel der Brüder Grimm, die Waitz'sche Ausgabe der Briefe Caroline's, Zimmer und die Romantiker, der Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß, Görres' Briefe, die Biographie Settegast's, Chamisso's Gesammelte Werke, J. W. Gubitz' Erlebnisse, der Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer, Hensel's Familie Mendelssohn, H. Grimm's Fünfzehn Essays, der Literarische Handweiser 1880 Nr. 270 (Notiz über die Eheschließung Br.'s mit Auguste Busman), ein Aufsatz L. Geiger's in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 331 vom 29. Nov. 1890 (Br. über Aufführung des Fidelio in Berlin), Bartsch's Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg.

2) Die Ergänzung wird von Binder „aus Guido's (d. h. Guido Görres) Copie" mitgeteilt.

3) Diel-Kreiten I, 31. Vgl. Cardauns, Kl. Brentano (in Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1915) S. 7.



Eine wenig bekannte Feststellung macht Binder über Br.'s reichhaltige Bibliothek. Daß er sie nach seiner Bekehrung verkaufen wollte, allerdings unter Ausschluß der „theologischen Bücher", wissen wir aus dem Briefe an seinen Bruder Christian vom 3. April 1819 (Ges. Briefe I, 347), und der in Berlin gedruckte Versteigerungskatalog, der m. W. nur noch in einem einzigen Exemplar vorhanden ist, wurde mehrfach in der Brentano-Literatur benutzt. Nun schreibt Binder: „Brentano's Sammlung sollte schon 1819 versteigert werden, worüber ein Katalog mit Preisen ausgegeben wurde (folgt genauer Titel des Berliner Katalogs, der den Versteigerungstermin auf den 13. Dezember ansetzt). Diese von Clemens Br. und seinem Bruder Christian hinterlassenen Handschriften und Drucke wurden indes erst nach dem Tode des letzteren am 5. April 1853 bei Heberle in Köln versteigert. S. Petzhold's Biblioth. bibliogr. p. 297.[1]) Wendeler, Briefwechsel Meusebachs mit Grimm S. 305." Ich kann diesem Detail augenblicklich nicht nachgehen und stelle nur die Vermutung auf: Die Berliner Versteigerung hat tatsächlich 1819 stattgefunden, und die Kölner Versteigerung von 1853 bezieht sich auf die von Christian († 1851) „hinterlassenen" Stücke, einschließlich solcher, die von Clemens an Christian übergegangen waren. Schreibt doch ersterer in dem erwähnten Brief: „Es ist mir leid, daß ich Dir nicht schon früher eine Sammlung von allerhand Büchern, welche Dein Studium berühren, gespendet habe, die ich für Dich aus meiner Sammlung ausgeschossen."

Zahlreiche Auszüge gibt Binder aus Briefen des Frankfurter Professors Steingaß und seiner Frau Sophie, geb.

1) In Petzhold's Notiz über den „Katalog der nachgelassenen Bibliotheken der Gebrüder Christian und Clemens Br." heißt es: „Im Fache der älteren deutschen Literatur von besonderem Interesse." Der reichhaltige Heberle'sche Katalog wird in der Brentano-Literatur nur sehr selten erwähnt, so bei Stahl, P. Martin von Cochem und das Leben Christi.



Görres, meistens an seinen Schwiegervater Joseph v. Görres gerichtet.

Am 1. bis 8. Januar 1825 schreibt Sophie ihrem Vater: „Brentano ist mit dem neuen Jahr wieder angerückt. Dieser bringt etwas Unruhe in unser sonst so stilles Leben. Er liest uns, Neef. Böhmer, Passavant[1]) die Aussagen der Nonne (A. K. Emmerich) in Betreff der Leidensgeschichte Christi ... Dich würde es sehr interessieren, und da Du von Alters her seine Art und Weise kennst, würdest Du auch besser das ächte und unächte unterscheiden können, weil er im ganzen doch noch der alte Kautz ist. So sagte er neulich zu Neef: bis hieran sei er wohl der ärgste Pedant der Stadt Frankfurt gewesen, jetzt habe sich Böhmer ihm zugesellt; hinter dem er ziemlich scharf ist, ihn katholisch zu machen. Mit Deinen Aufsätzen war er auch nicht ganz zufrieden, sie seien zu hastig, würden der guten Sache schaden; dieses Blatt würde sicherlich verboten, und Du zögest Dir noch größeren Haß aller preußischen Regierungen zu; indessen schreien müßtest Du nun einmal, so sei es doch besser für den Altar als für sonst etwas; daß Du in der Festung säßest, sei gut, denn er beachte es als einen Wink der Vorsehung, darum nicht zu Dir zu können."

Nachschrift von Prof. Steingaß: „Wie wir seit einiger Zeit von Clemens besucht und erbaut werden, hat Sophie schon berichtet. Die beiden protestantischen Magnetiseurs Neef und Passavant, die mit zugehört, haben zuweilen wunderliche Gesichter geschnitten. Das Ganze ist trotz der Clementinischen Seitensprünge, die leicht zu erkennen sind, höchst merkwürdig und bedeutend. Er wünschte es auch Ihnen einmal vorlegen zu können, hat aber ein geheimes Grauen vor der französischen Polizei, deren feine Nase bald herausriechen würde, daß er ein schrecklicher Demagog sei." [2])

1) Da er in der Nachschrift von Steingaß als Magnetiseur bezeichnet wird, wohl der Arzt Karl P., der mit Br. schon von Wien her bekannt war.

2) Görres' Antwort in seinen Ges. Schriften VII, 235, mit drastischer Charakteristik Br.'s.



Steingaß an Görres, Frankfurt 25. Febr. 1825: „Was Sie über Clemens geschrieben, finde ich im Ganzen wahr; doch mag er in Manchem ernster geworden sein, namentlich halte ich seine Religiosität doch für mehr als bloße Poesie; er hat wenigstens den ernsten Willen fromm zu sein, wenn es auch in der Ausführung noch häufig hapert. In dem, was er von der Nonne aufgeschrieben, ist das Meiste auch in der Form ächt und ohne Zuthat; aber im Einzelnen kommen dann freilich Bilder, Betrachtungen, Deutungen ꝛc. vor, worin Cl. unverkennbar ist."

Hinter diesem Briefe bemerkt Binder: „Wie Görres scheint auch Melchior Diepenbrock anfänglich an dem Ernst der Umwandlung in Brentanos Wesen gezweifelt zu haben. Vgl. den Brief der Apollonia Diepenbrock an L. Hensel vom 14. Juni 1825."

Steingaß an Görres. Frankfurt 5. Mai 1825: „Br. hat vorgestern die Stadt verlassen, um sich für einige Monate in Coblenz niederzulassen. Er hat seine sämmtlichen Papiere mitgenommen, um sie dem Doktor [1]) und Diez, einiges wohl auch der Sophie in Boppart, vorzulesen. Diez hatte ihn neulich (darüber bemerkt Binder: d. i. im April) mitgeschleppt, und es hat ihm in Boppart und Coblenz so gut gefallen, daß er zu jenem Entschlusse gekommen, da er sich ohnedies hier zu langweilen anfing. Den Schlosser [2]) hat er zum Ankauf des Klosters in Boppart bewegen wollen, aber vergebens."

Steingaß an Görres, Frankfurt 12. August 1826: „Clemens ist noch hier und war vorgestern Abend mit uns bei Thomas, wo er ein Lustspiel von Lenz vorgelesen hat." Nach dem Lesen, fährt Binder fort, das bis halb 10 gedauert, gingen die Steingaß nach Hause und Brentano schloß sich ihnen an und theilte mit ihnen das frugale, unter viel Hindernissen hergestellte Nachtessen, was viel „Witze und Spässe absetzte". Frau Steingaß fand „Brentano bedeutend milder wie früher".

1829 begleitete Steingaß seine Frau zu ihrem nach

1) Wohl der Coblenzer Arzt Dr. Settegast, der Vater des Malers.
2) Rath Johann Friedrich Schlosser.



München übergesiedelten Vater. Den nach der Rückkehr nach Frankfurt an sie gerichteten Briefen entnimmt Binder folgendes:

Frankfurt 14. Juni 1829: „Seit drei Tagen bin ich wieder hier, einsam. Donnerstag Mittag, als ich eben die Suppe aß, kam Christian mit dem Clemens, und so hatte ich Gesellschaft. Clemens aber war sehr übler Laune, die er auch am Abend, den wir mit Passavants zubrachten, noch nicht abgelegt hatte ... Gestern Nachmittag habe ich mit Clemens und Passavant eine große Promenade gemacht ... Heute Mittag wollen Christian und Clemens bei mir essen, und am Nachmittag soll wieder ein großer Spaziergang mit Passavant gemacht (werden) ... Von Coblenz wußte Clemens nichts zu berichten ... Er hat schon davon gesprochen, daß er mit mir nach München reisen und den Winter dort bleiben wolle."

Frankfurt 28. Juni 1829: „Seit acht Tagen haben wir einen Hausgenossen an dem Maler Brentano, welcher für Clemens ein Titelkupfer zu dem Nonnenbüchlein zeichnet und bei uns schläft und frühstückt, die übrige Zeit aber bei Brentanos ist. Clemens hat den Gedanken, mit mir nach München zu kommen, noch keineswegs aufgegeben, so bestimmt ich ihm auch schon dagegen gesprochen habe. Heute soll er neue Abmahnungen, nach Anleitung Deines Briefes, hören. Ich sehe ihn am meisten bei Passavants, wo ich denn überhaupt mein Hauptquartier aufgeschlagen habe."

Frankfurt 14. Juli 1829: „Vorigen Sonntag war ich mit Jean Andreae, Passavant, dessen Frau und Schwester, Clemens Brentano und Lindheimer in Königstein, um die Frau Bürgermeister Thomas, welche seit einigen Wochen dort, zu besuchen."

Frankfurt 4. August 1829: „Clemens ist noch immer hier, spricht aber nichts mehr von der Münchner Reise."

Nach einer Notiz Binders hob Br. am 7. Dezember 1831 ein Söhnchen des Professors Steingaß aus der Taufe, das den Namen Clemens erhielt. Die andern Pathen waren Guido und Marie Görres, für welche Veith und Frau Fors=



boom stellvertretend einstanden. Clemens hielt das Kind während der Taufe. „Die Mitpatschaft scheint ihn sehr gefreut zu haben; an dem Tag schickte er Dietz für seine Handwerkschule 5000 Gulden" — meldet Sophie Steingaß ihrem Vater am 9. Dezember.

Eine Menge von Briefauszügen und sonstigen Notizen bezieht sich auf die dreißiger Jahre.

Am 9. Januar 1832 schreibt Steingaß aus Frankfurt an Görres: „Clemens ist noch hier und läßt grüßen; Christian liest, wie es heißt, vor auserwählten Studenten über die Mysteria crucis." Am 26. Juli 1832 aus Frankfurt an Dambeck: „Dort (in München) ist fortwährend das regste Kunstleben, und besonders entzückt ist Jedermann von den neuen Compositionen unsers Cornelius. Clemens Brentano, der mit meiner Frau nach München gereist ist, hat mir ganz begeistert darüber geschrieben, was bei ihm viel sagen will." In dieselbe Zeit[1]) wird ein undatirter Brief Br.'s an Steingaß fallen, in dem es heißt: „Den Dr. Herbst im Lustort Neuberghausen hinterm englischen Garten (in München) aufsuchend, kam ich in großes Künstler-Gelage ... Schnorr ist verschroben, Ferd. Olivier angenehm, billig verständig, hält viel auf seine Landschaft (im Kunstverein). Der Carton Cornelii ist schön. Ich hoffe Ihnen bald die hier abgeklatschte sehr ähnliche Büste Sailers senden zu können; der erbärmliche Wachspoussirer will nicht verschicken, bis er 50 fertig hat." Nachschrift: „Beiliegend ein Beitrag zu Pfeilschifters Adelszeitung, und der alte Witmann für Sie."

Mehrere Briefauszüge stammen aus Br.'s Münchener Zeit. Sehr erfreut war er, als Ottilie Dietz, die Tochter seines trefflichen Coblenzer Freundes, sich mit Dr. Streber in München, dem bekannten Numismatiker, verlobte. Eine glücklichere Wahl, meinte er (nach einem Briefe von Charlotte Phillips an Luise Hensel, München 22. Mai 1835), hätte sie nicht treffen können, was er mit dem drastischen

1) Binder schickt dem Auszug voraus: „Im Sommer 1832 war Br. mit Diepenbrock von Regensburg aus zwei Tage in München."



hausbackenen Vergleich illustrierte: er passe zu ihr wie Käse zu Brod. Dankbar erinnere ich mich, nebenbei bemerkt, der freundlichen Aufnahme, die ich als Münchener Student in dem Hause der damals schon verwitweten Frau Ottilie fand, in dem ich auch ihre Tochter, die Gattin Benjamin Herders, kennen lernte.

„Clemens", heißt es in dem gleichen Briefe weiter, „ist ein wunderlicher Mensch, ich muß ihn aber trotz aller seiner vielfachen Verkehrtheiten und Absonderlichkeiten immer wieder von Herzen liebhaben; sein Umgang ist außerordentlich anregend und erfrischend und kann auch sehr nützlich sein, wenn man sich gleich offen und natürlich mit ihm stellt. Wir sehen ihn gewöhnlich wöchentlich zweimal. Oft muß ich aber auch recht viel Mitleid mit ihm haben, da es ihm oft so sehr an innerer Ruhe fehlt, bete fein für den armen Kerl, er hat es recht nöthig." Ende des Jahres (11. December 1835) schreibt Ernst v. Lasaulx von Würzburg aus an seinen Vater: „Wegen F. will ich gleich an die L. (Emilie Linder) schreiben, die leider noch immer von B(rentano) so bewacht wird, daß sie schwer einen jungen Mann, den er nicht bei ihr einführt, sehen kann. Leider ist Guido (Görres) noch nicht in M(ünchen), daß er ihn hinführen könnte. Doch soll sie jedenfalls etwas bei ihm bestellen."

Wie Br.'s Leben sich dem Ende zuneigte, lassen einige Briefe von 1841 erkennen. Am 1. Juni schreibt Phillips an Luise Hensel: „Brentano zieht in unsere Nähe in das Haus, worin Seyfried wohnt; er hat somit einen sehr lebhaften Wunsch erreicht. Er ist seit einiger Zeit sehr gealtert, was sich namentlich darin zeigt, daß er in beinahe jeder Gesellschaft einschläft." Ein halbes Jahr später hatte sich sein Zustand erheblich verschlimmert.

Am 21. November berichtet Steingaß aus Frankfurt seinem Schwiegervater: „Was Franz von Clemens geschrieben, ist leider nur zu wahr; er trägt den Keim einer furchtbaren Krankheit in sich; das ist wenigstens die Meinung der hiesigen Ärzte, daß sich in nicht gar langer Zeit die Brustwassersucht bei ihm



einstellen und ihn mitnehmen werde. Seit dem vorigen Jahre finden wir ihn sehr gealtert und verfallen; er kann fast gar nicht mehr fort, athmet sehr schwer und ist über die Maßen matt und hinfällig. Es thut einem wehe, eine so reiche, lebenskräftige Natur so hinschwinden zu sehen. Die Seinigen hat er alle sehr zu ihrem Vortheile verändert gefunden, wie er sagt; sie seien Engel geworden, während er armer Sünder geblieben. Aber doch will es ihm unter ihnen und ihren vielen Festen (zu Ehren der Brautleute Carl Guaita und der jungen Forsboom) nicht gefallen, und er sehnt sich wieder nach München zu seiner Frl. L(inder) zurück. Von Euch hat er wenig erzählt, darum schreibt bald, wie es in München und wie es den Reisenden in Italien geht . . . Er erwartet in einigen Tagen Schlothauer, um mit ihm zurückzureisen."

Zum Schluß seien aus den Beilagen Binders zur Brentano-Biographie zwei Erstdrucke erwähnt: Ein Exemplar der Berliner Abendblätter 69. Blatt vom 19. Dez. 1810 mit dem von Br. unterzeichneten Aufsatz: „Andenken eines trefflichen Deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers", dem Nekrolog auf den von ihm so hochgeschätzten Maler Otto Runge, und ein Gedicht „Dem Bräutigam am 17. April 1836", nach einer Notiz Binders zur Primizfeier Fr. Windischmanns gedichtet; und endlich eine interessante Unterhaltung, die Binder aus seinem Tagebuch zitiert: „Bei einem Besuch in Tutzing (10. September 1873) kam in der Villa Ringseis das Gespräch auf Clemens Brentano. Die Töchter meinten: P. Diel habe den *wirklichen Brentano idealisiert* und die mephistophelische Seite seines Wesens zu wenig betont.[1]) Der alte Ringseis nennt es selber so, behauptet aber, daß er persönlich mit dem Dichter recht gut ausgekommen sei. Seine Töchter fügten aber hinzu: weil eben der Vater zu gutmüthig gewesen sei und sich von B. habe tyrannisiren lassen. Dagegen haben sich *Cornelius* und *Brentano*, *beides herrische Naturen, schlecht vertragen.*"

1) Jedenfalls ist P. Diel's Lebensskizze Brentano's im Jahrgang 1872 der Stimmen aus Maria-Laach gemeint.



Bei Binders Hensel-Papieren liegt ein Blatt von Binders Hand mit der Überschrift: „L. Hensels Lieder im Geistlichen Blumenstrauß.“ In seiner Hensel-Biographie (S. 236) hat er Ergänzungen zu dem Briefe Br's. an L. Hensel vom 9. Januar 1829 (Ges. Briefe II, 216) gegeben, doch enthält das Blatt noch einige Sätze mehr:[1])

„(Alles, was im mindesten persönlich erscheint, wird ausgemerzt und mit großer Delicatesse verfahren.) Manches erscheint mir ganz neu. Ich wollte Dir es melden und Dir anzeigen, daß der Verleger zwei Louisdore für den Bogen zahlt, welche Dir doch wohl vierfach zukommen werden und in jedem Falle nützlich sind . . . Am Besten wirst Du die Lieder, welche in Melchiors Sammlung erscheinen, ganz ignoriren, so kömmt gar kein Gerede davon, wie von jenen, die der Katholik schon enthält. Es wird Dich wundern, wie einige ganz andere und katholische Verwandlungen erhielten (sie stehen nicht mehr als Ergüsse von persönlichen Leiden da, einige sind gewissermaßen Parabeln und Balladen geworden). Ich bin überzeugt, dich wird einiges dabei erfreuen. Es war hie und da, als ob ein poetisch romantisches Costüm in Kleider für Arme und Altarschmuck verwandelt wird. Hätte ich es nur früh genug gewußt. (Das Buch wird Dich mehr noch freuen können &c.)“

Nach dem Erscheinen des „Geistlichen Blumenstrauß“ schreibt Br. an L. Hensel, Coblenz, Samstag vor Pfingsten (6. Juni) 1829:

„Ich danke Dir für Deine letzten Briefe und daß Dich die Veränderungen an den Liedern nicht beleidigt haben; ich mußte sie sehr schnell an Melchior senden, und da ich sie wieder las, fand ich so manches Persönliche darin und soviel unreifes Schwanken zwischen Welt und Himmel und allerhand, was eine Jungfrau nicht gern laut sagt, daß ich nicht anders konnte; jetzt kann man ziemlich alles lesen, ohne grade zu vertraut mit dem Verfasser zu werden. Melchior schreibt mir &c.“ (nur dieser Satz bei Binder, L. Hensel S. 238).[2])

1) Die bereits gedruckten Sätze sind in Klammern gesetzt.

2) Am Schluß des Blattes hat Binder bemerkt: „Copie von Guido Görres. Ungedruckter Brief.“



Der „Geistliche Blumenstrauß“ berücksichtigt auch einen Brief Br.'s an Melchior v. Diepenbrock, den ich bereits an anderer Stelle benutzte.[1]) Hier der vollständige Wortlaut, nach der Abschrift Binders, auf welcher dieser notiert hat: „Original im Besitz von Clemens Diepenbrock.“

Coblenz, 20. Jan. 1829,

Du fragst in Bezug auf Jacopone,[2]) ich meine, ich habe schon alles gesagt; obschon meine Ansicht, als die eines alten Mannes, dem nichts an der karakteristischen Treue einer Uebersetzung liegt, sondern dem das Lied am liebsten ist, welches, ohne zu ermüden, den religiösesten Eindruck macht, gar kein Maasstab sein kann. Du wirst in meinen Abschriften aus dem Bernard de Bustis einiges finden, was im Jacopone in anderm Silbenmaaße ist, das im de Bustis ist ernster und kräftiger. Ich würde ebenso verfahren, ich würde drängen und abkürzen und mir alles erlauben, was den Inhalt nicht schwächte sondern stärkte. Ich würde die Lieder, die sich dem Historischen, der Handlung, der Ballade mehr nähern, besonders benutzen, dann aus denen de la Poverta[3]) die besten Stellen auswählen, überhaubt aus allen Gattungen der Lieder die besten oder aus den Bessern componirten; wo er nur seiner Reimerei nach zwitschert, wie ein Vogel, würde ich dasselbe auf meine Weise thun u. s. w. Ueberhaubt würde ich thun, was Du auch thun wirst, außer daß ich mich nicht fragen würde, weil Du es besser verstehst. Eines aber würde ich in jedem Falle unterlassen, nehmlich keine Satire, die sehr verletzen könnte, mittheilen.

Luise hat von Herzen eingewilligt in Deine Arbeit. In Deinem Brief an den Vater kömmt mir seltsam vor, daß Du mir Schenks Lieder, wo göttliche und menschliche Liebe ja auch kämpften, gegen Luisens Liederzustand

1) Aufzeichnungen und Briefe von L. Hensel 37.

2) Jacopone da Todi ist in Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß mit vier Nummern vertreten.

3) Der Geistl. Blumenstrauß enthält das „Lob der Armuth. Nach Jacopone, verkürzt.“



aufführst, was geht mich Schenks Toilette an, warum bringst Du seine dicke rothe Backen nicht auch mit den Ihren zusammen? Sie ist Gott verlobt, muß verborgen leben, ist in verwickelter Lage, eine arme Schullehrerin, was soll sie an einem poetisch litterarisch ästhetischen Maasstab, er wäre in jedem Fall eine Art Pranger. Hier folgt noch eines der späteren Lieder, das Frau Diez gehabt.

Antwort einer Klosterjungfrau durch das Sprechgitter an ihre Gespielen. (Gedicht im Beiblatt!) [1])

Ich habe in diesen Tagen die sehr mittelmäßige Uebersetzung des vortrefflichen katholisch historischen Romans des Mailander Manzoni gelesen: Die Verlobten. Leipz(ig) bei Hartman. Göthe nennt ihn den edlen Dichter, und man kann ihn dicht hinter Göthe den edleren Dichter nennen. Im Französischen hat das Buch schon zwei Auflagen und Lamennais im Memorial catholique empfiehlt seine Lektüre als eine höchst reitzende und nützliche. Alle deutsche Blätter schweigen darüber, denn es ist ein Produkt, in welchem die Priester und armen Mönche eine ungemein würdige wahre, rührende Rolle spielen, Friedrich Boromäus Erzbischof von Mailand, der Neffe Carlo des Heiligen, ist so gezeichnet, daß man meint den lieben Vater Sailer zu sehen. Und doch ist nicht geschmeichelt, es sind auch Kehrseiten im Buch, doch nur historisch wahre, kein absichtlicher Popanz. Das Ganze führt zwei [rein [2])] katholische, unschuldige, kindliche Herzen, voll Friede und Zucht, als wie an der Hand ihres Schutzengels, durch die Verfolgung lasterhaften Adels, Hungersnoth, Krieg und Pest. Man sieht Alles vor Augen, es ist mit noch größerer historischer Wahrheit und weit mehr bonne foi und größerem Talent als Walther Scott gearbeitet, der nie die größte Tiefe in seiner Stellung berühren konnte. Es wäre mein herzlicher Wunsch und gewiß von großem Nutzen, wenn die drei kleinen Bände, was sich sehr bequem

1) Vgl. meine unten, hinter dem Abdruck des Briefes, beigefügten Bemerkungen.

2) Binders Abschrift deutet hinter „zwei" eine kleine Lücke an, die er durch das eingeklammerte Wort mit Fragezeichen ergänzt.



thun läßt, in einen Band zusammengezogen, vielleicht eines der besten allgemeinen Lesebücher für geistlich und weltlich würden, und ich wünschte, daß Du es thätest, Du brauchst die deutsche Uebersetzung nur anzustreichen und abzukürzen, und vieles in einfältigeres deutsches Wort zu bringen, manches psychologische Gerede hinwegzulassen, vieles aus der Mailänder Geschichte, was deutschen Lesern unnütz ist, kurz Du wirst es bald finden.[1]) Seidel erhält einen vortrefflichen Verlag dadurch, und es wird Dir eine große Freude machen. Ich wünsche, daß Du Dir gleich die Uebersetzung kommen läßt, und daß ihr das Buch Abends leset, es wird Vater Sailer und Therese höchlich ergötzen; scheust Du die Kosten, ich bin herzlich bereit, dir ein Geschenk damit zu machen. Du wirst in der Lektüre gleich fühlen, daß sich vieles kürzer und einfacher sagen läßt, damit das Buch auch dem einfachen Menschen gefalle, und daß sich manches zusetzen läßt, und vieles weglassen, ohne daß ein (wirk)=licher Schaden erfolgt. So Du die Arbeit unternimmst, bin ich bereit von Herzen durchzusehen und meine Meinung zu sagen. Ich habe das Buch sehr lieb. So Du willst, schreibe ich selbst an Seidel, Dich aufzufordern.

Zwei traurige Sterbfälle, Schlegel und Müller, in einer galvanischen Kette mit dem Tode der Metternich. Müller stand in der Mitte. Die Metternich soll sehr wohlgesinnt gewesen sein, und auf ihren Mann gewirkt haben. Müller stand gut und hatte die geistlichen Sachen in der Staatskanzlei. Wäre jetzt nicht Zeit für Beckedorf, in Oestreichische Dienste zu treten, er könnte den Faden auffassen, der sonst in unrechte Hände kommen kann. Schreibe ihm einmahl.

Die Eos will nicht vorwärts und man kann nicht helfen, weil sie wie eine Gesellschaft spricht, die man nicht versteht, und die einen nicht interessirt. Das Görresische Bedlam versteht hier kein Mensch, und die es halb und halb verstehn, interessiert es gar nicht. Wir begreifen gar nicht, was das Zeug

1) Binder hat an den Rand Verweisungen geschrieben: Diepenbrock an Görres (Ges. Br. III, 352 und Brentano 4. April 1829 II, 232.



will und soll; wenn es den dortigen Lesern gesund ist, so müssen sie eine kuriose Krankheit haben. Es ist ein schrecklicher Mangel an Popularität drinn. Ein Kanonikus hier meinte, Bedlam sei bairisch für Betlehem, ein bairischer Kanonikus hält es wohl für Coblenzer Dialekt von Görres. Das wäre das lustigste von allem. Görres schreibt darin, wie einer der sich blind in die Sonne geguckt, und nun seinen Freunden eine Familien Carikatur zeichnen will. Diese ganze Art von Ironie ist verbraucht, besonders wo sie nicht einen klar ausgesprochenen Kern comentirt, der hier ganz fehlt. Gott gebe, daß es dort besser gefällt. Wenn die Leute nur eine Spur gäben, wo man anknüpfen könnte. Ich habe oft Lust, Sie (jedenfalls zu lesen: sie) um Gotteswillen zu bitten nicht so langweilig zu sein.

In Bocholt sind 300 Kranke am Nervenfieber. Der Vater schickte 50 Th., die Freunde hier auch 50 und noch viele Geschenke zu einer Lotterie. Sie danken ganz glückselig d. h. Bostel und Marianne. Wir grüßen und empfehlen uns Deinem unserm Vater und Fürbitter. Clemens. Christian krankt noch hier.

Die „Antwort einer Klosterjungfrau", die Br. dem vorstehenden Briefe beilegt und ausdrücklich als ein von Luise Hensel gedichtetes Lied bezeichnet, habe ich kürzlich veröffentlicht.[1]) In der von Br. mitgeteilten Form stellte es sich heraus als eine sehr starke veränderte Umarbeitnng eines Liedes, das L. Hensel bereits 1820 in ihr Tagebuch eintrug; drei Strophen der ersten Fassung sind fortgefallen, 12 neue hinzugekommen, so daß aus den ursprünglichen neun Strophen 18 wurden. Erst nach der Korrektur — leider gerade zu spät, um noch einen Nachtrag beifügen zu können — bemerkte ich, daß noch eine dritte Fassung vorhanden ist, welche sich der zweiten anschließt: die ersten fünf, streng persönlichen Strophen, welche die zweite mit der ersten gemeinsam hat, sind weggefallen, die übrigen 13 erscheinen ausnahmslos, allerdings in veränderter Reihenfolge und mit zahlreichen Varianten. Diese dritte Fassung aber steht mit

1) Aufzeichnungen und Briefe von L. Hensel, 37.



der Überschrift „Was weinst Du, Weib?" mitten unter den Geistlichen Liedern — Clemens Brentanos![1]) Wir haben hier also einen weiteren handgreiflichen Beleg zu dem, was L. Hensel in den fünfziger Jahren, in ihren Bemerkungen zu den beiden Bänden von Br.'s Gesammelten Schriften, schrieb[2]): „In beide (Lieder Br.'s) sind Lieder von ihr (L. Hensel) verwebt . . . Es sind aus Versehn einige fremde Gedichte in die Sammlung gekommen, ohne die, welche er selbst adoptirt und in die seinen verwebt hat, wie er mit mehreren seiner Freundin (d. h. L. Hensel) getan." Im vorliegenden Falle ist lediglich ein „Versehn" anzunehmen, denn die dritte Fassung „verwebt" nicht, sie enthält keine einzige Strophe, die nicht schon in der zweiten steht.

Als ich die erwähnten Bemerkungen Luise Hensels nach ihrem Autograph veröffentlichte, habe ich bereits auf die zahreichen Verschiedenheiten zwischen dem Autograph und dem sehr freien Erstdruck in der Biographischen Einleitung zu Br.'s Gesammelten Briefen (Ges. Schriften VIII, 60 ff.) hingewiesen. Diese Abweichungen treten stark in den Datierungen Brentanoscher Lieder hervor, was bei einer kritischen Ausgabe aufmerksam zu berücksichtigen sein wird. Merkwürdiger Weise wird sich bei einer solchen Prüfung herausstellen, daß das Autograph auch falsche Angaben enthält. Das Gedicht „An den Engel in der Wüste" wird im Erstdruck Spätherbst 1817, im Autograph Spätherbst 1816 datiert, zweifellos richtig, denn es steht schon in Br.'s umdatiertem Brief an L. Hensel („Es ist mir innerlich gewiß"), der offenbar in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft fällt. Zum Überfluß hat L. Hensel auf den (mir im Original vorliegenden) Brief eigenhändig mit Bleistift notiert: „Berlin, Spätherbst 1816" und die Jahreszahl unterstrichen. Dagegen ist es zweifellos irrig, wenn sie im Autograph das „Wiegenlied eines jammernden Herzens" und das Lied „Schweig Herz, kein Schrei" (Ges.

1) Ges. Schriften I, 136.

2) Aufzeichnungen und Briefe S. 10.



Schriften II, 197, 199) in den Januar bezw. Sommer 1817 setzt. Beide stehen schon in einem undatierten Briefe Br.'s an L. Hensel („Kaum habe ich Dich verlassen"), und dieser muß vor der Generalbeicht Br.'s (Februar 1817) geschrieben sein, denn er enthält den Satz: „Das Leben ist mit mir ausgesöhnt durch Dich, und mit Gott mich auszusöhnen will ich jetzt auch eilen."

Vor langen Jahren konnte ich, Dank dem Entgegenkommen Ludwigs v. Pastor, in Frankfurt a. M. die Brentanopapiere Böhmers einsehen und für meine Untersuchung der Märchen Br.'s benutzen. Bei dieser Gelegenheit fand ich in einem Heft „Nachrichten und Urteile dritter Personen über Cl. Br." auch einige Blätter mit Äußerungen Brentanos, von deren zuweilen befremdlichem Inhalt bisher nur ein Teil bekannt geworden ist. Hier der Wortlaut mit einer Menge echt Brentanoscher Bosheiten:

Dec. 1824. Äußerungen von Cl. Br.

Christian Schlosser, der Bruder des Rath Schlosser, schon Mitarbeiter an der Trösteinsamkeit, wo allerlei Dithyramben von ihm stehen († vor circa 12 Jahren in Rom), ist der Tambourmajor der Emphase, der große Diphtongist von Europa, ein rechter Stammbuchkönig [1]), er ist stets zum Flug erhoben, als wolle er durch ein Faß springen.

Arnim [2]) hat das Talent des Walter Scott z. B. in den Kronenwächtern, ist aber zu edel um sich nicht gehen zu lassen. W. Scott gehört in das Trachtenmäßige unserer Zeit. Hätten wir in allen einzelnen europäischen Ländern nur einen, so würden die vergangenen Zeiten für uns wieder Gestalt gewinnen.

Byron ist eine unglückliche und widerliche Individualität.

---

1) Diese Epitheta widmet Br. bei Janssen, Böhmers Leben Briefe und kleine Schriften I, 106 „einem seiner Bekannten", der Name wird nicht genannt.

2) Br.'s Urteile über Arnim, Scott und Fouqué auch bei Janssen, Böhmer I, 102. Hier fallen sie in einem Gespräch bei dem ersten Zusammentreffen Br.'s mit Böhmer, also schon 1823.



Willemer (der Gatte der Marianne=Biondetta) ist ein Unbekannter aus Menschenhaß und Reue, ein rotbackiger Eisbär.[1])

Neue Dichter so verschränkt wie ein gebratener Krammetsvogel, dem man die Beine durch den Kopf gesteckt hat.[2])

Persische Liebeslieder in deutscher Sprache: als wolle man die Liebes= und Heiratsgebräuche aller Völker nach und nach kennen lernen und durchmachen.

Uhland hat sich irgend eine Goethe'sche Romanze recht gemerkt. Alle seine Gedichte sind nur Variationen darüber.

Traurigkeit befalle ihn immer, wenn er sehe, wie lieb ich die literarischen Sachen habe.

Auf der Nidda mit seiner hiesigen Familie: Also auch auf dieser Brühe müssen wir herumfahren.

Vömel (der Rector des Frankfurter Gymnasiums, ein schwacher Pietist, nicht recht aufrichtig, aber voll erkünstelter Theilnahme) kommt mir vor wie einer der mit der Schmierbüchse um den Postwagen herumgeht.[3])

Walter Scotts Figuren kann man herumdrehen, sie sind plastisch, seine Menschen sprechen mit einander. Fouques Figuren gleichen Theaterdecorationen, die an uns vorübergezogen werden und nur eine Seite haben. Sie wissen auch nicht zu sprechen.

1825. Das sind solche schätzbare Freunde, die Einen zum Mittagsessen einladen, die Einem aber keinen Knopf annähen, was man doch zu Zeiten nöthiger hätte.[4])

---

1) Auch bei Janssen, Böhmer I, 106, aber ohne Namensnennung.

2) Bei Janssen 102 in folgender Form: „Alle neueren Dichter, Goethe ausgenommen, sind so beschränkt wie ein Krammetsvogel, dem man die Beine durch den Kopf gesteckt hat, und ihr poetischer Flug kommt mir so erhaben vor, als wollten sie durch ein Faß springen"; letzterer Satz bezieht sich oben auf Christian Schlosser.

3) Auch bei Janssen 106, aber wieder ohne den Namen.

4) Fast buchstäblich dieselben Notizen, mit Ausnahme derjenigen über E. T. A. Hoffmann, auf einem andern Blatt, das offenbar als Konzept gedient hat. Dasselbe beginnt: „21. Dez. 1824. Um 4 bei C. (wohl Clemens), der schon zweimal bei mir gewesen war." Vor der Notiz über Willemer: „Nach 8 Uhr." Nicht benutzt sind folgende Sätze des Konzeptes: „G.s Gedicht sei wie



E. T. A. Hoffmann an Hitzig. Warschau 16. Sept. 1805. Im Dec. v. J. componirte ich eine äußerst geniale Oper von Cl. Br.: Die lustigen Musikanten, welche im April d. J. auf die hiesige Bühne gebracht wurde. Der Text mißfiel; es war Caviar für das Volk wie Hamlet sagt, von der Musik urtheilten sie günstiger.[1])

Von diesem Hoffmann, von dem Dichter Kleist[2]) und ihrer Gesellschaft urtheilte Cl. Br. nicht günstig. Des Einen Liebhaberei sei gewesen Arrack oder Rum anzuzünden und dann widrige Gesichter zu schneiden, des Andern sich Speichel ins Gesicht zu schmieren.

(Auf der folgenden Seite an den Rand geschrieben): Haben Sie Göthe oft gesehen, als Sie in Jena lebten? Nein, Göthe war mir viel zu vornehm und zu langweilig.

Über Rückert zu Böhmer etwa 1829:

1) Er ist ein Perlenstricker. 2) Aus dem, was man aus der Stube kehrt, macht er gelegentlich etwas, daß man sich darüber wundert. 3) Er macht Sprünge wie ein Seiltänzer, daß man recht froh ist, daß er nicht den Hals gebrochen hat, wenn man am Ende sieht, daß er doch zurecht kommt. 4) In

---

der eingesunkene Schaum eines Bierglases. Görres ist das in der Poesie, was die chemischen Erscheinungen und Zersetzungen in der Natur. Seine Werke sind wie über die Erde hinfahrende Blitz und Donner. Manuel's Handschrift = wahre Ketzerschrift." Der Satz über Görres bei Janssen, Böhmer I, 103. Unter Manuel wird der Berner Maler und Reformationssatiriker Nikolaus Manuel zu verstehen sein.

1) Auf einem Notizblättchen bemerkt Binder: „E. Hitzig berichtet: Zu Anfang 1804 (so!) brachte Hoffmann Br.'s Lustige Musikanten, die er in wenigen Wochen componirt hatte, auf die Warschauer Deutsche Bühne, die, wäre sie nicht von der traurigen Wothe'schen Truppe vorgestellt worden, gewiß vielen Beifall gefunden haben würde. So ward sie gleichgültig aufgenommen, was sie wohl am wenigsten verdiente. Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß I, 310."

2) Ueber Kleist urteilt Br. in Briefen an Wilhelm Grimm von 1810 im ganzen sehr günstig. Vgl. R. Steig, Cl. Br. und die beiden Grimm, Köln. Ztg. 1914 Nr. 791 u. 795.



hundert Jahren kennt man kein Gesicht mehr von ihm. 5) Keins ist schön wie der König Thule und Göthes Fischer. 6) Sie gehen nicht ins Volk. 7) Er gehört hin, wo Gryphius ist. 8) Er sollte Prosa wenigstens reimlos schreiben, um sich zu bessern. 9) Er ist wie eine mit Holz eingelegte Tischplatte, wo eben die einzelnen Stückchen auseinander springen wollen. 10) Er überlistet stets seine Leser. 11) Es ist bewunderns-werth, wie weit er es in seiner Art gebracht hat.[1])

Die Freimäurerei ist ein fauler Apfel, in welchen jede Sorte von Geschmeiß seine Eier legt.

II.

Vom Hasse im Weltkriege.

Aus Österreich.

Der Haß ist die auf die Spitze getriebene Abneigung, der schärfste Gegensatz zur Liebe, der sich nicht gegen die Eigenschaften oder Handlungen einer Person, sondern gegen die Person selbst richtet. Wäre der Haß nach christlicher Lehre je erlaubt, so könnte es nur dem Feinde gegenüber sein; den Feind aber gebietet das Christentum zu lieben, also ist Haß nach christlicher Lehre überhaupt nicht erlaubt. Ob nun Sertillanges in Paris in einer Predigt sagt: „Gegen solche Feinde ist jeder Haß erlaubt", oder ob der Nürnberger Pastor Schiller den Haß gegen die „Lügenbrut" England fordert, ohne zwischen dem Unrecht und der Person des Gegners zu unterscheiden, und sogar ein Hinweggehen über das Gebot der Feindesliebe verteidigt, da das ethische

1) Einige dieser Urteile bei Janssen, Böhmer I, 146. 147, einmal mit Br.'s Zusatz: „Wie bin ich doch so unverschämt im Sprechen." Wiederholt bei Diel-Kreiten, Cl. Brentano II, 433.



Gebiet „einen Verwandlungsprozeß durchgemacht" habe und wir heute wüßten, was wir hassen dürfen, hassen müssen. Eines ist sicher, daß sie sich beide dadurch in Widerspruch zum christlichen Gebote der Nächstenliebe setzen, das auch den Feind zu lieben gebietet. Liebe und Haß aber sind miteinander unvereinbar. Ein grundsätzlicher Abfall von dem göttlichen Gebote der Feindesliebe ist trotz solcher Entgleisungen dennoch nicht zu befürchten, wenigstens nicht in katholischen und positiv christlichen Kreisen, in denen schon heute der Unwille über solche Entgleisungen groß genug ist; die durch die Leidenschaften einen Augenblick verdunkelte christliche Gesinnung wird nach dem Kriege mit elementarer Gewalt wieder hervorbrechen. Leute wie der Sternenauslöscher Viviani freilich, der die Hoffnung aussprach, dem Hasse der ganzen Welt werde Deutschland schließlich doch erliegen, haben in ihrem Atheismus nicht die innere Voraussetzung für eine baldige geistige Umwandlung.

Daß die tiefgehende Abneigung der Völker, welche in einem Kriege sich namentlich bei den im Nachteile befindlichen Völkern so leicht bis zu einem wahren Hasse steigern kann, tatsächlich in diesem Kriege vielfach diesen Grad erreicht, ist eine nur allzuleicht erklärliche Erscheinung. Wenn selbst das große Gebot der christlichen Feindesliebe hier nicht immer ein fester Damm gegen die Leidenschaft ist, dann noch viel weniger jene rein materialistische Gefühlsdynamik, welche in Liebe und Haß nur ein mechanisches Spiel der seelischen Kräfte sieht, die der Mensch nicht nach objektiven, der Willkür entrückten sittlichen Grundsätzen wirksam zu leiten hat, deren Steigen und Sinken er vielmehr nur als müßiger Zuschauer beobachtet. Mit seinem Mangel jedes höheren sittlichen Ideals, mit seinem Barsein von jedem Verantwortlichkeitsgefühl und von jeder auf Gottes Gebot beruhenden Bindung des Gewissens, mit seiner ausschließlichen Einstellung auf individuelle und soziale Zweckmäßigkeitsrücksichten, die im Drange der Leidenschaft die buntesten Formen annehmen können, ist der innerlich durch nichts gezügelte

Haß des Unglaubens eine viel bedenklichere Erscheinung als die Entgleisungen in christlich denkenden Kreisen, die ihre Korrektur durch sich selber finden.

Haßausbrüche hat es seit dem Ausbruche des Krieges auf beiden Seiten gegeben. Pflichtvergessene Volksführer und eine gewissenlose Presse haben im weiten Umfange dem Hasse das Wort geredet. Wie weit jedoch dieser Haß geht, wie tief er sitzt, wie weit er bereits einer besseren Einsicht Platz gemacht hat oder Platz machen wird, wenn einmal die Sonne der Wahrheit den Wust von Irrtümern, von bewußt in die Welt gesetzten Lügen und Verleumdungen in nichts auflösen wird, das ist eine ganz andere Frage. Die Katholiken der ganzen Welt beten beständig das Gebet, das Benedikt XV. ihnen auf die Zunge gelegt hat, „daß alle Menschen sich bald wieder in Liebe zusammenfinden“. Ernste Mahnungen gegen den Haß gehen von hochstehenden Männern, von kirchlichen und staatlichen Organen, ja selbst von militärischen Kommandostellen aus. Aus allen Völkern dringen Züge echt christlicher Feindesliebe zu uns herüber und die christliche Presse sorgt dafür, daß sie in möglichst weiten Kreisen bekannt werden. Mit großer Kraft treten namentlich in Deutschland und Österreich die positiv christlichen Kreise aus sittlichen Gründen und im Geiste echt christlicher Nächstenliebe den Haßpredigern aus einem gewissen Lager entgegen, denen die Haßpredigt nur eine Ausnützung der Konjunktur zu sein scheint. Selbst in dem in seinen bekannten lebhaften patriotischen Gefühlen durch das widrige Kriegsglück so schwer getroffenen Frankreich sehen wir neben Ausbrüchen lodernden Hasses doch auch wieder Äußerungen wahrhaft christlicher Gesinnung.

Wenn man vom „Abbau des Hasses“ und seinen Aussichten spricht, darf man immer eines nicht übersehen, daß nämlich glücklicherweise der eigentliche Haß auf keinen Fall so weit verbreitet und so häufig ist, wie manche angebliche Feinde des Völkerhasses glauben machen wollen. Man erweist dem Abbau des Hasses den schlechtesten Dienst, wenn



man auf einmal mit dem Hasse alles in einen Topf wirft, was mit dem Hasse in Wirklichkeit gar nichts zu tun hat. Wenn wir einmal von den Vierverbandsdiplomaten, diesen eigentlichen Urhebern und Hauptschuldigen am Kriege und dessen Greueln absehen, so finden sich die in Reih und Glied gestellten Völker in einem Zustande der seelischen Hochspannung, die aus dem Bewußtsein der Notwendigkeit, ihr Vaterland zu verteidigen und zu diesem Zwecke alle Kräfte anzuspannen, hervorgeht. Die Völker sind über Nacht „Feinde“ geworden, die sich in einem Riesenkampfe gegenüberstehen. Es ist bezeichnend, daß trotzdem christlichen Blättern und Rednern das Wort „Feinde“, wenigstens bei uns, gar nicht recht über die Lippen will, und daß sie dafür oft genug lieber „Gegner“ sagen. Allein sie stehen nun einmal einander gegenüber.

Was die Christen unter ihnen hüben und drüben wollen, was ihnen als das Um und Auf, als das Eins und Alles des Krieges vorschwebt, das hat mit diesem „Feinde“ gar nichts zu tun; sie denken zunächst gar nicht an den „Feind“, selbst wenn sie ihn vor dem Gewehrlaufe haben; sie denken nur immer an das große gemeinsame Selbst, das ihr Vaterland ist; sie wollen ihr Vaterland verteidigen, schützen, befreien, sie wollem ihrem Vaterlande die Sicherheit des Daseins und ruhiger Entwicklung erkämpfen. Wenn sie gegen den „Feind“ vorgehen, wenn sie ihn fangen, verwunden, töten, so tun sie es nicht aus der Absicht heraus, dem Feinde Schmerz zu bereiten, sie wollen ihm nicht schaden, um ihm zu schaden, sondern nur, um ihn für sich selbst und für das erweiterte Ich, das Vaterland, unschädlich zu machen. Sie beabsichtigen nicht, das gute Recht des „Feindes“ anzugreifen, sondern nur, das ihrige zu verteidigen, wenn sie sich auch bewußt sind, daß dieses nicht ohne die in diesem Falle berechtigte Schädigung des „Feindes“ durchgeführt werden kann. Sie gehen darum über das zur Erreichung des Kriegszweckes Notwendige nicht hinaus; im unschädlich gemachten Feinde sehen sie nur mehr den armen, des Mit-

leids und der Liebe würdigen Menschen. Sie hüten sich wohl, durch Anwendung unerlaubter Mittel sich selbst ins Unrecht zu setzen. Lüge und Verleumdung, sei es gegen den einzelnen, sei es gegen ein ganzes Volk, Kampfmittel und Kampfmethoden, welche gegen die natürlichen Forderungen der Menschlichkeit verstoßen, gelten ihnen nicht als erlaubte Mittel. Man zeichnet die feindliche Politik und die feindlichen Politiker so, wie sie sich auf Grund ihrer eigenen Taten darstellen, aber man macht einen jeden nur für seine Taten, nicht aber für die Taten einzelner das ganze Volk verantwortlich. Den Feind militärisch zu vernichten, das heißt seine bewaffnete Macht zu brechen, ist allerdings das ureigene Ziel des Krieges, nicht aber die Vernichtung des feindlichen Volkes, ja nicht einmal die Vernichtung seiner staatlichen Existenz, wenn ein Volk dieselbe nicht selbst verwirkt hat und diese Vernichtung nicht das einzig wirksame Mittel zur Erlangung der künftigen Sicherheit des eigenen staatlichen Lebens ist. Ein Staatswesen, wie das serbische, hat durch seine Vergangenheit das Recht seiner staatlichen Selbständigkeit verwirkt, um so mehr, da es, wieder aufgerichtet, nach seiner ganzen Geschichte, eine neue beständige Gefahr für die Donaumonarchie sein würde. Die Aufhebung der eigenen staatlichen Existenz bedeutet ja auch in keiner Weise die Vernichtung des serbischen Volkes oder der serbischen Nation, welche in einem anderen Staatsverbande sogar viel glücklichere Zeiten erleben kann, als damals, wo es der Gewissenlosigkeit einiger Beutepolitiker der eigenen Nation ausgeliefert war. Wenn nun die Angehörigen eines Volkes und eines Staates sich des notwendigen Zieles ihrer Kriegführung bewußt sind, so haben sie das Recht und die Pflicht dieses Ziel zu wollen, anzustreben, sich dazu selbst zu ermuntern, an der Erreichung desselben durch alle erlaubten, physischen und moralischen Mittel mitzuwirken. Wer seinerseits das Volk zu diesem Kampfe aufruft, wer es ermuntert, seine Pflicht zu tun, ist deswegen noch lange kein „Kriegshetzer“ und noch viel weniger ein „Haßprediger“. Ein



„Kriegshetzer“ ist der, welcher ohne Notwendigkeit zum Kriege aufstachelt, welcher während eines bereits ausgebrochenen Krieges zu einer unnötigen Ausdehnung des Krieges treibt, wie die Freimaurer in Italien vor der Kriegserklärung an Österreich und, ein zweites Mal, am Anfang des Jahres 1916, als sie um jeden Preis die Kriegserklärung Italiens an Deutschland erzwingen wollten. Ein „Kriegshetzer“ ist auch der nicht, der den Krieg von Ferne kommen sieht und die notwendige Vorbereitung für diesen traurigen Fall verlangt; auch der nicht, der aus guten Gründen im Kriege irgend eine militärische Maßregel fordert, die er zum guten Gelingen des Krieges für notwendig hält, mögen andere vielleicht vorläufig auch noch anderer Ansicht sein, soferne er sich nur bei der Äußerung seiner Ansicht in den richtigen Grenzen hält. Ein „Kriegshetzer“ kann aber sehr wohl derjenige sein, der, unter der erheuchelten Maske eines sogenannten „Pazifismus“ oder „Antimilitarismus“, mit international organisierten, verbrüderten Kreisen ein unredliches Spiel zur Wehrlosmachung des eigenen Vaterlands spielt, weil er von einem Siege des feindlichen Volkes die Durchsetzung der eigenen parteipolitischen Ziele erwartet; durch die dadurch bei den Feinden geweckte Hoffnung auf einen leichten Sieg reizt man dieselben förmlich zum Kriege gegen das eigene Volk, belebt man ihre Hoffnung auf den Sieg und verlängert dadurch den Krieg, wenn die Feinde, am Siege verzweifelnd, schon die Hand zum Frieden zu bieten sich anschicken.

Da ein Krieg, wenn er einmal da ist, auch ohne jeden Haß des Feindes geführt werden kann und von den praktischen Christen auch tatsächlich ohne Haß geführt wird, so ist es eine grobe Verkennung der wahren Sachlage, wenn man, sei es die Führung des einmal notwendigen Krieges, sei es die Aufmunterung zur Tapferkeit und zum mutigen Aushalten als ein Säen von Haß bezeichnet. Wie hoch auch die Begeisterung sein mag, so hat man unter praktischen Christen doch ein sehr feines Gefühl für das, was über die



richtige Form oder über das richtige Maß hinausgeht. Wenn eine „vornehme“ französische Zeitschrift, „L'Illustration“, unter Ausfällen auf die „Boches“ sich zu dem Satze versteigt: „Wohlan, Boches zu töten, und zwar so rasch als möglich zu töten, ist für die Verbündeten eine der wesentlichsten Aufgaben des Krieges“, so wurde dem von unserer Seite entgegengehalten, daß nicht das „Töten“, sondern die Außergefechtsetzung, sei es durch Gefangennahme, sei es durch Verwundung, sei es endlich, wenns nicht anders geht, durch Tötung, die Aufgabe des Soldaten sei. Das zeigt, wie scharf der jeder gerechten Kriegführung selbst im Angriffe noch innewohnende Defensivgedanke bei uns immer im Auge behalten wird. Darin liegt aber gerade das unterscheidende Merkmal gegenüber dem Hasse: der christliche Krieger denkt an sich und an das Vaterland und will dem Feinde nicht mehr schaden, als es zur eigenen wirksamen Verteidigung notwendig ist, während der Haß in blinder Weise zerstören und vernichten will. Gewiß freuen wir uns und stecken die Fahnen aus, wenn unsere braven Truppen eine Schlacht gewonnen haben, in denen vielleicht, mit so manchem unserer eigenen Soldaten, viele Tausende der Feinde als Leichen das Schlachtfeld decken. Es ist aber eine widerliche, heuchlerische Sophisterei, wenn man in solchen Augenblicken, wo ein Ansetzen der Erleichterung durch alle Volkskreise geht, mit pharisäischer Entrüstung kommt und sagt: Schaut diese Rohlinge! Tausende unserer Feinde, die ja auch ihre Mütter und Frauen und Kinder haben, sind auf dem Schlachtfelde geblieben, und diese Menschen freuen sich darüber! O nein, ihr Herren von der „Roten Internationale“, das wißt ihr so gut wie wir, daß sich das christliche Volk nicht über die gefallenen Feinde und nicht über die Qualen der Verwundeten freut, so wenig wie über die gefallenen und verwundeten Söhne des eigenen Volkes, sondern über die gewonnene Schlacht, über die Aussicht auf Sieg und endliche Erlösung vom Kriege, die mit jedem Siege naturgemäß näher rückt. Wenn unsere Soldaten die Schlachten dadurch



gewinnen könnten, daß sie einfach die ganze feindliche Armee gefangen nehmen und nach Deutschland und Österreich führen, wo wir schon gut für sie sorgen wollen, so würden sie das entschieden viel lieber tun, als sie im blutigen Kampfe erst unschädlich machen zu müssen. So liegen hier die Dinge, und nicht anders. Unsere Soldaten sind keine Plattenbrüder, die am Rauben und Messerstechen Freude haben, und unser ganzes Volk wäre nie für den Krieg zu haben gewesen, wenn es ihn nicht als notwendig erkannt hätte, und es würde ihn am liebsten heute noch unblutig beenden, wenn die endgiltige Ruhe vor unseren ewigen Störenfrieden um so leichten Preis zu haben wäre.

Es ist eigentümlich, daß gerade nichtchristliche Blätter, allen voran die „Wiener Arbeiterzeitung", sich berufen fühlen, den Christen vorzudemonstrieren, daß Krieg und Christentum miteinander nicht vereinbar seien. Das ist doch eine Sache, welche die Christen besser wissen müssen. Wenn der Krieg mit dem Christentum nicht vereinbar wäre, dann müßte man dem Christentum die abgeschmackte Lehre zumuten, daß der ruhig seines Weges gehende Wiener sich vom nächstbesten Plattenbruder ruhig ausrauben und umbringen lassen müsse, daß der Arbeiter sich von einem herzlosen Großkapital widerstandslos aussaugen lassen müsse, daß jeder Staat willenlos sich vom nächstbesten Nachbarstaate überfallen, ausrauben, brandschatzen, in heillose Unordnung bringen und endlich vernichten lassen müsse. Wenn schon das Reich Gottes zwar nicht von dieser Welt, aber doch in dieser Welt ist, um wieviel mehr das irdische Reich, welches sich noch viel weniger über die Bedingtheit alles Irdischen hinwegsetzen kann.

Als Hindenburg seine großen Siege erfocht, kamen ihm von wohlmeinenden Menschen zahllose gute Ratschläge zu, wie er es machen solle, um der Russen vollständig Herr zu werden. Einer meinte, Hindenburg solle sich immer auf der linken Seite des Bug halten. Lachend erwiderte Hindenburg, das werde er gerne tun, wenn ihm der freundliche Schreiber des Briefes garantieren könne, daß die Russen



sich immer auf der rechten Seite halten werden. So ists auch in unserem Falle. Diese notwendige Rücksicht auf den Nachbar, der zuweilen recht bös sein kann, und durchaus nicht immer gesonnen ist, uns freiwillig unser gutes Recht zu geben und zu lassen, gehört nun einmal zu den Nachtseiten alles irdischen Lebens. An dem Tage, da uns die absoluten Kriegsgegner den vollgiltigen Beweis liefern werden, daß alle Völker, von deren Anerkennung und absoluten Hochhaltung unseres eigenen Rechtes unsere Sicherheit, unsere Ruhe und unsere friedliche Entwicklung bedingt ist, sich in Zukunft nur mehr vom peinlichsten Gerechtigkeitsgefühl gegen uns leiten lassen werden, an jenem Tage, den uns Gott bald bescheeren möge, wollen auch wir unsere Schwerter in Pflugscharen verwandeln, aber um keinen Tag früher.

Daß wir von diesem glücklichen Tage weiter denn je entfernt sind, das hat uns der Weltkrieg durch einen eindringlichen Anschauungsunterricht bewiesen. Wie siegesbewußt und triumphierend hatte man in den Freimaurerlogen, in der internationalen Sozialdemokratie, auf zahllosen, meist freimaurerisch beeinflußten Kongressen an dem hohen Turme einer atheistischen Kultur gebaut, welche ihre Überlegenheit über das Christentum durch das Geschenk des ewigen Weltfriedens an die Menschheit dartun sollte. An der holländischen Küste beim Haag, an der Riviera bei Cannes, am Ufer des Neuenburger Sees, zu St. Germain bei Paris, an den Ufern des Marmarameeres bei Konstantinopel, am Mittelländischen Meere bei Rom oder in Neu-Jersey bei Lakewood in den Vereinigten Staaten wollte Mister A n d e r s o n die zukünftige Hauptstadt der Welt errichten, in welcher sich der 320 Meter hohe „Turm des Fortschritts“ erheben sollte. Wer denkt da nicht an den Turmbau zu Babel? Der bis in die letzten Einzelheiten entworfene Plan dieser Hauptstadt der Welt mit ihrem „Turme des Fortschritts“ ist noch nicht zur Wirklichkeit geworden und schon ist unter den Arbeitern am geistigen Babel die Verwirrung eingerissen. Die angeblichen Friedens-



stätten stehen heute vor aller Welt da als die eigentlichen Werk- und Brutstätten des Krieges. In der Vorbereitung des Krieges von langer Hand, in der Entzündung des Kriegsfunkens und in der Schürung des Weltbrandes sehen wir die feindlichen Regierungen, an der Spitze die immer „selbstlose" englische, das internationale Großkapital und das internationale Freimaurertum zu einer so vollkommenen Einheit verschmolzen, daß selbst die Frage gegenstandslos wird, wer der führende und wer der geführte Teil ist, weil die Persönlichkeiten vielfach dieselben sind.

Die Frage, wie hoch im Kurse die Aussichten auf friedliebendere Zeiten stehen, hängt im Wesentlichen heute davon ab, ob ein Verschwinden des großen Weltbrandstifters, des internationalen Freimaurertums mit seinen Weltherrschaftsbestrebungen, in absehbarer Zeit zu erhoffen ist, oder nicht. Augenblicklich hat das internationale Freimaurertum noch ein sehr zähes Leben und damit rückt die Hoffnung der wahren Friedensfreunde in nebelhafte Fernen. Wem es um die Herbeiführung des ewigen Friedens ernstlich zu tun ist, der muß sich vor allem zu einer energischen Bekämpfung des internationalen Freimaurertums entschließen, wovon sowohl bei der „Neuen Freien Presse" als auch bei der „Arbeiterzeitung" bisher noch nicht die kleinsten Ansätze vorhanden sind. Keines von beiden Blättern hat bisher es für angezeigt gefunden, einmal die Rolle des internationalen Freimaurertums bei der Entfesselung des Weltkrieges, bei der Organisierung des Lügenfeldzuges gegen die Mittelmächte und bei der Herbeiführung des italienischen Krieges in einem ihrer gewohnten langen Artikel ins rechte Licht zu setzen. Warum hat die „Arbeiterzeitung", die beim Ausbruch des italienischen Krieges so gewaltig gegen die dortigen „Kriegshetzer" gedonnert hat, es niemals für notwendig gehalten, ihren Lesern einmal diese „Kriegshetzer" mit ihrem wirklichen Namen zu bezeichnen? Ehrlich kann man eine solche Kampfesweise auf keinen Fall nennen, und ihre ganze beständige Polemik gegen die angeblichen „Kriegshetzer" in Oesterreich,



gegen die wahren und angeblichen „Haßprediger" wird dadurch als eine bloße, in das Gewand des „Antimilitarismus" gehüllte Hetze gegen das eigene Vaterland und als ein In-die-Hände Arbeiten gegenüber den gewiß nicht friedfertigen Ententemächten entlarvt.

Das ist sicher nicht der richtige Weg zum ewigen Frieden. Als eine Anzahl Pädagogen, darunter F. W. Förster, einen Aufruf an die Eltern und Erzieher erließen, im Interesse der Wiederherstellung freundlicher Beziehungen mit den anderen Völkern nach dem Kriege unsere Jugend vor dem Hasse zu bewahren, eine Forderung, die gewiß allen praktischen Christen aus dem Herzen gesprochen ist, da zeigte sich, daß von gewisser Seite mit der Predigt gegen den Haß antimilitaristische, in diesen schweren Stunden doppelt vaterlandsfeindliche Tendenzen verbunden wurden. Man braucht nur an den Namen Liebknecht zu erinnern und an seine Brandzettel und Brandreden auf dem Potsdamer Platz in Berlin, welche den deutschen Reichstag bestimmten, Liebknecht dem Gerichte auszuliefern und damit der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Und Haase behauptet, es gebe keinen Sozialdemokraten, der nicht schon dasselbe gesagt habe, wie Liebknecht. Nicht gegen die Bekämpfung des Völkerhasses, sondern gegen die Ausschrotung dieser Bekämpfung zu antimilitaristischen Zwecken hat sich mit Recht die Regierung von Frankfurt a. O. in einem Erlasse vom 15. Jänner 1916 gewandt, in welchem es ausdrücklich heißt, daß „nach der friedlichen Grundstimmung des deutschen Volkes, gerade im Gegensatz zu anderen Völkern, gar keine Gefahr besteht, daß in unserer Jugend ein dem künftigen Frieden gefährlicher Haß aufwachsen könnte". Jener eigentliche Zweck des Erlasses wird dadurch klar, daß auf die Notwendigkeit einer starken Wehrmacht für Deutschland und auf die Pflege moralischer Gesinnung mit Nachdruck hingewiesen wird. Der Erlaß verlangt also, daß nicht unter dem Deckmantel der Bekämpfung des Hasses ein anderer Haß gesät wird, der Haß gegen die Monarchie.

Etwas ähnliches mußte sich in Italien der Blutsbruder



der „Arbeiterzeitung", der „pazifistische" „Avanti", der nebenbei der Heeresleitung gute Ratschläge gibt, wie sie uns am besten bekämpfen könne, von den dortigen katholischen Zeitungen sagen lassen. „Avanti" findet die Bekämpfung des Christentums mitten im Kriege ganz in Ordnung, gerade wie die „Arbeiterzeitung"; „Avanti" geht aber noch einen Schritt weiter, indem er nach der Polizei ruft und neue Gesetze gegen die elementarste Betätigung religiöser Gesinnung fordert. Weil ein Redakteur einer Florentiner demokratischen Zeitung, Graf Franquinet, auf dem Sterbebette nach einem Priester verlangte und christlich beerdigt wurde, schrieb der „Avanti": „Der Krieg hat unter den vielen Uebeln das religiöse und klerikale Erwachen gezeitigt; dieselbe Erscheinung ist in Frankreich zu Tage getreten, nur mit dem Unterschied, daß die französische Regierung sofort die nötigen Gegenmittel anwandte und so das Umsichgreifen der religiösen Propaganda, namentlich im Heere, verhinderte. In Italien erlaubt sie nicht nur derartiges, sie begünstigt es vielmehr noch". Das alles zeigt, daß wir von gewissen angeblichen Bekämpfern des Hasses, die vielfach das bekämpfen, was kein Haß ist, und die an die Stelle des einen Hasses einen anderen setzen, am besten möglichst weit abrücken. In der Bekämpfung des wirklichen Hasses, aller Lüge und Ungerechtigkeit, auch dem Feinde gegenüber, aller Schmähungen und Verleumdungen des Feindes, aller Rohheit und Rachsucht gegen den Feind sind alle christlichen Kreise einig. Dank dieser Geschlossenheit in der Abwehr jeder unchristlichen Gesinnung können wir in der Tat aufs Bestimmteste hoffen, daß der Haß bei uns, namentlich in den Herzen der Jugend, keinen bleibenden Boden finden wird.

Zum abschreckenden Beispiele sei hier jedoch noch auf einige Erscheinungen wirklichen Hasses hingewiesen. Hierher gehört der sattsam bekannte „Haßgesang" Lissauers, der nicht auf christlichem Boden gewachsen ist und der am Anfange des Krieges eine leider allzu große Verbreitung gefunden hat. Haß ist es, wenn der nicht-christliche „Morgen" in Wien



am 1. März 1915 schreibt: „Wir, die wir nicht wollen und nicht glauben, daß Lohn und Sühne erst im Jenseits komme, wir dürfen es gar nicht vergessen, daß unsere heiligste Pflicht der Haß ist.“ Haß ist es, wenn Graf Reventlow erklärt: „Wir wollen die Engländer hassen mit aller Kraft und uns durch scheinmoralische (?) Erwägungen nicht davon abbringen lassen.“ Haß ist es, wenn die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt: „Man sollte doch endlich aufhören, den Haß als etwas Minderwertiges zu behandeln. Er ist von jeher ein Bestandteil aller Volkserhebungen gewesen, der Wetzstein des Krieges. Ohne ihn bleiben die Schwerter stumpf. Wer nicht richtig haßt, kann auch nicht lieben.“ Demgegenüber erklärt General v. Kluck: „Unsere Soldaten hassen die Feinde nicht.“ Und ebenso der deutsche Reichskanzler: „Die von ihren Regierungen in den Krieg gehetzten Völker hassen wir nicht; aber wir haben die Sentimentalitäten verlernt.“ „Nicht mit Haß führen wir den Krieg, aber mit heiligem Zorn,“ das ist natürlich ganz was anders, wenn auch das äußere Bild auf den ersten Blick dasselbe zu sein scheint; Zorn kann erlaubt sein, Haß niemals. Haß ist es, wenn der „Republicain“ seine Propaganda für die Kriegsanleihe mit den Worten schließt: „Mütter, Frauen, Bräute! Die Haut eines Boche, der euch in Trauer versetzte, kostet nur 88 Franken. Bezahlt diese Rache! Der Staat wird euch außerdem noch mit Wucherzinsen entschädigen.“ Haß ist es, wenn „John Bull“ schreibt: „Der Deutsche ist das schmutzigste Wesen Europas, und die Absicht des jetzigen Krieges besteht darin, ihn vom Antlitz der Erde verschwinden zu lassen ... Wie der Deutsche zuerst war, so ist er noch jetzt, und so wird er in alle Ewigkeit sein, nämlich: gemein, viehisch, blutdürstig, grausam, roh und berechnend, wollüstig, unflätig, hochtrabend, dickhäutig, krächzend, begierig, gefräßig, anmaßend und kriechend. Das ist die Bestie, mit der wir kämpfen müssen, diese Bestie müssen wir vernichten“. So zu lesen in einem Aufrufe zur Rekrutengewinnung, der anstandslos von den angesehensten englischen Zeitungen verbreitet wurde. Haß ist es, wenn

eine Dame in der „Morningpost“ zum Besten blinder und invalider Soldaten zum Preise von 1 Schilling Medaillen feilbietet, auf deren Vorderseite steht: „Ich verspreche“, auf deren Rückseite: „im Gedanken an jene, die für mich gestorben sind, niemals, so lange ich lebe, mit Deutschland oder einem Deutschen in Verkehr zu treten“. Haß ist es, wenn der Expräsident und Freimaurerhäuptling Theodor Roosevelt sagt: Es wäre eine üble Sache, wenn die Amerikaner den Deutschen Kriegsmaterial schickten, aber es sei edel, wenn sie Deutschlands Feinde damit versorgen. Es sei recht für eine Privatfirma, dem Polizisten die Waffen zu liefern, welche den Dieb, den Einbrecher, den Mädchenhändler, und den Schwarzhänder unschädlich machen. Es sei Unrecht, einen Schwarzhänder, einen Einbrecher, einen Mädchenhändler mit Waffen auszurüsten, damit er sie gegen die Polizei brauche. Das gleiche gelte auch für das internationale Leben. Haß ist es, wenn der Akademiker Picard im „Figaro“ ein ganzes Programm entwirft, um die Deutschen in Zukunft vom ganzen Verkehr mit anderen „zivilisierten“ Völkern auszuschließen, und dann bemerkt: „Vielleicht wird eine Zeit kommen, da Deutschland, befreit von seinem Wahn, würdig sein wird, in das Konzert der zivilisierten Nationen wieder einzutreten.“ Haß ist es, wenn Emile Moselly im „Temps“ verlangt: Deutschland muß ein Trümmerhaufen werden, in dem Hunger und Elend bis in die fernsten Tage ihre Stätte haben. Die siegende französische Nation aber muß Deutschland ihren unversöhnlichen Haß, eine bis in späte Enkelgeschlechter währende Verachtung bewahren. „Von einer unbezwinglichen Mauer von Verachtung umgeben, den zerbrochenen Degen in der Hand, gepeitscht von den scheußlichen Phantomen des Bankerotts und des Hungers, seufzend unter seinem blutigen Alp“, so wird die Welt das besiegte Deutschland sehen. „Wie herrlich und süß wird es sein, wenn unsere Mädchen ihre Reigentänze aufführen werden und ihre behenden Füßchen die letzten Steine der zertrümmerten teutonischen Festungen wegschleudern werden“;



kommt wieder ein Deutscher nach Frankreich, so wird man den Kindern sagen: „Hütet euch, ihm die Hand zu reichen“, sie ist befleckt vom Blute eures Vaters oder vom Blute eures älteren Bruders! Haß ist es, wenn man, wie der „Matin“ mit Genugtuung berichtet, in Frankreich den „Moralunterricht“ dazu benützt, „die künftigen französischen Bürger und Bürgerinnen dahin zu belehren, welche Verachtung sie dem Feinde bewahren sollen.“ Haß ist es, und man sieht, auf welcher Seite er sich ungehindert breit machen kann, wenn *Maurice de Waleffe* am 2. April 1916 im „L'Oeuvre“ schreibt:

„Ich fürchte, unser Haß gegen die Ungeheuer, die sich Deutsche nennen, mit denen weder materiell noch moralisch jemals wieder Verkehr möglich sein wird, ist noch nicht groß genug. Der Kriegsminister hat durch den Archivar Marquis de Dampierre die Tagebücher dreier gefangener Deutscher, eines Leutnants, eines Unteroffiziers und eines Gemeinen veröffentlichen lassen. Sie sind interessant, aber gefährlich,“ warum? „*Leider drückt keiner von ihnen Haß gegen uns aus.* Sie marschieren gegen Paris ohne Freude und ohne Bosheit. So kommt ihnen natürlich gar nicht der Gedanke, daß unsere Abneigung lebhafter sein könne als die ihrige. Die preußische Lehre von der Heiligkeit des Krieges (?) hat ein Interesse daran, diese Aussöhnung zwischen Gegnern, die sich achten, zu predigen. Aber wir, für die dieser Krieg ein unsühnbarer Mordüberfall war (und Serajevo?), haben die Pflicht, die Hand zurückzustoßen, die sich uns entgegenstreckt. Keine Brüderlichkeit! Keine Ritterlichkeit! Jeder deutsche Soldat ist ein Räuber oder ein Schwachkopf. Wenn wir Unterschiede machen, sind wir verloren. Sie werden uns mit ihrer Biederkeit einwickeln und es wieder, wie nach 1870, mit der Erstickungsmethode versuchen, nachdem das Erwürgen mißlungen ist.“

Also so sieht ein wirklicher Haß aus, wie ihn die französische „Laienschule“ im letzten Jahrzehnte in einer unsäglich frivolen Weise systematisch den französischen Kindern in ihren Schulen eingeimpft hat. Zahlreiche Beispiele be-

weisen, daß sie augenblicklich ganz damit beschäftigt ist — ihre italienische Schwester folgt ihr darin bereits nach — jene pathologische, nur unseres Mitleids würdige seelische Ueberspannung, die sich in den wütendsten Haßausbrüchen äußert, in die weichen Gemüter der kommenden Generation zu senken. Armes Frankreich! Wir geben der „Arbeiter-zeitung" einen guten Rat. 90 Prozent jener Dreiverbands-journalisten, welche in erster Linie für die Saat des Völker-hasses verantwortlich sind, sind ihr blutsverwandt und stammen aus Frankfurt und Russisch-Polen; die „Arbeiter-zeitung" steht auch mitten im Kriege noch fortwährend in engen Beziehungen mit ihren Stamm- und Gesinnungsver-wandten in Frankreich. Wie wäre es, wenn sie ihre Pre-digten gegen den Haß einmal an die richtige Adresse richten würde? Wenn sie aber schon einmal glaubt, denen, die ihr näher stehen, predigen zu müssen, so sind das nicht die „Christen", an die sie, mit trefflicher Hervorhebung ihres eigenen eben nicht-christlichen Charakters, ihre salbungsvollen Episteln gewöhnlich zu richten pflegt. Sie kennt sich im Christlichen entschieden viel zu wenig aus; sonst würde sie auch wissen, daß bei den „Christen" der von ihr immer vor-ausgesetzte Völkerhaß nicht zu finden ist und daß dort, wo sich einmal Ansätze dazu zeigen, die „Christen" selbst die Abwehr weit erfolgreicher besorgen, als unberufene Prophe-ten zweifelhafter Güte dies je zu tun im Stande sind. Wir haben oben das Gebet des Heiligen Vaters erwähnt, das heute tagtäglich von den Katholiken der ganzen Welt gebetet wird und in dem wir Gott anflehen: „Gib, daß wir uns bald wieder in Liebe zusammenfinden." Ein Seitenstück dazu kommt aus England, wo in ernsten religiösen Kreisen ein „Gebet für Deutschland" gerne verrichtet wird, in dem folgende Stellen vorkommen: „Gib Deinen Segen, o Vater, dem deutschen Volke. Ver-stärke du die Wirksamkeit der Verständigen und Recht-schaffenen, die der Liebe nachfolgen und auf Gerechtigkeit und Freiheit warten, sowohl unter den Deutschen, wie bei



uns. Vertreibe die bösen Leidenschaften des Hasses, des Argwohns und des Kriegsfiebers, bei ihnen wie bei uns. Richte wieder auf und tröste die betrübten Herzen, die Verwaisten, die Kranken und von Schmerzen Gequälten und die ganze große Schar bleicher Dulder, bei ihnen, wie bei uns. . . . Gib, daß wir wieder in gutes Einvernehmen kommen mit denen, die jetzt unsere Feinde geworden und doch unsere Brüder in Christo sind."

In seinem Gedichte „Stolz und Liebe" sagt Friedrich Lienhart, der treffliche elsässische Sänger:

Besingt mir den Haß nicht, doch ehrt mir den Stolz!
Die Tollkirsche nicht, die Eiche ist unser Holz.
Und neben der Linde wächst kräftig der Dorn,
Hart neben der Liebe der ehrliche deutsche Zorn.
Den Haß behalte der dumpfe Knecht!
Wir Freien fechten für Reich und Recht!

Ähnlich, aber noch schöner und christlicher hat es der edle Kaiser Max von Mexiko ausgedrückt in den Versen:

Man sagt: man muß auch lernen hassen.
Ich find', den Haß, den kann man lassen.
Die Eigenschaft mußt du nicht üben,
Verwandle du sie in ein Lieben.
Von Gold das Herz, der Sinn von Erz,
In Freud' und Schmerz stets himmelwärts.

P. S.



III.

Von Irlands Leiden, Kämpfen und Hoffen.

Die Geschichte ist eine Lehrmeisterin der Menschheit, und jedes Volk sollte aus seiner eigenen Vergangenheit und aus den Geschicken der übrigen Nationen jene Lehren ableiten, die geeignet sind, im Planen und Handeln den rechten Weg zu finden und Irrwege und Abwege zu vermeiden.

Trotz aller üblen Erfahrungen gibt es auch heute noch so manchen unter uns, der England gegenüber die Sentimentalität nicht verlernt hat, der in jenem deutschen Gemüt noch immer nicht recht glauben kann, welch einer unerbittlichen Zähigkeit und Konsequenz Albion in Verfolgung seiner selbstsüchtigen Politik fähig ist.

Lassen wir es uns darum klar machen von jenen, die es am eigenen Leibe erfahren haben. Lord Kitcheners Tod, der uns den Anlaß gab, das Leben eines hervorragenden Vorkämpfers der englischen Weltmachtstellung in seinen verschiedenen Epochen, seinen zum Teil sehr dunklen Epochen, an unserem Geiste vorüberziehen zu lassen, ist in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich. Man denke an Omdurman, man denke an die Konzentrationslager der Buren.

Lehrreicher noch kann uns die Geschichte eines Volkes sein, das lange Jahrhunderte nur zu ausgiebig Gelegenheit gehabt hat, Englands wahres Gesicht kennen zu lernen. Das irische Volk, das seiner Befähigung wie seinen Leistungen nach als ein Kulturvolk von hoher Bedeutung einzuschätzen ist, hat es Albion zu verdanken, daß es zu seiner Helotenstellung herabgedrückt wurde, daß seine Geschichte eine Geschichte so voll bittersten Leides, voll Blut und Tränen geworden, daß jedes fühlende Herz in der Erinnerung daran von innigstem Mitleid ergriffen werden muß.

England hat es vorzüglich verstanden, Irland zu isolieren. Irlands Stimme drang kaum zum europäischen Festland, mochten



auch, wie es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall war, infolge der englischen Ausbeutungspolitik Tausende und Abertausende auf der grünen Insel an Hunger sterben. Nur wenn die Gegensätze einmal mit elementarer Gewalt aufeinanderprallen, wenn die Unterdrückten sich mit Gewaltmitteln gegen die gewalttätigen Unterdrücker erheben und diese mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht den Unterdrückten aufs neue unterjochen, so schaut Europa wohl mit Verwunderung und Entsetzen auf das, was sich in dem nordischen Inselreiche begibt. Der letzte Aufstand noch hat uns gezeigt, wie England im eigenen Hause keine Ruhe und Ordnung und keinen Frieden hat, und die brutale Gewalt, mit der es nach Niederwerfung der Rebellion gegen die Empörer vorging, hat uns ebenso wie die Greuelszenen englischer Erbarmungslosigkeit während des Kampfes gezeigt, daß Albion sich nicht von Sentimentalität und Gemütsreichtum beherrschen läßt.

Viele werden bei diesem erneuten Zusammenprall von Iren und Engländern den Wunsch verspürt haben, die irische Frage einmal von Grund auf in ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung kennen zu lernen und so die Gegenwart aus ihren historischen Voraussetzungen zu verstehen. Für diese wird nicht ohne Interesse sein Dr. G. Chatterton-Hills neues Werk „Irland und seine Bedeutung für Europa", zu dem Professor Dr. Eduard Meyer das Geleitwort geschrieben (Verlag Karl Curtius, Berlin 1916). Es ist die Arbeit eines Iren, der mit glühender Liebe an seiner Heimat hängt und dessen Seele blutet beim Gedanken an den Leidensweg, den sein teures Vaterland die Jahrhunderte hindurch unter Englands Willkür und Despotismus wandeln mußte. Die Bitterkeit dieser Empfindungen verleitet ihn vielleicht einmal zu einer Einseitigkeit oder Uebertreibung, aber der Wert so mancher seiner Darlegungen wird dadurch nicht beeinträchtigt. Professor Meyer findet geradezu: „Die Leidenschaft, die seine Schrift durchglüht, die volle Hingabe an die Ideale und Zukunftshoffnungen seiner Nation verleiht seiner Schrift einen fesselnden Reiz; und daß in ihr die Wirkung des englischen Mißregiments nnd des schrankenlosen, unter der Maske humanitärer Phrasen



notdürftig verhüllten Egoismus der Engländer so drastisch und ergreifend zum Ausdruck gelangt, erhöht nur ihren Wert."

Außerordentlich fesselnd ist der Überblick über Irlands alte Kulturtaten, über all das, was Irland durch die Aussendung seiner Heiligen, seiner Mönche und Missionäre für Europa geleistet hat in Religion und sittlicher Bildung, in Wissenschaft und Kunst, in allseitiger Hebung und Förderung edlen, schönen Menschentums. Noch „während mehr als 400 Jahren nach dem Hinscheiden des Columbanus strömten aus Irland die Missionäre, seinem leuchtenden Vorbild nachstrebend, und streuten mit vollen Händen die Saat der Bildung und der Gesittung über Europa aus. Die irischen Kulturmissionen in Europa und in England sind es gewesen, welche für Irland den schönen, unvergänglichen Titel: „Insel der Heiligen" erhalten haben. In Nordfrankreich und den Niederlanden, in Mittelfrankreich und der Schweiz, in Sachsen und Thüringen, in Mecklenburg und Pommern, in Bayern und Salzburg, in Niederösterreich und Kärnten, im Schwarzwald und in den Alpen, in Spanien und ganz Italien, sogar in Bulgarien hat zwischen 600 und 1100 die irische Mission ihre segensreiche Arbeit unermüdlich fortgesetzt. Von Europa gingen die Missionäre weiter, nach Karthago, nach Jerusalem, nach dem weit entfernten Island. Längs den Straßen Frankreichs und Deutschlands, Österreichs und der Schweiz waren die irischen Klöster Stätten des Wissens und des Friedens zugleich, die dem Wanderer Ruhe, dem Vogelfreien Schutz boten. Hier fand man nicht nur die zur Genesung des Körpers nötige Pflege, sondern auch des Geistes tägliches Brot."

Irland hatte sich durch seine selbstlose Hingabe gewiß den größten Dank Europas, und nicht zuletzt den größten Dank von seiten Englands verdient, aber England hat seinem irischen Wohltäter schlimm genug vergolten. Es hat sich die grüne Insel zu eigen gemacht und Erins Volk beraubt, entrechtet und geknechtet in einer Weise, zu der sich in der Geschichte schwer ein geeignetes Gegenstück finden läßt.

Heinrich II., der Mörder des heiligen Erzbischofs Thomas

von Canterbury, ließ sich von Irlands Bewohnern einen „Treuschwur“ leisten, dessen Bedeutung sie nicht begriffen, da sie bei ihrer so ganz anders gearteten Organisation des nationalen Lebens das feudalistische System nicht kannten, nach welchem der König frei über den Boden des Landes verfügen und ihn nach Belieben verschenken konnte.

Dazu kam noch eine angebliche päpstliche Schenkung des Landes. So konnte anscheinend über Irland frei verfügt und sein Volk heimatlos gemacht werden auf der eigenen Scholle. Freilich ging es in Wirklichkeit doch nicht so einfach wie auf dem geduldigen Papier. Aber es rächte sich, daß sich das Irenvolk nicht längst durch die günstige Insellage des Landes zu kräftigen Rüstungen zur See hatte bestimmen lassen.

Die eigentliche Eroberung Irlands indes beginnt erst mit dem 16. Jahrhundert, mit dem tyrannischen Wüstling Heinrich VIII., der seine absolute Macht gebrauchen wollte, wie sein gieriges Herz es ihm eingab. Irland war ein lockender Besitz, und andererseits konnte ein reiches, sich selber gehörendes Irland ein bedenklicher Handelskonkurrent für England, wohl gar ein wertvoller Verbündeter seiner Gegner sein. So streckte Heinrich VIII. seine Hand aus nach dem, was ihm wertvoll erschien. Der „Treuschwur“ von sechs Stammesführern aus der Zeit Heinrichs II. wurde wieder ans Licht geholt, und es begann die Zeit der Knechtung und Unterdrückung und Beraubung des unglücklichen irischen Volkes, wobei auch die Auflösung und Ausplünderung der religiösen Orden dem Tyrannen für seine Zwecke zugute kam.

Die Expropriation, durch welche der König den Grundbesitz in seine Hand und in die Hände der englischen Kolonisten brachte, vollzog sich mit einer so barbarischen Grausamkeit, daß man es nur schaudernd lesen kann. Die „jungfräuliche“ Königin Elisabeth und der puritanische Cromwell setzten dann das Werk des gekrönten Verbrechers ebenso brutal und erfolgreich fort. Die Iren wurden vertrieben und ausgerottet, die irische Kultur zunichte gemacht, das Land in eine Einöde verwandelt.

Natürlich spielte auch das religiöse Moment eine bedeu=



tende Rolle bei dem Zerstörungswerke. Der katholische Glaube der Irländer bot ihren Widersachern eine unbezahlbare Gelegenheit, sie unter geeignetem Vorwand zu berauben und ihrer sämtlichen Besitztümer verlustig zu erklären. Alles im Namen der „reinen Lehre Christi“, d. h. der religiösen Erfindungen und Fälschungen so unchristlicher Seelen, wie Heinrich VIII. eine war.

Als Cromwell 1660 starb, war Irland erobert. Der Boden gehörte den englischen Kolonisten. Die Familien der Stammesführer waren untergegangen oder lebten in der Verbannung. Diejenigen von ihnen, welche in London weilten, waren losgelöst von der Heimat und von dem Glauben der Heimat. Unzählbar sind die Iren, welche während der großen Eroberung dem Tod in seinen schrecklichsten Gestalten zum Opfer gefallen. Irland war ein Bild der Verlassenheit, der Verödung und des Jammers. Ein Trost nur, daß die irischen Flüchtlinge vielfach in anderen Ländern eine bessere Existenz gefunden, ja sogar bedeutsame Zentren neuer Kulturarbeit begründet hatten, wie z. B. in Rom und Löwen.

In wehmütiger Ergriffenheit schildert uns Chatterton-Hill den neuen Zustand seines Vaterlandes: „Denker und Dichter bestellten fortan als Leibeigene mit dem Spaten und Pflug den Boden, dessen Besitzer sie oder ihre Väter gewesen waren. Andere wanderten, mühselig und mit Sorgen beladen, von Hütte zu Hütte; die Bewohner derselben waren dem qualvollsten Elend anheim gefallen, aber es gab keinen einzigen, der es nicht mit wahrem irischen Edelmut als eine Ehre betrachtet hätte, das wenige, das er besaß, mit dem Geächteten zu teilen. Hier, auf der einen Seite Mildtätigkeit, Opferwilligkeit, Caritas, die Entfaltung bis zur vollsten Blüte aller jener Eigenschaften, welche die Menschheit veredeln. Dort, auf der anderen nichts als Haß, Verrat, wilde Gier, Lüsternheit, die sinnlose Wut der Zerstörung, wahnsinniges Mordgelüste, das keinen Schranken begegnete. Auf der einen Seite die veredelte, vollkommene Gestaltung des Kulturmenschen, der im Laufe einer Entwicklung während langer Jahrhunderte gereinigt und von



seinen Schlacken befreit wurde, bei dem die im Laufe dieser Entwicklung zur Reife gelangte Saat selbst durch die furchtbarsten äußeren Umstände nicht zu vernichten ist; auf der anderen die menschliche Bestie."

Jakob II., der sich bei seiner Flucht aus England nach Irland wandte, war wie das irische Volk katholisch, und so konnten die Iren, wenn sie für ihn kämpften, jedenfalls die Hoffnung hegen, in Zukunft wenigstens ungestört nach ihrem Glauben leben zu dürfen. Doch Wilhelms III. Sieg über Jakob am Boynefluß und die Kapitulation von Limerick raubte dem armen Volke selbst diesen Trost. Die Folgezeit war wieder überaus furchtbar an den gehässigsten Maßnahmen zur Unterdrückung der katholischen Religion.

So sind auch die folgenden Jahrhunderte immer wieder Jahrhunderte des Ringens und Kämpfens, wobei es auf beiden Seiten nicht an Haß und Erbitterung und schließlich auch auf Seiten der Iren nicht immer an Gewaltmitteln gefehlt hat. Auch die Iren sind nicht immer vollkommen ruhig und diplomatisch zu Werke gegangen. Neben dem leuchtenden Namen O'Connell, dem es mit seiner planvollen Tätigkeit gelang, die Emanzipation durchzusetzen, begegnen uns auch wieder so wilde Taten, wie sie der Boykott der Landesfeinde gelegentlich mit sich brachte.

Aber Irland ist — das muß bei einer sachgemäßen Betrachtung betont werden — auch gar zu schwer in seinen Hoffnungen enttäuscht worden. Was war zum Beispiel die Autonomie Irlands wert, die 1782 von der englischen Regierung und dem Parlament bestätigt wurde, diese scheinbare Erfüllung so großer Erwartungen? Der Vertreter Englands im Dubliner Schloß konnte sein Veto sagen zu allen Gesetzen, die das irische Parlament annahm. Und in wirtschaftlicher Beziehung blieb es, wie es war, trotz der gerechten Bestrebungen des jüngeren Pitt. Die ewigen Differenzen zwischen den Katholiken und Protestanten, den armen Bauern und den reichen Grundbesitzern, gaben gegen Ende des Jahrhunderts den Anlaß zu grausigen „Repressionen", an die sich England auch heute noch

mit Nutzen erinnern könnte, statt über die „deutschen Greuel“ in Belgien zu wehklagen.

1801 erfolgte dann die „Vereinigung“ Irlands mit England, die sachlich bei dem bisherigen Scheindasein des Parlaments kaum eine Aenderung bedeutete. Irland seufzt unter der Last gewaltiger Steuern, mit denen England die Kosten seiner napoleonischen Kriege zahlt. Ungeheure Pachtsummen fließen in die Taschen nichtstuender Grundbesitzer, die das Geld in London verprassen. Läßt sich das nötige bare Geld nicht aufbringen, so verwandeln sich die Pachtsummen in Lieferungen von Vieh und Getreide, und als Konsequenz ergibt sich in schlechten Jahren eine furchtbare Hungersnot, wie sie gegen Ende der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts Irland geradezu verwüstet hat. Wie viele Menschen sind im Interesse der Grundbesitzer aus ihrem ärmlichen Heim vertrieben und ins bittere Elend hinausgestoßen, wie viele sind kläglich Hungers gestorben, während Unmassen von Lebensmitteln nach England exportiert wurden!

Das Jahr 1829 hatte in religiöser Beziehung freilich einen großen Erfolg gebracht, die Emanzipation der Katholiken. Bald darauf wurden die irischen Katholiken auch von dem schwer auf ihnen lastenden Kirchenbauzwang im Interesse der protestantischen Staatskirche befreit, und 1869 verlor diese irische Staatskirche sogar ihren Charakter als Staatskirche des irischen Volkes.

Wie sehr aber die wirtschaftliche Notlage das Volk niederdrückte, können wir entnehmen aus dem rastlosen Arbeiten und Wühlen der geheimen Gesellschaften, welche Irland auch unter Anwendung von Gewaltmitteln vom englischen Joch zu befreien suchten, Gesellschaften, die in Irland selbst mit heißem Bemühen tätig waren und auch von den Vereinigten Staaten aus, wo so zahlreiche Iren sich niedergelassen, lebhaft befördert wurden.

Während die „Fenianer“ ein Interesse daran hatten, ihre Pläne im geheimen zu entwickeln, und gerade ein vorzeitiges Bekanntwerden im Jahre 1866 das Scheitern der Bestrebungen und das Unglück zahlreicher Mitglieder des Bundes herbeiführte, war man auch in aller Oeffentlichkeit, im Angesichte des Volkes,



in den Versammlungen der stolzen „Mutter aller Parlamente" nicht um Methoden verlegen, gewaltsam Konzessionen von England zu erringen. Wir sehen hier, wie zum Entsetzen der Engländer, welche von der sogenannten historischen Würde des Parlaments so tief durchdrungen sind, unbeirrt mit Obstruktionen gekämpft wird, um den Gegner mürbe zu machen, wenn der Gerechtigkeitssinn nicht ausreichen sollte.

Gewaltsamer war das Arbeiten der „Landliga" und die Losung: „No rent!" (Keine Pacht!), mit der dem unbeschreiblichen Elend der Landbevölkerung entgegengetreten werden sollte. Es spielten sich Szenen ab, die gewiß keine Rechtfertigung verdienen, bei deren Würdigung man aber nicht vergessen darf, wie maßlos Irland von seinen englischen Peinigern ausgebeutet und unterdrückt worden. Die englische Regierung schritt mit neuen scharfen Maßregeln ein, und die Landliga wiederum beantwortete das Vorgehen der Regierung mit streng durchgeführtem Boykott ihrer Feinde. Gladstone brachte im Angesichte der scharf zugespitzten Lage 1886 seine erste Homerule-Vorlage ein, welche aber im Oberhause verworfen wurde. 1903 kam dann die Agrargesetzgebung, welche einen bedeutsamen wirtschaftlichen Fortschritt bekundet, da es jetzt den Grundbesitzern ermöglicht wurde, ihre Ländereien an die Pächter abzutreten, wozu die meisten leicht geneigt sein mochten, nachdem sie infolge des schroffen Vorgehens der Landliga so wenig Freude an ihren Besitzungen erlebt hatten. Da der englische Staat den Pächtern das Kaufgeld vorschoß, das dann in bestimmten Raten nebst Zinsen abbezahlt werden sollte, so ließ sich das große Ziel erreichen, nach dem die Iren so sehnsüchtig verlangten, „die Vertreibung der Grundbesitzer aus dem Lande, welches sie in eine Wüste und in eine Stätte des furchtbarsten Elends umgewandelt hatten".

Aber Irlands Hoffen und Sehnen ist damit noch nicht erfüllt. Auch der neueste Aufstand hat uns gezeigt, wie für viele Iren die einzige Lösung der irischen Frage die ist: Los von England! Freilich ist der Aufstand für den Augenblick niedergeschlagen, aber gerade die Gewaltsamkeit, mit welcher



sich England seiner Gegner entledigt, hat dazu beigetragen, den irischen Gedanken zu schärfen und die Begeisterung aufs neue anzufachen, sodaß schon jetzt mit einem neuen Aufstand gerechnet werden muß. Zahlreiche Kundgebungen haben noch in diesen Tagen stattgefunden, die ein bezeichnendes Licht auf das werfen, was Chatterton-Hill uns in seinem Buche über die unverwüstliche irische Seele mitteilt. Die Sinn-Feiner wagen sich sogar jetzt während des Belagerungszustandes offen auf die Straßen von Dublin. Im Theater und im Kino haben Kundgebungen stattgefunden, und manche Kreise, die vorher der Bewegung ferngestanden waren, schenken ihr Interesse und sympathisieren mit ihr. Der Berichterstatter der „Times" in Dublin sagt: „In den ersten Wochen nach dem Aufruhr war die Sinn-Feiner-Bewegung nicht volkstümlich in Irland, aber jetzt kann man sagen, daß dieser Aufruhr schon mehr gewirkt hat als der politische Kampf während der letzten 30 Jahre."

Dazu nehme man die großen Versammlungen und politischen Kundgebungen, wie sie sich in den letzten Tagen in Dublin und New-York abgespielt haben. Nach der Seelenmesse, die in der Dubliner Kathedrale für den hingerichteten Irenführer Termatt abgehalten wurde, fanden auf dem Platze vor dem Gotteshause große Demonstrationen statt, bei denen republikanische Fahnen geschwenkt wurden und in Ansprachen das Andenken der gefallenen Freiheitshelden seine Verherrlichung fand. Weiterhin wurden Umzüge durch die Stadt gehalten, bei denen man die Republik Irland hochleben ließ. Und in den Vereinigten Staaten gab es an einem einzigen Tage 800 Massenversammlungen zum Andenken an die „irischen Märtyrer". Besonders imposant verlief die von 12000 Menschen besuchte Versammlung im Madison Square Garden, die noch von weiteren Tausenden besucht worden wäre, wenn der Platz gereicht hätte. Die Redner griffen England in schärfster Weise an und verlangten im Namen der Menschlichkeit sofortige Änderung des herrschenden Systems. Und es blieb nicht bei Worten und Protesten, etwa 100000 Dollar wurden für den irischen Unterstützungsfonds gezeichnet.



So rächt sich an England, daß es durch seine Politik so zahllose Iren in die Verbannung hinausgedrängt, die vor allem in Nordamerika eine neue Heimat gefunden haben, aber doch die alte Heimat nicht vergessen können und sich nun die freiere Luft der Vereinigten Staaten zunutze machen, um ungehindert gegen den englischen Erbfeind des Vaterlandes ihre Stimme zu erheben. Dies ist die Kehrseite der englischen Erfolge, denen es gelungen ist, die Bevölkerungszahl Irlands von 8 196 597 im Jahre 1841 auf 4 381 951 im Jahre 1911 herabzudrücken.

Das schmerzlichste Hindernis, dem die nationalen irischen Bestrebungen begegnen, ist aber wohl jene bekannte Uneinigkeit im irischen Lager, die wir das Ulsterproblem nennen. Der Widerstand der Ulsterpartei dem Homerulegesetz gegenüber wird in der Regel als der Widerstand und die Folge des tief gewurzelten Hasses der protestantischen Ansiedler gegen die katholischen Eingeborenen aufgefaßt. Chatterton-Hill erklärt, daß „bis zu einem gewissen Grad ein solches Urteil zweifellos richtig“ ist. Aber „der Kampf um die politische Autonomie ist keineswegs ein Kampf zwischen Katholiken und Protestanten“. Der Widerstand der Protestanten beruht in erster Linie auf wirtschaftlichen und politischen Momenten. Sie wollen sich nichts nehmen lassen von der Machtstellung, von dem Besitz und dem Genuß der Würden, für welche sie ein Monopol zu haben glauben. Rief es doch schon einen wahrhaft traurigen Sturm der Empörung unter den privilegierten Protestanten hervor, als 1902 zum ersten Male nach 211 Jahren ein Katholik zu einem höheren Staatsamt berufen wurde. So ist es erklärlich, daß von diesen Männern sogar alle Maßnahmen bekämpft werden, welche selbst von seiten der englischen Regierung als durchaus nötig anerkannt werden.

Chatterton-Hill zeigt einen beneidenswerten Optimismus, wenn er glaubt, daß schließlich doch alle Iren, Katholiken wie Protestanten, sich auf einem gemeinsamen Boden finden und einigen werden, um gemeinsam in eine schönere Zukunft Irlands einzutreten. Die Vorgänge der letzten Tage, wo die Unionisten von Ulster jede Verantwortung für die Einsetzung einer Homerule-Regierung

ablehnen und sich nur zu Konzessionen bereit erklären, da das Kabinett die Maßregel für notwendig halte, das britische Reich zu stärken und den Krieg zu gewinnen, und da sie sich, wenn die Verhandlungen zu nichts führen sollten, volle Freiheit des Handelns bewahren, um auch in Zukunft die Homerule-Politik zu bekämpfen, zeigt doch zur Genüge, wie weit die Erfüllung von Chatterton-Hills schönen Zukunftsträumen noch in dämmerigen Fernen liegt.

Auch in seinen Ausführungen über Irlands Verhältnis zu Deutschland während des Weltkrieges scheint gelegentlich die Auffassung ein wenig zu rosig zu sein. Zweifellos hat er Recht, wenn er Irland als Grundstein britischer Seeherrschaft und britischer Weltmacht hinstellt. Und ebenso ist es richtig, daß Deutschland von einer den irischen Wünschen vollkommen entsprechenden Lösung der irischen Frage den größten Nutzen haben könnte. Auch hat Irland in diesem Kriege Deutschland indirekt genützt durch seine Unlust, sich für britische Interessen zu opfern. Kläglich war das Resultat der irischen Rekrutierung. Eine traurige Notwendigkeit war es auch für England, Irland nicht in seine neue Heeresgesetzgebung einbeziehen zu können. Und ebenso ist der irische Aufstand, mag er auch sein Ziel nicht erreicht haben, und die gewaltige Tätigkeit der amerikanischen Iren, die auch jetzt bei der Präsidentenwahl vereint mit den Deutsch-Amerikanern vorgehen werden, ein nicht zu unterschätzendes Hemmnis für England und somit eine Stärkung für die von England bekämpften Nationen.

Es bleibt aber doch die Frage, wieweit Deutschland an der Verwirklichung der irischen Nationalidee mitwirken kann. So manche schöne Vorschläge Chatterton-Hills, die eine innigere Verbindung der beiden Länder anstreben, die Errichtung eines direkten Verkehrs zwischen Irland und Deutschland, der es ermöglicht, Reisende und Güter in Zukunft unabhängig von England befördern zu lassen, deutscher Konsulardienst in Irland, Begründung irischer Reise- und Handelsagenturen in Deutschland, Austausch von Studenten und Schülern, systematische Propaganda durch Schriftenverbreitung, Organisierung von Vor-



trägen usw., all das hat gewiß seine Bedeutung, aber es ist sicher nicht ausreichend, um Irland zur Erfüllung seiner letzten Wünsche zu verhelfen.

Durch den Krieg selber jedoch kann Deutschland aufs wirksamste dazu beitragen, auch Irlands Pläne in erfolgreicher Weise zu fördern, da ja Deutschland, wie Chatterton-Hill einmal in seinem Buche bemerkt, „indem es gegen England kämpft, gleichzeitig für die Befreiung Irlands, für die Befreiung der ganzen Menschheit von den Fesseln englischer Tyrannei Krieg führt".

Johannes Mayrhofer.

IV.
Eine Gedenkfeier der Polen.

— 20. Juni.

Am 3. Mai haben die Polen von Russisch-Polen den 125. Gedenktag der neuen Konstitution Polens gefeiert. Soweit die Zeitungen berichtet haben, ist die Feier in mehreren Städten Russisch-Polens, gleichgiltig ob unter deutscher oder österreichischer Verwaltung stehend, am glänzendsten aber in Warschau begangen worden, wo am stattgehabten Festzug sich an 250000 Personen aller Stände beteiligt haben.

Wenn anders das Kriegsglück den Zentralmächten auch weiterhin treu bleibt, so werden die Polen in der Zukunft Europas jedenfalls wieder eine bedeutende Rolle spielen. Sie versuchen auch begreiflicher Weise schon jetzt, auf die zukünftigen Gestaltungen in den polnischen Ländern Einfluß zu nehmen. Auch die Feier in Warschau sollte natürlich diesem Zweck dienen. Öfters noch bekommt man aus dem österreichischen Anteil des ehemaligen Polen, aus Galizien, Berichte über stattgehabte Konferenzen und einschlägige Kundgebungen zu lesen. Da ist es dem Einfluß des Dr. R. v. Bilinski anscheinend gelungen, alle politischen Fraktionen unter einen Hut, d. h. unter ein Zentralkomitee zu

bringen. R. v. Bilinski ist ein in vielen öffentlichen Angelegenheiten theoretisch und praktisch sehr bewanderter Mann. Seinem früheren Berufe nach Professor der Nationalökonomie an der Universität Lemberg kam er zu Beginn der achtziger Jahre in den Wiener Reichsrat, wurde österreichischer Eisenbahnminister, dann Gouverneur der österreichisch-ungarischen Bank, hierauf österreichischer Finanzminister, und war zuletzt gemeinsamer Finanzminister, dessen Haupttätigkeit bekanntlich in der Verwaltung Bosniens besteht. Unter dieser seiner Verwaltung hat sich das furchtbare und so folgenschwere Ereignis von Serajevo zugetragen. Im vorigen Jahr legte er dieses Amt aus nicht näher bekannt gewordenen Gründen nieder, ohne daß ihm ein neues Amt übertragen worden wäre. Die so gewonnene Muße benützte er, um sich wieder der parlamentarischen Tätigkeit zuzuwenden.

Im Wiener Reichsrat war gerade wieder einmal die Obmannstelle des Polenklubs frei geworden. Man wählte ihn zum Obmann. Er trachtete dann auch die anderen polnischen Reichsratsfraktionen zum Eintritt in den Klub zu bewegen, und tatsächlich sind auch selbst die Sozialdemokraten (Daszynski und Genossen) seiner Einladung gefolgt mit der Motivierung, in der gegenwärtigen Zeit müßten alle Parteiunterschiede vor dem Interesse der Nation zurücktreten. Bilinski hat aber auch das oberste polnische Nationalkomitee unter seinen Einfluß gebracht. Dieses Komitee war im vorigen August in Krakau unter Vorsitz des Prof. R. v. Jaworski konstituiert worden; es hat seine Hauptaufgabe bislang in der Anwerbung und Ausrüstung der polnischen Legion erblickt. Am heurigen 29. April hat im selbigen Krakau eine Versammlung der (galizisch-)polnischen Herrenhausmitglieder, Reichsrats- und Landtags-Abgeordneten und der Mitglieder des eben erwähnten obersten Nationalkomitees stattgefunden. Da wurde die Neukonstituierung dieses Komitees vorgenommen und dabei Bilinski zum Präsidenten und der bisherige Präsident Jaworski zum Vizepräsidenten gewählt. Somit steht Bilinski jetzt anscheinend an der Spitze aller galizisch-polnischen Parteien und Organisationen; wir werden also voraussichtlich noch öfter von ihm zu reden haben.



Was in diesen Konferenzen des Genaueren besprochen und beschlossen wurde, wissen wir nicht, da die Zensur die Berichte darüber nur auf Allgemeinheiten (nationale Einigkeit, Eintracht usw.) beschränkt hat. Doch ist ein konkretes Moment schon von früher her bekannt. Das wiederholt erwähnte oberste National-komitee hat nämlich bereits bei seiner Gründung die Formel aufgestellt: „Vereinigung des ungeteilten Königreichs (Russisch-Polen) mit dem ungeteilten Galizien". Man darf oder muß wohl annehmen, daß diese Parole durch die Wahl Bilinski's zum Präsidenten des Komitees nicht widerrufen, sondern eher erneuert und bestärkt worden ist. Des Weiteren steht über jeden Zweifel, daß die am 29. April in Krakau versammelt gewesenen polnischen Politiker bei allen sonstigen Selbständigkeits-wünschen doch keinesfalls an eine Trennung von Österreich denken, denn das haben sie in einer Huldigungsdepesche an Kaiser Franz Josef ganz unzweideutig so zum Ausdruck gebracht.

Wie aber denkt man darüber und über ähnliche Fragen in Warschau, in Russisch-Polen? In Warschau haben, wie die von Prof. Jaworski herausgegebene Wochenschrift „Polen" mitteilt, erst ungefähr hundert Personen eine Erklärung desselben Sinnes unterschrieben. Man darf ja nicht vergessen, daß in Warschau unter den Polen selber, namentlich im Adel, noch bis in die jüngste Zeit eine starke russische Partei bestanden hat. Zweifel-los wird auch in Warschau, und dort vielleicht noch entschie-dener wie in Krakau, ein selbständiges Polen gewünscht. Aber — auch ganz abgesehen von der Frage des Anschlusses an Österreich — wie stellt man sich dort das neue Polen vor? Da muß uns wohl die Frage interessieren, was es denn mit der Konstitution von 1791, deren 125. Gedenktag wenige Tage nach der Krakauer Versammlung, eben am 3. Mai, in War-schau ꝛc. gefeiert worden ist, für eine Bewandtnis hat; denn diese Konstitution und ihre Geschichte müssen uns ja wohl einigen Aufschluß geben über die Ideen, welche damals (1791) Polen beherrschten und denen offenbar auch die heutigen Polen zu folgen gedenken, wenn ihnen das angestrebte Selbstbestim-mungsrecht wirklich zuteil werden sollte?



Man hört und liest häufig, Polen sei am liberum veto zu Grunde gegangen. Vielleicht wäre es ebenso richtig, zu sagen, die Wahlmonarchie, oder das sog. Konföderationsrecht, oder die Einrichtung des Senats sei der Ruin Polens gewesen. Das Recht der freien Königswahl durch den Adel — das Wort im mittelalterlichen Sinn gebraucht — hat jene Wahlkapitulationen ermöglicht, durch welche die königliche Macht allmählig so sehr geschwächt wurde, daß der Reichstag unter Wladislaw IV. (1632—48) dem König sogar verbieten konnte, andere Truppen als eine Leibwache von zwölfhundert Mann zu halten. Was konnte dann ein solcher König noch bedeuten? Das Konföderationsrecht war eigentlich als Korrektiv gegen das liberum veto gedacht; es war das Recht des Adels, einen Bund zu bilden, um dem Willen sei es einer Majorität oder Minorität des Reichstags eventuell mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Aber wie schon die Königswahl, namentlich bei der Wahl von Mitgliedern auswärtiger Herrscherfamilien, öfters zu auswärtigen Einmischungen Anlaß gegeben hat, so haben auch die einzelnen Konföderationen beinahe regelmäßig die eine oder andere auswärtige Macht zu Hilfe gerufen. Auch der Senat, der dem König seitens des Reichstags als ständige Kontrole beigegeben war, hat das Ausland angerufen, ja, hat sich für das Ausland sogar als käuflich erwiesen. Die Zeitverhältnisse verbieten es, näher auf die Umstände einzugehen, welche zur ersten Teilung Polens geführt haben. Nur auf die Erwähnung eines Details jener Periode glauben wir nicht verzichten zu sollen. Rußland hatte damals die Partei der sog. Dissidenten, nämlich der Andersgläubigen, ergriffen. Natürlich hatte es dabei nicht etwa die Protestanten, sondern nur die sog. Orthodoxen im Auge. Der Senat selber hatte an die Hilfe Rußlands appelliert. Dagegen nun, nämlich gegen diese Anrufung Rußlands, wandte sich eine von Michael Krasinski gebildete Konföderation und diese Konföderation fand auch die aktive Unterstützung der — Türken. Die Türken wurden jedoch von den Russen geschlagen, und um hierauf nicht die Russen allein in Polen schalten und walten zu lassen, mischten sich dann auch Preußen



und Österreich ein und es kam zur ersten Teilung Polens. Es standen also die Türken schon damals einige Zeit lang in einer politischen Kombination, welche mit der heutigen mancherlei Ähnlichkeit hat.

Die erste Teilung Polens hatte zur Folge, daß die Polen ernstlich auf Mittel und Wege sannen, welche dem weiteren Fortschreiten des Unheils Einhalt tun sollten. Man schaffte zunächst den Senat ab, der, wie es schien, jeder Bestechung zugänglich geworden war, und im Jahre 1788 trat, wie man heute sagen würde, ein konstituierender Reichstag zusammen, der später die Bezeichnung „vierjährige Comitien" erhielt. Dieser Reichstag brachte in fast vierjähriger Arbeit eine ganz neue Konstitution zustande, die dann eben am 3. Mai 1791 feierlich verkündigt wurde. Auch König Poniatowsky, obwohl unter russischem Einfluß gewählt — war er doch ein Günstling der Kaiserin Katharina — hatte der neuen Verfassung zunächst zugestimmt und im folgenden (14.) Februar 1792 wurde dieselbe auch von den Provinzial-Versammlungen approbiert. So schienen der neuen Verfassung alle Bürgschaften eines dauernden Bestandes zur Seite zu stehen.

Die neue Verfassung räumte mit allen den verfassungsmäßigen Übelständen, welche den Verfall des Reiches herbeigeführt hatten, gründlich auf, wenigstens glaubte man es so. Es wurde die Königswahl abgeschafft und dafür bestimmt, daß die Krone (nach dem Tode des Königs Poniatowsky) erblich auf den Enkel des ehemaligen Königs August III. übergehen solle. Auch das liberum veto wurde abgeschafft und dafür das Majoritätsprinzip eingeführt. Abgeschafft wurde ferner natürlich auch das Konföderationsrecht. Die katholische Religion wurde als die herrschende erklärt, doch mit dem Beifügen, daß den Andersgläubigen freie Religionsübung zugesichert sei. Der städtische Bürgerstand endlich erhielt das Recht, Deputierte zu den Landtagen zu entsenden, und dem Bauernstand wurde dieses Recht in Aussicht gestellt.

Großer Jubel herrschte vor 125 Jahren in Warschau ob dieser neuen Konstitution, welche eine glücklichere Zukunft verhieß. Aber der Jubel war leider nur von kurzer Dauer.



Das Konföderationsrecht war mit der neuen Verfassung wohl abgeschafft, die Konföderationen selbst aber damit noch keineswegs unterdrückt. Schon kurz nachdem die neue Verfassung auch durch die Provinzialversammlungen approbiert worden war, am 14. Mai 1792, bildeten Xaver Branicki und Felix Potocki — andere Potocki standen auf der Gegenseite — gegen die neue Verfassung die Konföderation von Targowice und riefen wieder den Beistand Rußlands an. Darauf brach auch König Poniatowsky seinen Verfassungsschwur und unterschrieb am 23. Juli für sich die Konföderation von Targowice. Rußland ließ sich natürlich nicht lange bitten und damit war es um die neue Verfassung geschehen, es kam zur zweiten Teilung Polens. Was aber hatten Branicki und Genossen gegen die Verfassung eigentlich einzuwenden gehabt? Sie mußten doch vorher, wo noch das liberum veto bestand, selber zugestimmt haben. Sie verlangte eben immerhin den endgiltigen Verzicht auf lange geübte Rechte und — vor allem — den Großen des Reiches versperrte sie für immer jede Aussicht auf den Königsthron; sie, die bisher bis zu einem gewissen Grade königliches Ansehen genossen, tatsächlich Kurfürstenrechte ausgeübt hatten, sollten nun für immer nur Vasallen bleiben. Der Unterschied war allerdings ein bedeutender.

Am heurigen 3. Mai ist in Warschau diese Verfassung gefeiert worden, die am uneinsichtigen Widerstande einiger Großen des Reiches und an der skrupellosen Moskowiterpolitik gescheitert ist. Es erhebt sich wohl die Frage: wie denken die heutigen leiblichen und Besitznachfolger der Branicki und Felix Potocki von 1792 über diese Verfassung? Hat der gesamte polnische Adel definitiv auf Wahlmonarchie, liberum veto und Konföderation verzichtet? Verzichtet auf die Ideen selbst, nicht etwa blos auf die alten Formen, die heute natürlich ganz andere sein würden, aber dieselbe Wirkung haben müßten? Mit der unverweilten Bejahung dieser Frage wird man um so mehr zögern müssen, als es, wie eben bemerkt, möglich gewesen ist, daß sich in Russisch-Polen eine ausgesprochen russische Partei noch bis in die jüngsten Tage erhalten hat. Der Selbständigkeits-



Enthusiasmus kann da sehr leicht nur die Maske sein, hinter der sich die Sehnsucht nach den alten sogenannten Freiheiten verbirgt.

Übrigens erhebt sich gerade im Hinblick auf diese vielleicht mehr in russischen als polnischen Traditionen erzogenen Elemente auch noch eine andere Frage, die in der Konstitution von 1791 nur beiläufig berührt erscheint. Noch einmal nämlich wurde in jenen Jahren von den Polen ein ernster Versuch zur Rettung Polens unternommen. Wir meinen die große von Kosciuszko geführte Erhebung von 1794, an der, wie Historiker sagen, anfänglich wirklich das ganze Volk, Adel, Bürger und Bauern sich beteiligten. Da hatte ein Teil der Leute Kosciuszko's den Bauern die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft versprochen. Damit aber war wieder der Adel oder wenigstens ein großer Teil desselben nicht einverstanden, und wenn man vielleicht auch nicht sagen kann, daß der damalige Freiheitskampf einzig an dieser Klippe gescheitert sei, so ist es doch zweifellos, daß dieser neue Zwiespalt die Kraft der Aufständischen bedeutend geschwächt und viel zum endgiltigen Schicksal des alten Polen beigetragen hat.

Inzwischen ist die Frage der sogenannten Leibeigenschaft allerdings von der Geschichte gelöst worden und es kann jetzt von der etwaigen Wiederherstellung jenes Zustandes nicht einmal akademisch mehr die Rede sein. Aber wenn auch diese Frage jetzt im Sinne der wirtschaftlichen Eigenberechtigung des Bauernstandes außer allem Zweifel gestellt erscheint, so ist damit noch keineswegs notwendig auch schon die Frage der politischen Berechtigung des Bauern entschieden. Es kommt dabei zu berücksichtigen, daß die ehemaligen ständischen Einrichtungen jedenfalls dem Verständnis, wenn nicht auch dem Gedächtnis der heutigen Generation völlig entschwunden sind. Kaum irgendwo wird es für möglich gehalten oder denkt man auch nur daran, daß die „Teilnahme des Volkes an der Regierung", wie der technische Ausdruck lautet, auch in ganz anderen Formen sich vollziehen könnte als in der Form des mehr oder weniger ausgedehnten Wahlrechts zur sogenannten Volksvertretung, zum Parlament. Heute ist diese Form die allein übliche und wird



allein verstanden. Wie stellt sich aber der polnische, speziell der russisch-polnische Adel zu den Fragen des modernen parlamentarischen Wahlrechts? Ist in den stattgehabten Konferenzen beispielsweise über die Frage des allgemeinen Wahlrechts eine Aussprache und Verständigung erfolgt? Eine solche wäre jedenfalls notwendig, denn ohne bestimmte Ansichten auch über diese Fragen kann man heute nicht einmal ein autonomes Land, geschweige einen mehr oder weniger souveränen Staat aufrichten.

Die Warschauer Konstitutionsfeier, so glänzend sie gewesen sein mag, kann also kaum als Beweis dafür gelten, daß in den führenden, oder führen wollenden, oder zur Führung berufenen polnischen Kreisen über die wichtigsten Fragen, welche zur Rekonstituierung und gedeihlichen Regierung des neuen Polen unerläßlich wären, bereits die notwendige Übereinstimmung erzielt und gesichert sei.

Man kann aber von den Polen nicht reden, ohne auch der Ruthenen zu gedenken. Und das tut auch die Konstitution von 1791. Doch spricht diese Konstitution nicht von den Ruthenen im allgemeinen, sondern nur von den unierten Ruthenen. Es kommen in unserem Falle auch nur diese Ruthenen in Betracht. Denn in Rußland, folglich auch in Russisch-Polen, sind die Ruthenen bis vor kurzem amtlich allesamt verschwunden gewesen, nur noch unter österreichischer Herrschaft, in Galizien, werden Ruthenen, und zwar weit überwiegend unierte, in einer Anzahl von über zwei bis drei Millionen amtlich anerkannt. Dieses Galizien aber wollen die österreichischen Polen, wie wir gesehen haben, ungeteilt, also die Ruthenen inbegriffen, mit dem Königreich Polen vereinigt wissen. Mit den unierten Ruthenen jedoch haben sich die Polen des alten Polen nur ein einziges Mal völlig verständigt, und dieses einzige Mal war eben zur Zeit der in Rede stehenden Konstitution. In Hinsicht auf die Ruthenen enthält nämlich diese Konstitution folgende Bestimmungen: [1])

[1]) Dr. Julian Pelesz: Geschichte der Union der ruthenischen Kirche mit Rom.



1. Die katholische Religion beider Riten soll in Polen die herrschende sein und als solche in allen Staatsverhandluugen bezeichnet werden;

2. der König wie die Königin müssen stets der römisch-katholischen Religion angehören;

3. der Übertritt von der katholischen Kirche beider Riten zu einem anderen Glaubensbekenntnis wird stets als Majestätsverbrechen betrachtet werden.

Wie man aus diesen Bestimmungen ersieht, wollte die Konstitution von 1791 die unierten Ruthenen mit den römisch-katholischen Polen — mit einziger Ausnahme des Bekenntnisses des Königs und der Königin — vollkommen gleichgestellt wissen. Es muß also bis dahin nicht so gehalten worden sein. Und dem war auch wirklich so. Die Union von Brest, mit welcher 1595 der dauernde Anschluß eines großen Teiles der Altrussen oder Ruthenen an die katholische Kirche gesichert wurde, enthielt die ausdrückliche Forderung, daß in Polen die volle Gleichberechtigung des ruthenischen mit dem römischen Ritus anerkannt und sonach unter anderem den ruthenischen Bischöfen im Landtag und Senat ebenso Sitz und Stimme zuerkannt werde wie den polnischen Bischöfen. Der päpstliche Nuntius hatte das gebilligt und auch der König (Sigismund III.) hatte in zwei Diplomen seine ausdrückliche Zustimmung gegeben. Aber es dauerte fast zwei Jahrhunderte, bis diese Zusicherungen auch verwirklicht wurden. Erst am 29. Juli 1790 wurde dem damaligen ruthenischen Metropoliten Rostocki wirklich die Senatorenwürde verliehen und ihm im Senat nach den lateinischen Bischöfen der Platz angewiesen. Das Prinzip der vollen Gleichberechtigung wurde dann auch ausdrücklich in die neue Konstitution aufgenommen.

Mit Rücksicht auf diese Tatsachen hätte es gewiß nahe gelegen, daß an der Konstitutionsfeier in Warschau auch die Ruthenen teilgenommen hätten. Davon aber ist in den Berichten nicht einmal eine Andeutung zu finden gewesen.

Wie denken nun die Polen heute über die ruthenische Frage? Da, wo Polen und Ruthenen in den letzten Dezen-



nien sich in der Politik begegnet sind, nämlich im galizischen Landtag und im Wiener Reichsrat, war diese Begegnung meist eine unfreundliche, fast feindliche. Die Vorwürfe der Ruthenen gegen die polnische Landtagsmajorität wegen Zurücksetzung in Amt und Schule ꝛc. wollten kein Ende nehmen. Erst kurz vor dem Kriege ist eine gewisse Entspannung eingetreten, weil unter Vermittlung der Regierung und des (inzwischen von den Russen deportierten) ruthenischen Metropoliten eine Wahlreform zustande gekommen war, welche den Ruthenen eine entsprechendere Vertretung im Landtag sicherte. Aber die angestrebte Vereinigung des ungeteilten Galizien mit dem ungeteilten Königreich Polen müßte die ruthenische Frage notwendig neuerdings verschärfen, denn in dieser Vereinigung würden die Ruthenen wieder in die Stellung einer kleinen Minorität geraten, und nichts berechtigt von vorneherein zur Annahme, daß sie etwa mit den Polen Russisch-Polens, schon gar mit der russischen Partei desselben, leichter sich verständigen und besser sich vertragen würden wie bisher mit den galizischen Polen. Wenn die Polen Galizien völlig ungeteilt in das neue Polen aufgenommen sehen wollen, so müssen sie wie über die anderen grundlegenden Fragen, auch eine klare Ansicht darüber zu bekunden vermögen, welche Stellung darin den unierten Ruthenen zweckmäßig und gerechterweise zu sichern sein wird, damit nicht etwa auch in dieser Beziehung die Schwierigkeiten und Übelstände sich wiederholen, an welchen das alte Polen zu Grunde gegangen ist. J—l.

V.

Der Brief des Botschafters Goschen.

Unter den Veröffentlichungen der jüngsten Zeit steht ohne Zweifel mit in erster Reihe der Brief des Sir Edward Goschen, der bis zum Ausbruch des Krieges britischer Botschafter in Berlin war, an den englischen Schriftsteller Mr. Grane, der diesen Brief in der Schweiz übersetzen und drucken ließ. Es



liegen Gründe vor, welche die Annahme hervorrufen, daß Goschen in einem gewissen Gegensatz zu der extremen Auffassung in der Politik, wie sie von Grey und Balfour vertreten wird, steht und daß Goschen keineswegs von grundsätzlicher Gegnerschaft gegen Deutschland beseelt ist. In diplomatischen Kreisen besteht die Anschauung, daß die beiden letzten englischen Botschafter in Berlin, Sir Frank Lascelles und sein Nachfolger Goschen ihrerseits das Mögliche versucht haben, um zu einer Ausscheidung oder wenigstens zu einer Überbrückung der Differenzen zwischen beiden Reichen, Deutschland und Großbritannien, zu gelangen, wobei sie möglicherweise die Hauptsache von der Zeit und von Wandlungen in der inneren und äußeren Politik Englands erwarten mochten. Beide Diplomaten gehören in die geistige Atmosphäre, so wie sie vor dem Krieg waltete, von Oxford und Crambridge, welche keineswegs eine Vorliebe für kriegerische Lösungen der Probleme auf dem Kontinent zugewandt war. In dem Bestreben, den Frieden in Europa walten zu lassen, begegneten beide Diplomaten dem ernsten Willen des Kaisers Wilhelm II., und wenn einmal die Archive sich öffnen und die Privatkorrespondenzen der Monarchen bekannt werden, wird die Friedensliebe des Kaisers in helle Beleuchtung treten.

Goschen ist zur Veröffentlichung seines Briefes vielleicht veranlaßt worden durch eine Stelle aus der jüngsten Rede des Reichskanzlers, wo dies er sagte, daß der britische Botschafter in seiner letzten Unterredung mit dem Reichskanzler durch den Bruch zwischen beiden Ländern „erschüttert war". Seit seiner Ankunft in England hat Goschen in Zurückgezogenheit gelebt; es hat den Anschein, als ob in seiner Umgebung Zweifel an seiner, vom Standpunkte der Grey, Asquith und Lloyd George aus, vollkommenen Gesinnung genährt werden. Er mag den Wunsch empfunden haben, seine Überzeugung von der Unmöglichkeit, Großbritannien zu besiegen, vor aller Welt auszusprechen. Daher der Brief für dessen demonstrative Veröffentlichung kein besonderer Grund ersichtlich ist. Die Bedeutung des Briefes liegt darin, daß Goschen, so bald einmal Präliminarien, die



zum Frieden führen sollen, stattfinden könnten, sicherlich in die erste Reihe der englischen Ratgeber und Unterhändler treten wird. Deshalb verdienen die Anschauungen Goschen's die Beachtung, welche dem Brief in der Öffentlichkeit entgegengebracht wurde.

Goschen vertritt in seiner Darstellung die bekannte Theorie des amerikanischen Kapitäns Mahan, der im Herbst 1914 als Admiral der Marine der Vereinigten Staaten gestorben ist, nachdem er kurz vor seinem Tod, wenn man den englischen und amerikanischen Berichten glauben darf, die Überzeugung von dem Sieg Englands in diesem Krieg ausgesprochen hat. Die Theorien Mahans sind in seinem zweibändigen vor dreißig Jahren erschienenen Buch „The Influence of Seapower and Politics" niedergelegt und in meisterhafter Ausführung begründet worden. Das Buch ist in Deutschland sehr bekannt geworden, denn die Übersetzung, welche die oberste Leitung der deutschen Marineverwaltung vor zwanzig Jahren anfertigen und verbreiten ließ, hat viele Jahre hindurch die gesamte deutsche Presse mit Artikeln und Argumenten versehen. Es hat vielleicht kein Buch gegeben, welches von den Zeitungen in solchem Umfang benutzt worden ist. (Die Übersetzung ist dabei nicht durchweg musterhaft.)

Bei der Verbreitung des Buches in Deutschland waltete die Absicht ob, die deutschen Reichstagswähler zu der Überzeugung zu bringen, daß die Macht, welche mit ihren Flotten die Meere beherrscht, die stärkste Landmacht bezwingen müsse; daß, um es im hiergewählten Bild auszudrücken, das Meer schließlich das Land überfluten und in seinen Fluten ersticken wird.

Diese Darstellung ist damals im deutschen Reichskanzleramt und im deutschen Marineamt implicite angenommen und zur Verbreitung gebracht worden. Denn wäre dem nicht so, dann hätte die Übersetzung und Verbreitung des Buches in Deutschland keinen Zweck gehabt. Es handelte sich damals um die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte, welche ohne die Reichstagswähler und ohne die Geldbewilligungen des Reichstags nicht zu erreichen war. Der Zweck war löblich. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß jene sogenannte „Flotten=



Agitation" manche unerfreuliche Erscheinung mit sich brachte, denn, ebenso wie im Burenkrieg, knüpfte sich daran eine an vokalen Ausschreitungen überreiche Zeitungs- und Rede-Campagne gegen England. Solche Zwischenfälle sind unvermeidlich in allen Ländern, seitdem die Demokratie und die Interessenpolitik den Siegeszug angetreten haben. In England hat die von George geführte Parlamentsreform den Rekord an uferlosen Ausschreitungen erreicht. Den Diplomaten waren die publizistischen Übertreibungen in der Flottenagitation unlieb und unbequem, denn sie brachten Wasser auf die Mühlen derer, welche an dem Ziel arbeiteten, Großbritannien unter allen Umständen in Gegensatz zu Deutschland zu bringen. Muß es unausgesprochen bleiben, daß eine gewisse politische und gesellschaftliche Überlieferung in Nord-Deutschland den Gegensatz zu England genährt hat, unbewußt oder unbekümmert ob der Folgen, welche eine grundsätzliche Befeindung in einem Lande erzeugen mußte, wo die Presse die lenkende Macht ist? Ist es zu bestreiten, daß die Ereignisse, deren Zeugen und Mitwirkende wir sind, das Dementi für jene „Liebhabereien" bedeuten, welche unter allen Umständen Abwendung vom Westen und fast unbedingtes Hand-in-Handgehen mit Rußland begehrten? Eine genauere vorurteilslose Beobachtung der Entwicklung in Frankreich hätte vielleicht doch zu einer Beeinflussung führen können, welche Frankreich in die Unmöglichkeit versetzt hätte, an einer Koalition Teil zu nehmen.

Seit dem Beginn des Krieges hat man von dem Mahan'schen Buch nichts mehr vernommen. Da, wo es einstmals am eifrigsten benutzt wurde, herrscht Schweigen. Der Grund ist ersichtlich. Der Krieg, wie ihn England führt, bedeutet die Probe auf die Mahan'schen Theorien; es ist wahrscheinlich, daß die englischen Machthaber in dem Buch neue Energie geschöpft haben, denn Mahan ist nicht nur der Schilderer der Politik Pitt's, sondern auch der Schilderer seiner Erfolge. Rien n'a tant de succès que le succès.

Mahan hat den Verlauf der Dinge im Wesentlichen vorausgesagt: die herrschende Seemacht zwingt die Neutralen in



ihren Bann, schafft im feindlichen Land Teuerung und Not, während sie selbst, die Seemacht, weit geringere Not leidet und ihr Handel und ihre Gewerbe die Märkte erobern. Mahan hat diese Theorie bewiesen mit der Geschichte der Kämpfe Englands gegen Spanien und Holland, der Geschichte des Untergangs der Colbert'schen Schöpfungen, der Niederlagen Ludwig's XIV. und Napoleons I. Nicht der unbedeutendste Punkt in der Mahan'schen Argumentation ist das Gewicht, welches er auf die Meinung und die Politik Napoleon's I. legt. Dem Kaiser, dem ganz Europa zu Füßen lag, stand vor Augen, daß er seine Macht nur behaupten könne, wenn es gelinge, England die Herrschaft zur See zu entwinden. Nirgends in der Literatur findet sich eine so zusammenfassende und in ihrer Klarheit gleich überzeugende Darstellung der Versuche des Kaisers, die Macht der britischen Flotte zu brechen. Mahan schildert, daß der Kaiser durch ein paar Stunden diesem Erfolg nahe stand, aber schließlich das Versagen des Admirals Villéneuve, Trafalgar seine Pläne zum Scheitern brachten.

Der Brief Goschen's hat in der deutschen Publizistik begreiflicherweise Widerspruch erregt. Es wird — und mit Recht — dem englischen Diplomaten entgegnet, daß der Sieg Englands in den napoleonischen Kriegen, insbesondere der Sieg Wellington's bei Waterloo nicht das Werk Englands, sondern das Werk und das Verdienst seiner Verbündeten gewesen sei. Vollkommen wahr, den nicht Wellington, sondern Blücher ist der Sieger von Waterloo. Wäre nicht Preußen, angetrieben durch die kühne Tat York's, wäre nicht schließlich auch Österreich (man lese die Unterhaltungen zwischen Napoleon I. und Metternich) in den Krieg gegen Napoleon getreten, so wäre Waterloo nicht möglich gewesen; der Erfolg der Pitt'schen Maximen und der englischen Politik wäre in Frage gestanden.

Indessen, Mahan behauptet nicht, daß die englische Seemacht allein den Erfolg in sich trägt; er stellt sie hin als den tragenden Stamm einer Polikik, welche (zum Teil durch ihre wirtschaftlichen Wirkungen) alle Länder zum Vorteil Englands beeinflusse und zwinge, außer dem Feind alle Welt geneigt mache, zwinge, England zu Willen zu sein.



Wie in den Napoleon'schen Kriegen Preußen, Österreich und andere Mächte an der Seite Englands kämpften und die Schlachten Englands schlugen, so sehen wir heute Frankreich, Italien, Rußland u. a. m. als Vasallen Englands. Die Rolle, welche Blücher bei Waterloo gespielt hat, wird in unseren Tagen von den Engländern einem französischen oder russischen General zugedacht. Was heute vor unseren Augen vor sich geht, ist im Kern der Dinge dieselbe Partie, die England 1813 gespielt hat. Man soll nicht glauben, daß die Politik Englands heute schwächer sei als vor einem Jahrhundert. Wir sehen, daß die bestimmenden Kräfte in Frankreich, Italien und Rußland sich dem Willen Englands ergeben zeigen und daß die Vereinigten Staaten und Japan Geld, Waffen und Munition an England liefern, wie ehemals Subsidien gezahlt wurden.

Eines hat sich geändert: die deutsche Flotte hat in der Schlacht beim Skagerrak den Beweis geliefert, daß sie, wenn die Umstände nicht allzu ungünstig sind, der englischen Flotte gewachsen ist und die Anwartschaft auf den vollen Sieg über die englische Seemacht besitzt.

Das ist das Entscheidende in der Beurteilung der Zukunft. England und seine Verbündeten beabsichtigen den Krieg noch Jahre lang hinauszuziehen; sie beeilen sich nicht, die Entscheidung auf den Schlachtfeldern zu suchen, der Marsch der Russen in der Richtung auf Lemberg dient in erster Reihe besonderen russischen Zielen. Das Hin- und Herwogen der Unternehmungen und der Schlachten entsprechen den Absichten der englischen Politik, welche den schließlichen Erfolg von der englischen Seemacht und von der Aufsparung der englischen militärischen Kräfte erwartet.

Jede Betrachtung, so oft man sie wiederholt, führt (gleich dem Schlußwort des Cato: „ceterum censeo, Carthaginem esse delendam") zu dem Schluß, daß die Koalition der Feinde einem Baum gleicht, dessen Stamm England ist. Nur wenn dieser Stamm die Axt so fühlt, daß er wankt, — können wir den Frieden erwarten.

Es ist wohl möglich, daß wir in nicht zu ferner Zeit einer

Episode entgegengehen, welche den Präliminarien gleichen, die dem Frieden von Amiens vorhergingen. Davon könnte man sagen: latet anguis in herba. Selbst französische, russische Friedensströmungen, wenn sie sich Geltung verschaffen könnten, würden die Pitt'schen Maximen in der englischen Politik nicht verdrängen. Es gibt keinen anderen Weg zum Frieden als die Besiegung Englands.

VI.

Die christliche Kunst.[1])

Eine Monatschrift.

Diese unter immer gleich sorgsamer, zielbewußter Leitung von Kgl. Hochstiftskanonikus und geistl. Rat Seb. Staudhamer nun schon im XII. Jahrgang laufende Zeitschrift, welche trotz den schweren Kriegsereignissen keine Einbuße erlitt, erweist sich, wie ein kurzer Einblick in die beiden jüngsten Bände bestätigt, als eine unerschöpfliche Fundgrube aller Erscheinungen aus dem Bereiche der Baukunst, Plastik, Malerei und reproduzierenden Technik, nebst der einschlägig wissenschaftlichen Literatur und zuständigen Biographie: Alles im Lichte zweckdienlicher Klarheit geprüft und gereift zu neuen Ergebnissen und Forschungen.

Erfreulich sind die kurzen Andeutungen über Schriftwesen, Schreibsachen, Material, wie Pergament, Papier und Feder, nebst der Miniaturmalerei, über Büchereinbände usw. Wie vieles kam ehemals nicht in Schrift, aus Mangel der ge-

1) Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst, München (Karlstr. 6). X. B. 1913—14, XI. B. 1914—15. Jeder Jahrgang mit circa 360 S. 4 u. ausgestattet mit zahllosen Blättern im besten Farbendruck und reichen Illustrationen (sowohl in 12 Heften wie auch in Leinwand gebunden). Preis im Jahres-Abonnement 12 M.



hörigen Utensilien. Rührend ist die an Abt Gotzbert in Tegernsee gerichtete Bitte des „Ruodlieb“-Dichters (der schönsten Schöpfung jener unserer deutschen Heldensage vorlaufenden lateinischen Epik): Es gingen ihm viele Dinge im Kopf herum und aus der ganzen Sache werde nichts, wenn nicht seine große „Milde“ ihm das nötige Pergament zusende. Das kam freilich in unerwartet verschiedenartigem Kaliber. Das herrliche Werk entstand zur Freude der Leser, um dann nach Jahrhunderten unter der Schere eines Buchbinders heillos zu Deckeln von Scharteken — zerschnitten und dann später, erst durch den hölzernen B. J. Docen [1]) und den unübertrefflichen Schmeller mühesam in Bruchstücken abgelöst und, wenigstens teilweise der erstaunten Nachwelt wieder zugänglich, gerettet zu werden. Wahrlich! der alte Jammerruf Habent sua fata libelli bleibt immer neu.

Welche Kosten verursachte damals — von Honorar war ja selbstverständlich ohnehin keine Rede — die Herstellung und Ausstattung eines Dichterwerkes! Das Manuskript zum „Parsival“ und „Willehalm“ verschlang für den armen Wolfram von Eschenbach ein ganz ungeheuerliches Kapital, und obendrein die unsägliche Mühewaltung und der staunenswerte ausdauernde Fleiß der künstlerischen Miniaturisten!

Heiter wirkt das, vielleicht von dem Sammler und Schreiber der Carmina Burana, aus Benediktbeuern nach Tegernsee gerichtete Ansuchen um leihweise Zuwendung ihres gerühmten Tintenfaßes (atramentum); wie harmlos die Zumutung, einen durch aufarbeitenden Verbrauch nicht wieder ersetzbaren Stoff zu entlehnen! Als Tintenfaß bediente man sich der Spitze eines abgesägten Stierhorns, welches z. B. Erasmus auf seinen von Dürer zu Antwerpen 1521 gezeichneten (aber erst zu Nürnberg 1526 in Stich

1) Vergl. Scherer in der „Allgem. Deutsche Biographie“ 1877 V, 278 ff.



gebrachten) Bildnis, möglichst unbequem, in den Fingern der linken Hand hält, während die Rechte den Calamus meistert. Auf einem anderen Bilde ist in die linke Ecke des Tisches ein Loch gebohrt und das „Horn" eingehängt, so daß der Schreiber über die Linke fahrend, sein Rohr tränken muß. Und doch war das verschließbare Metall-Faß schon erfunden, welches der die Apokalypsis dichtende Johannes neben sich stehen hat, und das in dieser Form auch zum Inventar der „Melancholie" gehört. Wie nahe lag es, den aus dem Orient stammenden glatt gehärteten Calamus zur heute allgemein üblichen Füll-Feder auszugestalten, die auch schon ihre Vorgeschichte hat. Da kam ein kluger Schmid zu Neresheim für den vielschreibenden Conventualen dieses Reichsstifts, Karl A. Nack,[1]) dessen gelähmte rechte Hand das Schneiden und Eintauchen der Feder unmöglich machte, einen eisernen, mit Tinte füllbaren Rohrstift erfand, womit Karl Nack seine zahlreichen Bücher schrieb. Seine weitausgefächerte Korrespondenz ist freilich buchstäblich verrostet.

Nach dieser Stegreifeinleitung gebührt der Baukunst das erste Wort. Zu den „des Zirkels Gerechtigkeit" ausübenden Meistern der Neuzeit gehört Albert Boßlet zu Landau (Bayer. Rheinpfalz) mit seinen Pfarr- und Schulhäusern für Rheingönheim, Insheim, Lieberfrauenberg (Bergzabern), Ramsen, Ebernburg, Friesen- und Mörlheim, Trippstadt, das Lehrerseminar und Marienheim in Speyer und das Weingut „im Forstgärtl"; der Schweizer Architekt A. Gaudy mit seinen ob ihres modernen Archaismus und Futurismus nicht ohne Widerspruch gebliebenen, doch der umgebenden Landschaft angepaßten kirchlichen Bauten zu Romanshorn (mit entsprechenden Bildern von Fritz Kunz),

1) Karl Alois Nack (geb. 14. November 1751 in Holzheim bei Dillingen, gest. 8. Juli 1828 als Domkapitular zu Augsburg), ein im Gebiete der Erbauungs- und Schulliteratur vielfach tätiger Schriftsteller. Vgl. „Allgem. Deutsche Biographie" 1886 XXIII. 201 und neuestens im „Bayerland" vom 14. März 1914.

Bristen, Neudorf (St. Fiden), Rieden und Rorschach. Dazu der Baumeister Schulte (mit der im modernen Spitzbogenstyl erbauten Dreifaltigkeitskirche zu Ludwigshafen a. Rh.)

Überraschende Rückblicke eröffnet Hasak, der den alten Norddeutschen Backsteinbau auf Einflüsse aus Augsburg leitet, ebenso die klare Festlegung von J. A. Endres zur „Geschichte des Regensburger Dombaus." (XI, 239).

Als Vertreter der Bildhauerkunst erscheinen Georg Müller, Franz Hofer, Ludwig Sand und der durch jene tiefempfundene „Grablegung Christi", den „Kreuzweg" (in der Münchener St. Paulskirche) und die sein ganzes bisheriges reiches Schaffen so eingehend schildernde Monographie von Oskar Doering nach Gebühr gefeierte Georg Busch. Die an Werken der Kleinkunst unschätzbaren, von dem Herzog und nachmaligen Kurfürsten Maximilian so freigebig wie kunstsinnig begabten Schätze der sog. „Reichen Kapelle"[1]) beleuchtet der unermüdlich, auch als tüchtiger Historienmaler tätige Herausgeber dieser Zeitschrift mit der durch fünfzig Abbildungen illustrierten eingehenden Schilderung (11. Heft vom 1. August 1914), wobei auch, als neue Leistung der „Corona-Leopardusschrein" von Bernhard Witte in Aachen (die Figuren und Reliefs von Karl Eßer) in Betracht kommt. Einen eigenen Zweig der Plastik repräsentiert der in vielseitiger Begabung glänzende Jakob Bradl und der sinnige, auch landschaftliche Krippen bauende, poesievolle Sebastian Osterrieder.

Zu den anziehendsten Schöpfungen des ausklingenden Mittelalters zählt Hans Schüchlein (1440—1505 zu Tiefenbronn, zwischen Pforzheim und Stuttgart) und dessen Hochaltar von 1469 mit den Tafelbildern „Maria Heimsuchung" und „Verkündigung"[2]) und der arme, ehrliche,

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" 157, 258.

2) Dabei auch Illustrationen einer Magdalena-Legende, mit der ersten Darstellung einer Meerfahrt; die Personen in einem Schiffchen zusammengedrängt, dabei sogar ein kleiner Lautenschläger an Bord!

wackere Lucas Moser, welcher auf seinen die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen abschildernden Predella-scenen durch Beischrift den hellen Jammerruf erhebt: „Schrie . Kunst . schrie . u. . klag . dich . ser . din . begert . jecz . Niemen . mer . So . o . we . 1431 Lucas . Moser . Maler . von wil (Weil) maister . des . werx . bitt . got . vir . in .“ [1]) Somit war eine neue, die alte mit Schatten im voraus überdeckende Zeit in Sicht.

Überraschend ist die Entwicklung eines bisher gänzlich unbekannten sogenannten „Veronica“-Bildes (O Haupt von Blut und Wunden) mit einer Abbildung und kritischen Untersuchung von Dr. Damrich (X. 209—19), dessen Ergebnis mit großer Wahrscheinlichkeit auf ein Jugendwerk A. Dürers, nach Abschluß seiner ersten italienischen Reise, lauten dürfte: Ein „Caput cruentatum“ voll rührender Tiefe, Schönheit und Größe der Empfindung.

Teilnahme für altbayerische Kunstforschung erwecken die zu Garmisch zufällig wieder entdeckten Wandgemälde von Paulus Traber (1523).

Reichen Flor entfalten die jüngsten Leistungen der Gegenwart, des Polen Jacek (Hyacinth) von Malczewski (geb. 15. Juli 1854 zu Radow), eines Schülers Matejko's, z. Z. Professor und Rektor der Akademie zu Krakau. Seine, die Leiden der Verbannten auf dem Wege nach Sibirien darstellenden „Etappen“ bringen uns den edlen Arthur Grottger (geb. 1837 zu Ottynowice in Galizien, gest. 13. Dez. 1867 zu Amélie-les-Bains in Frankreich), in Erinnerung, dessen ergreifender „Im Thal der Tränen“ betitelter Cyklus die unsäglichen, von barbarischen Russen in Polen verübten himmelschreienden Quälereien brandmarkt (Wien bei H. O. Miethke 1865). Eine Wiedergabe in handlichem (etwa Postkarten-) Format wäre für jeden Verleger ein sehr zeitgemäßes, lohnendes Verdienst.

1) Schon in Ernst Förster, Gesch. d. deutschen Kunst. Lpz. 1860 I, 196.

Ferner die originellen Schöpfungen von Eduard van Esbroeck, Ernst Wante, Leonhard Thoma, Georg Kau, des wackeren Tirolers Michael Rieser (geb. 5. Sept. 1828 zu Schilters im Zillertal, gest. am 8. November 1905 in Wien), eines Führich-Schülers und Zeitgenossen von Hellweger, Plattner und G. Mader, dazu der stylisierende Fritz Kunz, die Familie der Schiestl, die anmutigen Fresken von Willy Stucke (in Bonn) und die Bildnisserien von Leo Samberger.

Im angenehmen Wechsel kommen gründliche Ausstellungsberichte mit reichlichen Illustrationen, Bücherbesprechungen und sogar, als seltene Festbesuche, kurze „Hermen“-hafte Gedichte von M. Herbert, die alle in origineller, ernster Form tiefes Erfassen künstlerischer Charaktere zeigen.

Dasselbe physiognomische Programm, natürlich mit wechselnder Personal-Besetzung, trägt der nächste XI. Jahrgang 1914/15. Auch hier sei der allen ihren Schwesterkünsten das Haus bauenden Architektur der Vortritt. Zuerst die in idyllischer Landschaft gelegene, viel besungene Kirche der „Madonna del Sasso“ in Locarno, einem seit 1480 entstandenen Wallfahrtsort, mit neuen, freilich etwas opernhaft gehaltenen Bildern von Antonio Ciseri, dann das neuestens so glücklich restaurierte Inselkloster der Benediktiner zu Seeon, mit den wieder entdeckten alten und stylgerechten neuen Fresken und mittelalterlichen ritterlichen Grabdenkmälern. Hugo Steffen schildert die St. Moritz- und Marienkirche in dem vielbesungenen Halle an der Saale, wo der frühere Erzbischof von Magdeburg, Albrecht von Brandenburg (1495—1545) als Kardinal und gewaltiger Bauherr mäzenierte. Seltsamerweise findet sich daselbst ein in der langen Zeit von 1418 bis 1506 in Deutschland ganz vereinzelt im Spitzbogen ziemlich zwecklos errichteter „Campanile“, als Nachklang der alten mit Italien betriebenen Kaufmannschaft, worüber der auch als Fachschriftsteller tätige Münchener Baumeister Hugo Steffen berichtet, welchem



wir auch die Nekrologe der neueren Meister der Gothik Max Mekel, Karl Schäfer und Christof Hehl verdanken.

Völlig neu ist, im Gegensatz zu den noch aus der Wanderung der Cimbern und Teutonen längst bekannten, im Süden Tirols gelegenen, eigenartigen und nun vielbedrohten Sette Comuni, die völlig neue Entdeckung eines Gothischen Dorfes zwischen Flirsch und Landeck, einer vom Touristen-Strom nach glücklicherweise noch ganz unberührten, wirklich kulturgeschichtlich von Blum-Erhard in anziehendster Weise geschilderten Kleinods (X. 115—20). Die Ortschaft erblühte unter der Pflege der Cisterziensermönche von Stans, als Margarete, zugenannt von ihrem das Etschtal beherrschenden Schlößlein Maultasch, ihre Sommerfrische hieher verlegte, um in der später verschütteten, dann wieder aufgefundenen erdig-alkalischen Quelle, die bald den Ruf eines Thermalbades erlangte, sich zu jüngen. Eine fürstliche Jagdburg gab auch den anderen an den Tobeln hinaufkletternden Häusern ihre architektonische Signatur. Da finden sich steingewölbte und holzvertäfelte Bauernstuben, mit spitzen Einlaßpförtchen, daran eiserne Klopfer und verschnörkeltes Türbeschläge, glänzende Kachelöfen, hochbeinige Betten, in der Ecke der gemeinsame Eßtisch mit dem „Herrgott“ darüber, nächst färbigen Kerzen und dem Palmbüschel. Bisweilen führt eine Treppe mit gedrehten Säulchen oder gleich eine Leiter in die durch das vorspringende Dach geschützten Kammern. Das alles zeigt troß dem bäuerlichen Anstrich eine Art Herrenhaus. Zweien Gewerben, den ältesten vielleicht, welche der Kulturmensch ausbildete, dem der Schmiede und Müller, mußten die Wildbäche Handlangerdienste leisten, während über das zürnende Hauptwasser der Sanna eine prachtvolle Steinbrücke ihren gothischen Bogen spannt, darauf nun seit Jahrhunderten das schwere Rottfuhrwerk mit klingelnden Rossen, Reitern und Lastwagen das Kaufmannsgut hin und her für Nord und Süd verfrachtet. Man denkt unwillkürlich an die großen Stallhöfe in den freien Städten, den Karawansereien der Wüstensteppen. Handel und Wandel

bringt Geld in Umsatz, der Wohlstand ziert seine Brunnen und sein Heim, voraus die Kirche mit Bildwerk und Farben. Das alte Gotteshaus mußte, wahrscheinlich durch Naturereignisse im achtzehnten Saeculum einem im herkömmlichen Typus folgenden Neubau weichen und birgt keine Erinnerungen an frühere Zeiten; auch nicht die dem XV. Jahrhundert entstammende St. Nikolaus-Kapelle. — Das die Wohnung der Herzogin Margarete Maultasch mit einem Erker vorn auszeichnende Haus ist im Flur des Oberstocks reichlich mit Fresken geziert, welche etwa an die Miniaturbilder in Brevieren und Evangelienbüchern erinnern; ein buntes Rankenwerk von Blumen und Pflanzen spinnt sich über Decken und Wände; untermischt mit Bildnissen von hl. Bischöfen, Märtyrern und Kirchenvätern mit ihren Symbolen, wie Sebastian, Laurentius; nebenbei auch mit Jagdgeräten, Musikinstrumenten und Früchten, einzelne reizende Stilleben. An einer anderen Wand, nächst dem Treppenaufgang, die Anbetung der heiligen Drei Könige, eine Kreuzigung Christi, und das offene, von staunenden Frauen umstandene Grab. Am Stiegenkopf das Doppelbild eines fürstlichen und bäuerlichen, mit Garbe, Huhn und Eiern offenbar zinsbringenden Paares: der Ritter im Wams — die Dame mit Schneppe, Halskrause und Gürteltasche. Dabei allerlei fabulöser Schnickschnack: der den Enten predigende Reinecke, ein mit seinem buschigen Schweif dem schlafenden Gaul die Fliegen abwedelndes Eichhorn, Ochs und Esel tiefsinnig am Brettspiel sitzend; auf einer Schnecke reitet das Windrad-drehende Kätzchen. Große und kleine Engel flattern musizierend inzwischen, indessen eine fröhliche Jagd mit Hirschen und Hunden die seltsamen Bilderreigen abschließt. — In einer nachbarlichen, der hl. Margaret geweihten, außen unscheinbaren Kapelle wurden unter dem Weißquast verdeckte Fresken aufgefunden, die mit Spruchbandfiguren und anderem Schmuck auf mittelalterliches Gepräge weisen und den Wunsch anregen, es möge weitere Forschung auch nach etwaigen Sitten, Sagen und Volks-



bräuchen Umfroge in diesem (wer denkt nicht an das (ille terrarum mihi praeter omnes) anlachenden Winkelchen halten.

Ein Südtyroler Cyrill del' Antonio meißelte zu Warmbrunn (Schlesien) eine „Christus“-Büste in Holz (XI, 281). Eine Anzahl von Bildhauern brachte ihre Werke (auch in Edelmetall) auf die großen Kunstausstellungen in Köln und Berlin zur weitesten Kenntnis. Dazu kommen die reich mit Abbildungen ausgestatteten Biographien der neueren Plastiker Franz Hofer, Ludwig Sand, Franz Drexler und des vielseitigen, Orgelspielkundigen Malers, Modelleurs und fröhlichen Mimikers Jakob Bradl, welcher in Ammergau einen ihm ganz zuständigen Wirkungskreis gefunden hat, womit für dieses hochbegabte Schnitzervolk eine neue, industrielle Ära beginnen wird.

Ein vielversprechendes Talent war Michael Rauscher (geb. 4. September 1875 zu Traberg bei Linz in Oberösterreich) der aus den bittersten Anfängen zu einem der besten Schüler des Professors Syrius Eberle sich emporarbeitete, in dem stillen Milbertshofen (bei München) eine weitgreifende Tätigkeit entfaltete, bei Kriegsausbruch seiner Wehrpflicht folgend, leider schon am 21. März 1915 im Lazarette zu Huspt in den Karpathen den unerhörten Entbehrungen und Mühen erlag — eine allseitige, frühzermalmte Kraft, von deren Originalität eine Auswahl von 40 Abbildungen seiner Schöpfungen (XI, 281 ff.) vorgeführt wird.

Eine nur dem Nürnberger Peter Vischer vergleichbare großartige Tätigkeit entfaltete der Ulmer Erzgießer Wolfgang Neidhart, der Gußmeister jener wirklich weltberühmten Augsburger Brunnenwerke, dessen Familie durch fünf Generationen florierte, wie Dr. Anton Naegele mit rühmenswerter, urkundlicher Darstellung (XI, 135—53 und 168—82) aus den besten Quellen erfundete. Erwähnung verdient auch das Schicksal einer von dem Frankfurter Justus Glescker (Glezckher) kurz nach Abschluß des Westfälischen Friedens in Holzskulptur für den Bamberger Dom gefertigten Kreuzigungsgruppe, welche 1828 bei Beginn der Restauration

dieses Bauwerks als stylwidrig um 16 Gulden 20 Kreuzer vertrödelt, aus mancherlei Besitz endlich 1912 bei einer Helbing-Auktion um 8910 Mark durch freiwillige Privatmittel zurück erworben und an gehörig ehrender Stelle wieder aufgerichtet wurde — immerhin ein lehrreiches hoffentlich nutzbringendes Exempel für analoge Erfahrungen. Frühere Mißgriffe gut zu machen ist auch ein schönes Zeichen der Gegenwart.

Das weite Gebiet der Malerei öffnet erfreuliche Einblicke und Erinnerungen an Dürer, den lieblichen Venetianer Schilderer biblischer Szenen Marco Basaiti, welcher die „Berufung der Söhne des Zebedäus“ zu einer ächten Novelle umdichtete, an den grandiosen dramatischen Landschafter Jakob Ruisdael und andere, z. B. an den hohe Achtung verdienenden Luigi Mussini (geb. 19. Dezember 1813 zu Berlin als Sohn eines Hof-Kapellmeisters), der in Rom, Neapel und Paris im Sinne der Quattrocentisten sich bildete, seit 1851 als Akademiedirektor zu Siena wirkte und nebst seiner Gattin Luisa bis zu seinem am 18. April 1888 erfolgten Ableben als vielseitig schöpferischer Lehrer sich mit religiösen und romantischen Motiven beschäftigte. — Zu Josef Scherers Zentenar-Feier[1]) 1912—1914 erschien ein Überblick seines Lebens und durch 16 Abbildungen illustrierten Schaffens, auch über die neueren tatkräftigen Stylisten Matth. Schiestl, Fritz Kunz, Ludw. Glötzle, Philipp Schumacher, Felix Baumhauer usw. finden sich sachgemäße Aufschlüsse.

Eine Unzahl kleiner Notizen und größerer Elaborate macht jeden Band zu einer unerschöpflichen Fundgrube, darunter die Arbeiten von Theodor Dobmart über das auf das sogen. Labarum Constantins zurückreichende Monogram J. H. S. (mit 67 Facsimilen) und J. A. Endres' „Ikonographie der allerseligsten Jungfrau“ (XI, 97 ff.). Sehr zutreffend ist, was der Herausgeber über „Die Kunst des

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter“ 154, 712—19.



Schauens" sagt, über unseren meist haarsträubenden Mangel einer wahrhaften Empfindung, was auch im gleichen Grade von der Musik gilt. Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren ohne Gehör, nur ein nebeliges Tohu-wa-bohu, ein prickelndes Tönerauschen, ein alle Grenzen wild verwirrendes Irren, Schweifen und Tasten.

Unsere Zeit nimmt's für Genie:
Tonkunst will Gedanken klingen,
Dichtkunst eitel Farben bringen,
Malerei malt Poesie.

Solch ein Durchschnittsmensch ist trotz aller Weltglasur meist nur ein ganz roh zugehauener Block oder bloßes Stück Holz; sein musikalisch artistisches Gigerltum gipfelt in der Frage: „Haben Sie die Oper gesehen?" Das gibt einen, jeden ästhetischen Magen ruinierenden Katzenjammer, aber keine gesunde Nahrung und wahrhafte Bildung. Wo bleibt das allein ewige Sursum corda als wahrer Hort alles Sehens und Hörens!

VII.

Die Bildersammlung des Klosters Banz um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur fränkischen Klostergeschichte in der Aufklärungszeit.

Von Hochschulprofessor Dr. Wilhelm Heß in Bamberg.

Die Erscheinung, welche unter dem Namen der Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland zum Einsitze gelangte, weist mit gewissen Strömungen, die in früheren Zeiten die Länder des westlichen Europa durchflutet hatten, wie dem Humanismus, der Renaissance und der Reformation unverkennbare Ähnlichkeiten auf. Gleich ihnen eine geistige Macht trat auch sie nicht urplötzlich merkbar hervor, sondern erst, nachdem sie sich durch die Keimkraft und das Wachstum vorbereitender Ideen, dem Stetigkeitsgesetze sozialgeschichtlicher Entwicklung folgend, zu ansehnlicher Breite entfaltet hatte, um sodann zur Überdeckung größerer Gebiete zu schreiten und sich schließlich an dem einen oder andern Orte in nachhaltender Weise auszuwirken. Eine solche Stätte gesteigerter Tätigkeit fand sich in den ehemaligen Kaiserlichen Hochstiften Würzburg und Bamberg. In ihnen zeichnete die Aufklärungsbewegung ausnehmend tiefe und scharfe Furchen. Die Ursachen hievon liegen mehr oder minder verhüllt zutage.

So war vom ersten Drittel des 18. Jahrhunderts ab bis in dessen letztes Jahrzehnt die Herrschaft über die beiden



genannten geistlichen Fürstentümer nicht weniger als dreimal in der Hand je eines einzigen Fürstbischofs vereinigt. Diese Herren aber — Friedrich Karl von Schönborn (1729—46), Adam Friedrich von Seinsheim (1757—79) und Franz Ludwig von Erthal (1779—95) — zeigten sich ausnahmslos als sehr empfindsame Kraftgestalten, deren Wille in ihren Staaten von oben bis unten durchzusetzen es keines gewaltigen Druckes bedurfte: so daß der bekannte Spruch „cujus regio, ejus religio", wenn anders man mit dem letzteren Begriffe den Bestand der geistigen Verhältnisse überhaupt umziehen darf, dortselbst alle Anwartschaft auf Berechtigung besaß. Freilich brachte man ihn in der Wirklichkeit keinesweg immer strenge zur Geltung. Im Gegenteile ließen die drei Fürsten nicht selten, je nach Umstand und Laune, auch selbständige Ansichten und abweichende Meinungsäußerungen frei bestehen. Aber es genügte für die Untertanen doch im allgemeinen zu wissen, wie der Wind von der Höhe wehte, um ohne weiteres den Mantel nach ihm zu hängen. Und da die Hofluft damals die Richtung der Aufklärung eingeschlagen hatte, war es selbstverständlich, daß auch im Lande so ziemlich alles mit und in ihr flatterte.

Ein dieser Richtung Vorschub leistender Umstand war hiebei der, daß die beiden Fürstbistümer auf der verhältnismäßig kleinen Fläche ihres Besitztums zwei Brennpunkte geistigen Lebens ihr eigen nannten, die Universitäten Würzburg und Bamberg. Der Satz, daß die Hochschulen eines Landes die eigentlichen Regenten oder zum mindesten die Mitregenten desselben seien, galt, wenngleich nicht in dem Umfange wie heutzutage, so doch im Kerne auch damals schon. Und wirklich verstanden es die beiden Schwestern am Main und an der Regnitz vorzüglich auf die Leitung so mancher Angelegenheiten Einfluß zu nehmen und dadurch die Aufklärungsgedanken und -bestrebungen in weitere Kreise zu tragen. Immerhin hätten sie nicht die schließliche Bedeutung erlangt, wenn sich nicht ziemlich unvermutet ein för-

derndes Ereignis eingestellt hätte, die Aufhebung des Jesuitenordens.

Der weltumspannende Vorgang, wie er durch die Bulle „Dominus ac Redemptor noster" des Papstes Klemens XIV. vom 21. Juli 1773 begründet wurde, erwies sich unzweifelhaft als das mächtigste Mittel den neuen Ideen in Franken breiten Eingang zu verschaffen. Mit ihm fiel das Lehrmonopol, welches die Jesuiten hier seit fast 200 Jahren besessen, fielen insbesondere die Lehrstühle, welche der Orden bislang in der philosophischen und theologischen Fakultät der Universitäten Würzburg und Bamberg innegehabt hatte. Wenn aber der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach. Mit dem Systemwechsel trat zugleich ein Personenwechsel ein. Freilich kann man bei der engen gegenseitigen Abhängigkeit der beiden Elemente auch das Umgekehrte behaupten: die neuen Professoren waren es, welche die Änderung des Systems bedingten. Übrigens verfuhr man bei der Entfernung der bisherigen Lehrkräfte keineswegs schonungs- und wahllos. Es verblieb den beiden Hochschulen noch eine Reihe von Exjesuiten als Dozenten erhalten, nur mußten diese, soweit sie nicht bisher schon indifferente Lehrfächer wie Mathematik, Physik und andere naturwissenschaftliche Zweige vertreten hatten, solche neu übernehmen, während die kritischen philosophischen und die theologischen Disziplinen mit Anhängern der neuen Ära besetzt wurden. Diese Umgestaltung trat in Bamberg, wo überhaupt kleinere und engere Verhältnisse herrschten, viel weniger in den Vordergrund als in der rebenumkränzten Musenstadt des unteren Frankens, wo Namen wie Franz Berg, Franz Oberthür, Adam Johann Onymus, Matern Reuß und Michael Ignaz Schmidt, deren ein jeder für sich ein Programm bedeutete, dem Orte wie der Zeit ein unauslöschliches Merkmal des herrschenden Geistes aufprägten.

Wie über die ganze damalige Zeitschwelle so steht das Urteil auch über diese Männer nicht fest. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt schwankt auch ihr Charakterbild in der Geschichte. Man braucht nur, um dies zu erkennen,



nach Werken wie Schwab,[1]) Wegele[2]) und Braun[3]) zu greifen. Die Schuld liegt einesteils daran, daß man wie bei allen derartigen Fragen an die Untersuchung nicht voraussetzungslos herantritt, sondern ein der eigenen Weltanschauung entsprechendes mehr oder minder fertiges Urteil bereits mit sich führt, anderesteils aber auch in der Schwierigkeit, den Winkel, unter welchem man die gegenwärtigen Zeitverhältnisse zu betrachten gewohnt ist, auf den kleineren Gesichtskreis früherer Tage einzustellen und mit ihm zugleich sich in die damaligen Zustände zurückzuversetzen. Doch sollte man meinen, daß es einem ernsten, unvoreingenommenen Forscherwillen gelingen müßte auch das vorliegende Bild in jene Ruhelage zu zwingen, in der es seine Licht- wie Schattenseiten gleichheitlich offenbart: in die Mitte des Gesichtsfeldes, in der bekanntlich die Wahrheit steht.

Zur Erreichung dieser Absicht wäre allerdings noch mancherlei vonnöten, was bisher noch gar nicht oder nur ganz oberflächlich und nebenhin berücksichtigt wurde, so das Studium gewisser die Anschauungen Mitte und Ende des 18. Jahrhunderts in Franken stark beeinflußenden Einrichtungen, in erster Linie der klösterlichen Genossenschaften und der von ihnen ausgehenden Regungen. Sprechen doch gerade die gelehrten Orden als Träger von Reichtum und Macht wie als Horte von Wissenschaft und Kunst, als stolze Gemeinden in einem nicht minder selbstbewußten Staate, zu allem, was in diesem vorging, ein sehr gewichtiges Wort. Für die in Rede stehenden Beziehungen kommen freilich im wesentlichen nur drei Klöster in Betracht: die Zisterzienserabteien Ebrach und Langheim sowie die Benediktinerabtei Banz. Und unter diesen war es wiederum Banz, welches die bei weitem sichtbarste und unternehmendste Rolle gespielt hatte.

---

1) Johann Baptist Schwab, Franz Berg (Würzburg 1869).

2) Franz X. von Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg, 1. Teil, (Wirzburg 1882).

3) C. Braun, Geschichte der Heranbildung des Klerus in der Diözese Wirzburg . . . 2. Bd. (Mainz 1897).

Um die Bedeutung dieses berühmten Stiftes für die Entwicklung des Aufklärungsgedankens auf dem heimatlichen Boden zu ermessen, muß man u. a. wissen,[1]) daß der Hochschulbetrieb, den es zur philosophischen und theologischen Aus- und Durchbildung seiner Novizen und Konventualen innerhalb seiner Mauern eingerichtet hatte, nach Inhalt und Umfang wie durch die Reichhaltigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Lehrmittel die Einrichtungen der philosophischen und theologischen Fakultät beispielsweise der Nachbaruniversität Bamberg ebenso tief in Schatten stellte, als es durch die Anzahl und das Ansehen seiner Gelehrten und Schriftsteller die Bedeutung der beiden genannten Fakultäten weit überragte. Durch ganz Deutschland aber machte es sich darin einen Namen, daß es das Wagnis unternahm eine auf breite Grundlage gestellte gelehrte Zeitschrift philosophischen und theologischen Charakters herauszugeben. Sie wurde gegründet, um dem seitherigen, wie man meinte, verknöcherten und verknöchernden Lehrsystem der genannten beiden Wissenschaften in Form von neuen Ideen frisches Blut zuzuführen, und galt deshalb als „aufklärerisch". Daß aber dieses bequeme Stichwort im vorliegenden Falle nur einen hohlen Umschlag darstellte, wird durch ein nachträgliches Urteil über die Zeitschrift von streng katholischer Seite bekundet, wonach sie „auch von der falschen Zeitrichtung etwas beherrscht, aber doch im ganzen orthodox und kirchlich" war.[2]) Sie hatte leider in katholischen Kreisen nur wenig buchhändlerischen Erfolg, wohl weniger ihrer Ziele als der Neuheit und Ungewohntheit der Sache wegen. Umso mehr war ihr Ruf und derjenige ihres Erscheinungsortes nach Norddeutschland

1) Vgl. über die folgenden Zeilen etwa die beiden Abhandlungen des Verfassers: W. Heß, Die Verteidigungsschrift des Banzer Benediktiners und Bamberger Universitätsprofessors Johann Baptist Roppelt ... (Salzburg 1915) und W. Heß, Die physikalischen Kabinette der Klöster Langheim und Banz bei der Säkularisation (Bamberg 1916).

2) Braun, S. 312.



gedrungen, woher sich ja auch die neue philosophische Richtung, der Kantianismus, geltend gemacht hatte.

Infolgedessen kam es zu einer Erscheinung, welche der Aufklärungsbewegung in Franken nicht unbeträchtlichen Vorschub leistete, nämlich eines gesteigerten Verkehrs zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden. Und zwar beschränkte man sich dabei nicht auf briefliche und literarische Mitteilungen, sondern räumte auch der Sitte des persönlichen Besuches und der gesellschaftlichen Unterhaltung einen weitergehenden Spielraum ein. So wurde, da auch die protestantischen Gebietsteile in Franken sich dieser Gepflogenheit anschlossen, durch das Vorgehen von Banz allmählich eine Reiselust geweckt, welche die Mainlinie zum Gegenstande ihrer Befriedigung erkor und nicht unwesentlich dazu beitrug den Gedankenaustausch zwischen den Gelehrten der verschiedenen Bekenntnisse und Richtungen zu vermitteln.

Geschah aber die hiedurch verursachte Aufsaugung neuer Ideen von außen her, so war ein weiteres, fünftes Aufklärungselement geeignet die interessierten Schichten mit solchen von innen her zu durchdringen. Es waren die Naturwissenschaften, deren Entwicklung, Stellung und Bedeutung in den geistlichen Fürstentümern wie überhaupt in den Einzelstaaten des vormaligen Deutschen Reiches bislang kaum noch in Betracht gezogen, geschweige denn genauer verfolgt wurde. Nun stehen am Eingange der neueren Zeit, sie teilweise mitbegründend und begleitend, zwei naturwissenschaftliche Ereignisse ersten Ranges: die Entdeckung des heliozentrischen Weltsystems durch Koppernikus und die Einführung der induktiven Schlußweise in die sogenannten exakten Wissenschaften, verkörpert im Namen und in den Untersuchungen Galileis. Der Kampf der hierauf sich aufbauenden Folgerungen mit den althergebrachten Anschauungen war ein hartnäckiger und lange dauernder und reichte noch weit in die Aufklärungszeit herein. Ihrem endlichen Siege in dieser aber wurde von den Anhängern der neuen Lehre ohne wei-

teres auch eine lebendige Beweiskraft für deren Richtigkeit zugesprochen.

Wie wir wissen, wie es übrigens auch ohnedies begreiflich erscheint, wurde mit dem Worte, welches unsere Ausführungen wie ein roter Faden durchzieht, seinerzeit ein arger Mißbrauch getrieben. So zwar, daß sogar heute noch, nach anderthalb Jahrhunderten, große Kreise, wenn sie von der damaligen „Aufklärung" lesen, sie als Deckadresse für alle möglichen ungläubigen und religions- oder doch kirchenfeindlichen Bestrebungen betrachten. Sehr mit Unrecht. Gewiß war vieles, was sich unter jenem Namen breit machte, dem Religions-, Konfessions- und Gesellschaftsgedanken abhold; manches aber auch — wie beispielsweise die Ideen von der Zweckmäßigkeit einer Scheidung zwischen Glauben und Wissen oder von der Annäherung von Protestantismus und Katholizismus auf einer gemeinsamen philosophisch-theologischen Unterlage — bloße gutgemeinte Träumerei; während ein dritter, nicht unbeträchtlicher Rest sich als nutzbringender wissenschaftlicher Bestand erwies, der, wenn er auch heute nicht mehr vollen Wert besitzt, doch die notwendige Zwischenaufgabe erfüllte die Samenkörner richtiger Erkenntnis zum gedeihlichen Keimen zu bringen.

In vorzüglicher Weise gilt dies, wie angedeutet, vom Bereiche der Naturwissenschaften. Und zwar hat sich darum das Kloster Banz die glänzendsten Verdienste erworben. Dort hatte man, dem Grundsatze des Johann Amos Comenius „Natura docet" huldigend, schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts als erstes auf dem Boden der geistlichen Fürstentümer in Franken ein naturwissenschaftliches Kabinett gegründet. Drei Männer waren es, welche dasselbe ins Leben gerufen: der Abt Gregorius Stumm (1693—1768) und seine Klostergenossen P. Gallus Winkelmann (1695—1757) und P. Dominikus Schram (1723—1797). Stumm war der tatkräftigste Abt, Schram der tüchtigste Theologe und vielseitigste Gelehrte, die Banz jemals besessen. Winkelmann trat weniger nach außen hervor, war aber ein ebenso ge-

wandter Kanzelredner als kundiger Naturliebhaber, so daß ihm, dem älteren Pater, denn auch die erste Leitung des Kabinetts anvertraut wurde. Er gilt so als dessen namentlicher Gründer, während der Prälat Gregor Stumm als der moralische Urheber und P. Dominikus Schram als der wissenschaftliche Beleber desselben bezeichnet werden darf. Die Einrichtung gliederte sich in eine mathematisch-physikalisch-astronomische Abteilung, in eine Naturalien- und Kuriositätensammlung sowie in eine Kunstkammer. Sie hatte heftig und nachhaltend mit dem Widerstreben eines Teils des Banzer Konvents zu kämpfen und erfuhr demgemäß sehr wechselvolle Schicksale, bis sie mit dem Kloster im Jahre 1803 säkularisiert und zur größeren Hälfte nach Bamberg verbracht wurde, um dort, da ihr Inhalt vielfach den privaten Leistungen des letzten Kabinettsinhabers, des P. Dionysius Linder (1762—1838), entstammte, auf dem Vergleichswege zu einem eigenen Körper mit Stiftungscharakter, dem jetzigen K. B. Naturalienkabinette Bamberg, ausgestaltet zu werden — einem Institute, das namentlich durch seinen Besitz an naturgeschichtlichen Einzigartigkeiten in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt ist.

Wenn man bedenkt, daß Linnés berühmte Systematik der Naturreiche erst im Jahre 1735 erschienen war, muß die Tatsache, daß die Banzer Benediktiner schon wenige Jahre darnach mit einem nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordneten Naturalienkabinette aufwarten konnten, wissenschaftsgeschichtlich sehr hoch bewertet werden. Naturaliensammlungen gemeinhin gab es freilich in Deutschland da und dort schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an. Später wucherten sie sogar ins ungemessene, indem sie sich dabei mehr und mehr zu Allerweltshandlungen und Trödlerbuden auswuchsen. Sie wurden nämlich Modesache breiterer Volksschichten und natürlich zahl- und wahllos mit allem Möglichen vollgepfropft, was überhaupt zu sammeln war. Aber diese Torheit erbrachte andererseits wieder das Gute, daß sie uns vieles künstlerisch und kunstgeschichtlich Wertvolle

aus alter Zeit hinterließ, das sonst verloren gegangen wäre. Auch darin war der Sammeleifer eine nicht unerfreuliche Erscheinung, daß er die interessierten Kreise wenigstens zu der Berührung und zu einer wenn auch nur oberflächlichen Beschäftigung mit der Natur und ihrem Wirken veranlaßte. Das Beispiel von Banz verbreitete sich in der Bamberger Gegend sehr rasch, nach Würzburg und dessen Umgebungen verpflanzte es erst der dorthin im Jahre 1773 auf den Lehrstuhl der Philosophie berufene Banzer Religiose P. Kolumbanus Rösser (1736—1780), der sich eingehender mit Naturphilosophie beschäftigte und zu diesem Zwecke auch mit dem Banzer Naturalienkabinette fortdauernd Beziehungen unterhielt.

Merkwürdiger- und glücklicherweise sind wir über den Stand dieses wissenschaftlichen Attributes zur Mitte des 18. Jahrhunderts vollständig unterrichtet. Merkwürdigerweise — weil es sonst leider eine sehr seltene Übung war über den Inhalt derartiger Anlagen durch Aufstellung von Inventarübersichten sich und anderen Rechenschaft zu geben; glücklicherweise — weil uns ein hier vorliegendes solches Verzeichnis einen tiefen Blick in den naturwissenschaftlichen Betrieb und auf den fachlichen Bildungsgrad im Inneren einer religiösen Körperschaft zu tun und damit ein Bild zu entwerfen gestattet, das als Kulturgemälde aus der Vergangenheit eines geistlichen Staates wie aus der Geschichte des gelehrten Mönchstums zur Würdigung dieser Elemente nimmer entbehrt werden kann. Es war der oben genannte P. Dominikus Schram, welcher nach dem Tode seines Mitbruders Winkelmann im Jahre 1757 die Leitung des Banzer Kabinetts übernahm und noch in dem gleichen Jahre eben das berührte Verzeichnis aufstellte. In Oktavformat handschriftlich niedergelegt, bietet dieses keineswegs eine trockene Aufzählung der rund 800 Gegenstände, über welche das Kabinett damals verfügte, sondern stellt dadurch, daß der sehr bewanderte und belesene Verfasser unter Einbeziehung der einschlägigen Literatur fast jeden Haupt- und Unter-



abschnitt mit einer Einleitung und eine große Anzahl von Einzelnummern mit erklärenden Bemerkungen versieht, mehr einen Leitfaden oder ein kurzes Handbuch der Naturgeschichte dar. Ja es sticht durch seine zweckmäßige Anlage und seine bestimmte Knappheit, wie durch seinen edlen Ton und die Zurückhaltung in seinen Schlußfolgerungen vor manchen seiner gedruckten Zeitgenossen nicht unvorteilhaft hervor. Seine wörtliche Veröffentlichung würde darum auch nach der publizistischen und didaktischen Seite hin warm zu begrüßen sein, dem Mathematiker und Physiker wie dem Zoologen, dem Botaniker und dem Mineralogen und nicht zum wenigsten dem Apologeten und dem Kunstgeschichtsforscher aber einen hohen Genuß bieten. Leider ist das Werkchen, von wenigen der Erklärung dienenden deutschen Worten abgesehen, in lateinischer Sprache geschrieben. Und wenn auch die Schram'sche Ausdrucksweise fast durchgehends zart und fließend erscheint, so ist doch, wie die Erfahrung lehrt, unsere Zeit nur schwer dazu zu bewegen eine geistige Kost in dieser Umhüllung entgegenzunehmen. Wir glauben daher recht zu handeln, wenn wir wenigstens einen Teil der Schrift in deutscher Sprache der Allgemeinheit näher rücken, und zwar denjenigen, welcher wegen seiner kulturgeschichtlichen Färbung der wärmeren Aufnahme eines jeden Leserkreises sicher und auch mit dem Ziele der vorliegenden Blätter gut vereinbar sein dürfte. Wir meinen das Verzeichnis der Gemälde- und Bildersammlung.

Dem Uneingeweihten mag es befremdlich klingen, daß man diese Sammlung einem Naturalienkabinette überantwortet hatte. Und doch erscheint die Tatsache leicht erklärlich. War doch, wie vorher bereits ausgeführt wurde, alles was dem Sammeltriebe erreichbar war, fürs erste ohne Bedenken in den weiten Sack eines solchen Kabinetts gesteckt worden. Auch die wissenschaftlichen Anstalten verfuhren zunächst in dieser Weise, ohne daß ihnen ein Mißempfinden aufstieg. Warum auch? Wenn Wissenschaft und Kunst organisch zusammengehörten, so konnten auch ihre Hilfsmittel und Erzeugnisse

doch gewiß in dem gleichen Raum ruhig neben einander her wohnen. Dadurch ergab sich sogar eine Raumersparnis, was um so begrüßenswerter war, als überhaupt die Gelasse für die in Schwung gekommenen Sammelkabinette zumeist dem bisherigen Festbestande sonstiger Räumlichkeiten — in Klöstern gewöhnlich dem Abtei- oder Konventsbau — entzogen werden mußten. Immerhin waren auch ästhetische und gesellschaftliche Rücksichten maßgebend gewesen. Die Auslage von Naturkörpern und die Aufstellung mathematischer Instrumente und physikalischer Apparate in einem oder mehreren Zimmern allein konnte das Schönheitsbedürfnis nicht befriedigen. Es fehlte Abwechslung und Buntheit, auch riefen die hohen, kahlen Wände nach Bekleidung. Hier konnte wohl nur die Einbringung von Gemälden und sonstigen Bildern abhelfen. Damit aber wurden nicht nur schmucke, dem Konservator zusagende Räume geschaffen, es konnte sich das Kabinett nunmehr auch dritter Seite gegenüber „sehen lassen“ und Besuche der besseren Gesellschaftsklassen, auf die man sich in den gastfreien Stiften sehr viel zugute tat, anstandslos empfangen. Und war damit vielleicht auch mehr für die Eitelkeit und Prunkliebe der einen oder anderen Klostergemeinde erreicht als für die Naturanschauung und die Naturerkenntnis, so darf man andererseits den kleinen Gewinn in letzterer Richtung doch auch nicht ganz achtungslos beiseite legen.

In diesem Sinne stellte sich also die Bildergalerie eines Klosters als „Mittel zum Zweck“ dar. Für sich genommen aber leuchtet sie als selbständiges kulturförderndes Element von hoher Wertigkeit. Zwar ist es eine ausgemünzte Wahrheit, daß die meisten katholischen Ordensniederlassungen von jeher, soweit sie der herrschende Zeitgeist nicht hieran hinderte, Pflanz- und Pflegestätten von Wissenschaft und Kunst gewesen waren. Aber man denkt, während man so von der Kunst vernimmt, unwillkürlich an wuchtige Klosterbauten, herrliche Abteikirchen, prunkende Säle mit farbenfreudigen Wandmalereien, zierlichen Scherzfiguren und dergleichen.

Seltener hat man hiebei Erzeugnisse des Pinsels, Stichels und Messers, hat man Ölgemälde, Kupferstiche und Holzschnitte im Auge. Noch weniger aber dürfte man über Zahl, Art und Beschaffenheit dieser Stücke, die sich das eine oder andere Kloster als treubehüteten Schatz hinterlegt hatte, unterrichtet sein, so daß die nachfolgende Veröffentlichung als Ausfüllung einer kleinen kunstgeschichtlichen Lücke vielleicht gerne hingenommen werden möchte.

(Schluß folgt.)

VIII.

König Ludwig I. und die katholische Kirche.

Neue Beiträge von Anton Doeberl.

Mit dem Konkordat vom Jahre 1817 waren die Grundlagen geschaffen worden, auf denen eine gedeihliche Wirksamkeit der Kirche im modernen Staat sich entwickeln konnte: Noch unter König Maximilian I. hebt die Restauration an, rein äußerlich betrachtet, mit der Ernennung der Bischöfe und der Errichtung der Domkapitel, genauer gesehen, mit der Erneuerung des kirchlichen Geistes im Klerus, als deren ersten und kräftigsten Förderer Bischof Sailer, insbesondere seit seiner Ernennung zum Koadjutor in Regensburg, sich erweisen sollte.

Aber erst mit dem Regierungsantritt König Ludwigs I. leuchtet in voller Helle und Wärme Frühlingssonnenlicht für die Kirche und läßt aus den Ruinen neues, frisch pulsierendes Leben erblühen und reiche Ansätze einer katholischen Bewegung erstehen.

Eine erschöpfende Darstellung dessen, was König Ludwig I. für die katholische Kirche gewesen, eine Darstellung, die Licht und Schatten gerecht verteilt, die die Verdienste des großen Monarchen eingehender würdigt, als es Strodl getan, und sich dabei von unklaren Übertreibungen Sepps frei hält, wird wohl so rasch nicht erscheinen können. Es wird wohl noch geraume

Zeit dauern, bis sich auf eine Reihe von Fragen, die Heigel's Biographie — obwohl des berühmten Gelehrten Jugendarbeit, noch immer die beste Biographie des Königs — nahe legt, eine Antwort geben läßt, namentlich auf die Frage: Was ist in kirchenpolitischer Hinsicht auf Rechnung der Minister, insbesondere Abels, zu setzen, und welche Maßnahmen gehen auf den entschiedenen Willen des Königs zurück?

Es handelt sich also zunächst nur darum, Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche in Bayern und in Deutschland unter der Regierung König Ludwigs I. zu liefern. Im Nachstehenden möchte ich nun, an Bekanntes anknüpfend, das bieten, was ich so glücklich war, im Nachlaß des Ministers Abel zu finden. Ich beginne mit jenem kirchlichen Ereignis, das wenige Wochen, nachdem mit der Ernennung Abels zum Verweser des Ministeriums des Innern ein Wechsel des Systems in Bayern eingetreten war, das ganze katholische Deutschland in Atem hielt, mit dem Kölner Ereignis. Es ist nicht an Zeit und Ort, hier jene bekannten Wirren zu besprechen: was uns hier interessiert, ist das Verhalten, das der König unmittelbar nach dem Konflikt und später zur Beilegung der Wirren beobachtet hat.

I.

Das erste, was König Ludwig nach der Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs tat, war, daß er sofort dafür sorgte, daß der hl. Stuhl rechtzeitig Kenntnis von dem Vorgefallenen erhielt. Brück versichert, daß König Ludwig I. und der damalige Bischof von Eichstätt Karl Graf von Reisach sich große Verdienste in dieser Sache erwarben. Der Erzbischof von Köln ließ die Aktenstücke und Berichte über die kirchlichen Verhältnisse, besonders über seine Lage, auf verschiedenen Wegen dem Bischof von Eichstätt zusenden. Dieser übersetzte dieselben ins Italienische und der König beförderte sie durch einen Kabinettskurier nach Rom. Kaum war die Nachricht von der Gefangennahme des Erzbischofs nach München gelangt, so trat schon ein Eilbote die Reise nach Rom an, um dem Papste die Kunde hievon mitzuteilen. So konnte der Papst bereits am 10. Dezember 1837



in seiner berühmten Allokution Einspruch gegen die Gefangennehmung des Kölner Bischofs erheben.[1])

Bischof Reisach deutet selbst in mehreren Briefen an Minister von Abel an, daß der König sich in dieser Sache besondere Verdienste erworben. „Was die Kölner Angelegenheit betrifft", so schreibt der Bischof an den Minister, Eichstätt, den 23. März 1838, „so bin ich höchst erfreut über die Stellung unseres Königs und Bayerns überhaupt, weiß auch aus Briefen des Staatssekretärs, daß man in Rom sehr darüber erfreut ist." Und am 2. April 1838: „Der Kardinalstaatssekretär hat mir geschrieben, daß er auf Befehl des Papstes dem Grafen Spaur (1831—1853 bayerischer Gesandter in Rom) eröffnet habe, wie sehr Seine Heiligkeit den Schutz zu würdigen wisse, welchen unser König der Sache der katholischen Kirche und des hl. Stuhles angedeihen lasse."

Das Kölner Ereignis hätte wohl keinen so tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland ausgeübt, wenn nicht die Presse die schlummernden Katholiken aufgerüttelt hätte, und selbst die Allokution des Papstes vom 10. Dezember 1838 hätte wohl kaum das Echo hervorgerufen, wenn nicht Görres gleich einem gottberufenen Legaten des Papstes seine mächtige Stimme erhoben hätte. Daß aber die Presse, sonst vielfach durch Bundestagsbeschlüsse in lästig hemmende Fesseln geschlagen, wenigstens in Bayern frei und frank sich zu dem äußern konnte, was alle katholischen Herzen bewegte und erregte, das ist das Verdienst König Ludwigs I. und des Ministers Abel.

Noch während der Drucklegung seines „Athanasius" konnte sich Görres gegenüber einer durch fremden Einfluß drohenden Beschlagnahme der Druckbögen ruhig und unbesorgt äußern: „Der König hält sich fest und schützt die freie Diskussion."[2]) Der König selbst scheint den „Athanasius" mit dem ganzen katholi=

1) Brück, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert. 2. Bd. S. 315.

2) Galland, Görres S. 612.



schen Deutschland freudig begrüßt zu haben, wie auch die zweite Schrift Görres' in dieser Sache. „Görres zu erwidern", schrieb der König mit Signat, Tegernsee, 23. August 1838 an den Minister von Abel, „daß ich seine Schrift „Triarier" mit Vergnügen annehmen würde." [1])

Auch der „Neuen Würzburger Zeitung", die sich unter allen Zeitungen mit besonderer Wärme der Sache des Kölner Erzbischofs angenommen hatte, wurde zunächst ziemlich große Freiheit gelassen. Aber der König wünschte gleich anfangs — und das ist gegenüber der Darstellung Treitschke's festzuhalten, der Bayern erst später einlenken läßt — [2]) Mäßigung der Sprache seitens der Redaktion der „N. W. Z.". Bereits am 21. Februar 1838 schrieb der König an den Minister Abel: „Niemand wissen zu lassen, daß ich dieses zu lesen mitteilte. [3]) Was die Kölner Sache betrifft, darüber mir mündlich Ansicht auszusprechen, namentlich was angeht, nicht Preußen zu erbittern." Als darum der Redakteur Ernst Zander, mit dem Eifer des Konvertiten, zur Abwehr zu scharfer Angriffe aus dem gegnerischen Lager ebenfalls einen zu scharfen Ton anschlug, erging an ihn alsbald die erste Mahnung, seine Sprache zu mäßigen. Dagegen wollte der König von einer Unterdrückung der Redefreiheit und einem Verbot der Zeitung überhaupt, wie man es gern wünschte, nichts wissen. Das erhellt aus folgendem Signat:

„An den Staatsrat von Abel. Um 10 Uhr heute mir darüber zu reden. Der katholische König von Bayern wird doch nicht die der katholischen Religion so wesentliche Dienste geleistet habende „N. Würzburger Zeitung" unterdrücken und

1) Als Görres zur Klarlegung eines unglücklich gewählten Ausdrucks in seinem „Athanasius" S. 147 eine Erklärung für die „Münchener politische Zeitung" verfaßte und sie zuvor dem König vorlegte, äußerte dieser, München, 18. März 1838: „Recht tut der Verfasser, den Sinn, der ihm vorschwebte, darzulegen, irrige Ansicht berichtigend."

2) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 4. Teil, 3. Aufl. S. 721.

3) Nicht ersichtlich, wovon das Schreiben handelte.



hiezu kann Österreich ohne sich zu entehren doch nicht stimmen. Mißbilligung, daß des Königs von Preußen Name genannt wurde, und Mäßigung des Tones habe ich bereits ausgesprochen.

München, den 4. März 1838. Ludwig".

Am 9. März 1838 wurde durch Allerhöchste Entschließung das Kgl. Präsidium von Unterfranken angewiesen,

„Dem Redakteur der N. W. Z. zu bedeuten, daß, wenn wider Erwarten in dieser Zeitung auch nur ein einziger Artikel noch erscheinen würde, welcher zu gegründeten Beschwerden Anlaß zu geben geeignet wäre, Wir demselben selbst dann, wenn ein solcher Artikel die Zensur passiert haben sollte, jede weitere Besprechung der Kölner Angelegenheit unbedingt und für immer zu untersagen Uns veranlaßt finden werden." [1])

Aber an eine Entfernung Zanders dachte der König nicht sofort; der König war in dieser Zeitungsangelegenheit weniger ängstlich als der Minister. Das beweist ein zweites Signat an den Minister:

„Die Münchener Politische Zeitung soll fortfahren wie bisher in der Kölner Sache sich zu benehmen. —

Es steht zwar die Drohung im Erlaß vom 9. März, aber dürfte sie ohne Verfassungsverletzung verwirklicht werden? Frhr. von Gise wird Ihnen einen Brief von mir zu lesen geben. Die Verweisung Zanders finde ich zu viel jedenfalls. Darf diese Entfernung von der Redaktion stattfinden, so auf eine Weise, weil er nicht gehorcht, nicht aber daß Veränderung meiner Gesinnung oder Wankelmut mir vorgeworfen werden könnte. Auch der Schein muß vermieden werden. Nur keine Angst!

Aschaffenburg, 22. März 1838. Ludwig."

Erst als die Verwarnungen fruchtlos blieben, wurde Ernst Zander von der Redaktion entfernt, die Zeitung aber nicht verboten. [2])

1) Josef Bachem und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland, 1. Bd. S. 226.

2) Über Ernst Zander, der eine Zeitlang den „Fränkischen Kurier" leitete, werde ich noch eine eigene Abhandlung schreiben. Die



Zur selben Zeit, als die N. W. Z. der bayerischen Regierung Unannehmlichkeiten bereitete, erschienen vom 1. April 1838 an die Historisch-politischen Blätter. Mit Rücksicht auf die Zensur und um der Regierung nicht noch weitere Schwierigkeiten zu verursachen, kommen diese Blätter, obwohl eine Frucht des Kölner Ereignisses,[1] erst im 10. Artikel „Zeitläufte", der aus der Feder Jarcke's stammt, auf die Angelegenheit des Kölner Erzbischofs zu sprechen, zunächst vorsichtig, in der Form einer Polemik gegen gegnerische Blätter. In der Folge aber und in dem Maße, wie sie sich freier bewegen konnten, haben die Historisch-politischen Blätter zu jedem das Herz der deutschen Katholiken berührenden Ereignis klar und entschieden das Wort genommen.[1])

Der König hat auch später eine maßvolle Besprechung der mit dem Kölner Ereignis brennend gewordenen Mischehenfrage gestattet und geschützt. Das ergibt sich aus folgendem Signat:

„Herr Minister von Abel! Wenn von Seite der fuldaischen Regierung um Kundgabe des Namens des Einsenders eines Artikels über die gemischten Ehen in Kurhessen, welcher in der von Herrn Dombechant Benkert zu Würzburg herausgegebenen Zeitschrift erschienen ist, eine Anfrage geschehen sollte, so ist dies Verlangen auf artige Weise abzulehnen.

Bad Brückenau, 14. Aug. 1838. Ihr wohlgewogener König
Ludwig."

Hatte der König bezüglich der Presse einen vermittelnden Standpunkt eingenommen, in dem er wohl eine maßvolle Verteidigung der katholischen Sache gestattete, aber „ohne Preußen zu erbittern", so suchte er ebenso zu vermitteln und zu be-

---

N. W. Z. ging erst im Kriegsjahr 1916 ein, nachdem sie 113 Jahre bestanden.

1) Es wäre auf das freudigste zu begrüßen, wenn möglichst bald das reiche, in den Histor.-polit. Blättern enthaltene Material natürlich von mehreren, die sich in die Aufgabe teilen müßten, zu einer Darstellung verarbeitet würde. Für die Geschichte des deutschen Gedankens der katholischen Kirche in den deutschen Staaten und der Parteien wäre viel damit gewonnen.

schwichtigen, als infolge der Kölner Wirren das Projekt — oder war es nur ein Gerücht? — der Auswanderung „mehrerer sehr reicher, adeliger Familien aus Rheinpreußen nach Bayern" auftauchte. Davon hatte Wilhelm Frhr. von Würtzburg in einer Eingabe München, den 13. Februar 1839, den König als von einer sicheren Absicht in Kenntnis gesetzt. Bereits unterm 25. Februar antwortete Minister von Abel dem genannten Freiherrn im Auftrag des Königs: „Je mehr S. M. die Interessen der katholischen Kirche in Bayern am Herzen liegen, um so lebhafter ist Allerhöchst ihr Wunsch, daß die katholischen Adelsgeschlechter in Rheinpreußen, welche dort der katholischen Kirche eine so starke und mächtige Stütze durch Alter und Glanz ihrer Namen, durch ihr großes Besitztum und durch ihre treffliche Gesinnung gewähren, die Sache derselben nicht durch Auswanderung gefährden möchten." Am 8. März 1839 äußerte sich der König von Neapel aus im selben Sinn: „Frhrn. von Würtzburg von mir zu wiederholen, daß es mir sehr leid sein würde, wenn der Adel im westlichen Teil der preußischen Monarchie seinen Gegnern das Feld räumen, als wodurch gerade der Absicht gedachter Regierung in die Hände gearbeitet würde, und nicht aushalten würde bis auf bessere Zeit. Sollten sie aber auswandern, würde mir recht erfreulich sein ihre Ansiedelung in Bayern, wo jedoch von Staatsgütern das einzige Zangenberg käuflich ist. Wohl aber dürften es andere Besitzungen sein, wiederholt ist auf die Schwarzenbergischen (in Franken) aufmerksam zu machen, das gerade für Fürst von Fürstenberg sich eignen möchte."

Es war ein guter Dienst, den der König der Kirche erwies, als er den Adeligen von einer Auswanderung abriet. Der Adel konnte später die Stellung Geissels besonders stärken.

Mit klugem Blick hat der König die Verhältnisse seit dem Kölner Ereignis beurteilt, vermittelnd gehandelt und sich große Verdienste um die Kirche erworben. Was wäre wohl aus der katholischen Kirche Deutschlands geworden, wenn Bayern nicht den Ruhm alter Zeiten auffrischend zur Vormacht der Kirche, zum Hauptherd des heiligen Feuers geworden wäre?



Für das, was der König in der erwähnten Konfliktszeit der Kirche gewesen, durfte er persönlich den Dank des Papstes Gregor XVI. entgegen nehmen. Der König schrieb darüber an den Minister von Abel.

„Mit großer Herzlichkeit empfing mich der Papst, mit Innigkeit drückte er mich wiederholt an seine Brust.

Rom, 6. Mai 1839.

Der mit Ihrer Geschäftsführung zufriedene
Ludwig."

Am 13. Mai wiederholt er: „Herzlich bin ich vom Papste empfangen worden, dem ich viel Gutes von meinem gegenwärtigen Minister des Innern (vom Vorgänger schwieg ich) gesagt habe." —

II.

Die Beilegung der Kölner Wirren bildet ein Ruhmesblatt nicht bloß für die preußische Regierung und den hl. Stuhl, sondern auch für die Regierung König Ludwigs I. Es waren drei Beweggründe, die den bayerischen König lebhaften und tätigen Anteil nehmen ließen an diesem großen Werke der Verständigung: die aufrichtige Freundschaft zu seinem edlen Schwager, „dem von trefflichem Willen beseelten König von Preußen", das Wohl der Kirche und nicht zuletzt die Rücksicht auf die Sicherung der Einheit der deutschen Nation gerade in jenen Jahren, wo vom Westen her wiederum einmal dunkle Wetterwolken sich am politischen Himmel Deutschlands zusammenballten. Der Anteil des Königs an der Beilegung der Kölner Wirren läßt sich, vielleicht nicht lückenlos, aber doch in verschiedener Hinsicht erweisen.

Von Professor Walter in Bonn stammt der Vorschlag, daß durch Aufstellung eines Koadjutors cum jure successionis am besten der Konflikt zwischen dem Kölner Erzbischof und der preußischen Regierung gelöst werden könne. Die Bezeichnung des geeigneten Koadjutors, eine Frage, die „mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war", ging vom bayerischen Könige



aus.[1]) „Wohl schon um die Jahreswende 1840/41 lenkte König Ludwig I. die Aufmerksamkeit seines königlichen Schwagers und Freundes auf Geissel.“[2])

Daß König Ludwig I. gerade in Geissel den Bischof ersah, der der schwierigen Mission in Köln gewachsen wäre, war in den Eigenschaften sowie in der bisherigen Amtsführung des Speyerer Bischofs gelegen: in seiner eifrig katholischen Gesinnung wodurch sich Geissel als den ersten Reformbischof der mit dem Königreich wieder vereinigten Pfalz erwies,[3]) in seinem klugen Benehmen gegen die in der Pfalz bestehende protestantische Mehrheit, deren Rechte er ebenso achtete, wie er den katholischen Rechten, so bezüglich der konfessionellen Schulen, der Friedhöfe, Geltung und Achtung zu verschaffen wußte, in seiner treuen Gesinnung gegen König und Regierung und — was unter der Regierung König Ludwigs I. noch eigens zu beachten ist, — in der klugen Form, womit er es, wie nur noch Bischof Sailer, verstand, dem König gegenüber die Worte zu finden, die bei der Eigenart des Herrschers notwendig waren, um sicher durchzudringen.

Der Vorschlag, den König Ludwig I. zu Neujahr 1841 seinem königlichen Schwager gemacht, wurde sowohl in Berlin als in Rom geprüft und hier wie dort unter Verzicht auf andere Kandidaturen — in Berlin dachte man anfangs an den Regensburger Domdekan M. Diepenbrock, in Rom an Bischof Reisach in Eichstätt — gebilligt. Als Graf Brühl, der außerordentliche Bevollmächtigte Preußens zur Beilegung der Kölner Wirren, nach dem Urteil des Münchner Nuntius Viale Prelà ein „ausgezeichneter, offener, biederer Ehrenmann“, auf seiner dritten Romreise durch München kam, überreichte er dem bayeri-

1) Vergl. den von Minister Abel mit Genehmigung des Königs verfaßten Artikel in der Allgemeinen Zeitung vom 19. Januar 1842.

2) Otto Pfülf, Kardinal Geissel, Bd. I, S. 80.

3) Für die Geschichte der katholischen Kirche bezw. die religiösen Zustände in der Pfalz ist sehr beachtenswert das Schreiben Geissels an König Ludwig I. vom 15. Februar 1842, bei Dumont, Diplom. Koresp. S. 336.

schen Könige ein Handschreiben König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Ersuchen, den Bischof von Speyer für die Kölner Koadjutorie zu gewinnen. In einem vom Minister Abel entworfenen Schreiben vom 7. Juli 1841 forderte daraufhin der König den Bischof dringend auf, „die Koadjutorstelle anzunehmen". „Ich bringe ein empfindliches Opfer", schrieb der König; „ich kenne die Größe des Verlustes, den ich durch Ihren Übertritt auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erleiden werde. Aber ich glaube, als Katholik und als Teutscher, diesem Opfer Mich nicht entziehen zu dürfen, da es sich hier um die wichtigsten Interessen unserer heiligen Kirche und unseres gemeinsamen teutschen Vaterlandes handelt, und ich wende mich daher an Sie, mein Herr Bischof, in Ihrer Doppeleigenschaft als Katholik und als Teutscher, indem ich den dringenden Wunsch Meines Schwagers bei Ihnen empfehlend unterstütze."

Aber Bischof Geissel glaubte den Ruf ausschlagen zu müssen, solange noch zahlreiche den Bischofsstab hemmende staatskirchliche Verordnungen in Preußen bestünden, er glaubte noch überdies der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen zu sein.

In einem zweiten Schreiben vom 31. Juli 1841 bestand der König auf seinem dringenden Ersuchen, daß Geissel den Ruf annehme. „Den Ruf abzulehnen wäre weder als Katholik noch als Teutscher zu verantworten." Um jedes Bedenken des Bischofs zu beseitigen, machte der König Geissel den Vorschlag, daß er noch vier Jahre lang das Bistum Speyer beibehalte und durch einen Weihbischof verwalten lasse, während welcher Zeit ihm der Rücktritt in die Speyerer Diözese offen stünde. Zu gleicher Zeit machte Minister Abel dem Bischof Hoffnung auf Beseitigung der noch obwaltenden Schwierigkeiten, eine Hoffnung, die sich auf die Festigkeit des hl. Stuhles wie auf die Gerechtigkeitsliebe des preußischen Königs gründe.

Daraufhin erklärte sich Bischof Geissel in einem Schreiben vom 5. August 1841 zur großen Freude des Königs bereit, einen allenfallsigen Ruf anzunehmen.

Aber damit waren noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Es mußte vor allem die Zustimmung des Kölner Erzbischofs



zur Wahl des Bischofs von Speyer als Koadjutor eingeholt werden. Mit Wissen und Willen des bayerischen Königs ging im August Bischof Reisach nach Münster, um den Erzbischof über die Person des Koadjutors zu verständigen. „Der Bischof von Eichstätt", schrieb König Ludwig I. (Berchtesgaden, 21. Aug. 1841) an Minister von Abel, „ist auf dem Wege nach Münster, damit der Erzbischof sich füge, denn der Papst und der König von Preußen sind einverstanden. Geheim soll befragliche Reise sein." Der Erzbischof „zeigte sich", wie bald darauf Bischof Reisach an Bischof Geissel schrieb, „sehr geneigt, Sie zu seinem Koadjutor zu haben".

Um diese Zeit drohte aber ein neuer Plan, die Aufstellung Geissels zum Koadjutor zu verhindern. Nicht nur in der Erzdiözese Köln, auch in der Diözese Trier waren Verwicklungen des Staates mit der Kirche zu schlichten. Hier hatte das Domkapitel am 1. Mai 1839 den Pfarrer Arnoldi zum Bischof gewählt. Aber die preußische Regierung hatte bisher der Wahl die Genehmigung versagt. Nun machte die Kurie den Vorschlag, Arnoldi zum Koadjutor nach Köln zu berufen und so durch einen einzigen Zug zwei Konflikte zu lösen.

Dagegen erhob König Ludwig I. Widerspruch, wie zu vermuten sowohl in Berlin als beim Münchener Nuntius. „Sie haben sehr wohl getan", so schrieb der König, Berchtesgaden, den 29. August 1841 an Minister von Abel, „dem Bischofe von Eichstätt die mir angezeigten Mitteilungen gemacht zu haben und schreiben Sie gleich dem von Speyer, damit er sich nicht gekränkt fühle, und auf eine Weise, daß er nicht zurückgehe, fiele die Wahl auf ihn. Nachdem mein Schwager, der König von Preußen, diesen Bischof hat bitten lassen, anzunehmen die Koadjutorie Köln's, wenn der Papst ihn darum anginge, leugne ich nicht, daß mir auffiele, nun nur subsidiarisch ihn dafür beantragt und mich gewissermaßen kompromittiert in den Augen meines Bischofs zu sehen. Vorsätzlich geschah es nicht, dessen bin ich überzeugt." Es ist ohne Zweifel dem Einfluß des Königs zuzuschreiben, daß die Koadjutorfrage nun



rascher erledigt und Geissel bereits am 24. September 1841 durch Breve des Papstes zum Koadjutor ernannt wurde.

Der König, der die Wahl Geissels zum Koadjutor empfohlen und auf der Ernennung desselben fest bestanden hatte, tat noch ein zweites, um den Konflikt zu beseitigen. Er trug das Seinige bei, um die Schwierigkeiten zu beheben, die die freie Ausübung der bischöflichen Gewalt in Köln noch behinderten.

Am 16. Oktober 1841 fand in München eine Beratung zwischen Bischof Geissel, dem Nuntius Viale Prelà, Minister von Abel und Bischof Reisach statt, in der Bischof Geissel die Vorbedingungen für seine Annahme der Koadjutorie besprach und offenbar beruhigende Erklärungen erhielt.

Am 4. November 1841 erschien Graf Brühl in Speyer und besprach mit Bischof Geissel eingehend jene Fragen, die der Koadjutor vor Übernahme seines Amtes geordnet und gesichert wissen wollte. Es kam im Wesentlichen zu einer Verständigung. Nun aber drängte der König, daß Geissel seine Mission beginne. Zu dem Berichte Geissels[1]) an Minister von Abel vom 9. November 1841 bemerkte der König:

„An den Minister des Innern.

Dem Nuntius von mir zu äußern meinen lebhaften Wunsch, daß baldige Ausgleichung in der Kölner Sache geschehe und dem Bischof von Speyer, daß er keine Schwierigkeiten erheben möchte gegen des Papstes Ansicht.

München, 13. Nov. 41. Ludwig."

Die weiteren Verhandlungen erfüllten die Wünsche des Koadjutors. Vielleicht geben die noch verschlossenen Privatpapiere König Ludwigs I. noch weiteren Beleg für den Anteil des bayerischen Monarchen an der Beilegung der Kölner Wirren, namentlich durch unmittelbare Korrespondenz mit dem königlichen Schwager und Freund.

Minister von Abel hat mit Genehmigung des Königs für die Allgemeine Zeitung einen Artikel verfaßt, aus dem man

1) Dumont, a. a. O. S. 108.



deutlich die Absicht herauslesen kann, den Anteil des bayerischen Königs an der Lösung der erwähnten Frage für die Nachwelt sicher zu stellen. Der Artikel, dessen Entwurf mir vorliegt, lautet:

Die glückliche Beseitigung der Kölner Wirren.
München, den 19. Januar 1842.

Die Erklärung der preußischen Staatszeitung über die glückliche Herstellung des durch die bekannten Kölner Ereignisse gestörten kirchlichen Friedens hat, wie sicherlich in ganz Teutschland, so auch hier den freudigsten Eindruck hervorgebracht.

Der erhabene Monarch, der in feierlicher Stunde seinem Volke gelobt, ihm ein gerechter König und ein treuer Vater zu sein, hat dies schöne Angelöbnis auch hier in einer Weise gelöst, welche nur von seiner edlen Persönlichkeit erwartet werden konnte. Wer die zahllosen Schwierigkeiten mit unbefangenem Blick ermessen hat, die einer nach allen Seiten befriedigenden Schlichtung des unseligen Zwistes sich entgegenstellten, — Schwierigkeiten, die selbst dem reinsten und kräftigsten Willen als unübersteiglich hätten erscheinen können, der wird der Weisheit und dem Edelsinn dessen, der das große Werk vollbracht, den gebührenden Tribut der Bewunderung mit freudiger Anerkennung zollen.

Preußens König hat das, was von Anderen, wenn auch im Irrtum über Person und Sachen begangen worden war, ohne Halbheit offen und großartig wieder gut gemacht. Er hat der katholischen Kirche und dem greisen Kölner Erzbischof Recht und Gerechtigkeit in vollem Maße angedeihen lassen und dadurch ein großes für Teutschlands inneren Frieden unermeßlich einflußreiches Beispiel aufgestellt. Wer so handelt, versöhnt die Gemüter und erringt selbst über die leidenschaftlichsten Gegner den schönsten Sieg.

Wir in Bayern freuen uns des hergestellten kirchlichen Friedens auch noch in anderer Beziehung. Ein Bayer ist es, dem die hohe Sendung zuteil geworden, den uralten, erzbischöflichen Stuhl zu Köln einzunehmen und auf demselben als pflichttreuer Oberhirt in den anvertrauten Seelen auch die



schönste Frucht der Liebe, der Ehrfurcht und des Vertrauens zu pflegen und heranzuziehen, die aus der von königlicher Hand gelegten Saat reichlich erwachsen muß.

Daß aber dem also geschehen, davon nehmen wir auch für unseren König den gebührenden Anteil in Anspruch. Mit des königlichen Schwagers und Freundes hoher, edler Gesinnung wohl bekannt, hatte er bald nach dessen Thronbesteigung aus freiem Antriebe, den Frieden der Kirche und des gemeinsamen teutschen Vaterlandes Wohlfahrt und ihre Grundbedingung, die Eintracht, stets unverrückt im Auge haltend, dem Ihn beseelenden Vertrauen auch bei dem päpstlichen Stuhle Eingang zu verschaffen Sich bestrebt. Er war es auch, der in glücklicher Stunde in dem trefflichen Bischofe von Speyer den Mann ersah, welcher alle jene seltenen Eigenschaften in vollem Maße vereinigte, die da unentbehrlich waren, um allen Beteiligten gleiches Vertrauen einzuflößen, dem Papste wie dem gegenüberstehenden Könige, dem greisen Erzbischof und den Angehörigen beider Kirchen.

Auch dann noch, als Preußens König den ihm sofort in freundlichem Vertrauen mitgeteilten Vorschlag freudig angenommen und das Oberhaupt der Kirche seine Zustimmung gegeben hatte, waren andere Schwierigkeiten zu besiegen. Denn es galt, die Einwilligung des seinem Könige und Vaterlande mit treuer Anhänglichkeit zugetanen Speyerer Bischofs und die Zustimmung des ehrwürdigen Kölner Erzbischofs zu erlangen.

Sehen wir den Ersten aus unserer Mitte scheiden, so erblicken wir darin ein zweifach Opfer, welches ebenso der treffliche Bischof seinem Könige und seiner Kirche als sein ihm wohlwollender König dem Frieden der Kirche und des teutschen Vaterlandes gebracht hat.

Was aber bei dem hochverehrten Erzbischofe ein anderer bayerischer Bischof mit unseres Königs Vorwissen und nach Seinen Wünschen gewirkt, das ist bereits durch die ihm dafür unlängst verliehene Auszeichnung und durch das begleitende Handschreiben zur Offenkunde gelangt.

Wenn wir hier dieser Tatsachen erwähnen, so geschieht



es nur, um Jedem, der an dem großen Werke mitgewirkt, den gebührenden Anteil zu wahren. Das hohe Verdienst, das Preußens edler König sich erworben, wird dadurch um nichts geschmälert und es kann wohl in jedem Teutschen nur frohe Empfindungen erwecken, wenn er auch hier in einer Nationalangelegenheit die beiden durch Herz und Gesinnung ebenso enge wie durch die Bande der Schwägerschaft verbundenen teutschen Könige einträchtigen Sinnes Hand in Hand gehend erblickt.

* * *

„Das Ansehen eines kleinen Staates erhöht sich und eine Regierung gewinnt an Stärke, wenn sie sich einer Idee bemächtigt, die auch außerhalb der Grenzen zahlreiche Anhänger hat.“ Dieser in der älteren bayerischen Geschichte bewährte Satz gilt im gewissen Sinne auch der Regierung König Ludwigs I. Durch das, was König Ludwig I. in Bayern und in Deutschland getan, durch die Entsendung zweier Bayern auf die vornehmsten Bischofsstühle Deutschlands, durch die Förderung des Kölner Dombaues und vieles andere, wozu sich noch neue Belege in dem Nachlaß des Ministers Abel finden, war der Name des Königs weit über die Grenzen Bayerns hinaus ungemein volkstümlich, das Bayern König Ludwigs I. wieder zur katholischen Vormacht geworden. Das Oberhaupt der Kirche aber ehrte ihn mit einem Namen, der ihn mit stolzer Freude erfüllte. Davon hat der König seinen Minister gleich in der ersten Freude benachrichtigt:

Rom, 4. Juni 1844.

„Mein werter Minister von Abel. Frhr. von Gise wird, von mir beauftragt, Ihnen mitgeteilt haben, wie vorzüglich empfangen vom Papste ich wurde. Füge noch hinzu, daß er mich einen Beschützer (wo nicht gar den größten, il più gran protettore) der Kirche nannte. Abels rühmlich bei ihm zu erwähnen, war mir eine Angelegenheit. Ludwig.“



IX.

Massenpsychologie.

Von Dr. Hermann Dimmler, München.

Der Reichskanzler hätte in seiner großzügigen Apostrophierung der Sozialdemokratie darauf hinweisen können, daß der Staatenbund, der uns so leichtfertig und so skrupellos an die Kehle gesprungen ist, der Hauptsache nach aus Königsmördern besteht. Der Herd des unglücklichen Brandes, der Europa verzehrt, ist im Schoße derjenigen Völker zu suchen, die ihre Könige gemordet und die Fahne der politischen Freiheit entfaltet haben. Diese Freiheit hat also den Völkern Europas nicht einmal das bescheidendste aller Bürgergüter, das einer ruhigen wirtschaftlichen Existenz bringen können. Im Gegenteil! In dieser Freiheit hat sich der von der Sozialdemokratie so eifrig befehdete Kriegsbazillus zu unheilvoller Blüte entwickelt. Vielleicht war es doch ein Irrtum zu glauben, man brauche, um zum Völkerglück zu gelangen, nur die Könige stürzen oder entmündigen, dem Volke die Möglichkeit geben sein Glück selbst aufzubauen. Dieser Gedanke wird im Laufe dieses Krieges in vielen aufgestiegen sein und es war politisch klug und konsequent, daß der Reichskanzler denselben offen ausgesprochen hat, so gewagt es auch erscheinen mag in diesem Augenblick die tiefsten und entscheidenden politischen Gegensätze zu enthüllen.

Es ist Zeit den Gedanken, welchen der Reichskanzler ausgesprochen hat, mit aller nur möglichen Gründlichkeit weiter zu verfolgen. Aus den Kreisen der Demokraten selbst, welche den Aufbau der Demokratien verfolgten und in die innersten Lebensgesetze dieser Staatsform als Forscher eingedrungen sind, erhalten wir sehr bemerkenswerte Anregungen. Der Franzose Le Bon stellt in seiner Psychologie der Massen die Behauptung auf, daß die vernünftigsten Menschen zur Masse vereinigt den



Verstand verlieren und dafür in eine abnorm gesteigerte Reizbarkeit des Gefühls hineingeraten. Der Turiner Professor Robert Michels schöpft in seiner „Soziologie des Parteiwesens" aus der exakten Beobachtung der modernen demokratischen Bewegung den Lehrsatz, daß die Menge genötigt ist sich ein Haupt zu geben, dem eine fast unbeschränkte Herrschergewalt zufällt. Der scheinbare Sturz des Führertums zugunsten der völkischen Selbstregierung ist nach ihm in Wirklichkeit nur ein Wechsel in der Person des Führers. Wenn der unvoreingenommene überzeugte Demokrat Michels richtig gesehen hat, so gibt es in Wirklichkeit gar keinen Volkswillen, sondern nur eine freie Zuwendung des Volkes zu diesem oder jenem Führer. Volksherrschaft ist lediglich Herrschaft eines schwachen kurzlebigen Königtums. Das Postulat der Menschenwürde, welches anscheinend verlangt, daß die Menschen sich selbst regieren, bleibt unerfüllt. Michels scheint recht zu haben, denn sonst wäre es unverständlich, wie rasch das verschleierte Eintagskönigtum in das sichtbar gekrönte übergeht. Wenn die zur Masse verdichteten Einzelpersönlichkeiten weder Verstand noch freien Willen besitzen, so ist Platz frei für das Königtum von Gottes Gnaden. Regierung muß sein; wenn sie nicht aus dem Verstand und Willen der Menge fließen kann, so muß sie eben unabhängig vom Willen dieser Menge bereits vorhanden sein. Auf diesem Syllogismus beruht die wissenschaftliche Begründung des Königtums von Gottes Gnaden. Wenn die in jedem Augenblick wahllos zusammenströmende Menge aus dem in diesem Augenblick ihr zur Verfügung stehenden Einsichten und Willenskräften heraus ein den ganzen Volkskörper regierendes und organisierendes Haupt nicht zu bilden vermag, so ist sie auf die Führergebilde angewiesen, welche in Jahrhunderten langsam herangewachsen sind. Auch diese geschichtlich gewordenen Führungsorgane kommen aus der Seele des Volkes, aber nicht aus der Seele von gestern, heute und morgen. Sie sind das Resultat vielverzweigter, in ihren Einzelheiten kaum mehr erkennbarer Wahltätigkeiten einer Geschlechtsreihe, die bis auf die Anfänge der Gesellschaftsbildung zurückreicht. Diese Führergebilde ruhen auf einem



gigantischen Unterbau von Einsichten, wie sie nur jahrhundertlange geschichtliche Erfahrung zu bieten vermag; sie sind getragen von einer lebendigen Fülle persönlicher Erlebnisse, von der Anhänglichkeit, Achtung, Liebe und Treue all der Menschen, welche im Lauf der Jahrhunderte in die Friedhöfe und Grüfte hinuntergesunken sind und mit der unsterblichen Kraft menschlicher Seelen von dort zu uns heraufwirken. Die Fürsten und Könige, welche heute sichtbar auf Erden wandeln, sind die Fürsten und Könige, für welche diese Toten, von denen wir uns nie loslösen können, eingestanden, für die sie gestorben sind.

Die Fanatiker der Völkerwürde verlangen von uns, daß wir die Einsicht einer augenblicklich zur Wahl zusammenberufenen Volksmenge an die Stelle der Einsicht und Erfahrung des Menschengeschlechtes setzen; sie wollen, daß wir die gewaltige geschichtliche Pflanzung von Gefühlen der Ergebenheit, Achtung und Liebe, die herangewachsen und noch lebendig ist, zerstören, um ein neues ähnliches Verhältnis im kurzen Augenblick der Gegenwart stets von neuem wieder zu gewinnen; sie verlangen, daß wir über die Gräber unserer Toten, über das, was sie gewollt, geliebt und geachtet haben, hinwegschreiten, um den Gesellschaftsaufbau stets neu auf unseren eigenen schwachen Schultern wieder aufzurichten.

In diesem Verlangen liegt eine gewaltige Überschätzung der Leistungsfähigkeit menschlicher Seelenkräfte, eine vollständige Verkennung des langsamen organischen Wachstums dieser Kräfte in der Zeitfolge von Generationen. Schon die Einzelpersönlichkeit ist nicht imstande, aus ihrem augenblicklichen Denken und Fühlen heraus selbständig ihre Lebensformen zu gestalten. Sie ist angewiesen auf die Hilfe der Geitesarbeit und Erfahrung der vergangenen Geschlechter, deren Gesetze und Normen sie übernimmt, wenn sie dieselben auch teilweise neu redigiert und in unwesentlichen Punkten vervollständigt. Für die Menge und den Aufbau ihrer Gesellschaftsformen wächst die Notwendigkeit dieser Anlehnung an das in früheren Generationen Geschaffene bis zu unverkennbarer Augenscheinlichkeit.

Zu der Schwierigkeit, der Gewinnung persönlicher Einsicht



tritt hier die Schwierigkeit, die Einsicht von Millionen der verschiedensten Einzelpersönlichkeiten zu der Einheit zusammenzufassen, welche für eine Willensäußerung dieser Menge erforderlich ist. Es ist schon mit großen Schwierigkeiten verbunden, daß Millionen von Menschen sich ihre Gedanken gegenseitig mitteilen. Von einer eigentlichen Mitteilung kann gar nicht die Rede sein. Die Menge löst sich in Gruppen auf; in jeder Gruppe spricht nur der eine oder andere, die übrigen müssen sich damit begnügen, Ja oder Nein zu sagen. Es kann nicht jeder seine Vorschläge machen, wenn die Beteiligten nicht graue Haare bekommen sollen, bis man zur Abstimmung schreiten kann. Die Gruppen selbst können sich nicht gegenseitig aussprechen. Es gibt keinen Raum, der sie faßt, keine Stimme, welche zu Hunderttausenden und Millionen sprechen könnte. Die Gruppen können nur durch ihre Abgeordneten in Verkehr treten. Die Einsicht des Urwählers kommt also bei der endgiltigen Abstimmung nur insoweit zur Geltung als der Abgeordnete dieselbe aus der Gruppenversammlung, die ihm das Mandat gegeben hat, kennen gelernt hat. Da diese Kenntnis auf wenige ganz unbestimmt gehaltene Prinzipienfragen beschränkt ist, so kann der Urwähler auf die Endabstimmung nur einen ganz unbestimmten und inhaltlich eng begrenzten Einfluß gewinnen. Eine kunstvolle von eiserner Disziplin und unbeugsamer Gewissenhaftigkeit getragene Organisation ist erforderlich, um in dieser schwerfälligen und mangelhaften Weise die Einsicht der Einzelpersönlichkeiten zu einem praktischen Volksurteil zu verschmelzen. Es ist ohne weiteres klar, daß erst durch die modernen Verkehrsmittel, vor allem durch die Rotationsdruckmaschinen das Zustandekommen eines Millionenvolksvotums einigermaßen möglich geworden ist. In der vorindustriellen Zeit konnte es eine Volksherrschaft nicht geben und was unter diesem Namen bekannt ist, konnte nur Herrschaft einer bestimmten Volksgruppe sein, welche die große Masse terrorisierte.

Der Zusammenfassung zahlreicher Einzelpersönlichkeiten zu einem spruchfähigen Volksganzen stehen enorme rein physische Schwierigkeiten entgegen, die maschinell zu bekämpfen sind. Die



Hauptschwierigkeiten liegen jedoch auf dem auch für unsere hochentwickelte Wissenschaft noch vollständig in Dunkel gehüllten rein seelischen Tatsachengebiet. Ein oberflächlicher Blick auf dieses Tatsachengebiet zeigt mit erschreckender Deutlichkeit die Hilflosigkeit des zu irgend einer Bewegung sich anschickenden Volkskörpers. Sobald es der Wissenschaft einmal gelungen sein wird, in dieses Gebiet seelischer Tatsachen tiefer einzudringen, wird man über die Aussichten und Möglichkeiten der Massenbewegung anders denken als heute! Was wir heute schon über die seelischen Gesetze der Massenbewegung feststellen können, ist im höchsten Grade beunruhigend.

Die Schwerfälligkeit und Hilflosigkeit dieser Massenbewegung fließt aus der unberechenbaren Entwicklungsfähigkeit des seelischen Organismus, in welcher die alles andere weit hinter sich lassende Vollkommenheit desselben begründet ist. Die Einsichten der einzelnen Menschen zersplittern sich ins Ungemessene; wir können diese Gesetzmäßigkeit jedem Biertischgespräch ablauschen. Sie ist auch dem Volksbewußtsein nicht entgangen: So viel Köpfe, so viel Sinn. Eine Summe von Einzelpersönlichkeiten gleicht einer Maschine, in welcher jedes Rädchen eine andere selbständige Bewegung ausführt. Eine solche Maschine wird zunächst überhaupt keine Arbeit leisten. Die Energie der einzelnen Rädchen wird sich darin aufzehren eine gleichlaufende Bewegung zu erzielen. Man wird versuchen sich gegenseitig aufzuklären, sich zu belehren, zu überzengen. Diese Bekehrungsversuche werden, wenn sie überhaupt über das erste Hindernis der Rechthaberei, der Gereiztheit, über den intellektuellen Widerstand des Gegners hinausgelangen, sehr viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmen. Sie werden in allen nicht ganz einfach gelagerten Fragen ergebnislos verlaufen, da unser Denken nicht klar und einheitlich genug ist, um wie eine Rechnung gegen einander ausgeglichen werden zu können. Jeder urteilt aus seiner Lebenserfahrung heraus instinktmäßig. Diese Urteile können nicht gegeneinander ausgetauscht und miteinander verglichen werden. Wir sind dialektisch zu wenig geschult und, wenn wir alle Philosophen wären, so kämen wir doch, wie



die Geschichte der Philosophie zeigt, miteinander selten ins Reine.

Wenn man daher will, daß eine Sache im Laufe der nächsten Jahre nicht zur Ausführung komme, so braucht man die Ausführung derselben nur einem vielköpfigen, aus starken Persönlichkeiten zusammengesetzten Ausschuß zu übertragen.

Das kunstvolle menschliche Organ, welches jeder Tat voranleuchtet, ist seiner Natur nach ungesellig; es geht seinen eigenen Weg; daran scheitert die erfolgreiche Verkoppelung dieser Organe in der Massenbewegung. Die Intelligenz steht der Intelligenz im Wege; sie stemmt sich gegen dieselbe an und es entsteht ein regelloser Wirbel, welcher den Fluß der Masse aufhält, wenn er dieselbe nicht zersprengt. Der Politiker als Baumeister der Menschenseelen hält einen Baustein in der Hand, der sich nicht zu den anderen fügt. Seine Hoffnung kann nicht darauf beruhen, durch den Aufbau dieser Steine ihre Kraft und Leistungsfähigkeit zu einem Monumentalbau zu addieren. Die kunstvolle Entwicklungsmöglichkeit des Materials steht diesem Plane entgegen. Jeder Einzelne besitzt in seiner Isolierung Verstand und Einsicht, die ihn zu vernünftiger Tat befähigen. Die aus diesem Einzelnen zusammengesetzte Menge besitzt diese aktionsfähige Einsicht nicht mehr. Wenn überhaupt eine Möglichkeit bestünde, die sich kreuzenden und sich hemmenden Einzeleinsichten nach einer Richtung zu kämmen, so würde diese Möglichkeit durch die oben erörterte rein mechanische Schwierigkeit gegenseitiger Aussprache und Verständigung vereitelt. Die Volksseele als Summe aller Einzelseelen ist vernunftlos, einer vernünftigen Wahlhandlung nicht fähig. Diese Antwort klingt wenig schmeichelhaft und sie wird auf vielfach taube Ohren stoßen; allein die nüchterne Beobachtung seelischer Gesetzmäßigkeiten wird eine andere Antwort nicht geben können. Je mehr wir ins Einzelne dieser seelischen Tatsachen der Massenbewegung eindringen, um so mehr wird sich die Überzeugung befestigen, daß der ins Große angewachsenen Menge nicht die seelischen Fähigkeiten zur Verfügung stehen, sich selbst zu regieren.

Gegenstand dieser Regierung ist das Volksganze. Es ist



eine ungeheuerliche Zumutung an die Geisteskraft des Einzelnen, das zu einem reich differenzierten Organismus ausgewachsene Volksganze zu übersehen und seinen Gang zu lenken. Wie soll die Hand wissen, was der Magen zu tun hat, das Gehör, was dem Auge für eine Aufgabe gestellt ist! Alle Hoffnung auf staatsbürgerliche Erziehung, auf Hebung der Allgemeinbildung reicht an die Aufgabe, welche dem Bürger eines Volksstaates gestellt ist, nicht heran. Selbst wenn der letzte Arbeiter die Bildung eines Hochschullehrers besäße, stünde er doch ratlos an der Wahlurne.

Damit die Einsicht zur Tat werde, muß der Trieb hinzutreten, das Interesse an dem Resultat der Tätigkeit. Dieses Interesse können wir in der Massenseele ebensowenig finden wie die vernunftgemäße Einsicht. Das Schicksal des Volksganzen ist nicht das Schicksal des Einzelnen. Der Einzelne wird durch die Staatsverfassung und ihre Handhabung nur sehr mittelbar und oberflächlich berührt; sein Schicksal ruht in seiner privaten freien Wirtschaftstätigkeit. Diese entscheidet über sein Einkommen und damit über seine Lebensführung. Irgend eine Staats- und Rechtsordnung muß vorhanden sein, um diese Wirtschaftstätigkeit sicherzustellen; man braucht sie, wie man die Sonne braucht, aber es verlohnt sich nicht die Mühe in den Gang dieser Staatsordnung einzugreifen. Mag diese Ordnung den privaten Interessen dann und wann weniger günstig sein. Die Aussichten, sie in einem diesen Interessen günstigen Sinne zu lenken, sind so gering, daß niemand daran denkt, sich ernstlich mit Politik zu befassen, um seine persönliche Lage zu verbessern. Jeder zieht es vor, seine Kräfte im wirtschaftlichen Einzelkampf zu entfalten und auf diesem nächsten Wege, den er beherrscht, zu Reichtum und Wohlstand zu gelangen. Die Politik wird in die Erholungsstunden verwiesen. Man beschäftigt sich mit ihr am Biertisch. Gegen diese notorische politische Gleichgültigkeit wird man vergebens ankämpfen, solange wenigstens als nicht der Staatshaushalt mit dem privaten Wirtschaftsbetrieb in der Gemeinwirtschaft zusammenfließt. Die Tatsache, daß die große Masse der Wähler nur zur Wahlurne schreitet,



wenn sie von einem weitverzweigten System von Führern zur Urne hingedrängt wird, zeigt nur allzudeutlich, wie energielos und hilflos die Volksseele der Selbstregierung gegenübersteht. Der Wille zu dieser Selbstregierung versagt hier in sichtbarer Weise und es ist ohne weiteres einleuchtend, daß der schließlich erzwungene Wille keinerlei Erfolg war, sprechende Kraft und Eignung für die Lösung der verantwortungsvollen Aufgabe besitzt. Regieren ist eine der menschlichen Natur äußerst sympathische Tätigkeit. Jeder sucht seinen Willen durchzusetzen, wo er nur kann und freut sich dieser Machtentfaltung, wenn sie ihm auch keinen Vorteil bringt. Die konstitutionelle Staatsverfassung gibt mit Einschluß der freien Vereins- und Gesellschaftsbildung dem Selbstregierungsdrang freien Spielraum. Es stünde den einzelnen Volksgruppen und schließlich dem ganzen Volke durchaus frei, eine Gesellschaft in der Gesellschaft nach eigenem Gutdünken zu organisieren und die bestehende Gesellschaftsordnung durch Neuorganisation gegenstandslos zu machen. Warum zeigen die Volksmassen so wenig Lust, diese Möglichkeiten, ihre Macht zu entfalten, zu benützen? Doch nur deshalb, weil sie auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, die in der Hilflosigkeit der Massenseele gelegen sind. Die Masse hat seit geraumer Zeit in allen Kulturstaaten Gelegenheit gehabt, sich zu organisieren und eine neue ihren Wünschen und Interessen entsprechende Gesellschaftsform aus sich heraus zu organisieren. Gewaltige durch die industrielle Entwicklung herbeigeführte Verschiebungen der Arbeits- und Lebensweise mußten eine Neubildung unterstützen und nahelegen, schwere Beklemmungen und Dissonanzen mußten die Menge aus ihrer Trägheit aufscheuchen. Tatsächlich hat die Umwälzung der Industrieperiode einen Bienenschwarm politischer, sozialer und wirtschaftlicher Ideen auffliegen lassen; aber diese Bienen haben keine Zellen gebaut und der in Aussicht gestellte Honig ist ausgeblieben. Der Zukunftsstaat, in dem diese Ideen einen konkreten Ausdruck fanden, blieb in allen seinen Teilen eine ganz und gar verschwommene märchenhafte Vorstellung. Der freigelassene Strom der Volksmassen ist in fruchtlosen Bemühungen



für die Besserung seiner Daseinsbedingungen, neue die Massen durchdringende Staatsformen zu finden, versandet, wofern nicht eine starke unabhängige Regierung den Strom in fruchtbare Bahnen gelenkt hat. Die Vereine und Gesellschaften kommen über kleine Kreise nicht hinaus, die wirtschaftlichen Vereinigungen vermögen die Ketten des Kapitalismus nicht zu sprengen, die Gewerkschaften sehen sich in eine reine passive Defensivstellung hineingedrängt. Die ganze Volksmasse ist in tausend Atome zersplittert und es ist nicht abzusehen, wie es zu einer auch nur äußerlichen oberflächlichen Einigung kommen soll. Das aus der Freiheit zu reden und zu handeln herausgewachsene Parteileben ist ein Chaos von Ideen, Zielen, Programmen, dem keine einigende und damit schöpferische Kraft innewohnt. Die Wissenschaft hat sich von diesem Tatsachengebiet zurückgezogen, weil sie keine wirkende Vernunft und Gesetzmäßigkeit in demselben zu erblicken vermag.

Die Einsicht der Einzelpersönlichkeit geht in der Masse verloren; die Triebkraft des Handelns versagt. Die Masse entbehrt der auf Einsicht und Interesse aufgebauten zielbewußten Willenskraft, die dem Einzelwesen eigen ist. Das Einzige, was sich an seelischer Kraft bei der Anhäufung der Seelen addiert, ist die Gefühlserregung in ihrer gesteigerten Auswirkung, eine Erregung, die sich für gewöhnlich im Augenblick erschöpft. Die Menschen lösen bei ihrer Berührung innerseelische Lebensentfaltungen aus, deren Charakter aus der Tendenz gegenseitiger seelischer Verschmelzung und Umklammerung erkennbar ist. Die Liebe bildet den Höhepunkt dieser Entfaltung. Die Intensität dieser Entfaltung ist der Masse, mit welcher das Einzelwesen in Berührung kommt, proportional; man kommt leichter in Stimmung, wenn man ein Gefühlserlebnis mit anderen teilt. Die Heiterkeit anderer ist ebenso ansteckend wie die Traurigkeit, die Begeisterung, der Zorn derselben. Es fällt dem Redner und Schauspieler leichter, einen dicht besetzten, als einen halbleeren Saal mit sich fortzureißen. Die Gedanken sind spröde, die Gefühle sind gesellig; sie springen leicht über, vereinigen und summieren sich. Der Einzelne wächst in seinem Gefühlsleben



dadurch, daß er in die Masse hineingestellt wird, in gigantischer Weise über sich selbst hinaus. Die durchaus aufrichtig empfundene patriotische Gefühlsekstase, in der wir augenblicklich leben, dulden und sterben, enthält einen selbstlosen Idealismus, dessen der Einzelne nur in Ausnahmefällen fähig ist. Leider folgen alle Gefühle, auch die destruktiven des Hasses, des Neides, der Rachsucht, des Zornes derselben Gesetzmäßigkeit: sie springen mit derselben Leichtigkeit über und nähren sich gegenseitig. Die Anhäufung zur Masse ist eine Veranstaltung zur Entfaltung großer Tugenden und großer Laster.

Das Bedenkliche dieser Massengefühlsekstase liegt darin, daß der abnormale Gefühlsgrad die verstandesmäßige Überlegung verdrängt und auslöscht. Das Gefühl läuft über sein Bett und füllt den ganzen Raum der Seele aus. Damit geht jede Kontrolle über die objektive Grundlage des Gefühlsergusses, über seine Berechtigung, seine Auswirkung auf die übrigen Lebensinteressen verloren. Es legt sich eine Binde auf das geistige Sehorgan und der seelische Organismus entfaltet seine stärksten und bedeutungsvollsten Bewegungen von blinden Mächten geführt. Die Menge, von der Entrüstung über ein Verbrechen erfaßt, packt den nächsten besten und hängt ihn an dem nächsten Baum auf. Alle in der Erfahrung und Gewöhnung doch so tief eingewurzelten Vorstellungen von der Notwendigkeit, eine Untersuchung anzustellen, einen zuverlässigen und anerkannten Gerichtshof aufzustellen, dem Angeklagten Zeit und Hilfe zur Verteidigung einzuräumen, gehen in der an sich gesunden und idealen Gefühlsekstase unter und stempeln diese zu einem Verbrechen. Wir dürfen uns daher auch gar nicht wundern, daß in Versammlungen die Debatte gern eine exaltierte, rohe, mit Schimpfworten, Anschuldigungen, Verleumdungen reich durchsetzte Wendung nimmt. Die Personen, welche sich hier beschimpfen, würden in ihren privaten Konversationen niemals derartigen Entgleisungen ausgesetzt sein. Die Gereiztheit der Parteiaussprache des politischen Lebens entspringt keiner zufälligen Volkslaune; sie ist als eine durch die Gesetze der Massenseele gegebene Gefühlsüberreizung zu beurteilen, die in



keiner Weise zu vermeiden ist, sobald Massen miteinander in Verkehr treten.

In der Entzündung starker Gefühle liegt die einzige Möglichkeit, Massen nach einer bestimmten Richtung hin fortzuwälzen. Die Masse gewinnt nur Aktionsfähigkeit in der Ekstase der Leidenschaft. Die Seele des Wahlprogrammes sind leicht erregbare starke Volksleidenschaften, nicht Einsichten, Beweise, Berechnungen. Wer das Geschick besitzt, diese Leidenschaften aufzuwühlen und wachzuhalten, wird Führer des Volkes sein. Jede gedankliche Auseinandersetzung ist nur ein Ferment der Zersetzung. Der Gedanke zerstreut die Menge, die Leidenschaft eint sie und reißt sie mit sich fort. Die Menge ist nicht nur außerstande ihre Gedanken zu einer einheitlichen Einsicht zusammenzufassen; sie ist auch im höchsten Grade prädisponiert, an die Stelle der Einsicht das blinde Gefühl zu setzen. Sie gleicht einem Geisteskranken und ist jeden Augenblick in Gefahr, von einer Raserei ergriffen zu werden. Wir dürfen ganz ruhig von einer jeder Masse anhaftenden Massentollheit reden. Die Politiker, die Richter, die Moralisten haben diese eigene Art abnormer Geistesverfassung in ihre Berechnung einzusetzen.

Unter zehntausend Personen, die in einer Großstadt aus irgend einer Veranlassung zusammenströmen, sind wenigstens einige Hundert obdachlose Tagdiebe, Vagabunden, Gewohnheitsverbrecher. Die Straße ist ja ihre Heimat und daher sind sie immer zur Stelle. Eine Volksbewegung ist für sie der große Tag, auf den sie warten. Sie erheben sich hier in einem Augenblick aus dem Rinnstein zu Führern des Volkes. Ein Ruf, eine Anklage, eine Forderung aus ihrem Munde pflanzt sich sofort durch die ganze Menge weiter. Die große Ausdehnung der heutigen Staatengebilde schwächt die Tragweite dieser Straßenkrawalle ab, allein der Verlauf dieser Kundgebungen liefert uns ein deutliches Bild, in wie hohem Grade die Masse in ihrer gefühlsmäßigen Überempfänglichkeit allen zufälligen unkontrollierbaren Einflüssen ausgesetzt ist. Wir haben mit diesen Einflüssen überall zu rechnen, wo eine größere Zahl von Menschen sich zu gemeinsamem Handeln anschickt.

Die Möglichkeit, daß eine große Zahl von Menschen ihr Lebensschicksal aus der in ihr schlummernden Einsicht heraus selbst gestaltet, schwindet immer mehr, je aufmerksamer und gründlicher wir in den eigenartigen Aufbau der Massenseele eindringen. Die dem Einzelnen zur Verfügung stehende Einsicht kann nicht durchdringen, das Interesse des Einzelnen geht nicht auf das Ganze. Die gedanklich und triebmäßig hilflose Masse wird schließlich ein Spielball gefühlsmäßiger Zufälligkeiten.

Die Organisierung einer größeren Summe von Menschen aus den augenblicklich in ihr wirksamen Seelenkräften heraus ist augenscheinlich eine Aufgabe, deren Lösung über alle Menschenkräfte hinausgeht. Die klare Einsicht in diese Tatsache zerstört alle die utopistischen Hoffnungen, welche die technische Organisation der Massen (mit Hilfe der Maschinen) in der Menschheit geweckt hat. Diese Einsicht lenkt unsern Blick zurück auf die organischen Führungsgebilde, die aus dem Volk im Laufe der Jahrhunderte herausgewachsen sind und die nicht in dem lockeren, haltlosen Boden der Gegenwartsschichte als hinfällige Sommerpflanzungen wurzeln. Die seelische Organisation eines Volkes kann nicht in kurzen Jahren aufwachsen. Sie ist ein Gewächs von Jahrhunderten.

Dieser Einsicht, der sich heute kein praktischer Politiker mehr verschließen wird, der die Dinge sieht, wie sie sind, dürfen wir nicht dadurch ausweichen, daß wir zugeben, daß die Menge sich zwar nicht selbst regieren kann, daß es ihrer Würde aber entspricht, ihre Führer oder ihren Führer selbst zu wählen und die Führervollmacht jeden Augenblick von ihrem Willen abhängig zu erhalten. Diese dialektische Wendung übersieht, daß es viel schwerer ist, eine Einzelperson auszuwählen, die als Quelle aller Regierungshandlungen gelten soll, als eine einzelne Regierungshandlung auszuüben. Alle Hemmungen der Menschenseele treten bei dieser auf eine Einzelperson gerichteten Wahlhandlung im verstärkten Maße in die Erscheinung. Die Eignung der Einzelperson für eine bestimmte Tätigkeit ist selbst in jahrelangem Einzelverkehr schwer zu bestimmen. Die ruhenden Kräfte sind unserer Erkenntnis nicht zugänglich; sie offenbaren

sich erst in ihrer Entfaltung. Diese Entfaltung liegt aber erst hinter der Entscheidung und kann bei dieser nicht berücksichtigt werden. Abgesehen von dieser Schwierigkeit, welche jeder Wahl und Ernennung von Beamten anhaftet, hat man zu beachten, daß die Menge nicht mit jedem aus ihrer Mitte in Verkehr treten kann, um aus diesem Verkehr die Kenntnis der Geeignetsten zu gewinnen. Die Wahl ist von vorneherein auf zwei oder drei zufällig bekannte Persönlichkeiten beschränkt, die wiederum nur aus ganz gelegentlichen unvollständigen Meinungsäußerungen und Taten bekannt sind. Während der letzte Beamte eines Staates nur auf Grund eingehendster strenger Prüfungen angestellt wird, schreitet man zur Wahl des höchsten Beamten ohne mehr von ihm zu wissen, als was man da und dort aus unkontrollierbaren Quellen über ihn gehört hat. An die Stelle sachlich begründeter Einsicht treten daher gefühlsmäßige Stimmungsmomente, die sich an eine Persönlichkeit leichter anknüpfen als an eine leblose Sache. Die äußere Erscheinung, der Klang der Stimme, die Geschicklichkeit, die in der Volksseele gegebenen Dispositionen herauszufühlen, vor allem die Kunst der Rede treten bei dem Kandidaten einer Volksabstimmung in den Vordergrund.

Der Gewählte ist eine Einzelperson, deren Interesse nicht notwendig mit dem Wohl des Ganzen zusammenfällt. Ein privates Interesse schiebt sich hier zwischen den Volkswillen und seine endgültige Auswirkung und kann diese eine dem Volkswillen ganz entgegengesetzte unbeabsichtigte Richtung geben. Es hängt alles nur davon ab, daß der Gewählte die Geschicklichkeit besitzt, den unbeholfenen unorientierten, an Zufälligkeiten und Stimmungen klebenden Volkswillen in seinem Sinne zu lenken. Die Möglichkeit auf Um- und Irrwegen seelischer Motivierung ein ganzes Volk für ein Privatinteresse auszunützen ist der Hilflosigkeit dieser Volksmasse proportional. Wie leicht ist es einem Erwachsenen ein Kind zu verführen! Eine Möglichkeit, diese Eigenbestrebungen der Volksführer aufzudecken, gibt es nicht. Die Seele hat keine Fenster. Man hat sich hier an das Allgemeinmenschliche zu halten und anzunehmen, daß das private Interesse jedem näher liegt als das allgemeine.



Der ganz vom Willen des Volkes abhängige Führer hat in erster Linie dafür zu sorgen, daß er seine Führerstellung nicht verliert. Seine Tätigkeit ist in erster Linie durch diesen Zweck, der sich mit dem Volkswohl nicht deckt, bestimmt. In dieser Tätigkeit erschöpft sich seine Energie. Da das maßgebende Volk die Regierungstätigkeit nicht zu erkennen und zu würdigen vermag, so bleibt dem erwählten Führer nichts anderes übrig, als seine augenblickliche Macht dazu zu benützen, einen möglichst großen Kreis von Agitatoren aus der Staatskasse zu besolden, die mit Verzicht auf jedes eigene Urteil bedingungslos gegen den empfangenen Lohn die Person ihres Protektors in der Volksmasse zur Geltung bringen. Diese geistige Leibwache beherrscht dann, wenn sie gut organisiert ist, die Volksmassen in einer ähnlichen Weise wie die Prätorianer den römischen Zäsar gegen die Volkslaunen sicherten.

Dieser offenkundigen Gefahr gegenüber ist das Volk genötigt, die Vollmachten seines erwählten Vertreters in jeder nur denkbaren Weise einzuschränken d. h. praktisch diesen Vertreter auszuschalten und die Regierungsgeschäfte selbst zu besorgen, eine Ausschaltung, die wiederum erfolglos ist, da die seelischen Kräfte zur Übernahme der Regierungsaufgabe fehlen.

Das Volk vermag weder mittelbar noch unmittelbar sich selbst zu regieren. Die Regierungsformen, welche auf diese Selbstregierung abzielen, bringen nicht den von Einsicht und Interesse geleiteten Volkswillen zur Geltung. So weit überhaupt eine Tätigkeit möglich wird, ist sie von Zufälligkeiten und Privatinteressen bestimmt. Diese Tatsache ist so offenkundig, daß sie auch dem überzeugtesten Demokraten auf die Dauer nicht verborgen bleiben kann. Es sind keine seelischen Kräfte vorhanden, um die Majestät des Volkes aus der augenblicklich gegebenen Masse heraus aufzurichten und aufrecht zu erhalten. Ein Volk kann nur existieren und wachsen, wenn es sich an die geschichtlich gegebene vom augenblicklichen Volkswillen unabhängige erbliche Regierungsgewalt des Königtums von Gottes Gnaden anklammert. Das von menschlicher Einsicht unabhängige Gesetz der Erbfolge muß an die Stelle der postu=



lierten, aber nicht vorhandenen Volkseinsicht treten. Diese Erbfolge schafft die Möglichkeit, daß eine mit dem Volksganzen und seinen Interessen aufs engste verwachsene Einzelpersönlichkeit die gigantisch angewachsenen zersplitterten Volkskräfte zusammenfaßt und zu einheitlichem zielbewußten Handeln organisiert. Es hat noch niemand den Vorschlag gemacht, daß die Kinder sich der Herrschaft der ihnen ungeeignet erscheinenden Eltern entziehen sollten, um sich geeignetere Erzieher selbst zu wählen. Es fehlen alle Möglichkeiten für die Ausführung eines solchen an sich ganz vernünftigen Vorschlages. Die Freiheit der Vernunft weicht hier der Natur. Aus dem gleichen Grunde haben wir uns der naturhaft erweiterten Familienordnung des Menschengeschlechtes zu unterwerfen. Unsere Bemühungen müssen darauf gerichtet sein, diese Ordnung mit dem ihr eigenen Familiengeiste treuherziger Hingabe zu erfüllen. Die Freiheit, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, ist nicht das Höchste; es gibt höhere Gewalten, welche diese Willensbetätigung in sich aufsaugen und den Menschen über das kleinliche Machwerk seiner eigenen Gedanken hinausheben: Liebe und Treue. An dieser schönen Lebensform wird draußen auf den Schlachtfeldern mit Blut und Eisen gearbeitet und wir wollen dafür sorgen, daß wir an dieser Arbeit von allen unseren politischen Künsteleien genesen.



X.

Deutsche Zeitungen und Zeitschriften im Auslande.

I.

Da wir uns erfahrungsgemäß um die im Auslande erscheinenden Zeitungen in deutscher Sprache bisher ungemein wenig gekümmert haben, so ist auch die Kenntnis von ihrem Wesen, ihren Daseinsbedingungen, ihrem Inhalt und ihrer Form nur sehr schwach verbreitet. Es ist eigentlich müßig, die Frage untersuchen zu wollen, ob diese Nichtbeachtung uns politischen Schaden gebracht hat oder nicht, da es auf der Hand liegt, daß die Nichtbenutzung eines Aufklärungsmittels, was immer seine objektive sachliche Bedeutung sein mag, auf keinen Fall einen Vorteil darstellt. Da sich die Schuld an dieser Unterlassung in gleicher Weise auf die amtlichen wie nichtamtlichen Kreise des deutschen Volkes erstreckt, so hat keiner dem anderen etwas vorzuwerfen; es gilt vielmehr Aufklärung zu schaffen, damit in Zukunft die Dinge besser werden und wir aus der Vergangenheit die richtigen Lehren ableiten.

Die deutsche Auslandspresse stellt etwas mehr dar, als die in deutscher Sprache erscheinende Auslandspresse. Der erste Begriff schließt den zweiten ganz ein und umfaßt außerdem noch alle diejenigen Erzeugnisse der Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur, die in nichtdeutscher Sprache von Deutschen, zur Verbreitung deutscher Anschauungen herausgegeben werden. Ich will diese Frage vorweg erledigen, um dann den eigentlichen Gegenstand zu erörtern.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben weite Kreise einen nachdrücklichen Kampf gegen die falsche Beurteilung der deutschsprechenden Bürger der Staaten durch die englisch-amerikanische Bevölkerungsschicht in ihren deutschen Preßorganen geführt. Im Besonderen galt das früher für die Vertretung der deutschen Katholiken gegenüber den Iren. Dieser Presse-

kampf war aber ziemlich unfruchtbar, weil die Iren kein Deutsch verstanden und, wenn es einmal einen solchen seltenen Vogel gab, deswegen doch die deutschen Zeitungen gar nicht oder höchst selten von diesen gelesen wurden. Um sich nun besseres Gehör zu verschaffen, um aufklärend und ausgleichend zu wirken, hat Edward Preuß vor Jahren schon unter großen persönlichen Opfern die vierzehntägig erscheinende Zeitschrift „The Review" gegründet. Als gewandter und gelehrter Sohn des seit langem verstorbenen deutschen Pressepatriarchen, der Jahrzehnte lang das deutsche Tagesblatt „Amerika" geleitet und zu hohem Ansehen gebracht hat, war er wie kaum ein anderer dazu befugt und berufen. Mit seiner Zeitschrift hat er sehr bald in weiten Kreisen der englisch sprechenden Katholiken Einfluß und Ansehen gewonnen und damit den Frieden wirksam vorbereiten helfen, der vor nicht langer Zeit zwischen Deutschen und Iren in den Staaten geschlossen worden ist.

Sein Beispiel ahmte Otto Viereck nach, als er während des Krieges die Wochenschrift „The Fatherland" gründete, in der er die New-Yorker königlich britannische Presse und ihre Ableger im Lande bekämpft und deutschem Wesen und deutscher Auffassung Geltung zu verschaffen sucht.

In Südamerika haben entschlossene und opferwillige deutsche Kreise durch Herausgabe von spanischen oder portugiesischen Ausgaben dortiger deutscher Blätter einen reichen Segen gestiftet. Trotz anfänglicher scharfer Befehdung durch die liberale und freimaurerische Presse jener Länder, die fast ganz unter dem metallisch glänzenden Einfluß von England und zum kleinen Teile auch von Frankreich steht, haben sich diese Unternehmungen fast ausnahmslos durchgesetzt, weil ihnen das Wohlwollen des dortigen katholischen Klerus zu Teil ward.

Die gleiche Beobachtung können wir in Spanien machen, wo, namentlich von Barcelona aus, der mehr französische Einfluß durch außerordentlich rührige und geschickte Werbearbeit der deutschen Kolonien im Lande in erfreulicher Weise scharf eingedämmt werden konnte. Da die Zahl der Deutschen in Spanien sich durch den Krieg sehr erheblich vermehrt hatte,



weil Hunderte von Männern aus überseeischen Gebieten, die zur Fahne eilen wollten, nur bis Spanien gelangen konnten und hier blockiert wurden, so waren auch die genügenden Kräfte für alle die weitverzweigten Arbeiten einer großzügigen Werbearbeit durch Druckerzeugnisse vorhanden. Nach dem Kriege wird sich Gelegenheit ergeben, diese in spanischer Sprache geleistete vaterländische Tätigkeit in ihrer Gesamtheit darzustellen und zu würdigen.

Ohne auf andere ähnliche Dinge auf dem weiten Erdenrund des Besonderen einzugehen, glaube ich hervorheben zu müssen, daß wir aus diesen Vorgängen etwas zu lernen haben. Was die früheren, immerhin vereinzelten Unternehmungen der sachgemäßen Beeinflussung der öffentlichen Meinung in fremden Ländern in der Landessprache durch Preßorgane, die von Deutschen herausgegeben werden, nicht fertig gebracht haben, werden hoffentlich die „Kriegszeitungen", um eine Gesamtbezeichnung zu gebrauchen, in der Zukunft leisten können. Daß man auch dabei den im Folgenden zu machenden Unterschied zwischen fremden Staatsbürgern deutscher Abstammung und im Auslande lebenden deutschen Staatsbürgern und ihren ganz verschieden gearteten Tätigkeitsgebieten nicht aus dem Auge verlieren darf, ergibt sich als Notwendigkeit.

* * *

Die Verbreitung der in Deutschland erscheinenden Tageszeitungen im Auslande ist im näheren Auslande eine erhebliche. Mit dem Wachsen der Entfernungen, namentlich wenn Schiffsbeförderung dazwischen tritt, nimmt das Interesse an denselben naturgemäß ab, weil sie vier und mehr Tage nach Erscheinen erst an Ort und Stelle ankommen. Da man die Beobachtung gemacht hatte, daß Wochenschriften, auch wenn sie rein politischer Natur sind und sich ausschließlich mit den Tagesereignissen befassen, leichter größere Entfernungen überwinden können, so trat eine Neuerung im Zeitungsgewerbe Deutschlands auf. Nach dem englischen Vorbilde, wenn anders ich recht unterrichtet bin, entschlossen sich mehrere große Tages-



zeitungen Deutschlands zur Herausgabe von Wochenausgaben. Das kann nur ein Blatt mit Erfolg unternehmen, das starke Schiffahrtsinteressen oder einen wirklich bedeutsamen und umfassenden Handelsteil hat. Ich betone das deswegen, weil das Interesse am Inhalt und der Anreiz, den Anzeigenteil dieser Wochenausgaben zu benutzen, von wesentlicher Bedeutung für die Lebensfähigkeit eines solchen Unternehmens ist.

Anfänglich glaubten die Verleger den Bezug der Wochenausgaben auf das Ausland beschränken zu müssen, weil man der Meinung war, daß man sich mit der Wochenausgabe keinen Wettbewerb mit der Tagesausgabe schaffen dürfe. Davon ist manch einer zurückgekommen, weil wohl eher das Umgekehrte der Fall sein dürfte. Aus der Reihe der Blätter, die Wochenausgaben herausgeben, nenne ich des Beispiels halber die Kölnische Volkszeitung, die Weserzeitung, die Kölnische Zeitung und das Berliner Tagblatt. Daß diese Unternehmungen im Auslande sowohl eine nicht zu unterschätzende Pionierarbeit leisten, als sie auch die Verbindung mit dem deutschen Vaterlande in Auswandererkreisen wesentlich fördern, bedarf keiner besonderen Betonung. Es ist allerdings richtig, daß die ähnlichen Ausgaben englischer Blätter größere prozentuale Abnehmerzahlen aufweisen als die deutschen. Das liegt aber zu einem großen Teile an der wesentlich geringeren geistigen Regsamkeit der Engländer. Sie lernen die fremde Landessprache oft gar nicht oder, wenn ja, in den meisten Fällen in ungenügender Weise. Der Deutsche kommt entweder schon mit größeren oder geringeren Vorkenntnissen der Landessprache hinüber, wenn er nicht gerade ein bäuerlicher oder arbeitender Auswanderer ist, und sorgt eiligst dafür, daß er seine wirtschaftliche Vollkraft durch baldige Aneignung der Verkehrssprache auch ausnützen kann. Dadurch wird ihm die Möglichkeit geboten, den Tagesereignissen an der Hand der Landespresse zu folgen und es entfällt somit ein Anreiz für ihn, sich ein Blatt aus der Heimat nachkommen zu lassen.

In der Hauptsache kommt der auf Zeit auswandernde Deutsche, der seine Staatsangehörigkeit beibehält, als Bezieher



unserer heimischen Presse in Frage. Der eigentliche Auswanderer aber, der alle Zelte hinter sich abgebrochen hat, muß, seinen Absichten entsprechend, dafür sorgen, daß er tunlichst bald in das Wesen seiner neuen Umgebung, in seinen neuen politischen Pflichtenkreis, in seine völlig anders geartete wirtschaftliche Lage eindringt, und dazu verhelfen ihm in wirksamer Weise die in seiner Muttersprache im Lande seiner Wahl erscheinenden Zeitungen, denen ich mich im folgenden zuwenden will.

II.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind das klassische Land der deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die, meines Wissens, wohl ausnahmslos von amerikanischen Bürgern geleitet und geschrieben werden. Augenblicklich steht mir keine Zusammenstellung zuverläßiger Art zur Verfügung, die mir gestatten würde, die Zahl der Tages- und Wochenblätter anzugeben. Daß sie aber sehr groß ist, darf ich als allgemein bekannt voraussetzen.

Die drei wichtigsten Tageszeitungen großen Stils sind die New Yorker Staatszeitung, die Amerika in St. Louis und die Illinois Staatszeitung in Chicago. In der großen Reihe der umfangreichen Wochenblätter sind alle Arten vertreten von einem Spezialorgan für Vereinsberichte angefangen bis zum rein religiösen Erbauungsblatt. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Unternehmungen, die einem Bedürfnisse dienen wollen, durchschnittlich gewerblicher Natur sind, und daß sie, je nach Maßgabe der Mittel und des Bildungsstandes des Herausgebers, große Unterschiede nach Inhalt und Form aufweisen. Weitaus die meisten der Blätter sind mit mehr oder weniger starker Betonung auf das Deutschtum eingeschworen, weil das ja auch ihre ratio existendi abgibt. Von einer ziemlich „gemischten" sprachlichen Ausdrucksweise an bis hinauf zu leidlich geglätteter und vergleichsweise reiner Sprache begegnet man allen möglichen Schattierungen der fremdem Einfluß ausgesetzten deutschen Sprache. Da der Sprechkritiker drüben sehr wenige sind, so wird der größeren oder geringeren Sprachen-



verwilderung in den Zeitungen kein besonderes Gewicht beigelegt, zumal auch die gesprochene Sprache sehr weitherzig alle möglichen fremden Sprachbeeinflussungen aufnimmt und verarbeitet.

Das deutscheste aller Blätter in den Vereinigten Staaten ist wohl der „Ohio Waisenfreund". Das hängt mit seiner Gründung und seinem Zweck zusammen. Wie der Name besagt, dient es einer Waisenanstalt, in der deutsche Waisen mit den Mitteln, die es aus deutschen Kreisen sammelt, zu guten Staatsbürgern deutscher Sprache erzogen werden sollen. Aus der kleinen Anstalt wurde dann im Laufe der Jahre neben dem Waisenhause ein großes Priesterseminar, in dem arme Kinder deutscher Eltern mit den aus deutschen Kreisen stammenden Mitteln zu Seelsorgern der deutschen Pfarreien völlig unentgeltlich herangebildet werden. Das Wochenblatt hat unter seinen Lesern, und bloß und ausschließlich unter diesen, schon die Summe von rund 700,000 Dollars gleich 2'800,000 ℳ gesammelt, die als Gründungskapital der Professorenstellen und der Freistellen für die Studenten dienen. Aus den Zinsen werden die Zöglinge durch das ganze Gymnasium sowie die philosophischen und theologischen Studien durchgeführt. Und wöchentlich wächst das Kapital an, wie die Übersichten im Waisenfreund ausweisen. Die Gebefreudigkeit der deutschen Leser des deutschen Blattes erlahmt nie; sie ist manchmal größer, manchmal kleiner, meist je nach der Jahreszeit. Im November und Dezember, wenn die Ernte verkauft worden ist oder das Weihnachtsgeschäft gut war, kommen durchschnittlich die größten Summen ein. Auch größere Gaben bis zu 5000 Dollars werden gelegentlich verzeichnet!

Wenn ich mich nicht irre, kommt die deutsche Presse Südamerikas an zweiter Stelle, was die Zahl der Blätter sowohl wie der Bezieher anbelangt. Wenn man von der amtlichen und nichtamtlichen Presse, wie sie vor dem Kriege in den deutschen Kolonien bestand, absieht, so ist die Zahl der deutschen Blätter in allen sonstigen Weltgegenden nie eine besonders große gewesen. Allerdings sind einige unter diesen rari nantes in gurgite vasto, die es zu einer weit über ihren lokalen



Bereich hinausgehenden Bedeutung politischer und wirtschaftlicher Art gebracht haben. Dahin gehören einzelne Zeitungen in Ostasien.

Es ist ungemein erfreulich, daß man nicht selten sehen kann, daß Männer in der Fremde mit wirklich idealer Auffassung und hoher Begeisterung für die deutsche Sache im weitesten Sinne einen harten Kampf ums Dasein ausfechten und ihr Blatt mit allen Mitteln über Wasser zu halten streben, weil sie nicht wollen, daß ihre Stammesgenossen in fremdem Lande ohne dieses Verbindungsglied mit dem Lande ihrer Herkunft bleiben sollen. Und so mancher von ihnen ist kämpfend zu Grunde gegangen und doch Sieger geblieben, weil dann erst das Bedürfnis in seiner ganzen Schwere von den anderen erkannt wurde, als es nicht mehr befriedigt werden konnte. Dann erst schloß man sich zusammen und gründete ein neues Blatt mit Mitteln, von denen der vierte oder fünfte Teil reichlich genügt hätte, um das untergegangene zu halten und weiter auszubauen.

Was war uns die zahlenmäßig so starke deutsche Presse in den Vereinigten Staaten zum Beispiel während des Krieges wert? Ich unterschätze die Arbeit, die sie unter den Deutschen drüben geleistet hat, gewiß nicht; ich erkenne sie freudig an und habe auch vollwichtige Beweise für den Erfolg dieser Tätigkeit in der Hand. Politisch jedoch, im Wettbewerb mit der Königlich großbritannischen Presse von New-York bis San Franzisko und von New-Orleans bis Seattle war sie uns sozusagen gar nichts wert. Zur wirksamen Beeinflussung der deutschen öffentlichen Meinung haben auch die großen deutschen Tagesblätter in den Staaten eigentlich nichts wesentliches beigetragen. Will man die Schuldfrage beantworten, dann kann nur gesagt werden, daß wir in Deutschland, alle miteinander und ohne Ausnahme, die Hauptschuld tragen. Wer von uns hat sich denn praktisch um die deutsche Presse im Ausland überhaupt, um den Ostasiatischen Lloyd, um die Blumenauer Zeitung in Brasilien, um den Wanderer in St. Paul usw. usw. gekümmert? Und wem auf Grund persönlicher Beziehungen die eine



oder andere ausländische deutsche Zeitung umsonst zugesandt wurde, hat sich der die Mühe gemacht, sie regelmäßig zu lesen?

So manches deutsche Blatt im Auslande hätte mit deutschem Kapital auf die Höhe gebracht werden können, sodaß die Kapitalsanlage eine nutzbringende gewesen wäre, aber dafür „bestand nie Meinung". Soll eine Presse einen großen politischen Kampf mit Erfolg durchführen, dann muß man sie rechtzeitig technisch und mit Kapital so ausstatten, daß sie auch dem Kampfe gewachsen ist. Wir haben während des Krieges mit den Mitteln nicht gekargt, um die Jahre und Jahrzehnte früherer Versäumnis gut zu machen, obschon wir uns sagen mußten, daß die Erfolge in solcher Zeit im Verhältnis zur Größe der Summe nur kleine sein konnten. Damit sollte aber der Wille zum Ausdruck gebracht werden, daß wir nach dem Kriege in dieser Beziehung eine gegen früher völlig neue vernünftige und deswegen wirtschaftlich erfreuliche Bahn betreten wollen.

* * *

Es ist nicht überflüssig in diesem Zusammenhange einmal unseren deutschen Lesern klar zu machen, welche Ansprüche wir an die deutsche Auslandspresse in Bezug auf ihre allgemeine Haltung und Richtung stellen dürfen, wenn wir uns und ihr nützen wollen. Darüber bestehen so weitreichende falsche Auffassungen, daß wir sie fast als allgemeine bezeichnen können. Wenn diese Frage geklärt ist, ergibt es sich ganz von selbst, was zu geschehen hat, um in Zukunft die Dinge zu bessern.

Fast überall dort, wo wir eine bodenständige deutsche Presse finden, haben wir es mit Siedelungsgebieten älterer oder jüngerer Zeit zu tun. Dieselben liegen ausnahmslos in Sprachgebieten, die unseren deutschen Auswanderern, mögen sie aus dem französischen Sprachgebiet Lothringens, dem dänischen im Norden, dem litauischen oder polnischen im Osten oder dem allgemeindeutschen im Reiche stammen, von vorneherein neben den wirtschaftlichen auch noch die sehr bedeutsamen sprachlichen Schwierigkeiten entgegenhielten. Diesen ihrer Natur nach geistig meist unbeholfenen Einwanderern ein Freund und Berater, ein



Helfer und Führer namentlich dann zu sein, wenn die Hof- oder Farmsiedelung ein geschlossenes Wohnen nicht ermöglichte, war und ist das Hauptziel und Hauptverdienst unserer deutschen Zeitungen in jenen Gebieten. Mit beiden Füßen auf der freiwillig gewählten neuen staatsrechtlichen Grundlage stehend, sind diese Blätter brasilianisch, argentinisch, amerikanisch usw. in allen ihren oft kärglichen politischen Äußerungen und Auffassungen und sie erstreben mit ihrem Inhalt, aus dem neuen Einwanderer tunlichst bald einen loyalen, wenn nicht begeisterten Anhänger des neuen Vaterlandes zu machen. Das liegt in der Natur der Sache für alle diejenigen, die dauernd und endgültig ihr altes Vaterland aufgegeben haben, um sich in der Fremde ein neues zu suchen.

Das gilt für die wenig gepflegte politische und besser ausgestattete wirtschaftliche Seite der Haltung dieser Blätter nach der innerpolitischen Seite hin. In Fragen der äußeren Politik, bei denen die Interessen des alten Vaterlandes im allgemeinen oder gegenüber dem neuen Vaterlande im besonderen in Frage kommen, sind diese Zeitungen berufen, auf Grund ihrer Beziehungen und besseren Kenntnis der Verhältnisse alle ungerechte Beurteilung von Deutschland fern zu halten, das Reich zu verteidigen und in Schutz zu nehmen und für sachgemäße Aufklärung zu sorgen. Bei Verwicklungen jedoch mehr oder weniger ernstlicher Art entscheidet sich ihre Stellungnahme lediglich und ausschließlich nach dem, was ein Staat von seinen loyalen Bürgern in einem solchen Falle zu verlangen absolut berechtigt ist. Wehen Herzens mag der Einwanderer den inneren Zwiespalt empfinden, aber die staatlichen Erfordernisse seiner neuen Heimat müssen sich da unter allen Umständen mit seinen Leistungen decken. Das verlangen wir in Deutschland von den Naturalisierten, müssen es also auch unseren in der Fremde naturalisierten Stammesgenossen zubilligen.

Aus dieser Stellungnahme heraus leiten sich die oftmals gehörten Vorwürfe ab, daß nämlich bei uns gesagt wurde, die in Frage stehenden ausländischen Zeitungen seien zu wenig deutsch gesinnt. Es ist nur der Mangel an Fähigkeit sich auf



den einwandfreien Standpunkt des anderen zu stellen, der diese Vorwürfe zeitigt. Daß derartige Redereien im Auslande als höchst ungerecht empfunden werden, infolge dessen leicht das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt werden könnte, beachten diese Kritiker in ihrer Kurzsichtigkeit nicht.

Es erhebt sich nun aber die Frage, was wir denn mit Recht von diesen Exponenten deutschen Wesens im Auslande erwarten können. Die Antwort ist einfach, klar und verständlich: jene aus Deutschland stammenden, ihre Muttersprache weiter pflegenden Bürger eines anderen Staates sollen sich stets bewußt bleiben, daß sie Pioniere deutscher Kultur, deutscher Bildung, deutschen Denkens sind und diesen Dingen mit Klugheit und gebotener Vorsicht eine Gasse bahnen sollen. Sie müssen unter im übrigen sich gleich bleibenden Bedingungen das deutsche Wirtschaftsleben in Kauf und Verkauf bevorzugen, um so mittelbar die Machtstellung des alten Vaterlandes erweitern und befestigen zu helfen. Das sind die Pflichten, deren Ausübung sie nicht nur nicht in politische Konflikte hineinbringt, sondern womit sie sich vielmehr um ihr neues Heimatland Verdienste erwerben können.

Daß das in unvergleichlicher Weise bisher, oft unter den schwierigsten Verhältnissen mit Treue und Anhänglichkeit in größtem Ausmaße geschehen ist, weiß der Kenner der Verhältnisse seit langem. Aber in weiteren Kreisen ist diese Arbeit bisher noch nicht anerkannt worden.

Was aber getadelt werden muß, ist, daß diese Auslandspresse bis zum Ausbruch des Krieges es sehr oft daran hat fehlen lassen, sich entsprechenden Einfluß auf die Politik des neuen Vaterlandes zu verschaffen. Wenn es nicht Gleichgültigkeit war, die das verhinderte, so war es in vielen Fällen die leidige deutsche Art, die sich zersplitterte, indem der Eine nach links, der Andere nach rechts, der Dritte nach vorwärts und der Vierte nach rückwärts zog. Erst der Krieg hat hier Wandel geschaffen und die uneinigen Elemente zu machtvoller Arbeit zusammengeführt, wie ich einleitend an einigen Beispielen ausgeführt habe. Während die Auslandsdeutschen sich durch ihr



merkwürdiges Verhalten in innerpolitischen Angelegenheiten zu einem von den anderen nicht ernst zu nehmenden Volksteil herabwürdigten, auf den man keine Rücksicht zu nehmen braucht, haben sie damit auch dem Deutschen Reiche mittelbar geschadet. Jetzt, wo allerorts der Schaden ausgeheilt werden soll, erwachen die Auslandsdeutschen vielfach erst und werden sich ihrer innerpolitischen Bedeutung im neuen Vaterlande bewußt, die sie in Zukunft geltend machen können, wenn sie einig bleiben.

Wenn wir nach dem Kriege der deutschen Auslandspresse zu Hilfe kommen wollen, so müssen wir einerseits sie regelmäßig mit guten und schnellen Nachrichten politischer Art bedienen, damit wir andrerseits uns dann in unauffälliger und geschickter Weise wiederum dieser Presse bedienen können. Wir sollten auf rein geschäftlicher, klarer Grundlage die Mittel bieten, um die Presse technisch und wirtschaftlich hinaufzubringen und damit den politischen Einfluß der Deutschen dort zu steigern, der dann mittelbar uns zugute kommen wird. Je unabhängiger die deutsche Auslandspresse wird, um so besser für uns und unsere Interessen. pmb.

XI.

Sorgen und Hoffnungen.

Aus Rom wird berichtet, daß am 30. Mai eine Sitzung der Propaganda Fide stattgefunden hat, welcher eine große Zahl von Kardinälen und Prälaten, der Kongregation angehörig, beiwohnte. Die Beratungen, welchen große Bedeutung zukommt, haben sich sehr ausführlich und eingehend mit der Lage der Kirche und dem Schicksal der Gläubigen im Orient befaßt. Weitere Beratungen sollen folgen. Die Ereignisse im Orient nehmen die väterliche Wachsamkeit der Oberhirten der Kirche in hohem Grade dauernd in Anspruch. Man hat die Bemerkung vernommen, daß die heutige den



Orient erschütternde Krisis an folgenschwerer Bedeutung jener Krise gleich sei, welche die Eroberung Konstantinopels durch die Türken hervorgerufen hat. Wie damals, so erscheinen auch heute alle Möglichkeiten gegeben und der Lauf der Geschichte wird durch die Stunden, die wir durchleben, bestimmt. Auf Palästina und auf Syrien richten sich wachsame Augen im Vatikan. Die Nachrichten von dorther scheinen sich nach dem, was in die Öffentlichkeit dringt, in manchen Punkten zu widersprechen. In der Kongregation ist man ohne Zweifel gut unterrichtet, da diese Berichte aber nicht bekannt gegeben werden, so ist man auf Mitteilungen in den römischen Salons angewiesen, in welchen sich die politischen Auffassungen spiegeln; Objektivität kann man diesen Nachrichten nicht zuschreiben. Im Vordergrund steht nach alledem Syrien: alle oder fast alle religiösen Niederlassungen aus den Kreisen der Ententemächte sollen bald nach dem Kriegsausbruch von den Türken geschlossen worden sein. Dasselbe wird von diesen Niederlassungen in Palästina berichtet. Der „Corriere della Sera", in diesem Fall keine zuverlässige Quelle, behauptet, „die Priester und die Mitglieder der Orden sind beinahe alle verhaftet oder entfernt worden". Dasselbe Blatt behauptet: Von den zweimalhunderttausend Katholiken in Armenien wäre ein großer Teil ins Gefängnis geworfen oder ermordet worden. Das Eindringen der Russen in Armenien schaffe eine erneute Situation, welcher sich die Aufmerksamkeit zuwende. Auch in Konstantinopel und am Balkan durchschreite die katholische Kirche und ihre Angehörigen eine schwere Krise. In Bulgarien (so behauptet das genannte italienische Blatt) sollen die Franziskaner, die doch am zahlreichsten sind, Gewalttätigkeiten aller Art ausgesetzt sein. Der apostolische Delegat Msgr. Menini, welcher sich des Wohlwollens des Zaren erfreut, ist unter ihnen geblieben. Diese Darstellung bedarf näherer Berichte, um die Wahrheit feststellen zu können. Zu wünschen wäre eine Berichterstattung, welche diese Angaben berichtigt, dazu ist man wohl am ehesten in Wien in der Lage.



In einem Punkt wird man den aus Rom eintreffenden Auffassungen der Ereignisse zustimmen: am Balkan, in der europäischen und asiatischen Türkei wird vielfach nach dem Krieg eine völlig neue Situation geschaffen sein, welche die Kirche und ihre Angehörigen vor die allerernstesten Aufgaben stellt. Es ist wahr: seit der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken ist der Ausblick im Orient niemals so ernst gewesen wie heute.

Erschwert wird die Beurteilung der Möglichkeiten der Zukunft durch die leider unleugbare Lauheit auf dem Gebiete des Glaubens in einem großen Teile aller Völker Europas. Die große Idee, welche den Worten „sacerdotium et imperium" innewohnt, ist in den Augen der Staatsmänner, der Lenker der Völker, verblaßt; die Völker selbst kennen sie kaum noch. Ja der Glaube ist aus vielen Herzen entwichen. Wie wird dies alles nach dem Kriege werden? Gewiß ist, daß unserer heiligen Mutter, der Kirche, eine unendlich große und unendlich schwere Aufgabe warten und daß die Welt seltener Männer bedarf, wie Franz Xaver, und seltener Frauen, wie Materna und Paula.

Ist es eine Überschreitung des Erlaubten, wenn an einer Stelle der Publizistik, wo Metaphysik nicht zu Worte kommt, der Mikrokosmus anderem den Vortritt überläßt, einmal von Dingen die Rede ist, welche unendlich hoch über dem Alltagsleben schweben? Dann mag gesagt werden, daß es gut wäre, wollte man das Leben und die Schriften Bernhards von Clairvaux in recht weiten Kreisen zur Hand nehmen. Die Liebe zu Gott ist das höchste; sie hat den Vortritt vor jeder anderen Liebe, weil sie auf der tiefsten Tiefe der Herzen ruht.

Es ist unmöglich, daß aus dem Strom von Blut und Tränen, der sich über die Welt ergießt, nicht eine Wandlung der Geister und der Herzen hervorgeht. Das Gift, das namentlich von den Rednerbühnen und den Schreibtischen der Publizistik jeder Art sich durch alle Länder ergießt, wird einmal vertrocknen. Dann werden auch harte

Köpfe die Einsicht zulassen, daß die Botschaft „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“ die einzige Lösung des Problems enthält, wegen dessen die Waffen klirren. Es war ein Franzose, Kenner Deutschlands, Protestant, Gegner der Weltanschauung, die auf dem Kreuze ruht, Edgar Quinet, der gesagt hat: „Die Männer aus der Literatur stellen sich Volksbewegungen so vor, als handle es sich um ein in korrekter Form zu komponierendes Buch. Sie geraten in Verwirrung beim ersten Auftreten der Wirklichkeit; sie möchten in dem Buch des Schicksals Streichungen vornehmen. Was aber mit dem Blut und den Tränen der Menschen geschrieben ist, das kann nicht mit Tinte ausgelöscht werden.“

Wohl werden nach diesem Kriege die alten Gegensätze unter den Völkern und unter den Bürgern desselben Landes fortbestehen. Schürer von Zwietracht und Feindschaften wird es immer geben. Auf den Äckern wird immer Unkraut zwischen dem Weizen stehen. Aber dennoch — die furchtbaren Lehren dieses Krieges werden nicht verloren sein. Die Völker werden, vielleicht eher als die Staatsmänner, geneigt sein, auf die Botschaft des Friedens zu hören.

Es scheint fast ein Axiom zu sein, daß alles Neue sich zuerst in Frankreich den Weg bahne. Die Reformation hatte dort ihre Vorläufer, die Revolution führte das begonnene Werk weiter fort. Im vorigen Jahrhundert kam der Anstoß auf politischem (die Revolutionen) und wirtschaftlichem (Freihandel) Gebiet ebenfalls aus Frankreich und die kommunistischen Utopien haben dort ihr Wiege. Allen Erschütterungen zum Trotz hat sich jedoch der alte Geist in den Tiefen der Volksseele behauptet und ein Sturm wie dieser, der die Welt erschüttert, bringt die christlichen Überlieferungen wieder in den Vordergrund.

Unter den Vorkämpfern der Gesetze, welche die Kirche in Frankreich vernichten sollten, waren die Minister Briand und Barthoud; der Präsident der Republik, Poincaré, ging als Abgeordneter und als Minister Hand in Hand mit ihnen.



Heute sind sie noch dieselben Menschen, dieselben Politiker, aber sie gießen Wasser in ihren anti-kirchlichen Wein und nähern sich der Kirche, — weil das Volk es will. Die Zeitungen, die am schärfsten gegen die Kirche und die Geistlichkeit schürten, machen diese Schwenkung mit. So der „Temps". Als das Osterfest herankam, der Palmsonntag kam, an dem in ganz Frankreich eine Fülle von Palmen überall erscheint, erkannte der „Temps" an der Überfüllung der Kirchen, an der gewaltigen Zahl der Beter und Beterinnen, daß die Rückkehr zu Gott und seiner Kirche eine Tatsache war. Vor diesem, wie man in Frankreich sagt, fait accompli beugt sich der „Temps" und schreibt:

„Scheint es nicht, daß in unseren Tagen die Dogmen universell sind, daß die Embleme und Symbole uns allen gemein sind, daß die Laienfeste und die Kirchenfeste für uns alle vaterländische Bedeutung haben („célébration de la patrie")? Grüne Zweige schmücken heute die Wohnungen der Katholiken, aber für alle Franzosen ist das Osterfest palmengeschmückt. Der Böse freut sich mit dem Guten an diesem sonnigen Feiertag. An den Türen der Kirchen bieten arme Leute Palmenzweige an und für alle, für die Vorübergehenden sowohl als für die Beter, die in den Kirchen knien, sind diese Zweige geweiht . . . Es ist die Mystik und die Poesie der Vaterlandsliebe, welche uns diese heroischen Sitten teuer machen. Weit davon entfernt, daß es eine Verleugnung enthalte, kündet dieses neue Gefühl einen Fortschritt des Gedankens, eine Reinigung des Urteils an. Wir erkennen heute zustimmend den wahren Sinn der Zeremonien und der Worte an, die wir gestern unterdrückten . . . . Gedankenfreiheit ist in erster Linie Glaubensfreiheit . . . ."

Vor zehn, vor drei Jahren noch würde der „Temps" eine solche Auffassung weit von sich gewiesen haben. Es hat der Verschwendung des besten französischen Blutes auf den Schlachtfeldern bedurft, um die Freunde des „Temps" von der Mission der Kirche zu überzeugen. Er hat die Frauen „les genoux sur la terre, les regards au ciel",

um de Musset zu zitieren, in den Kirchen sehen müssen, um Erleuchtung zu erhalten. Die Wandlung ist so auffallend und von solcher Bedeutung, daß man an der neuen Sprache des „Temps“ nicht achtlos vorübergehen kann. In den Zeitungen, die ehemals die Nonnen aus den Klöstern und Hospitälern vertreiben halfen, hat der Bericht über die gottesdienstliche Feier in dem bei Ausbruch des Krieges fast allein noch erhaltenen katholischen Hospital St. Joseph de Montrouge viel Raum eingenommen. Eine Schöpfung des Msgr. d'Hulst, eines Schülers von Ozanam, und des katholischen Adels und Bürgertums war dieses reich ausgestattete Hospital den Gegnern der Kirche ein Dorn im Auge. Als diesesmal der Erzbischof von Paris, Kardinal Amette, zur Feier erschien, war es für ganz Paris und ganz Frankreich, ohne Unterschied der Parteien, ein begeisterndes Ereignis. Noch mehr Bedeutung kommt der Tatsache zu, daß die Sainte Chapelle dem Gottesdienst wieder gegeben ist. Dieses in der Architektur berühmte Bauwerk ist die Schöpfung König Ludwig des Heiligen, der dorthin von seinem Kreuzzug die Dornenkrone Christi gebracht hat. Von Viollet le Duc restauriert, haben die Weihe, die Mystik dieser Stätte Beter nicht nur aus Frankreich, sondern aus der ganzen Welt angezogen. Neben dem Jüstizpalast gelegen, fand, nach alter Tradition, jährlich hier eine feierliche Messe für die Juristen statt. Der Kampf gegen die Kirche hat die Regierung zur Schließung der Sainte Chapelle geführt, die nach dem Willen der Feinde nur als Wunder der Architektur da sein sollte. Die Messe für die Juristen wurde in der Kirche Saint Germain des Près gehalten. Das alles hat sich mit einem Schlag geändert. Die berühmte Kapelle ist dem Kultus wiedergegeben worden. Kardinal Amette leitete die Feier und in der Mitte der Würdenträger des Staates, die den Raum vor dem Altar füllten, erschien der Präsident der Republik Poincaré. Ein Ereignis, das keines Kommentars bedarf. Es ist möglich, daß demnächst auch Richelieu, der in der dem Kultus seit Jahren entzogenen Kapelle der Sor=



donne schläft, die Messe wieder hört und daß das „Libera nos, Domine“ von den Gewölben der Basilika Sainte Géneviève, dem heutigen Pantheon, bald widerhallt.

Handelt es sich dabei nicht bloß nur um Erscheinungen an der Oberfläche? Wird nach dem Krieg der Rückfall in den Atheismus erscheinen, oder kommt die Wandlung aus tiefen Quellen? Die französische Politik seit Gambetta hat ihr Fiasko erlebt. Aber eine Wendung wird zunächst in der äußeren Politik nicht zum Ausdruck gelangen. Der Herstellung der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan stehen die Gegnerschaft der Kreise um Clémenceau und die „Dépêche de Toulouse“ noch immer im Weg. Es ist jedoch möglich, daß man im Elysée und im Parlament nach Mitteln sucht, diesen Widerstand zu überwinden.

XII.

England.

„Sainte Anastasie“, so haben die Franzosen die Zensur genannt. Im liber sanctorum wird man nicht leicht einen Grund für diese Benennung finden; vielleicht jedoch zur willkürlichen Deutung, auf welchem Wege die hl. Barbara zur Schutzpatronin der Artillerie geworden ist. Die Franzosen sind nicht minder ungehalten über die Zensur als andere Völker, einschließlich eines Teiles der Neutralen, was keineswegs ein Symptom ist, dem man Gleichgültigkeit entgegentragen darf. Bestünde keine Zensur in Frankreich, wäre die Presse nicht so fest in der Hand der Machthaber, so würden die Stimmen, welche den Frieden begehren, wie Sturmesbrausen durchs Land und über die Grenzen dringen. „Der Ehre ist genug geschehen. Kann ein Friede mit Ehren geschlossen werden, so senkt die Schwerter.“ In diesem Satz ungefähr birgt sich die wahre Gesinnung der Mehrheit der

Franzosen. Wenn es ein Mittel gäbe, diese Mehrheit zu überzeugen, daß die Ehre Frankreichs in keinem Fall angetastet wird, daß niemand in Deutschland darauf ausgeht, Frankreichs Kultur, Sprache, Stellung als Großmacht zu vernichten, so wäre dies ein gewaltiger Fortschritt auf dem Weg zur Versöhnung der Völker und zum Frieden. Einmal muß der Tag kommen, an welchem die Sonne der Wahrheit das dichte Gewebe durchdringt, welches ehrgeizige Männer über die Augen der Männer und Frauen Frankreichs geworfen haben.

Soweit die Gründe, welche zu der Coalition unserer Feinde geführt haben, im Bereich der Psychologie zu suchen sind, hat das bekannte Wort Eduard VII. von dem „napoleonischen Europa" einen wichtigen Platz eingenommen. Ein „napoleonisches Europa" in diesem Sinne bedeutet die Unterwerfung der Staaten Europas unter einen einzigen Staat unter ihnen; dieser wäre der Herr, alle anderen wären Mägde. Sicher hat Napoleon I. seiner Politik niemals ein solches Ziel gesetzt; vielmehr hätte der Imperator gern sich mit den Grenzen der ersten Republik um des Friedens willen begnügt, wenn nicht England ihn fortwährend zum Krieg genötigt hätte, indem es ohne Aufhören bald diese bald jene Macht zum Krieg, mehr noch zur Vorbereitung des Krieges gegen Frankreich anstachelte. Nur eine Politik, wie sie Dubois und der Herzog von Orleans getrieben haben, hätte Napoleon von der unheimlichen Last der Feindschaft Englands befreit. Als das Werk Sully's, Richelieu's, Colbert's zu Grunde ging, sah man darin die Hand Englands und in Bezug auf Napoleon I. vergißt man zu oft, daß der Kaiser nicht nur ein gewaltiger Kriegsherr, sondern auch ein Reorganisator Frankreichs und ein Erneuerer der Werke Colbert's auf den Gebieten des Gewerbfleißes und des Handels war. Setzt man dann seine Fürsorge für die Handels- und Kriegsflotte hinzu, so stößt man alsbald auf die Ursachen der Feindschaft der britischen Staatsmänner.

Lord Cromer, unzweifelhaft einer der bedeutendsten



Köpfe in der englischen Welt, hat es vor kurzem ohne jegliche Rücksicht auf Vorsicht und zarte Nerven ausgesprochen, daß „das Gerede über Freiheit der Meere töricht ist, denn die Freiheit der Meere bedeute die Erschütterung der Basis der englischen Weltmacht. Englands wichtigstes Erfordernis ist die unbeschränkte Herrschaft auf den Meeren. Wo diese nicht bedroht ist, kann England nach seinem Belieben großmütig gegen andere Länder sein, welche sich an der Fata Morgana der ‚Freiheit der Meere' erfreuen und in dieser Freude eine Quelle ihres Wohlstandes und ihres Glückes erblicken wollen. «Ça n'oblige a rien.» Wo aber ein starker Rivale ersteht, da muß jedes Entgegenkommen Englands aufhören. England muß seine absolute Herrschaft zur See aufrecht erhalten, indem es dieselbe in absoluter Weise übt. Im psychologischen Augenblick ist Englands Wille — das Gesetz. Es gibt kein anderes Gesetz auf der See."

Die vorstehende Formel hat uns, fast mit denselben Worten, Lord Cromer kürzlich vorgetragen. Bald darauf ist in London die Aufhebung der Londoner Deklaration und die Zustimmung der anderen Ententemächte dazu ausgesprochen worden. Man mußte in unterrichteten Kreisen darauf gefaßt sein, denn obgleich das Unterhaus die Deklaration, nach dem damaligen Wunsch der Regierung, im Jahre 1909/10 angenommen hatte, so hat doch die äußerst scharfe Opposition im Haus des Lords, das etwa den Standpunkt Cromers einnahm, verhindert, daß der Kern der im Haag gefaßten Beschlüsse, die sich in der Londoner Deklaration darstellten, Gesetz und völkerrechtlich verbindlich wurden. Es war seitdem anzunehmen, daß England die Deklaration ganz oder teilweise gelten lassen würde, solange seine Politik und seine Kriegführung keine Bedenken dabei sah; kam es anders, so mußte man auf die englische Erklärung stat pro ratione voluntas gefaßt sein.

Heute bleibt von den humanitären Bestrebungen auf diesen Gebieten kaum mehr als der Pariser Vertrag vom



Jahre 1856 übrig — und schon bereiten französische Stimmen, welche schneller bei der Hand sind als die englischen, auf die Zerreißung auch dieses Vertrags vor. Man ist sicher, daß England und seine Freunde das Völkerrecht stets über Bord werfen, wenn seine Politiker in ihm ein Hindernis erblicken.

Dieses Verfahren gilt nicht direkt Deutschland und Österreich-Ungarn; England will diese mittelbar treffen, indem es den Verkehr der Neutralen beschränkt. Fügen sich dieselben nicht, so geraten die neutralen Schiffe und Waren in die Hände Englands. Im Hintergrund steht bei alledem der Gedanke, diese Politik könnte eines Tages die Neutralen zu der Erwägung treiben: wenn die Niederlage Deutschlands das einzige Mittel ist, uns von diesem Druck Englands zu befreien, so fügen wir uns in seinen Willen, helfen wir ihm, dann geht das Leid zu Ende.

In einer Zeit, in welcher die Geldinteressen so mächtig sind, die geistige Welt von Nebelschleiern umwallt ist, möchte man dazu sagen: wäre der Gedanke nicht so verflucht gescheit, man wäre versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Gott hat unsere Waffen bisher gesegnet und den Heldenmut unserer Heere und Flotten belohnt. Im Tosen des Kampfes mag an dieser oder jener Stelle mitunter vergessen werden, daß die englische Politik oft gefährlicher war als die Heere Englands. In der Eroberung des britischen Weltreichs waren Geschütze und Bajonette gelegentliche Hilfsmittel; die meiste Arbeit ist von den Männern in Downing Street getan worden, nach deren Gedanken sich die Heere und Flotten bewegten.

In unseren Tagen hat diese Politik die ganze Welt zum Schachbrett. England ist der Hauptfeind und seine Besiegung ist die conditio sine qua non des ungeschmälerten Bestehens des Deutschen Reiches. Das ist vor allem im Auge zu behalten. — — —



XIII.

Neuere Kriegsliteratur.

Von Universitätsprofessor Dr. Franz Walter, München.

I.

Mag man auch die Ausführungen, die in der „Neuen Folge der Kriegsaufsätze" vorgetragen werden, bisweilen zu temperamentvoll finden, besonders an einem Mann, der durch Geburt dem englischen Volk angehört, so muß man doch andererseits seinen zahlreichen Schriften, die dem gegenwärtigen Krieg ihren Ursprung verdanken, als eine Quelle reicher Belehrung, anfeuernder Ermunterung, tiefer Wertschätzung des deutschen Wesens als bedeutsam erklären. Zunächst befähigt ihn wie kaum einen andern seine eingehende Vertraulichkeit auf den englischen Volkscharakter, seinen Vorzügen und schweren Schattenseiten, seine hervorragende Geistesbildung, die anerkannte Werke auf dem Gebiete der Philosophie und Musikkunde geschaffen hat, dazu, in dem großen Streit der Völker das Wort zu nehmen und aus dem Schatz seines Wissens und nicht zuletzt seiner aus reichen Erfahrungen geschöpften intimen Kenntnis der Engländer und ihrer Politik mitzuteilen. Chamberlain kennt England und er kennt ebenso gut Deutschland und deutsches Wesen. Sein philosophischer und geschichtlicher Sinn befähigt ihn, seine Gedanken in einen großen Zusammenhang einzugliedern und dadurch zu vertiefen.

In der kleinen eben erschienenen Schrift „Hammer oder Amboß"[1]) behandelt er die Frage des allgemeinen Kriegszieles: Wie hat sich Deutschland England gegenüber zu verhalten, um den Krieg zu seinen Gunsten zu entscheiden und um sich für die Zukunft in seinen Lebensinteressen gegenüber Englands Politik sicher zu stellen. In vier frisch geschriebenen Aufsätzen behandelt er diese Frage von allen Seiten: Hammer und Amboß; der hundertjährige Krieg; des Weltkriegs letzte Phase; Deutsch-

1) Houston Stewart Chamberlain, Hammer oder Amboß. Dritte Reihe der Kriegsaufsätze. F. Bruckmann A.-G. München. 8° 61 S. Preis 70 Pfg.



lands Kriegsziel. Er kommt zu dem Ergebnis: Der Krieg, den wir heute führen, ist ein Kampf um unsere Existenz. Was England will, ist nicht Deutschland von der Weltkarte verschwinden zu lassen, wohl aber seine Kraft so zu unterbinden — „morden“ nennt es der Verfasser — daß es sich seine Rivalität auf weltwirtschaftlichem Gebiet vom Halse schafft. Was Englands Verhalten gegen Deutschland bestimmt, ist im Gegensatz zu den grundverschiedenen Motiven, die Frankreichs und Rußlands Feindschaft zu Grunde liegen, der Neid, das Unvermögen, gegen den geistig überlegenen Konkurrenten, der es schon überflügelt hat, aufzukommen und daher das Verlangen, durch physische Gewalt sein Leben zu unterbinden. An Vertilgung Deutschlands denkt England nicht, weil es seiner bedarf, um später gegen Frankreich und Rußland seine Interessen wirksam geltend zu machen. Aber es geht um Deutschlands vollständige Existenz und Zukunft. Wie Chamberlain fein betont, gibt es in der Geschichte verhältnismäßig wenig Kriege, die als Existenzkampf bezeichnet werden können. Geht es aber um Sein oder Nichtsein, so ist es erlaubt, jedes taugliche Mittel anzuwenden, um den Angreifer unschädlich zu machen. Das ist der einfache Grundsatz der Notwehr. Bedenklichkeiten im rücksichtslosen Gebrauch der Mittel, die uns zur Verfügung stehen und die, entsprechend gebraucht, England in seinen Lebensnerv treffen, wäre Sünde gegen das eigene Leben. Es mag sein, meint Chamberlain einem ihn besuchenden Amerikaner gegenüber, daß der Krieg hundert Jahre oder länger dauert, um das Ziel unserer Sicherung zu erreichen und der Welt den deutschen Frieden, d. h. den Frieden, der der Verbreitung und Hebung wahrer Menschheitskultur dient, zu schenken. Das liegt im Beruf Deutschlands zur Weltmacht. Vielleicht ist es nur eine mißverstandene Auffassung dessen, was der Strafrechtslehrer v. Liszt meint, wenn der Verfasser gegen dessen Worte vom Weltberufe Deutschlands polemisiert. Nicht mit Unrecht betont der Verfasser, daß auch die sympathischen Züge, die auf Seite Englands da und dort hervorgetreten sind (Verhalten gegen Verwundete), mehr zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden sollten.

II.

Wie sich im Kopf eines Neutralen, der sich wirklich mit Ernst bemüht, das zu sein, was der Name sagt, die jetzige Welt spiegelt, zeigen die Aufsätze des Schweden Per Hallström.[1] In Schweden ist schon manche Sympathiekundgebung für uns laut geworden, von dort ist schon manches Wort des warmen Interesses und aufrichtiger Bewunderung für die deutsche Kriegführung zu uns gekommen: der vielgereiste Swen Hedin, der Nationalökonom nnd Kenner Englands Steffen u. a. haben aus ihrer tiefen Anteilnahme kein Hehl gemacht. Hier spricht nun Schwedens größter Dichter, nicht der Politiker, sondern der Mensch, dessen Denken der Krieg, das einzig dastehende Ringen des deutschen Volkes gefangen nimmt. In zwei Aufsätzen rechnet er namentlich mit England ab: „Der Volksfeind" und „Die englischen Versicherungen". Die Schattenseiten des englischen Volkscharakters, insbesonders seine Sucht nach außen was zu zu gelten, ohne daß der innere Wert entspricht, der Haß gegen den wirtschaftlichen Konkurrenten, finden eingehende, mit satirischen Streiflichtern belebte Schilderung. Das gleiche gilt von der Studie „Der Liebling". Hier wird gezeigt, wie unverdient Frankreich der verhätschelte (Liebling) der Kulturwelt geworden ist, der, er mag treiben was er will, auf allgemeines Wohlgefallen rechnen darf. Im letzten Aufsatz „Friedrich der Große und der deutsche Heroismus", findet seine Anerkennung des Mutes und Opfersinns des deutschen Volkes beredten Ausdruck. Friedrich der Große gilt ihm in manchen Zügen als sinnbildliche Verkörperung des deutschen Volksgeistes; er weiß treffende Worte zu sagen, ohne jedes störende Pathos, in dem er seine ungeteilte Bewunderung für das schlichte und doch so tiefe Pflichtgefühl der Deutschen ausspricht. Nach seiner Meinung kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein.

---

1) Der Volksfeind. Vier zeitpolitische Aufsätze von Per Hallström. München, F. Bruckmann. g. 8° 62 S. 1.— Mk.

XIV.

Die Bildersammlung des Klosters Banz um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur fränkischen Klostergeschichte in der Aufklärungszeit.

Von Hochschulprofessor Dr. Wilhelm Heß in Bamberg.

(Schluß.)

Um die Studie nicht zu weit auszudehnen, möchten wir das Schramsche Verzeichnis für sich allein sprechen lassen und kunstgeschichtliche Erörterungen jeder Art, selbst wenn wir solche abzugeben uns berufen fühlten, unterdrücken. Besitzen wir doch in dem Verfasser der Handschrift, welcher, selbst einer Malerfamilie entstammend, uns auf dem Rundgange durch die Galerie erklärend begleitet, unserem ganzen Empfinden nach einen ebenso vornehmen als kundigen Dolmetsch für die Sprache, in welcher die einzelnen Bilder zu uns reden. Notizen über die verschiedenen vertretenen Künstler aber finden sich in den bekannten älteren und neueren künstlerbiographischen Handbüchern und Sammelwerken zur vollen Genüge.[1]) Leider sind ihre Namen nur für die Kupfer-

1) Als solche dürften für die vorliegenden Zwecke in Betracht kommen: (Joh. Rudolf Füßli), Allgemeines Künstlerlexikon . . . 1. Tl. in 2 Abt. (Zürich 1789 u. 1809); (Hans Heinrich Füßli), Allgemeines Künstlerlexikon . . . 2. Tl. in 12 Abschn. (Zürich 1806—21); Hans Heinrich Füßli, Neue Zusätze zu dem Allgemeinen Künstlerlexikon . . . 1. (zugleich einziges) Heft (Zürich 1824); Johann Joseph von Huber, Handbuch für Künstler und Freunde der Kunst . . . 2 Bde. (Augsburg u. Leipzig 1819); G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon . . . 22 Bde. (München 1835—52); Ulrich Thieme und Felix Becker, Allgemeines Künstlerlexikon der bildenden Künste . . . Bis jetzt 11 Bde. (Leipzig 1907—15).

stiche voll bekannt, während sie für die Ölgemälde zumeist fehlen, ein Umstand, der schon von P. Schram lebhaft bedauert wurde und uns zwingt uns für diesen Teil der Sammlung mit einer allgemeinen Charakteristik durch den Genannten zu bescheiden.

Derselbe teilte die von ihm bei der Übernahme der Banzer Sammlungen vorgefundenen Gegenstände in acht Klassen und gliederte diese oder jene Klasse nochmals in zwei oder mehrere Ordnungen. Die achte Klasse mit zwei Ordnungen umfaßt die Gemälde und Metallschnitte. Die Einteilung des Ganzen weist 1133 Nummern auf, doch befinden sich, um allenfallsige Nachträge und Ergänzungen sofort bequem einreihen zu können, zum vierten Teile etwa Blindnummern darunter. Auch ist bei der Nummerierung hie und da ein Versehen unterlaufen, wie Doppelführung einzelner Nummern u. dgl.

Die Übersetzung der Schramschen Zusammenstellung kann selbstverständlich nicht ganz wörtlich geschehen, doch wurde möglichst enger Anschluß an die Ausdrucksweise und Wortfolge des Verfassers erstrebt. Gelegentliche Versehen und Schreibfehler desselben wurden nicht geachtet oder verbessert, Formen mit Ursprünglichkeitscharakter jedoch belassen und durch Anführungszeichen gekennzeichnet. Die nachstehende Übertragung dürfte sich darnach vielleicht ebenso als sinngetreu erweisen, wie sie der Schreibart des Urhebers berechtigte Rücksicht angedeihen lassen will.

Klasse 8. Bilder.

Malerei nennen wir die Kunst, welche lehrt auf einer ebenen Fläche mit Hilfe von Farben Bilder zu zeichnen. Über diese Kunst haben verschiedene Autoren geschrieben, worüber man bei Joachim de Sandrart, in dessen Akademie und ebenso in Herrn Bergmüllers Anthropometrie nachsehen kann, wie wir denn auch vortreffliche Lebensbeschreibungen der berühmteren Künstler von dem ebenerwähnten Herrn Sandrart besitzen. Um im nachstehenden über jedes Gemälde ein gesundes Urteil abgeben zu können,



muß man folgende Punkte beachten. Erstens die „Zeichnung“, bei welcher namentlich auf das richtige Verhältnis der einzelnen Teile zu halten ist, worüber Sandrart p : 1 l : 3 c : 5 und Herr Bergmüller handeln; ebenso auf den strengen anatomischen und körperlichen Bau, wobei die Lage einer jeden Figur und andere Umstände, ob sie steht, sitzt usw., Herrn Sandrarts Akademie p : 1 l : 3 c : 8 gemäß ins Auge zu fassen sind. Ebenso muß nach Sandrart l. c. c : 9 auf die seelische Stimmung und nach Sandrart c : 12 auf die Kleidung gebührend Rücksicht genommen werden. Zweitens ist bei der Anwendung der Farben darauf zu achten, daß nicht zwei extreme Farben unmittelbar nebeneinander zu legen kommen und so das Bild durch das verunstalten, was man „Härtigkeit“ zu nennen pflegt. S. Sandrart c : 2, 13 und 14. Drittens spielen Licht und Schatten, viertens die Perspektive eine Rolle, worüber bei Sandrart c : 15. In unserer Sammlung finden sich Gemälde von ungewöhnlicher Schönheit. Leider sind uns die Namen ihrer Verfertiger verborgen, man wird sich daher auf ein allgemeines Urteil über ihre Beschaffenheit beschränken müssen. Wir wollen zunächst die Gemälde und sodann in zweiter Reihe die Metallschnitte vornehmen.

Ordnung 1. Gemälde.

770 Himmelfahrt der Allerseligsten Jungfrau Maria, Kopie des Altarbildes des Klosters Lambach. Von Herrn Joachim Sandrart, wenn ich mich nicht täusche. Wirklich hervorragend.

771 Die nächtliche Verläugnung des Hl. Petrus. Vortreffliches Kunstwerk.

772 Darstellung der Rebekka, von der Eliezer, der Knecht Abrahams, am Brunnen Wasser begehrt. Gen: 24. Gut.

773 „Landschaften“ mit Viehhut. 3 Stücke. Ziemlich gute Bilder.

774 Landschaften, 2 St. Lebensvoll dargestellt.

775 Die Hl. Hl. Petrus und Paulus. Von einem Maler aus Schney.[1]) Ob der rauhen Pinselführung mittelmäßige Stücke.

1) Dorf an der Mainbiegung, in nordöstlicher Richtung unsern Banz gelegen.



776 Landschaft in Miniatur auf Pergament. Wirklich vorzüglich.
777 Bild eines alten Mannes, auf Eisenblech. Von Dürer. Gut.
778 Der kleine Jesus mit dem Hl. Johannes dem Täufer. Hervorragendes Werk.
779 Christus der Herr, dem Spotte preisgegeben. Auf Holztafel gemalt. Wegen der Ungenauigkeit der Maßverhältnisse mittelmäßiges Stück.
780 Bildnis des Fürsten und Kurfürsten von Mainz Lothar Franz von Schönborn.
781 Die büßende Hl. Maria Magdalena, auf Holz gemalt. Ziemlich hervorragende Leistung.
782 Die Auferweckung des Lazarus, auf Holz gemalt. Ganz vorzügliche Arbeit.
783 Christus der Herr, verspottet. Zu derbe Malweise.
784 Die Allers. Jgfr. Maria als mater amabilis. Von H. Bergmüller. Vortreffliches Stück.
785 2 Bilder, Buhlschaft mit Mägden darstellend. Künstlerisch hervorragend.
786 Bild eines Alten, auf Holz gemalt. Altes, vorzügliches Werk.
787 Die Allers. Jgfr. Maria mit dem Jesukinde, auf Holz gemalt. Altes, der ungenauen Wiedergabe des Faltenwurfes halber jedoch nicht sehr hervorragendes Stück.
788 Die allers. Jgfr. Maria mit dem Jesukinde. Den Farben fehlt es an Weichheit, der Zeichnung an Genauigkeit.
789 2 Bildnisse der Hl. Hl. Petrus und Andreas. Läßt, was Zeichnung, richtiges Verhältnis und Zartheit anlangt, zu wünschen übrig.
790 2 Bildnisse der Allers. Jgfr., das Jesukind tragend. Ziemlich gut.
791 Christus der Herr, vom Kreuze abgenommen, von weinenden Engeln umgeben. Die Muskeln wie die Farbe könnten besser sein.
792 Die Eitelkeit der Welt, von einem Weibe an einer in Fäulnis übergehenden Leiche betrachtet. Hervorragendes Werk.
793 Ein Zauberer führt über einem Schädel seine Kunststücke aus. Vorzügliches Stück, von Hochw. H. H. Abte Ludwig des Klosters zu St. Michael in Bamberg[1]) erhalten.
794 Kopf eines alten Mannes. Sehr gut herausgearbeitet.
795 3 Darstellungen eines halbnackten Mannes, von Maler Deysinger mit den Fußzehen gemalt.

1) Ludwig Dietz, Abt des Klosters Michaelsberg von 1743 bis 1759.

796 Die Allerſ. Jgfr. mit dem Jeſukinde, auf Holz gemalt. Mittelmäßiges Stück.
797 Die Allerſ. Jgfr. mit dem Jeſukinde, auf Holz gemalt. Altes Bild.
798 Der Hl. Petrus, durch einen Engel aus dem Gefängniſſe befreit. Auf Holz gemalt. Ziemlich gute Arbeit.
799 Der Hl. Karl Borromäus, auf Blechtafel gemalt. Kunſtvolles Gemälde.
800 Die Allerſ. Jgfr. Maria mit dem Jeſukinde, auf Blechtafel gemalt.
801 Darſtellung eines Mannes, dem ein Zahn gezogen wird. Von Spahn.
802 Darſtellung eines Mannes auf einer Laute ſpielend und dazu ſingend. Von Spahn. Beide Bilder nicht hervorragend: es fehlt an der Weichheit des Pinſels wie der Farbe.
803 Der Hl. Antonius von Padua. Gutes Bild, nur der Kopf des Jeſukindes nicht proportioniert genug.
804 Der Hl. Franziskus Seraphicus, Aquarell auf Papier. Ziemlich gutes Bild.
805 Kopf eines Alten. Gut im Ausdruck.
806 Abraham, im Begriffe ſeinen Sohn zu ſchlachten. Gen: 22. Hervorragend gutes Bild.
807 Die Rückkunft des Tobias, mit dem Hl. Erzengel Raphael, den Hausgenoſſen, der Ehefrau und Tieren. Tob: 11. Vorzügliches Bild.
808 Das Ringen Jakobs mit dem Engel. Gen: 32. Sehr gutes Bild.
809 Ländliche Muſik. Treffliches, ſehr lebenswahres Gemälde.
810 Der Hl. Gregor der Große. Ziemlich gutes Gemälde.
811 Der Hl. Hieronymus, auf Holz gemalt. Sehr gutes Gemälde.
812 Altes Weib mit Licht. Von meinem Großvater väterlicherſeits, Johann Schram. Ziemlich gut.
813 Sitzender Bauer. Sehr gut im Ausdrucke. Von meinem Großvater Johann Schram aus Haßfurt.
814 Der Hl. Gregor der Große. Nicht beſonders kunſtvoll, auch nicht proportioniert.
815 14 Köpfe mit immer anderem Geſichtsausdruck. Darſtellung der Gemütsbewegungen ziemlich gut, der Pinſel aber zu derb.
816 Die Geburt Unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Hervorragendes Gemälde.
817 Die Geburt Unſeres Herrn Jeſu Chriſti, auf Blech gemalt. Sehr gut.

818 Christus der Herr, mit den 2 Jüngern in Emaus zu Tische sitzend. Auf Blechplatte sehr gut gemalt.
819 Wahres Bildnis Unsers Hlgst. Vaters Benediktus, auf Blechplatte gemalt. Sehr gut im Ausdruck.
820 Die Allers. Jgfr. Maria mit dem neugeborenen Jesukinde, welchem Engel dienen. Auf Blechplatte sehr gut gemalt.
821 Die Allers. Jgfr. Maria, das Jesukind schenkend. Künstlerisch hervorragendes Gemälde.
822 Die Allers. Jgfr. Maria, Jesum dem himmlischen Vater aufopfernd. Auf Blechplatte ziemlich gut gemalt.
823 Der Hl. Joseph mit dem Jesukinde auf den Armen. Sehr gutes Bild.
824 Das letzte Abendmahl, auf Blechplatte und zwar sehr gut gemalt.
825 5 Bilder, verschiedene Früchte und anderes Eßbare darstellend. Der Pinsel ein wenig zu dick geführt.
826 2 kleinere Landschaften, nicht besonders hervorragend.
827 Wahres Bildnis des verehrungswürdigen H. H. Abtes Benedikt unseres Klosters.[1])
828 6 Bildnisse, des Hl. Petrus, Hl. Paulus, Hl. Andreas, Hl. Thomas, Hl. Philippus und Hl. Judas. Auf Holztafeln sehr gut gemalt.
829 12 verschiedene Bilder: Gesellschaftsspiel; Tanz; Schauspiel; Trinkerei; Landschaft; Hirsch; hängender Hase; Zusammenkunft am Feuer; Schiff auf dem Wasser; zwei kämpfende Hirsche; Schauspieler; Frau mit Bündel; musizierender Bettler; als 13.[2]) ein Pfau. Von Spahn, auf Holz gemalt. Diese Bilder zeigen zur Genüge, daß der Künstler akademische Studien genossen, doch ist sein Pinsel noch nicht weich genug.
830 3 Bilder vom nämlichen Autor.
831 Bild eines betrübt zum Himmel schauenden Mannes. Ziemlich gut in der Stimmung.
832 Bild des toten Hl. Benedikt. Wirklich künstlerisch gutes Bild. Von dem vorhergehenden Künstler.
833 Grablegung Christi des Herrn. Auf Holztafel sehr gut gemalt.
834 Der Hl. Martyrer Sebastianus. Wirklich kunstvoll gemalt.

1) Des Vorgängers des Abtes Gregor Stumm, des Abtes Benedikt Lurz zu Banz (1674—1731).

2) Es sind bereits 13 statt 12 aufgezählt. Wahrscheinlich gehören 2 der verzeichneten Darstellungen zu 1 Bilde zusammen, doch läßt sich nicht beurteilen welche.

835 Christus der Herr vor Kaiphas. Auf Holztafel sehr gut gemalt.
836 Die Hl. Anna mit dem Jesukinde, der Allers. Jgfr. Maria und 2 anderen Jungfrauen, auf Holz gemalt. Ganz vorzügliches Bild.
837 Die Verspottung Christi des Herrn. Sehr gut auf Holz gemalt.
838 Christus der Herr wird seiner Kleider beraubt. Sehr gutes auf Holz gemaltes Bild.
839 Die Befreiung des Hl. Petrus aus dem Kerker durch den Engel. Vorzüglich auf Holz gemalt.
840 Kopf eines alten Mannes, Bewunderung ausdrückend. Sehr gut gelungen.
841 Andere r männlicher Kopf.
842 Die Allersel. Jgfr. Maria mit dem Jesukinde. Ziemlich gutes Gemälde.
843 Die Allers. Jgfr. Maria als Mater castissima. Gutes Gemälde.
845 Die Allers. Jgfr. Maria als vas insigne devotionis. Vorzüglich im Ausdruck.
846 2 Köpfe alter Männer. Sehr gut gemalt.
847 Bildnis des Gekreuzigten. Sehr gut.
848 Die Allers. Jgfr. Maria mit dem Jesukinde. Ziemlich gutes Bild.
849 Christus der Herr, dem Spotte preisgegeben. Der Strich nicht fein und zart genug.
850 St. Michael, über Luzifer triumphierend. Von Spahn.
851 2 Feldherrn.
852 Mariä Verkündigung, auf Holz vorzüglich gemalt.
853 Die Allerseligste Jungfrau Maria, auf Eisenblech gemalt.
854 Verschiedene Blumen, schön schattiert.
855 Bildnis des berühmten Malers und Bürgermeisters von Wittenberg Lukas Kranach. Über sein Leben s. b. Sandrart.
856 Die Allers. Jgfr. Maria.
857 Der Hl. Hieronymus. Sehr gutes, aber altes Bild, hat unter zu großer Trockenheit gelitten.
858 2 Bilder, verschiedene Früchte darstellend. Nicht besonders gute Mache.
859 10 „Schizzi“ oder Zeichnungen auf Papier, verschiedene menschliche Stimmungen sehr gut darstellend.
860 Mann, Tabak rauchend. Von Johann Schram, meinem Großvater. Ziemlich gutes Bild.
861 2 Landschaften, sehr gut gemalt.
862 6 Landschaften. Der Pinsel könnte leichter geführt sein, sonst gut. Bei dem Hochwürdigsten Herrn.

863 2 Landschaften, sehr gut gemalt.
864 Verschiedene Früchte, schön und ziemlich gut dargestellt. Bei dem Hochwürdigsten Herrn.[1])

Ordnung 2. Kupferstiche.

Albrecht Dürer von Nürnberg, geboren 1471. S. Sandrart.
890 Der vom Hl. Petrus an der Tempelpforte geheilte Lahme. 8°.
Vergilius Solis von Nürnberg. Sein Zeichen ist ein von S durchschlungenes V. Berühmter Meister. S. Sandrarts Acad.
891 „Biblische Figuren des alten und neuen Testaments". 1562. Folio.
Lucas Cranach aus Kronach. Sein Zeichen ist L. C. Berühmter Maler. S. Sandrarts Acad. Huber I 136.[2])
892 Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi. 1590. Fol. 14 Stücke.
Johann Sadeler, geboren zu Brüssel 1550. S. Sandrarts Acad.
893 Bild der Allers. Jgfr. in kniender Stellung. 8°.
894 Priamus, über ein Gelöbnis an Minerva beratend.
895 Die Verkündigung der Allers. Jgfr. Fol.
896 Darstellung der Trunksucht und der Lüsternheit. Fol.
Raphael Sadeler.
895[3]) Lebensbeschreibung des Hl. Joseph, verfaßt von Stengel, von Raphael Sadeler in München 1616 mit Kupferstichen versehen. Über diesen berühmten Künstler s. d. Acad. von Sandrart. 12°.
896 Johann Sadeler. Mars und Jupiter. 2 St. Nach M. de Vos. Fol.
Joachim von Sandrart, berühmter Maler, geb. 1606.
899 „Teutsche Academie der Bau, Bild und Mahler Künst".[4]) Fol. Nürnberg.
900 Der Welterlöser. Von Blanchard gemalt, von Joachim von Sandrart mit 13 Jahren gestochen. Fol.
Jakob Sandrart, berühmter Nürnberger Künstler.

---

1) Manche Bilder wurden natürlich dem Kabinette zeitweise oder dauernd entlehnt, um anderweitig, in Empfangsräumen, Speisesälen usw., aufgehängt zu werden.

2) Der letzte — übrigens verfehlte — Hinweis auf das von uns S. 137 Anm. 1 angeführte Künstlerbuch von Huber rührt nicht von Schram, sondern von einer fremden Hand her.

3) Die zwei hier folgenden Nummern sind bereits vertreten, kommen also versehentlich doppelt vor.

4) Ungenauer Titel des berühmten mehrbändigen Werkes.

905 „Der getreue schäffer. Pastor fidelis.“ Fol.
906 Der Tod der Kleopatra. Entworfen und gezeichnet von M. Rauch, erstellt von Sandrart.
907 Noch ein Mord.[1]) 4°.
908 Bildnis Christians von Hoffmannswaldau.
909 Bildnis des Sokrates. 8°.
910 Der sterbende Sokrates. 8°.
911 Ansicht des Liebesgartens.
912 Septem Spiritus, qui in conspectu etc. Fol.
913 Bild des Gekreuzigten mit der Allers. Jgfr., dem Hl. Johannes und der Hl. Magdalena. Fol.
914 Bild des Gekreuzigten. Die Allers. Jgfr., in Ohnmacht liegend. Fol.
915 Christus der Herr im Begriffe den Leidensweg zu beschreiten. Fol.
916 Der Hl. Bernard. Fol.
917 Die Hl. Katharina. Fol.
918 Die Hl. Barbara. Fol.
919 Herkules, den Stier tötend. Gezeichnet von Verdier, herausgegeben von Sandrart. 4°.
920 Darstellung der Psyche. Einzigartiges Werk Raphaels von Urbino im Palaste Guise in Rom. Herausgegeben von Sandrart. Fol.
921 Gastmahl der Götter bei der Hochzeit der Psyche. Raphaels bewundernswertes Werk im Palaste Guise in Rom. Herausgegeben von Sandrart, erstellt von der Tochter Sandrarts. Fol.
922 10 andere Werke Raphaels im Guise, von der Tochter Sandrarts gestochen. Fol. Philipp Galläus vulgo Galle, berühmter belgischer Künstler.
930 Bilder berühmter Frauengestalten aus dem Alten Testament. Ebenso aus dem Neuen Testament. Desgleichen der Großen und Kleinen Propheten des A. T. 1594. 4°.
931 Krönung der Allers. Jgfr. Maria. 8°.
932 Die Allers. Jgfr. mit dem Jesukinde auf den Armen. 8°.
933 Der Jesuknabe, mit dem Hl. Joseph fischend. 8°.
934 Der Selige Almus de Rupe. Fol.
935 Galle. Die Geschichte der Samariterin. Jo: 4. 8°. Melchior Küsell von Augsburg, trefflicher Kupferstecher.

1) Vielleicht der Selbstmord der Sophonisbe, gleichfalls von Rauchmüller herrührend.



940 Säulenhalle im Kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn. Gemälde und Schmuckstücke. Verschiedene Mährchendarstelungen, gemalt von Simon Vouet-Paris, herausgegeben von Küsell. 9 St. Fol.
941 Dichterische Erzählungen. 4 St. Fol.
942 Küsell. Garten mit Bildsäule. Fol.
950 Mallery C. de Mallery. Johannes als Prediger vor dem Volke.
951 Bild der Allerſ. Jgfr. mit dem Jesukinde. de Mallery. 8°.
956 Johanna Sybilla Küslin. Das Bild Unseres Herrn Jesu Christi. 13 St.
957 Johanna Sybilla Küslin. Mährchen. 4 St.
960 Johann Hieronymus Wierx. Kreuzabnahme.
962 Philipp Juarra. Perspektiven. 6 St. 8°.
964 Johann Holzer. Anbetung der Weisen.
967 Valerianus Regnart Sidinien.[1]) S. Aibertus. 8°.
969 Snyders. Die Hl. Katharina von Siena. 8°.
970 Johann Baptist Barbe. Ecce homo. 8°.
975 David Funk von Nürnberg. Die Allerſ. Jgfr. von Passau.
976 David Funken von Nürnberg. Der Hl. Joseph. Fol.
977 Darstellung der Zwietracht. Derselbe. Fol.
979 Crispian de Passe. Der reiche Prasser in der Hölle. Fol.
980 Georg Wolfgang von Augsburg. Die Heiligen der Gesellschaft Jesu. Fol.
986 Johann Hoffman. Die Anbetung der Weisen.
989 Kaspar Guttwein. Die Steinigung des Hl. Stephanus. Vom berühmten Maler Heinrich Schönfeld gemalt. Fol.
991 Jakob Mess. Die Liebe Gottes. Fol.
992 Wilhelm Pfann. Die Hl. Gottesmutter Maria. Fol.
994 Paul Fürst. Die Verspottung Christi. Fol.
996 Elias Nessenthaler. Die Anbetung der Weisen.
998 G. de Gros von Prag. Der Hl. Franziskus Xaverius. Fol.
999 P. Aubry. Eine Maus wird von einer Frau gefangen. 4°.
1000 G. Vliet. Ein Mann, Holz spaltend. Fol.
1002 Peter Schenk. Einem Manne wird ein Zahn gezogen. Fol.
1004 Wenzeslaus Hollert. 4 Frauenköpfe. London 1645. 12°.
1006 Bildnis des P. Hyazinth Serri. Cattini. Fol.
Cattini. Bildnis des P. Natalis Alexander.
1007 Mathäus Merian. 3 St. 4°.

1) Wohl Sidiniensis? Über die engere Heimat und die Lebensverhältnisse Regnarts habe ich nichts finden können.



1008 Martin Engelbrecht. Die Hl. Hl. Liborius, Cajetan, Petrus M. und die Hl Königin Elisabeth. Fol.
1013 Samuel Bottschild. Eintracht. 2 St. 4°.
1014 Jeremias Wolff von Augsburg. Ausdruck menschlicher Gemütsbewegungen. Entwurf von Coypel. 4 St.
1015 Kämpfende Reiter. Gemälde von Rugendas, Verlag von Wolff, Stich von Corving. 6 St.
1016 Fabeldichtungen. Bei Wolffs von Augsburg Erben. 4 St.
1017 6 Figuren vulgo „Plafunds“ für Zimmerdecken. Ebendort.
1020 Johann Georg Hertel. Curtius und Clälia.
1022 Georg Philipp Rugendas. Reitergeschwader. 8 St. Verlag von Klamber. Fol.
1023 Kämpfende Reiter. 4 St. Ebendaselbst. Fol.
1028 Johann Elias Ridinger von Augsburg. Hirsch, vom Prinzen von Koburg geschossen.
1029 Reiterei. Nach Rugendas bei Ridinger in Augsburg. 12 St.
1034 Jakob von Heyden. Embleme. 10 St. Fol.
1036 Friedrich Probst von Augsburg. Die 4 Jahreszeiten.
1038 J. F. Ledergerwer von Augsburg. Hirtenleben. 4 St.
1040 Paul Petrini. Italienische Ansichten. 8 St.
1041 Theodor de Bry. „wunderbahrliche und wahrhaffte Beschreibung der wilden in Virginia mit Kupffern“. Fol.
1042 J. Kürner. Das Leiden Unseres Herrn Jesu Christi. 12 St. 1668.
1043 N. v. Hoy. Das Leiden Unseres Herrn Jesu Christi. 1668. 12 St.
1044 Cäsar Ripas Ikonologie oder „Bilderpsprach“. Frankfurt 1670. 4°.
1045 Hieroglyphisch=moralischer Lustgarten. Von Heinrich Oräus mit Bildern versehen. Frankfurt 1619. 4°.
1046 A. Watteau. Menschliche Köpfe mit verschiedenem Gesichtsausdruck. Gestochen von Selletsky, verlegt von Leopold, Augsburg. 6 St. 4°.
1047 Piazzetta. Mehrere Köpfe mit unterschiedlichem Gesichtsausdruck. Gestochen von Jungwirth, verlegt von Leopold, Augsburg. 36 St. 4°. Ebenso 8 St. in Großfol.
1048 Piazzetta. Menschlicher Kopf in bewegter Stimmung. 8°.
1049 Bernhard Zäch von Augsburg. Gitter in der Hauskapelle des Palastes Segnier[1]) nach dem Gemälde von Vouet.
1050 Prodromus seu praeambulare Lumen Reserati portentosae magnificentiae Theatri quo omnia ad aulam

---

1) Zu Paris.



Caesaream in Caroli VI metropoli Viennae recondita Artificiorum et pretiositatum decora Picturarum statuarum imaginum fideliter aeri sunt incisa edita à Francisco de Stampart, et Antonio de Brenner Caes: Cam: Pictoribus a: 1735 Viennae.[1]) Großfol.

1051 Peter Perret. Die Anbetung der Weisen.

1052 Cornelius Cort. Die Hl. Magdalena. Fol.

1053 Johann de Clerc, Paris. Das Orakel des Anachoreten. Heilige Haine. Einsamkeit oder das Leben der Einsiedler-Väter. Einsamkeit oder das Leben von Anachoreten aus dem Frauengeschlechte. 109 St. Fol.

1054 Jan Luyken. Verschiedene biblische Geschichten. Von Chr. Weigel verlegt. 16 St. Fol.

1055 Kaspar Luyken. Verschiedene biblische Geschichten. Von Chr. Weigel verlegt. 15 St. Fol.

1056 Ant. Fr. Meloni. Biblische Geschichten. Im Verlage von Weigel. 6 St. 6 andere Darstellungen eines nicht genannten Künstlers und 1 von Decker, im ganzen zusammen 44 St. Fol.

1057 Gio Domenico Tiepolo. Idee Pittoresche sopra La Fugga in Egitto die Giesu, Maria, Gioseppe. Carolo Filippo Vescovo d'Herbipoli di detta. a. 1753. 25 St. Fol.

1058 Reitkunst, von einem unbekannten Franzosen in 55 Figuren dargestellt. Fol.

1059 Festliche Zurüstung zu Reiterspielen. Von einem unbekannten Meister. 107 St. Fol.

1060 Leben und Geschichte des Hl. Benedikt. Von einem unbekannten Meister. 29 St. 8⁰.

1061 Johann Salver. Die Bischöfe von Würzburg. 73 St. 1712. Fol.

1062 Johann Salver. Die Bischöfe von Bamberg. 56 St. 1717. Fol.

1063 A. Demleutner. Die Äbte von Langheim. 49 St. Fol.

1064 Anthropometria sive statura Hominis a Nativitate ad consummatum aetatis incrementum ad dimen-

1) Der deutsche Titel lautet nach Nagler, 17. Bd. S. 214, folgendermaßen: Prodromus oder Vorlicht des eröffneten Schau und wunder-Brachtes aller deren an den Kayserlichen Hof zu allerh. Sr. kays. Königl. und Kothol. (sic!) Maj. — Carls des Sechsten Haupt und Residenzstadt sich befindlichen Kunst-Schätzen und Kostbarkeiten rc. Herausgegeben von Francisco de Stampart und Antonio de Brennern im Jahr 1735.



sionum et proportionum Regulas discriminata. Auth: Joe Georg: Bergmüller. Augspurg. 1723. Fol.

1065 Bilder mit Emblemen aus der in der Kathedrale zu Augsburg jüngst errichteten Kapelle B. M. V. In lebhaften Farben al fresco gemalt, bei J. G. Bergmüller, dem Maler und Urheber, in Kupfer gestochen. Himmelfahrt der Allerſ. Jgfr. Verkündigung. Heimsuchung. Geburt. Unbefleckte Empfängnis. Fol.

1066 2 Bilder der Allerſ. Jgfr. Entworfen von Maratti, herausgegeben von Bergmüller. Fol.

1067 Pallas, Krieg und Friede. Von Bergmüller in 3 Bildern erstellt. Fol.

1068 „Sechſerley franzöſiſche arth der Gattungen ſchöner Plafunds". Bei Bergmüller. Fol.

1069 Bergmüller. Der Hl. Amandus, das Herz der Allerſ. Jgfr., die Hl. Walburga, das Herz Jesu. Gestochen von Götz. Fol. 2 St.

1070 Kreuzabnahme. Besuchung. Entworfen und verlegt von Bergmüller, gestochen von Göz.[1]) 4°. 2 St.

1071 Die 4 Jahreszeiten und die 4 Temperamente. Entworfen und verlegt von Bergmüller, verfertigt von Holzer. Fol. 8 St.

1072 Die 4 Jahreszeiten in Symbolen und Emblemen dargestellt. Verfertigt und herausgegeben von Bergmüller in Augsburg. 4°. 14 St.

1073 Die 7 Gaben des Hl. Geistes. Von Bergmüller. 4°. 8 St.

1074 3 Bilder der Allerſ. Jgfr., der Hl. Joseph, die Hl. Katharina, der Hl. Sebastianus, der sterbende Hl. Joseph und der Hl. Dominikus. Bergmüller. 4°.

1075 Die Hl. 4 Evangelisten und 4 Hl. Hl. Kirchenlehrer. 4°. 8 St.

1076 Der Hl. Raphael, der Hl. Gabriel, die Familie Christi, der Hl. Maurus, der Hl. Placidus, die Hl. Scholastika, die Hl. Gertraud, der Hl. Maximus, der Hl. Innocentius. Von Bergmüller (Zeichen ein von B durchschlungenes J). 4°. 10 St.

1077 Die 4 Jahreszeiten in symbolischer Darstellung. Von Bergmüller. 8°. 4 St.

1078 Die Taufe Christi, seine Verklärung, Auferstehung und Himmelfahrt. Bergmüller. 8°. 4 St.

1079 Ein Mönchsbischof im Glorienschein. Bergmüller. Stich von Vogel. Großfol.

1) Schram schreibt von hier ab den in Nr. 1069 genannten Stecher stets Göz.



1082 Entwurf und Zeichnung von Gottfr. Bern. Göz, Stich und Verlag von Joseph und Joh. Klauber den Katholischen[1]) zu Augsburg: Das Jahr der Tage der Heiligen. 365 St.

1083 Jos. u. Joh. Klauber. Die Gleichnisse Jesu Christi in Beziehung zu den 12 Monaten.

1084 Klauber. „Abbildung des Trost und Ablaß vollen h: Creutz wegs, das ist 14 stationes des Leydens unsers Heylands Jesu Christi".

1085 Klauber. Das Leiden Unsers Herrn Jesu Christi in 46 Bildern auf ebensoviele Tage der Fastenzeit.

1086 Göz und Klauber. Die 7 Hl. Sakramente.

1087 Klauber. Einsetzung des Hl. Altarssakramentes in 9 Bildern.

1088 Klauber. Die kanonischen Tageszeiten. Gezeichnet von Göz.

1089 Klauber. Die kanonischen Tageszeiten. Gezeichnet von Baumgartner. 8⁰.

1090 Klauber. Die Lauretanische Litanei in 57 Bildern. 8⁰.

1091 Göz und Klauber. Die Feste der Allers. Jgfr. Maria in 18 Bildern. 8⁰.

1092 Klauber. Die 9 Chöre der Hl. Engel. 14 St. 8⁰.

1093 Klauber. Die 12 Hl. Apostel mit Jesu, Maria und den Evangelisten. 16 St. 8⁰.

1094 Klauber. Die unerschaffene und erschaffene Dreieinigkeit und die Familie Christi. 2 St. 8⁰.

1095 Klauber. Die Chöre der Heiligen im Himmel. 12 St. 8⁰.

1096 Klauber. Die Hl. 14 Nothelfer. 8⁰.

1097 Göz und Klauber. Die Anbetung der Weisen, der Hl. Robertus, der Hl. Bernardus, der Hl. Ambrosius, der Hl. Augustinus und der Hl. Gregorius der Große. 8⁰.

1098 Klauber. S. Benediktus, S. Scholastika, S. Leonardus, S. Magnus, S. Symbertus, S. Maurus, S. Placidus, S. Udalricus, vom Hl. Benedikt verehrtes Bildnis der Allers. Jgfr., S. Gertrudis M., S. Benediktus, die Selige Elisabeth Bona und S. Bruno. 8⁰.

1099 Klauber. Die Hl. Gründer des Zisterzienserordens, S. Robertus, S. Albericus, S. Stephanus, S. Bernardus, S. Eugenius nebst den übrigen Päpsten, S. Henricus mit den übrigen Kardinälen, S. Edmundus, S. Gilbertus, S. Gerardus mit den andern Martyrern, S. Gulielmus mit den Hl. Bekennern und S. Lutgardis mit andern Hl. Jungfrauen des Zisterzienserordens. 12 St. 8⁰.

1) Die beiden eben genannten Brüder hatten sich den Namen Catholici beigelegt. Nagler, 7. Bd. S. 37.



1100 Klauber. Der Hl. Bonaventura und der Hl. Marianus. 2 St. 8⁰.

1101 Klauber. Bilder zur Einführung in die Exerzitien des Hl. Vaters Ignatius. 23 St. 8⁰.

1102 Klauber. Die 4 letzten Dinge des Menschen. 5 St. 8⁰.

1103 Göz und Klauber. Der Kreuzweg Christi des Herrn, seine Kreuzigung und Auferstehung. 11 St. Fol.

1112 Andreas Pfeffel. Die Neunjahrhundertfeier des Deutsch-Römischen Reiches. Augsburg. Entworfen und gezeichnet von Petrus Schubart von Ehrenberg. 11 St. Großfol.

1113 Die Leiden der Hl. Apostel. 12 St. 12⁰.

1114 Die Hl. Anna, von einem unbekannten Meister. 12⁰.

1115 Kürner. Das Leiden Unseres Herrn Jesu Christi. 11 St. 12⁰.

1116 Wahres Bildnis Unseres Heiligsten Vaters Benedikt. 8⁰.

1117 Mann, ein Faß ausbessernd. Fol.

1118 Theodolinde von Bayern, die Königin der Longobarden.

1119 Das Jüngste Gericht und die Auferstehung der Toten. Fol.

1120 Zechgelage. (Künstlerzeichen ein V mit angehängtem B). Fol.

1121 Die 12 Monate, dargestellt durch scherzhafte Zwergmännchen. 12⁰.

1122 Le Bland. Götter, einen Missetäter mit Speeren durchbohrend. Fol.

1123 Christus mit den 2 Jüngern auf dem Wege nach Emaus. Fol.

1124 Liber statuarum genuinarum Caesarum ex lapide, marmore et metallo Antiquos Deos et Deas referens. 6 St. Fol.

1125 6 menschliche Köpfe, verschiedene Gemütsbewegungen widerspiegelnd. 12⁰.

1126 Hunde in verschiedenen Stellungen. 2 St. Fol.

1127 Die Geißelung Unsers Herrn Jesu Christi. Fol.

1128 Die Enthauptung des Hl. Johannes des Täufers. Fol.

1129 Die Geburt Unsers Herrn Jesu Christi. Fol.

1130 Knabe, eine Katze haltend. 4⁰.

1131 Moses, vor Pharao Wunder wirkend.

1132 Tötung von Missetätern durch die Götter. Fol.

1133 Heinrich Ostertag. Academie des sciences et des beaux Arts. Fol.

* * *

Soweit die Übersicht unseres fachkundigen Benediktiners. Wie man erkennt, eröffnet sie dem Kunstliebhaber einen vorzüglichen Einblick nicht nur in die Reichhaltigkeit der Bilder-



sammlung des ehemaligen Stiftes Banz, sondern auch in den hohen Wert derselben. Für die Kupferstecher liegt dieser ohne weiteres in den Namen bekannter und berühmter Stecher begründet, aber auch der Bestand an Ölgemälden muß, der ganzen Urteilsweise des Verfassers nach zu schließen, in seiner überwiegenden Mehrheit treffliche Stücke aufgewiesen haben. Natürlich erscheint mit der vorstehenden Liste die volle Umrahmung des hier in Rede stehenden Ausschnittes aus der kunst- und damit kulturgeschichtlichen Vergangenheit eines der führenden fränkischen Prälaturklöster keineswegs erreicht. Eine solche hätte ebenso eine Reihe von Besprechungen über einzelne Bilder wie auch die Frage nach dem schließlichen Ende der gesamten Galerie und insbesondere deren Beziehungen zu anderen damaligen wie jetzigen Gemälde- und graphischen Sammlungen einzubeziehen. Aber die erstere Absicht würde, auch wenn wir sie technisch zu bewahrheiten vermöchten, unserem festen Entschlusse auf tunlichste Beschränkung unmittelbar zuwiderlaufen. Die berührte Frage hiegegen zeigt sich bis heute noch viel zu wenig geklärt, um ihr eine Antwort angedeihen lassen zu können. Hat doch die Säkularisation nicht nur die Klosterschätze verschlungen und zerstreut, sondern vielfach auch den Weg verhüllt, auf welchem dieselben ihren ehemaligen Eigentümern entwandert, sowie die Stätten, wohin ihre Überbleibsel gelangt sind. So finden wir uns auch über die Schicksale der Banzer Kunstkammer bis zur Stunde nur ungenügend unterrichtet. Vielleicht gelingt es uns gelegentlich in das Dunkel Licht zu bringen, dann könnte auch der Aufgabe ihrer Erhellung näher getreten werden. Inzwischen bescheiden wir uns mit der frohen Empfindung in dem hier abgedruckten Schramschen Inventarverzeichnisse für die Kunst- und Kulturbestrebungen eines altehrwürdigen Mönchsordens eine Urkunde zu wissen von höchster Beweiskraft und edelstem Klange.

XV.

Die wahren Gründe der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland.

Vortrag, gehalten in der Österreichischen Leogesellschaft in Salzburg am 8. Mai 1916

von P. Konstantin von Hohenlohe O. S. B.

Nachdem Rom durch die piemontesischen Truppen besetzt worden und die ehrwürdige Hochschule Roms, die „Sapienza", die Schöpfung Urban VIII., in die Hände der italienischen Regierung übergegangen war, eröffnete der bekannte Romanist Padelletti die juristischen Vorlesungen mit einem Vortrage „Rom und das Recht", der im 12. Bande des Archivio giuridico abgedruckt ist. Aus dieser Vorlesung, der im übrigen kein wissenschaftlicher Wert zukommt und die es nicht verdiente, der Nachwelt überliefert zu werden, will ich bloß einige tendenziöse Schlagwörter hervorheben, die uns beweisen, wie leicht man sich in jenen Zeiten eines schrankenlosen Liberalismus den Ruf eines gedankentiefen Mannes der Wissenschaft erwerben konnte.

Der eminent kirchenfeindliche Gelehrte behauptet nämlich in den einleitenden Worten dieses Vortrages, daß mit dem Einzuge der italienischen Fahnen in Rom einerseits der Staat von der theokratischen Bevormundung frei geworden sei, andererseits aber nun auch eine Lehre sich entwickeln könne, die Herrin ihrer selbst ist und nicht mehr Dienerin einer angeblich heiligen Wissenschaft. Jetzt hat auch die Erlösungsstunde für das Rechtsstudium geschlagen, das sich endgültig der Fesseln der Canones entledigt. Überhaupt sei das kanonische Recht viel minderwertiger, als man es gewöhnlich glauben machen wolle. Man habe mit Unrecht gelehrt, daß Christentum und die Gesetzgebung der Kirche einen Anteil an dem gigantischen Werke des Corpus iuris gehabt haben. Dasselbe stand in seinen Hauptteilen beim Auftauchen des Christentums bereits fertig und ist erhaben über

die abergläubischen Dogmen einer orientalischen Religion. Das kanonische Recht hat zu den klassischen Traditionen der Rechtswissenschaft nichts beigetragen, es hat das Recht nur späterhin mit seinem fanatischen und exklusiven Geiste vergiftet und verdunkelt, der in Rom seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Damit ist es ein für allemal vorüber!

Diese ebenso ungerechten als unwahren Behauptungen will ich zum Ausgangspunkte nehmen, will versuchen die Ursachen und das Wesen der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland zu erklären.

Unter Rezeption des römischen Rechtes versteht man in der juristischen Terminologie die Tatsache, daß das von Maximilian I. 1495 eingesetzte Reichskammergericht die sogenannten fremden Rechte, das ist das corpus iuris civilis, das corpus iuris canonici und das langobardische Lehensrecht, als praktisch geltende Gesetzbücher erklärte.

Es gilt als eine der überraschendsten und gleichzeitig unerklärlichsten historischen Tatsachen, daß ein so hoch kultiviertes Volk, wie das deutsche, seine gesamte Rechtsentwicklung unterbrechen und verlassen konnte, um sich die Gesetze einer längst entschwundenen Kulturperiode anzueignen. Der tiefste Grund hiefür liegt unzweifelhaft in der klassischen unsterblichen Größe des römischen Rechtes, denn es ist unzweifelhaft, daß die Römer die Jurisprudenz zur Wissenschaft erhoben, da es ihnen gelungen, eine Reihe allgemein gültiger Wahrheiten und grundlegender Prinzipien auf dem Rechtsgebiete festzustellen. Doch diese eminenten Vorzüge des römischen Rechtes würden uns nur begreiflich machen, wenn man an seiner Hand gelernt hätte, das bestehende deutsche Recht zur Wissenschaft zu erheben, es in eine wissenschaftliche Form zu bringen. Statt dessen sehen wir die mitteleuropäischen Völker nicht allein formale Bildung aus dem römischen Rechtsstudium schöpfen, sondern gleichsam auch ihr gesamtes materielles Recht im Stiche lassen, um fortan nach den Vorschriften einer längst untergegangenen fremden Kulturepoche Familie, Grundeigentum, Erbrecht, Schuldrecht zu regeln.

. Zweierlei sollen meine Ausführungen — und zwar im Widerspruche mit der landläufigen, in hunderten von Hand- und Lehrbüchern wiederholten Doktrin — beweisen:

1. Daß die sogenannte Rezeption mit der Annahme des Corpus iuris durch das Reichskammergericht nicht vollendet war, sondern daß dies bloß den Ausgangspunkt einer Bewegung bildet, die ihren Abschluß erst in den großen Codifikationen des 19. Jahrhunderts findet.

2. Daß der tiefste Grund dieser Rezeption in dem Gegensatze von Legisten und Canonisten liegt, daß die Rezeption des römischen Rechtes eine stets fortschreitende Emanzipation vom kanonischen Rechte und in letzter Linie die Entchristlichung der Gesellschaft bedeutet und daß wir in einer vielleicht etwas kühnen Analogie die Besetzung Roms durch die piemontesischen Truppen, gleichsam tatsächlich als den Schlußpunkt, gleichsam als Krönung dieses Entwicklungsganges ansehen können. Was man gewöhnlich die Rezeption des römischen Rechtes nennt, ist nämlich im Grunde nichts anderes als die prinzipielle Verdrängung der Kirche aus dem öffentlichen Leben.

Gehen wir in dem Beweise, den wir für unsere These antreten, von dem Verhältnisse der Kirche zum Rechte im allgemeinen aus.

Was ist Recht? Recht ist ein gesetzmäßig gewährleisteter Anspruch und im Privatrechte bedeutet Recht das, was wir an vermögenswerten Gütern vom Nebenmenschen beanspruchen können.

Die unsterbliche Größe des römischen Rechtes, welches die Jurisprudenz dieses antiken Volkes himmelweit über die in den Banden der sogenannten historischen Schule liegende moderne Rechtswissenschaft erhebt, liegt darin, daß das römische Recht ein ideales, rechtsphilosophisches, also hoch entwickeltes Recht war. Die Römer suchten nach dem ius aequum, dem billigen Rechte. Sie setzten nämlich nicht einfach fest, was jeder dem anderen an vermögenswerten Gütern schulde, sondern sie trachteten, daß diese Festsetzungen auch der Billigkeit entsprechen.

Was ist nun aber billig? Bei Cicero finden wir zuerst die Spuren des sogenannten Naturrechtes. Darüber nämlich,



was wir dem Nächsten an vermögenswerten Gütern schuldig sind, darüber gibt es unumstößliche oberste Prinzipien, welche kein Senat und kein kaiserliches Dekret abändern können. Die gesetzgebenden Faktoren können die Rechtsordnung nur in weiterer Entwicklung dieser obersten Prinzipien feststellen. Wie diese obersten Grundsätze Verstandeswahrheiten sind, so ist die Gesetzgebung eine logische Entwicklung, die sich bei den Römern nach der sogenannten ratio naturalis vollzieht. So wuchs allmählig die klassische Jurisprudenz eines Ulpian, Papinian, Modestinus heran, als das Christentum immer mächtiger und lauter sein Begehren einer Reformierung jener ratio naturalis auf Grund der durch die neue Lehre gegebenen neuen Anschauungen und einer Neugestaltung der Verhältnisse auf Grund einer moralischen Revolution formulierte.

Wir wissen, daß die Rechtsordnung darin besteht, daß gewöhnliche Lebensverhältnisse zu Rechtsverhältnissen erhoben werden. Nichts ist so geeignet, einer geistigen Ideenwelt materielle Verkörperung zu leihen, geistige moralische Prinzipien praktisch wahr werden zu lassen, als die Rechtsordnung. Buße beispielweise, Aszese, Abbruch aus Gottesliebe, das sind an sich Begriffe, die erst reale Gestalt gewinnen, in das praktische Leben der Christen übergesetzt werden durch die Abstinenzgesetze der Kirche.

Eine Rechtsordnung kann ein Volk zur Habsucht, zur Hoffart und zum rücksichtslosen Kampfe aller gegen alle, oder sie kann zur Arbeit und zur Tugend erziehen, je nach den verschiedenen rechtsphilosophischen Grundsätzen, auf welchen sie aufgebaut ist.

„Aliae sunt leges Caesaris, aliae Christi, aliud Papinianus“,[1]) so ruft der heilige Hieronymus in einem seiner Briefe aus. Schon dieser große Heilige empfindet an der Wende des vierten und fünften Jahrhunderts, daß der neuen christlichen Entwicklung der Gesellschaft auch eine christliche Rechtsordnung entsprechen sollte. Diese ersten Anfänge eines Kampfes um ein

1) St. Hieronymus, Ep. 77.



christliches Recht knüpfen sich an die Namen eines Ambrosius, Hieronymus, Augustinus.

Einen Beweis für dieses Streben der Christen nach einer Verbesserung des heidnischen Rechtes ist das unter dem Namen der „Collatio legum Mosaicarum et Romanarum“ oder der „Lex Dei“ bekannte Manuskript, das im 16. Jahrhunderte in Frankreich aufgefunden wurde. Die Wissenschaft nimmt an, daß dieses Manuskript, das den Versuch enthält, römische Rechtssätze mit dem göttlichen Gesetze in Einklang zu bringen, an der Wende des vierten und fünften Jahrhunderts entstanden sei. Vielleicht ist es eine Vorarbeit zu jener Codification gewesen, die Theodosius II. plante und die Justinian erst ausführte.

Unzweifelhaft hat die Kirche frühzeitig die Gesetzgebung in Ehesachen für sich in Anspruch genommen und diesbezüglich auf ihren Concilien vom römischen abweichende Vorschriften erlassen, deren Rezipierung im Zivilrechte sie später durchsetzte. Es steht fest, daß die Synoden von Elvira[1]) und Neocäsarea[2]) im Beginne des vierten Jahrhunderts das Ehehindernis der Schwägerschaft im ersten Grade der Seitenlinie aufstellen, während das klassische römische Recht das Ehehindernis der Schwägerschaft nur in gerader Linie kannte.[3]) Wenn wir nun diesem Ehehindernisse der Schwägerschaft in der Seitenlinie in Gesetzen[4]) der christlichen Kaiser Zeno und Anastasius am Ende des fünften und dem Beginne des sechsten Jahrhunderts wieder begegnen, so würde viel schlechter Wille dazu gehören, darin nicht einen Einfluß des Christentums und einen Beweis für unsere Behauptung zu erkennen, zumal, wenn wir Justinian[5]) später ausdrücklich sagen hören, daß seine Gesetze gar häufig Kanones, Konzilienbeschlüsse, Vorschriften der christlichen Moral und Disziplin zu rezipieren nicht verschmäht haben. Ebenso wissen wir, daß die römischen Vorschriften über die zweiten

1) Canon 61, Hefele Konziliengeschichte, 2. Aufl. I. Bd., S. 183.
2) Canon 2, Hefele l. c., S. 244.
3) §§ 6 u. 7 J. 1, 10.
4) ll 8 et 9 C. 5, 5.
5) Novelle 83 cap. 1.



Ehen (de secundis nuptiis) zweifellos mit den Beschlüssen des Konzils in Konstantinopel im Zusammenhange sind.

Ferner sehen wir die Synode von Elvira[1]) ausdrücklich gegen die bestehenden Staatsgesetze erklären, daß die Frauen wegen Ehebruch des Mannes die Ehen nicht auflösen und die Gatten nicht verlassen dürfen. Schon Konstantin[2]) schließt sich dieser neuen kirchlichen Vorschrift an. Daß dies unter dem direkten christlichen Einflusse geschehen, wird handgreiflich, wenn Julian[3]) der Abtrünnige zur alten Praxis zurückkehrt, worüber der heilige Augustinus[4]) sich äußert: „Quantum autem possit timor legis hinc avertamus. Ante Juliani Edictum mulieres viros suos dimittere nequibant. Acceptantes potestatem coeperunt facere quod prius facere non poterant. Coeperunt enim quotidie viros suos licenter dimittere." Das Gesetz Konstantins,[5]) welches die Abschaffung des Konkubinats anbahnt, enthält die Worte: „Divi Constantini qui veneranda Christianorum fide Romanum munivit imperium."

Über den Einfluß, welchen das Christentum auf die Gesetzgebung zur Zeit Konstantins erlangt, gibt uns Eusebius von Caesarea in seiner Geschichte Konstantins[6]) Zeugnis. Konstantin wird als Erneuerer des Rechtes gefeiert. Eusebius läßt ihn den Bischöfen sagen, sie seien berufen, die Kirche in ihren inneren Angelegenheiten zu leiten. Daß aber auch die äußeren Lebensverhältnisse (in iis quae extra geruntur) vom christlichen Geiste durchdrungen werden, dafür will er sorgen, auf daß alle die wahre Gottesfurcht erlangen. Deshalb (Hinc est) — so fährt Eusebius im Zusammenhange fort — hat er die Gesetze heiliger gemacht (plurimas leges ad maiorem sanctitatem

1) C. 9 Hefele I l. c. S. 159.
2) l 1 C. Theod. 3, 17.
3) l 8 §§ 2 et 3 C. 5, 17.
4) Quaestiones ex utroque testamento, quaestio 115.
5) l 7 C. 5, 27. Konkubinat im römisch-rechtlichen Sinne war das, was wir heute eine morganatische Ehe nennen.
6) Vita Constantini Lib. IV cap. 24—26 Migne Patr. Graeca Vol. XX p. 1171.



traducens). So hat er die Gladiatorenkämpfe abgeschafft, die unsinnige Gesetzgebung des Augustus zur Förderung des ehelichen Lebens unterdrückt.

Vor allem ist bekannt, daß Konstantin den übermäßigen prozessualen Formalismus vereinfachte und die strengen Klagformeln aus der Welt schaffte, was eine große Erleichterung für die unteren Volksklassen war, welche ein strenger prozessualer Formalismus von der Geltendmachung ihrer Rechte ausschließt.

Ist dies auch auf das Christentum zurückzuführen? Wir wären versucht es zu glauben, wenn wir das von Eusebius Gehörte mit dem zusammenhalten, was der Redner Nazarius[1]) in seinem Panegyrikus auf Konstantin sagt: „Novae leges regendis moribus et frangendis vitiis constitutae. Veterum calumniosae ambages recisae, captandae simplicitatis laqueos perdiderunt.

Aus der kirchlichen Gesetzgebung ist die sogenannte „causa pia“, die fromme Stiftung, hervorgegangen, als die Konzilien die Unveräußerlichkeit des kirchlichen Eigentums aussprachen. In die zivile Gesetzgebung übergegangen, bedeutet der Stiftungsbegriff eine Revolutionierung des eminent individualistischen römischen Rechtes. Auf dem Stiftungsbegriffe ruht der gesamte kulturelle Fortschritt unserer modernen Zeiten. Contardo Ferrini[2]) hat nachgewiesen, welche Veränderungen das Christentum in das römische Kriminalrecht hineingetragen. Vor solchen Tatsachen verstummen natürlich die tendenziösen Anwürfe eines Padelletti, welcher jeden Einfluß des Christentums auf das römische Recht zu leugnen sucht, dem Stoizismus die Milderung des Loses der Sklaven und andere humane Reformen der kaiserlichen Gesetzgebung zuschreibt und das Buch von Troplong[3]) als Ausgeburt der Phantasie und als unwissenschaftlich und

1) Panegyricus Constantino dictus cap. 38 Patr. Lat. Migne V· VIII S. 607.

2) Diritto penale Romano. Encyclopedia del diritto penale Italiano Vol. I.

3) L'influence du Christianisme sur le droit civil Romain, Paris 1843.



unkritisch verurteilt, während es in seinem Kerne ausgezeichnet und wahr ist und bloß vielleicht einige Übertreibungen enthält. Wie Padelletti denken vor allem Beusaute und Baviera, ein Schüler Harnacks, während der heiligmäßige Ferrini, Carusi und Riccobono in Italien energisch für die alte Tradition vom heilsamen Einflusse des Christenstums auf das römische Kaiserrecht eintreten.

Ob die Milderung des Sklavenloses, die bereits zu Zeiten Neros einsetzt, schon in diesen ersten Anfängen mit den Predigten eines heiligen Paulus in Zusammenhang zu bringen ist, können wir nur vermuten, nicht aber zur Evidenz beweisen. Daß aber das Christentum bei der weiteren derartigen Entwicklung im Spiele war, das geht aus dem Wortlaute eines Gesetzes von Konstantin hervor. Dieser Kaiser hatte nämlich eine neue Art der Freilassung der Sklaven in der Kirche festgesetzt.[1]) Im diesbezüglichen Gesetze heißt es nun: „Qui religiosa mente in Ecclesiae gremio servulis suis meritam concesserint libertatem." Auf der sechsten Carthagischen Synode[2]) aber im Jahre 401 haben dort die versammelten Bischöfe beschlossen, den Kaiser zu bitten, dieses Gesetz auch auf Afrika auszudehnen. Dies letztere beweist uns einerseits, welches Interesse die Bischöfe am Gesetze hatten, andererseits, daß sie um Erlassung von Gesetzen bei den Kaisern bittstellig wurden, was uns nahe legt, daß auch das ursprüngliche Gesetz aus einer derartigen Initiative hervorging. Gothofredus schreibt es dem Einflusse des Laktantius zu, wenn der Codex Theodosianus den Klerikern das Privilegium erteilt, Sklaven ohne jede äußere Formalität zu entlassen. Eine Novelle Justinians[3]) erklärt, daß man die Freiheit durch Eintritt ins Kloster erlange. Es ist hier zu bemerken, daß dieser Text der Novelle in seiner Fassung wörtlich mit der bezüglichen Stelle der Regel des heiligen Benediktus übereinstimmt, welche Justinian schon vorgelegen zu sein scheint.

1) l 2 C. 1, 13.

2) Migne Patrol. Lat. Vol. 67 p. 202 canon 64 und Hefele l. c. II. Band S. 82.

3) Novelle IV cap. 2.



Der Grundzug des römischen Rechtes bleibt selbst, nachdem es eine ideale Richtung angenommen, ein egoistischer Individualismus. Den Heiden bleibt der Kultus alles dessen eigentümlich, was das Leben dieser Welt schön und angenehm gestaltet, mag dies auch auf Kosten einer breiten Schichte von Enterbten geschehen. Römischer Klassizismus schmeichelt allen Leidenschaften der Habsucht, des Ehrgeizes, der Ausschweifung. Die heidnische Kultur vermag in letzter Linie nichts als einen geistigen Epikureismus und Pharisеismus hervorzubringen, verbunden mit der tiefsten Verachtung für den profanen Haufen der niederen Plebs. All' dies mußte die Römer dahin führen, zum Ecksteine ihres juristischen Systems einen absoluten, strikten, grausamen Eigentumsbegriff zu machen, während ihr Schuldrecht von der zügellosesten Kontraktsfreiheit zum Nachteile der Ärmeren und zu Gunsten der Reichen und Klugen bestimmt wurde.

Eine Durchbrechung dieses rücksichtslosen römischen Eigentumsrechtes begegnet uns schon im Justinianischen Rechte und in den Pandekten dort, wo es sich um Interpolationen handelt. Es ist bekannt, daß die Aufdeckung des Antejustinianeischen Rechtes im vorigen Jahrhunderte dazu geführt hat, in den Pandekten manche nachgebesserte Stelle zu entdecken, welche die Kommission Justinians in den ursprünglichen Text hineinflickte. Solche Interpolationen berühren nun oft derlei Abschwächungen des rücksichtslosen Eigentums aus Gründen der Billigkeit, wie wenn dem Nachbarn gestattet wird, den Grund des anderen zu betreten, wenn durch einen Dammbruch von demselben aus Gefahr droht. Das rücksichtslose klassische Pandektenrecht ließ einen solchen lieber den größten Schaden leiden, bevor es den leisesten Eingriff in das Gut des nächsten gestattete. Neuerdings ist die rechtshistorische Durchforschung des römischen Rechtes durch die Entdeckung und Entzifferung der ägyptischen Papyrus mächtig gefördert worden. Wir wissen nun aber, daß das schon mehrerwähnte Mißtrauen der Christen gegen die staatliche Rechtsprechung es bewirkte, daß dieselben sich in ihren Prozessen an die Bischöfe um schiedsgerichtliche Entscheidungen wandten. Konstantin hat diese Art Konkurrenz dieser geistlichen Rechtsprechung



anerkannt und ihr den weltlichen Arm zur Vollstreckung geliehen! Es wäre von größtem Interesse auch über diese Art von Jurisdiktion durch die Papyrus näheren Aufschluß zu ererhalten, um den untrüglichen Beweis zu erbringen, daß eine christliche Schiedsspruchpraxis den ersten Anstoß zur Durchbrechung des egoistischen römischen Eigentumsbegriffes gegeben und um auf diese Weise die Brücke zu den erwähnten Justinianischen Interpolationen zu finden. Es genügt hier anzudeuten, daß das byzantinische Recht im Gegensatze zum individualistischen klassischen Pandektenrechte mehr und mehr den sozialen Zug erkennen läßt.[1]) Wir finden bei Justinian die ersten Spuren der Theorien über Schikane und Rechtsmißbrauch, die heute so viel von sich reden machen. Auch die Lehre vom gerechten Preise, die Thomas ausbauen sollte, wird angedeutet: „Negotiatores, qui ad domum nostram pertinent ne modum mercandi videantur excedere, Christiani (quibus verus cultus est, adiuvare pauperes et positos in necessitate) provideant“ (l 1 C. 4, 1). Während das klassische Altertum den Satz aufstellt: „Naturaliter concessum est, quod pluris sit, minoris emere“ (f. 22 § d. 19, 2), werden christliche Kaufleute ermahnt, um einen gerechten Preis zu verkaufen. Es ist zum striften Beweise, daß diese soziale Umgestaltung des Rechtes aus dem Christentume und einer kirchlichen Spruchpraxis hervorging, von höchster Bedeutung, daß der vierte Titel des ersten Buches des Codex, welchem die Stelle betreffend die christlichen Kaufleute entnommen ist, die Überschrift hat: „De Episcopali audientia et diversis capitulis quae ad ius curamque et reverentiam pertinent pontificalem.“ [2])

Bekannt ist das Gesetz von Diokletian über die Auflösbarkeit der Kontrakte im Falle der Verletzung über den halben

1) Vgl. Boncaud, La première ébauche d'un droit chrétien dans le droit Romain.

2) Vergleiche hiezu Riccobono Cristianesimo e diritto privato. Rivista di diritto civile. Milano 1911 Nr. I.



Wert (laesio enormis),[1] Wohl war Diokletian einer der ärgsten Christenhasser, doch wäre es deshalb noch immer nicht ausgeschlossen, daß auch das Gesetz eines Diokletians aus jener Atmosphäre hervorgehen konnte, welche das Christentum bereitet hatte, wie heutzutage manche sozial angehauchten Gesetze von Leuten geschaffen werden, die nichts weniger als Anhänger der Lehren von Marx und Engel sind.

Daß diese grundlegenden Änderungen im byzantinischen Rechte, was Eigentum und Obligationenrecht betrifft, aus christlichem Geiste hervorgingen, darauf deutet vor allem der Umstand hin, daß die Kirche gerade an diese sozialen Leitmotive der Justinianischen Gesetzgebung später wieder anknüpft, sie fortspinnt und daß gerade hierin vor allem jene Verbesserungen des römischen Rechtes ruhen, welche uns das Corpus iuris canonici als eine verbesserte Auflage des Corpus iuris civilis erscheinen lassen.

Lange war die Ansicht verbreitet, daß mit dem Untergange des weströmischen Reiches das römische Recht im Occidente erloschen war und erst durch die Auffindung einer Handschrift der Pandekten bei der Eroberung von Amalfi durch Lothar II. hier wieder bekannt wurde: Wir wissen heute, daß dies falsch ist und daß die sogenannte Rezeption des römischen Rechtes bei den germanischen Völkern im frühesten Mittelalter, fast unmittelbar im Augenblicke, wo sie mit dem römischen Reiche in Berührung kommen, beginnt. Und zwar geschah dies mittels jener Sammlung römischer Rechtssätze, welche Alarich für seine Untertanen römischer Nationalität vor Untergang des weströmischen Reiches anfertigen ließ. Diese Sammlung trägt den Namen Breviarium Alaricianum oder Lex Romana Visigothorum. Und zwar waren es zunächst einzelne römische Rechtsprinzipien, welche auf diese Weise in die germanischen Rechtssysteme eindringen, wie das Institut der praescriptio oder manche prozessuale Formen. Bisweilen sind es nur ganz äußerliche oder terminologische Anklänge. Jedenfalls hat der wissen-

1) l 2 C. 4, 44.



schaftliche Prozeß der sogenannten Rezeption sehr früh begonnen.

Wo das römische Recht stets heimisch blieb, das war die Kirche. Die Kirche hat nicht nur das römische Recht einer Kritik unterworfen, wie wir aus der „Collatio legum Mosaicarum et Romanarum" sahen, sie hat auch in breitem Maße römisches Recht zur Grundlage der Bildung ihrer eigenen Rechtsinstitute herübergenommen. Das beweist uns die sogenannte „lex Romana canonice compta", ein von Maassen in Paris aufgefundenes und so betiteltes Manuscript, das einen Auszug des römischen Rechtes für kirchliche Zwecke darstellt. So stehen wir vor dem Corpus iuris canonici, von dem wir behaupten, es sei eine verbesserte Auflage des Justinianischen Gesetzbuches gewesen. Damit bringen wir gleichzeitig die bekannten kirchlichen Verbote des Studiums des römischen Rechtes in Verbindung. Die in den Dekretalen Gregor IX. rezipierte Bulle „Supra specula"[1]) verbietet bekanntlich das Studium des römischen Rechtes und es steht fest, daß dieses Verbot an der Pariser Universität jahrhundertelang von Klerikern wie von Laien beobachtet wurde, wie daß man an allen Universitäten eines päpstlichen Indultes bedurfte, um römisches Recht zu lehren oder zu hören, und daß, bis ins 15. Jahrhundert urkundlich erwiesen, die Zahl der Professoren des kanonischen Rechtes die Zahl derer, welche das Corpus iuris civilis erklärten, weitübertraf.

Wir bringen dies mit Marcel Fournier[2]), Caillemer[3]), Danzas[4]), Monléon[5]), Hohoff[6]) unbedingt mit der entstandenen Rivalität des kanonischen Rechtes mit dem römischen Rechte in Verbindung, während Denifle[7]), Tardif[8]) dieses Verbot nur

1) C 28 X 5, 33.

2) L'Église et le droit Romain au XIII. siècle, Nouvelle Revue historique de droit français et étranger, Paris, 1887.

3) Le Pape Honorius III et le droit civil, Lyon, 1881.

4) St. Raymond de Pennafort et son époque, Paris 1885.

5) L'Église et le droit Romain, Paris, 1887.

6) Histor.-polit. Blätter Bd. 79.

7) Universitäten im Mittelalter.

8) Nouvelle Revue hist. de droit français et étranger 1880.



auf äußerliche Gründe zurückzuführen suchen. Daß eine Rivalität zwischen kanonischem und römischem Rechte entstanden war, ist zweifellos erwiesen. Wir führen hier die Autorität von Fritz Litten[1]) an, der in einem Vortrage in Berlin wörtlich folgendes sagt: „Diese Vorherrschaft des kanonischen Rechtes war weder kampflos errungen, noch von sehr langer Dauer. Nicht ohne Kampf errungen. Bald nach 1160 erging von dem Papste Alexander III. an alle Richter und Bischöfe ein Erlaß. Dieser Erlaß schlichtet einen Streit zwischen römischem und kanonischem Rechte über die Frage, ob Urenkel von Geschwistern einander heiraten dürften mit eingehender wissenschaftlicher Motivierung und nach ausführlicher Beratung mit Bischöfen und Richtern. Mit gutem Grunde zieht Filting hieraus den Schluß, daß um die Mitte des Jahrhunderts das römische Recht bereits so sehr erstarkt war, daß es wagen konnte, dem kanonischen ein bisher unangefochten beherrschtes Gebiet streitig zu machen. . . . Das römische Recht beginnt dem kanonischen unbequem zu werden und alsbald ertönen die Klagen über die Gefährlichkeit des römischen Rechtes". . . . Nachdem Litten so wie wir auf diese Konkurrenz zwischen römischem und kanonischem Rechte die bekannten Verbote der Päpste zum Studium des Corpus iuris civilis zurückgeführt, schließt er: „Das namentlich am Ende des 15. Jahrhunderts einsetzende mächtige Erstarken des römischen und Zurückdrängen des kanonischen Rechtes, das sich in den Universitätsstatuten der damaligen Rechtsfakultäten zahlenmäßig nachweisen läßt". . . .

Der Konflikt zwischen Legisten und Kanonisten an den neu erstehenden Universitäten ist also erwiesen, und ebenso ist es bekannt, wie die Kaiser sich auf erstere in ihren absolutistischen und cäsaropapistischen Bestrebungen zu stützen suchten.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Römisches und Pandektenrecht in Forschung und Unterricht, Berlin, 1907.



XVI.

Zur Geschichte des Pfälzer Jesuiten-Gespenstes vom Jahre 1686.

Von Bernhard Duhr S. J.

Mit dem Tode des Kurfürsten Karl im Jahre 1685 starb die alte Simmerische Linie aus und die Kurpfalz fiel deshalb an den nächstberechtigten Anverwandten, den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von der Neuburgischen Linie. Dieser aufrichtig katholische Fürst wurde in dem protestantischen Lande mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Obgleich er Lutheranern, Reformierten und Katholiken freie Religionsübung zusagte, konnten sich protestantische Fanatiker nicht genug tun in der Verdächtigung seiner Absichten, wobei dann die Jesuitenangst und die Märchenwelt der protestantischen Kinderstube zur Steigerung des Schreckens herhalten mußten.

Aus dieser Stimmung heraus ist eine Flugschrift entstanden, die 1686 in unzähligen Exemplaren und in verschiedenen Sprachen durch ganz Deutschland, Holland usw. verbreitet wurde und eine solche Wirkung ausübte, daß an mehreren Orten die weitere Existenz der Jesuiten in Frage gestellt wurde. Und doch handelte es sich um die höchst einfältige Erfindung einer Gespenstergeschichte. Der Beichtvater des neuen Fürsten Philipp Wilhelm sollte diesem mehrere Nächte hindurch als Gespenst erschienen sein und ihn mit dem Zorne Gottes bedroht haben, wenn er nicht die Protestanten aus seinem Lande vertreibe.[1])

Die Geschichte machte die Runde in den verschiedensten Variationen. Eine Berliner Zeitung („Dienstagische Fama" 1686 22. Woche) berichtete die Gespenstergeschichte in folgender Form: „Regensburg, 27. Mai. Man hat allhier aus einem benachbarten Ort Zeitung, daß ein gewisser Fürst des Nachts

1) Die Geschichte ist kurz gestreift in den Jesuitenfabeln 4. Auflage 1904 (S. 848).



ein weißes Gespenst vor seinem Bette gewahr worden, so ihn mit einer frembden Stimme angeredet, daß er von Gott gesandt sey, ihm anzuzeigen, daß es seinem Geschlechte ebenso wie seinen Vorfahren ergehen werde, wofern er nicht die Reformierten und Lutheraner in seiner ganzen Herrschaft ausrotte, und daß es ihm, damit er sich zu bedenken Zeit haben möge, wieder erscheinen wollte. Indem nun der Fürst des folgenden Tages niemand etwas davon gesaget, ist das Gespenst die folgende Nacht, seine Resolution hierüber zu vernehmen, wieder erschienen, weil der Fürst aber hierauf nichts geantwortet, hat das Gespenst sich vernehmen lassen, daß es noch zum dritten und letzten mal kommen wolle. Worauf der Fürst solches mit einem vornehmen Herrn überleget und ihn gefraget, ob ihm wohl dergleichen jemals begegnet, da er dann mit Nein geantwortet, dem Fürsten aber verheißen, daß er folgende Nacht in des Fürsten Bett schlafen, der Fürst aber in einem andern Zimmer seine Ruhe nehmen möchte. Diesem nach hat gedachter Herr sich mit den Kleidern ins Bette geleget und darneben 2 von der Guarde heimlich in der Kammer verborgen. Da nun das Gespenste zum drittenmale wiederkommen, ist er aus dem Bette gesprungen und hat demselben ein Ohr abgehauen. Man saget, daß dies Gespenst ein Jesuit gewesen, und von dannen sich kurieren zu lassen, an einen bekannten Ort sich begeben."

Die „Sonntagische Fama" (Berlin) 1686 brachte dann bald darauf (25. Woche) die Nachricht von dem Tod des Jesuiten: „Frankfurt, 10. Juni. Man saget, daß der Jesuiter, welcher bei lebendem Leib als ein Gespenst sich hat sehen lassen, von seinen Wunden gestorben." [1])

Der Beichtvater des Kurfürsten Philipp Wilhelm war damals der Jesuitenpater Johann Bodler.[2]) Derselbe ließ 1697

1) Abgedruckt bei E. Buchner, Das Neueste von gestern. München 1911. 1, 196.

2) Johann Bodler war geb. 1629 zu Lindau und 1649 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Nachdem er drei Jahre Philosophie gelehrt, wurde er Prediger und wirkte als solcher sehr segens-



seine sonntäglichen Predigten in einem großen Folianten erscheinen.[1]) Hier findet sich nun der genaueste bisher von Niemand beachtete Bericht über die Gespenstergeschichte, ihre große Verbreitung und bösen Folgeerscheinungen. Der Bericht steht als „Exempel" zur 22. Predigt S. 141 ff. unter der Überschrift „Ein Neyd=Gedicht von einem Gespenst mit allem Grund widerleget." Derselbe lautet im Wesentlichen wie folgt.

„Nachdem die Kurfürstliche Pfalz i. J. 1685 unter ein katholisches Oberhaupt gelanget und alsdann eben dies Jahr durch ein öffentliches Dekret den 13. Oktober die freie Übung ihres Gottesdienstes in allen Kurfürstlichen Landen, auch den Katholischen (deren eine geringe Zahl übrig und die ganze Pfalz fast mit Unkatholischen gefüllet war) wiederum gnädigst vergönnet worden ist, ließ ein unbekannter Neidhals und lügenhafter Verläumder ein Lugenblatt fliegen (von Heidelberg oder wo es sonst mag geschmiedet worden sein), was maßen um den Mai Monat 1686 zu Mannheim oder Friedrichsburg, wo damals der Kurfürst Philipp Wilhelm Hof hielt, in dem Kurfürstlichen Schloß zu nächtlicher Weil sich ein und ander mal ein Gespenst hören habe lassen nit allein mit furchtbarem Getös sondern auch mit wohl vernehmlicher Stimme, als ein Engel von dem Himmel den Kurfürsten ermahnend: aus Gottes Befehl alle also genannte Evangelische sammt den Reformirten aus seinen Landen mit Gewalt zu verjagen, wenn S. Durchlaucht nit des schleunigen Zorn Gottes und unausbleiblicher Straf mit baldiger Ausreutung seines ganzen Hofes und Stammes wollte gewärtig sein.

Als nun dessentwegen der Kurfürst merklich bekümmert nit leicht sich zu entschließen wußte, und die Sach mit einem seiner

reich 40 Jahre. Zugleich war er Hofbeichtvater zuerst beim Fürstbischof von Basel in Pruntrut, seit 1676 bei dem Fürsten Philipp Wilhelm bis zu dessen Tod 1690, dann bei der Witwe des Kurfürsten.

1) Die Entlarffte Falschheit oder Sonntäglicher Predigen Curs . . . von R. P. Joan. Bodler Soc. Jesu. Chur=Pfälzischem Hoff=Predigern. Dillingen 1697.



vertrautesten Lutherischen Kavallier beratschlagen, habe dieser sich erboten, eine Nacht wohl gewaffnet sammt zweien andern Bewaffneten sich in der unruhigen Kammer zu verbergen und den Geist genauer zu erkundigen. Da nun solches gnädigst beliebet und der verstellte himmlische Botschafter nach Gewohnheit sich abermalen eingefunden, sei er mit bloßen Säblen also empfangen worden, daß kein Streich leichtlich seiner verfehlt. Des andern Tags aber sei erst recht erschienen, wer unter diesem Gespenst gesteckt, indem ein Pater Jesuit mit vielen Wunden zerhacket, ohne Ohren und Arm gefunden. Auf daß nun diese patzende Unwahrheit besser gefüttert und aufgeputzet erschiene, wurde sowohl der Kavallier (der Kurfürstl. Jägermeister) als der Pater (Ihr. Kurf. Durchl. Beichtvatter) mit Namen genemet, sammt der Stadt Wimpfen, wohin er sei abgeführt worden. Vermutlich wollte dieser Verläumder jenes ähnliche Gedicht wiederum von den Todten auferwecken, welches schon 100 Jahre vergraben gelegen, nämlich von einem Pater der Societät, welcher wie ein Gespenst zu Augsburg in einer Fuggerischen Behausung von einem Reiter sei erstochen worden, welche lügenhafte Fabel aber von demselben noch lange Jahre hernachlebenden Pater einer handgreiflichen Unwahrheit überwiesen wurde, wie bei P. Jac. Gretser wider den Hasenmiller zu lesen ist an dem 221. Blatt. . . .

Obwohl es nun nit zu besorgen schien, daß dieses plumpe Gedicht bei Jemand Glauben finden sollte . . . wollten etliche die Augen nit auftun, die Schandlügen an dem unverletzten Pater zu sehen; etlich nit ein Wort verlieren zu fragen oder den Ungrund anzuhören. Diese falsche Mähre wurde nit allein in die ganze Pfalz ausgesprenget sondern auch in Hoch- und Nieder-Teutschland durch ganz Holland, Brandenburg in Schriften und öffentlichem Druck, so in dem Harlemeschen Zeitungs-Blättlein Nr. 23 und dem von Leyden Nr. 35, von Amsterdam, Utrecht u. s. w. Item von Frankfurt, Regensburg u. s. w. aus Sachsen u. s. w. allein im Monat Juni sowohl in hochteutsch, niederländischer als französischer Sprach mit kräftigem Beisatz und ungezweifelter Versicherung, wenn je etwas, wie das Französische sagt, auf dieser Welt immer zu glauben, so sei es diese Geschicht; da sie

doch merklich in den meisten Umständen sich entzweiten, wie in dem Kölnischen Lateinischen Gegendruck ausführlich vorgestellt wird Nr. 56 den 12. Juli. Die Leydensischen (Zeitung=Blättlein) melden gar gewiß Nr. 35, daß der obgemelte Pater an den Wunden sei gestorben, welcher aber nit allein damalen sich unverletzt befunden, sondern durch Gottes Gnade annoch in guter Gesundheit begriffen dieses alles allhier beschreibet. Dies Gedicht war vermutlich keiner ander Ursach halber erfunden als die ein guter Freund von Düsseldorf den 19. Juni nach Heidelberg geschrieben, um die Unkatholischen hiermit gegen ihren Durchl. Kurfürsten zu hetzen und dann einen bittern Neid auf die Patres Jesuiter einzupflanzen.

Und dies letztere ist in Wahrheit diesem Lugenschmied also gelungen, daß laut Briefen von Arnheim u. s. w. die Mission unserer Patrum durch ganz Holland in großen Gefahren gestanden, und die widrigen Glaubens Verwandten vielerorten dermaßen auf die Societät verbittert worden, daß die Patres täglich ihre Ausschaffung mit Sorgen erwarten mußten, wenn nicht der Lüge begegnet würde."

Unter den verschiedenen vorgeschlagenen Mitteln zur Erreichung dieses Zieles gibt Bodler u. a. an: Es sollte dem Angeber ein großes Stück Geld versprochen werden, das auch nachgehends mit einem öffentlichen Plakat auf 1000 Thlr. gesetzet wurde, 29 October 1686 mit eigener Kurf. Hand unterschrieben. Aber Niemand erschien und war dies Versprechen, als nur zum Schein geschehen, von einem der obigen Blättlein Nr. 35 angezogen.

Schließlich entschied man sich dafür, von den unkatholischen Herrn Professoren der Universität Heidelberg, von den protestirenden Kirchenräten und vorgesetzten Pastoren, die ihren eigenen Glaubensgenossen nit anders als mit höchster Unbild verdächtig sein konnten, ein Zeugniß über den ganzen Handel zu suchen. Diese Herren kamen dem billigen Verlangen nach und bekräftigten mit eigener Unterschrift in einem mit dem großen Sigill der kurfürstlichen Regierung versehenen öffentlichen Instrument die Falschheit dieses Gedichts, die Unschuld der

Patrum und daß die Herren Zeugen ebenselbigen Patrem, von dem es ausgesprenget worden, sammt seinen Mitgesellen hernach wie vor unverletzt und täglich vor Augen, noch aus ihrem bescheidenen Verfahren dergleichen unfriedliches Ansinnen zu argwohnen einigen Anlaß hätten, mit ganz rühmlicher Meldung von ihrem Wandel bezeuget zu Heidelberg 11 Juli 1686, welches folgents in lateinischer Sprach zu Cölln, und in teutscher zu Speier, Augsburg und andern Orten in offnem Druck ausgegangen. Ex Instrumento Publico.[1]) Soweit P. Bodler selbst.

---

1) Cl. 26469 f. 515 (München, Staatsbibl.) findet sich ein Exemplar des seltenen Einblattdruckes. Derselbe hat folgenden Wortlaut: L. B. S. Postquam RR. PP. Soc. Jesu in aula Electorali hic Heidelbergae degentes referri nobis curarunt, fabulam quandam nuper hic de illorum uno sparsam esse, quasi per simulationem spectri nocturni, Serenissimo Electori Palatino, Clementissimo Domino nostro, quaedam suggesserint, concordiae inter tres Religiones stabilitae multum adversa, atque ipse deprehensa fraude, vulneratus fuerit, aut enectus, aut ex aula subductus, fictionemque istam longe lateque divulgatam, majorem, quam credi potuerit, alicubi fidem reperisse, praesertim per Hollandiae partes, cum et publicis typis exposita fuerit, non sine magno Societatis suae incommodo, atque cum injuria enormi, adeoque a nobis petierunt, ut, si quid de hoc negotio nobis cognitum esset, publice testari ne gravaremur: Nos infra scripti Ecclesiastici Electoralis Palatinatus Consiliarii ad memoratorum Patrum instantiam, exigente ipsa justitia, et veritatis illustrandae studio, lubentes hisce profitemur, quemadmodum nemo nostrum ullam istius relationis, antequam vulgo percrebuisset, notitiam habuerit, ita neque etiamnum nobis idoneum rumoris illius authorem et fundamentum compertum esse; quin e contrario variis indiciis et rationibus nobis persuaderi, quod, quidquid illud est, fictitium sit, cum et certo nobis constet, illum ipsum nominatae Societatis Patrem, cujus narratiunculae istae mentionem faciunt, ejusque socios, quos novimus, ab eo ipso tempore, quo fama illa spargi coepit, hucusque praesentes nobis illaesos et incolumes egisse, atque in nostrum omnium conspectu publice versari. Porro ipsos saepius laudatae Societatis Patres, qui tum in aula Electorali, tum in hac urbe degunt, iam integrum fere annum, ex quo huc accesse-

Der Erfinder der Gespenstergeschichte hat den P. Bodler sehr schlecht gekannt, daß er ihm eine solche einfältige Intoleranz unterschieben konnte.

In seinen Schriften und Predigten tritt uns dieser Pater entgegen als ein Mann der erbarmenden Liebe, als ein Priester, der wohl treu zum Glauben seiner Kirche steht, aber von bürgerlicher Intoleranz gegen Andersgläubige nichts wissen will.

In welcher Richtung sich die Seelsorge Bodlers bewegte, können wir aus seinem Berichte über die letzten Stunden des Kurfürsten Philipp Wilhelm abnehmen. In der „Trauer-Predig", die er am 27. Nov. 1690 in Neuburg hielt, schildert er seine letzte Unterredung also: Als der Beichtvater fragte, ob er in der katholischen Kirche zu leben und zu sterben entschlossen sei, antwortete der Kurfürst beherzt und vernehmlich: Ita Pater, Ja mein Pater! Auf die weitere Frage, ob er wünsche eine brennende Gegenliebe aus dem innersten Herzensgrund gegen Gott, der uns vor aller Zeit, über alle Maßen, ohne irgend

runt, placide et pacifice nobiscum vivere neque, quod vel turbas contra nos commoverint, vel ullas injurias nobis intulerint, nobis nostraeque curae per universum Electoralem Palatinatum concreditis Evangelicis Ecclesiis justam conquerendi materiam praebuisse, secus atque a nonnullis aliorum Ecclesiasticorum Ordinum Romano-Catholicis Sacerdotibus tactum: Nisi eorum conamina Serenissimus Elector Dominus noster Clementissimus singulari cura quam gratiosissime amoliretur. Tandem certum atque exploratum habemus, Serenissimi Electoris Domini Nostri Clementissimi Mandato, quo veritas calumnia vindicata liquidius patescat, in famae superius nototae authorem et architectum quam diligentissimi inquiri, ut quod meruisse compertum fuerit, in eum statuatur. In quorum fidem publico huic testimonio nomina nostra subscripsimus, illudque Electoralis Regiminis Sigillo muniri curavimus. Datum Heidelb. 11. Juli 1686. L. S. Jo. Ludovicus Fabricius, SS. theol. D. ejusdem in Academ. Heidelb. Prof. Prim. et El. Pal. Consil. Eccl. Jo. Laur. Salmuth, Consil. Eccl. et Eccl. Reform. Heidelb. Pastor. Mart. Neurath, J. U. L. Consil. Eccl. Phil. Burchardus, U. J. D. El. Pal. Consil. Eccl. et Supr. Dicasterii Assessor. Jo. Lud. Crucius, Senat. Secretarius.



eine Einschränkung bis in seinen bittersten Kreuzestod geliebt, antwortete der Kurfürst: Ita Pater, solche Liebe wünsche ich von Herzen! Oh Pater! ach daß Gott von mir immer geliebt und nie im geringsten wäre beleidigt worden! Ob er auch gern und geduldig die Schwachheit und Schmerzen ertragen wolle, den eigenen Willen mit Gottes Willen völlig vereinigen wolle? Der Kurfürst antwortete! Ita Pater! Ja, ja! O himmlischer Vater, weil es so dein Wohlgefallen ist. Als er vom Beichtvater hörte: O wie erträglich macht sein blutiger Schweiß unser von Todesgewalt schwitzendes Angesicht, sagte er: Ita Pater! Ja, Ja, ganz erträglich! Und wiederum als der Beichtvater vorhielt: O wie großes Vertrauen auf Erbarmung und Verzeihung verleiht Jener, der für seine Feinde noch am Kreuzesstamm gebetet: Vater verzeihe ihnen — antwortete der Sterbende: Ita Pater und auch mir o Vater verzeihe, meinem reuigen und zerknirschten Herzen! Auf dich o Herr habe ich meine Hoffnung gesetzt und die möcht mich nicht lassen zu Schanden werden.[1])

Auch die Tugenden, die Bodler in dem von ihm verfaßten Leben Philipp Wilhelms[2]) besonders hervorhebt, geben für den Charakter des Beichtvaters deutliche Fingerzeige. So schreibt Bodler z. B.: Pfalzgraf Philipp Wilhelm nahm jederzeit Bitt- und Klagschriften auch von den geringsten Bauern entgegen und öfters antwortete er: wollte Gott, ich könnte jedermann helfen. Sein Wahlspruch bei Rechtssachen war: Was recht ist, muß geschehen, soll auch die Welt darüber vergehen oder mein eigenes Interesse dabei Schaden leiden. Sollte aber von einem Richter das Gegenteil erwiesen werden, oder daß er Schmirbalia angenommen oder die Unterthanen über die Gebühr angelegt habe,

1) Bodler, Trauer-Predig auf Philipp Wilhelm, Dillingen 1690, S. 16.

2) Joh. Bodler S. J. Lebens u. Sterbens-Lauff deß Durchl. Fürsten Philipp Wilhelm, Dillingen 1690. Geschrieben und vollendet in dem Kaiserl. Schloß Ebersdorff 29. Sept. 1690 Am 2. Sept. 1690 war der Kurfürst bei einem Besuch seiner Tochter, der Kaiserin Eleonora, in Wien gestorben. Die angeführten Stellen im Lebens und Sterbens-Lauff 42 f., 47 f.



solchen wollte er also scharf strafen, daß allen übrigen ein Schrecken eingejagt werde. Ueber Verheerung seiner Unterthanen hat man ihn vor Mitleid weinen gesehen, daß man zuweilen genug zu trösten hatte. Besonders als sein liebstes Herzogtum Jülich mit Feuer und Schwert angefallen wurde, sprach er mit Thränen in den Augen zu seinem Beichtvater, er bete eifrig zu Gott, daß vielmehr seine Person als sein Volk gestraft werde (Neustadt in Öster. 1. Nov. 1678). Ein anderes Mal, als schon alles für ein fürstliches Fest bereitet war, wurde auf die Nachricht von der Bedrängniß seines Landes alles wieder abbestellt (Neuburg 1689). Wenn bei Jagden nicht aller Schaden der Felder verhütet werden konnte, ließ er solchen abschätzen und mit Geld erstatten. Den Wilddieben, deren drei wegen öfterer Verbrechen zum Tode verurteilt worden, schenkte er das Leben mit den Worten, er wolle nicht wegen des Wildbretts Jemand am Leben strafen (Neuburg 1678).

Die damals gegen andere Bekenntnisse allgemein übliche Intoleranz hatte der Kurfürst durchaus nicht auf die Spitze getrieben. Bodler betont: Bevor Pfalzgraf Philipp Wilhelm zur Kurwürde gelangte, streuten protestantische Schriften aus, er werde die Religion der Protestanten unterdrücken: „welches nachmahlen zwar nit erfolget ... allermaßen eben dieser Nachfolger an der Chur wohl gewußt, sein gethanes Churfürstliches Wort zu halten und Niemand wider Willen zu dem katholischen Gottesdienst zu nötigen“. Gewiß habe der Kurfürst großen Eifer gehabt und erzeigt, den wahren Gottesdienst „mit allem Glimpf, Bescheidenheit und ohne Zwang zu befördern“, aber nur „wo es ohne Bekränkung der Reichssatzungen und gemachter mündlicher und schriftlicher Handlungen sich hätte gefügt, darum bald nach Antretung der kurfürstlichen Regierung im October 1685 die freie Uebung auch der katholischen Religion publiziert“. Er habe viele Protestanten jederzeit um sich und in seinen Diensten gehabt und ihnen dessenthalben keinen Unwillen oder Ungnad gezeigt, auch habe er nicht geduldet, daß ihnen ein Ungemach widerfuhr oder sie mit Unlust zu unserm hl. Glauben genötigt würden.



Auch sonst hat sich P. Bodler als ein Mann gezeigt, der zwischen dogmatischer und politischer Toleranz wohl zu unterscheiden wußte. Am 30. November 1685 hielt er „bei Einführung dreier Religions-Übungen simultanee in der Kirchen Concordia zu Friedrichsburg“ eine Predigt über das Thema „Eintracht der Gemüter soll sein, wenn auch die Lehr nit einerlei ist“.[1]) Er verteidigt hier die Eintracht der drei Konfessionen, die um so notwendiger sei, je mehr Deutschland von äußeren Feinden bedroht sei. Die verschiedenen religiösen Parteien sollten „einander nit verachten, nit hassen, sondern in aufrichtiger Freundschaft leben. Einer (soll) in dem andern das Ebenbild Gottes betrachten, die Irrtümer und Fehler, nit aber die Irrenden verwerfen, mitleidig bei Gott um Erleuchtung seiner Mitbrüder anlangen“. Dann hebt er scharf das den Konfessionen Gemeinsame hervor mit den Worten: „Haben wir (Lutheraner, Calvinisten, Katholiken) nit und glauben alle Teil nit in einen Gott? und dreifachen der Person? an die Menschheit, Erlösung des eingebornen Sohnes Gottes? samt übrigen allen, was in der apostolisch Glaubensbekenntnis vorgestellet wird? Überdies an einen Herrn, einen Glauben, einen Tauf?“ Es komme für den wahren Glauben freilich auf die rechte Verständniß an, welche die Kirche vermittle, das wolle er aber hier nicht weiter erörtern, um keinen Streit zu führen. Auch hierin sei freilich eine volle Einigkeit wünschenswert. „Geht es nit so geschwind, wie man wohl grundherzig wünschte, daß die erkannte einige Wahrheit mäniglich also bewege, eine völlige Eintracht der Lehr halber zu treffen, so soll aber das die Freundschaft nit hemmen, den nachbarlichen Handel und Wandel nit stocken, noch die Gemüter in Bitterkeit sondern, angesehen solcher Zwiespalt unausbleibliches Verderben nach sich würde ziehen; besonders weil äußere Nachstellungen unserer

1) Sonntäglicher Predigen Curs S. 808 ff. Über die von dem Kurfürsten in Mannheim erbaute Kirche (Sanctae Concordiae), die dem Gottesdienste der drei Konfessionen gleichzeitig dienen sollte, vergl. Erdmannsdörffer Deutsche Geschichte I, 495.



Feinde uns nit ermangeln. Wie dieses auch den Heiden ihr natürlicher Witz eingegeben, denn also hat Livius angemerket: Wo man von außenher bekriegt wird, allda macht man gern Frieden zu Haus, und wenn man äußerlich zu fürchten hat, da hält man fest zusammen. Aber es soll diese Vereinigung aus wahrer Christlichen Liebe geschehen, nit nur aus bloßer Not und Forcht (wie ich anderswo weitläufiger melde) wie durch große Kälte Stein, Holz und Stroh zusammen gefrieren, dann nit länger daurete, als bis die Forcht, Schauder oder Kälte nachließe, als dann sogleich diesem Bündniß erginge."

Aus dem Gesagten dürfte einleuchten, daß P. Bodler die ihm zugedachte Rolle des Jesuitengespenstes nicht allein nicht gespielt hat, sondern sie auch seinem Charakter nach gar nicht spielen konnte.

XVII.

Kunstreflexionen im Münchener Kunst-Ausstellungs-gebäude.

Von Max Fürst.

Anderweitige Verwendung des staatlichen Kunstausstellungs-gebäudes, das seit dem Jahre 1899 der Münchener Sezession als willkommenes Asyl diente, gab dieser Künstlergruppe Anlaß, in besagtem Hause ihre Abschieds-Ausstellung zu halten. Nicht wissend, ob und wo im nächsten Jahr ein gastliches Dach sich bieten werde, hat man trotz der so ungünstigen Zeitverhältnisse sich an eine Sommerausstellung für 1916 gewagt und sie auch leidlich durchzuführen vermocht. An Energie und Tatkraft fehlte es dieser Künstlersektion seit ihrem ersten Auftreten im Jahre 1892 ja niemals. Als sie sich unter mancherlei Geplänkel von der alten großen Genossenschaft lossagte, galt als landläufige Meinung, es wären ausschließlich nur prinzipielle künstlerische Fragen und Angelegenheiten, welche die Ausscheidung bedingten.



Daß in der Künstlerschaft von jeher konservativ gerichtete mit radikal vordrängenden Anschauungen sich reiben, ist gewiß nicht zu verkennen, aber vielfach waren es im gegebenen Falle doch auch Verwaltungssachen, merkantile Fragen und nicht zuletzt persönliche Verstimmungen, welche zur Trennung führten. Im allgemeinen erwies sich die Leitung der alten Genossenschaft ziemlich tolerant, da jedes Mitglied in seiner geistigen wie technischen Äußerungsart völlig frei sich bewegen konnte. Daß die früheren Ausstellungen der Genossenschaftler einen mehr einheitlichen Charakter trugen, war dadurch bedingt, als sich das Gros der Mitglieder eben des Ererbten freute und den Bahnen, welche die Väter gewandelt, nicht kurzweg Valet sagte. Jener Grundzug ist inzwischen auch in den Genossenschaftsausstellungen mehr oder minder in die Brüche gegangen, da weitere Familienangehörige es alsbald unter dem Drucke der neuzeitlichen Erscheinungen liebten, ebenfalls in Gruppen und Fraktiönchen aufzutreten. Wohl in keiner anderen Gesellschaftsgruppe ist man wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen und Zurücksetzungen gegenüber so reizbar wie in Künstlerkreisen; die Ausübung des Berufes bedingt ja an sich schon eine gewisse Sensibilität, die aber meist zum persönlichen Nachteil ausschlägt, wenn sie ins allgemeine soziale Leben übertragen wird. Der Hang, sich zu separieren, findet daher im Künstlertum einen besonderen Nährboden; erst die Nöten und dringlichen Bedürfnisse, welche die jüngste Zeit brachte, haben den Künstlern ernstlich geraten, in großen nationalen „Wirtschaftlichen Verbänden" zunächst wieder sich zusammenzufinden.

Zu den längst eingerissenen unlieben Entzweiungen bot sich ja unleugbar mancher tieferliegende Zündstoff, vor allem in dem durch mehrere Dezennien bemerklichen Zickzackkurs der Kunst selbst, welcher sich besonders in Deutschland breit machte, indem einerseits — sehr hervortretend in der kirchlichen Kunst — eine allzu archaistische Anlehnung an alte, dem heutigen Volksempfinden vielfach entfremdete Formen um sich griff, andererseits aber jede nützliche Fühlung mit überkommenen Kunsttraditionen rücksichtslos ausgeschaltet wurde. Um der Scylla

der Schablone zu entgehen, steuerte mancher um seine Freiheit besorgte Kunstjünger mutig in die Charybdis völliger Formlosigkeit, was weder Gewinn noch Fortschritt bringen konnte. Eine andere Schwierigkeit, die ebenfalls auf Kunst und Künstler schädigend einwirkte, ergab sich durch das seit längerem immer mehr um sich greifende Dilettantentum. Kein Tätigkeitsfeld bietet für dasselbe ebenso reichlich Lockspeise wie jenes der Künste, vorab das der Malerei. So lange die Masse der Dilettanten in löblicher Genügsamkeit einzig nur am Strahle der Kunstsonne sich erwärmen wollte, lag darin sicherlich keinerlei Gefahr; erst als infolge der lax gewordenen Ansprüche an früher geltende Gesetze und an ein wirkliches Können — wobei nicht Künstler selbst das schlimmste Beispiel gaben — das hierdurch ermunterte Dilettantentum auch auf dem Kunstmarkte als konkurrenzfähig sich einstellte, befiel die wirklich geschulten ernsten Künstler ein gelindes Grauen vor solcher Entwicklung. Man ahnte allmählig auch, worin die Keime für diese verworrenen Zustände lagen: zweifelsohne in der vom allgemeinen Zeitgeist getragenen und gehätschelten Geltendmachung der Individualitäten. Der maßlose Kult, der mit dem Individualismus getrieben worden ist, riß unbedacht jede Schranke ein, um für Willkür und ungezügelte Launen billige Triumphe zu sichern. Nicht wenige Ausstellungen und Kunsthändlerläden erwiesen sich in den letzten Jahrzehnten als ausgeprägte Tummelplätze für alle möglichen Tollheiten, welche mittels Stift und Farben begangen werden können.

Es wäre ungerecht, die Maler allein für solche Erscheinungen verantwortlich zu machen — ein gut Teil der Schuld ist auf Konto vieler Herren Kunstreferenten und Rezensenten zu buchen, die durch prinzipienloses Hin- und Herreden manch talentierten jungen Künstler völlig verwirrten, ihn auf betretenen Irrpfaden im Weiterschreiten bestärkten, sozusagen ins Leben ihn hineinführten, um ihm dann, wenn er schuldig geworden, feige den Rücken zu kehren.[1] Daß bei solchen Einwirkungen,

1) Friedrich Pecht, der Vater solch prickelnder Kunstschriftstellerei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, äußerte sich einmal



unter dem angebornen Hange, möglichst ausländische Kunstreiser der heimatlichen Tätigkeit aufzupfropfen, die Misere unserer Kunstzustände nur noch schlimmer und die Gefährdung einer wirklich volkstümlichen deutschen Kunst immer größer werden mußte, ist begreiflich. Die vielfach aufdämmernde Erkenntnis hierüber bringt bereits die Anzeichen einer notwendigen Reaktion, welche durch die tollen Linien- und Farbenexperimente einiger Maler, die um jeden Preis von sich reden machen wollen, kaum aufgehalten werden kann. Um jedoch zu einer vollbefriedigenden Gesundung unserer Kunst zu gelangen, sind freilich noch etliche sehr beklagenswerte Symptome auszuscheiden, die es hauptsächlich erschweren, dem lichten Ziele näher zu kommen, das der ernste Künstler Momme Nissen in seiner Broschüre „Der Krieg und die deutsche Kunst" als das erstrebenswerte und dem deutschen Volkstum einzig zusagende bezeichnet hat.[1])

Kunstfreunde, welche in unseren Tagen Ausstellungen besuchen, werden mit Recht begierig sein, ob und in welcher Weise die gewaltige Zeit, die wir durchleben, in der Kunst bereits ihre Reflexe zeigt. Man darf nun hier nicht erwarten, daß solches schon in überwältigender Art geschehen kann, denn wir stehen noch zu sehr unter den mancherlei Aufregungen, die ein Tag um den anderen bringt. Zur künstlerischen Verarbeitung der sich ergebenden Gesamteindrücke braucht es Zeit, eine gewisse Zwischendistanz, um mit klarem Blicke und ruhiger Hand die erschütternden Erlebnisse in Bildern festzuhalten. So sind

in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" dahin, daß antike Sagen und Heiligenlegenden die mannbar gewordene Menschheit nicht mehr interessieren können, die Art, wie wir auf Erden leiben und leben, ein besseres Ersatzobjekt zu bieten vermöge. Als etliche Lustren später (1875) der ernste Corneliusschüler Pfannschmitt seinen eindrucksvollen Zyklus „Weckstimmen des Gerichts" in München zur Ausstellung brachte, kommandierte derselbe Pecht seine Getreuen unter dem nicht sehr schmeichelhaften Anruf: „Ihr Spitzbuben- und Hetären-Maler", nach dem Kunstverein, damit sie dort sehen sollten, was wertvolle, echte Kunst sei.

1) Über M. Nissens Darlegungen siehe „Histor.-polit. Blätter" 155. Bd. S. 865 ff.



denn auch in der Sezessionsausstellung zunächst militärische Portraits, wie Skizzen aus dem Kriegsleben die auffälligen Kundgebungen. Einige Künstler haben sich jedoch schon an tiefere Probleme gewagt, um Größe und Schrecken des Weltkriegs in allegorischer Fassung darzubieten. Verheerung und Gräuel des Krieges deutet u. a. ein Gemälde von Julius Diez an, auf welchem ein häßlich raupenartiges, Menschen und Menschenwerke zerdrückendes Tier über die kahlgefressene Erde kriecht. Größer gedacht, wenn auch in all seinen Gestalten nicht völlig klar, ist das Bild Hugo von Habermanns „Miserikordia", aus dem doch ein versöhnender Strahl in die Nacht des Grauens hineinleuchtet. Am wenigsten glücklich erscheint die schreckhaft derbe Wiederholung eines Totentanzbildes „1809" von dem vielgerühmten Egger-Lienz. Streifte schon sein früheres Gemälde die Grenzen des Übertriebenen, so machte er das zweite zum förmlichen Zerrbilde, das aus mehrfachen Gründen abgelehnt werden muß. Ist es denn nötig, in den Tod fürs Vaterland gehende Männer als Troddel oder Kretins darzustellen, deren Schilddrüsenauswüchse mit den Gichtbeulen an Händen und Gelenken das Mitleid derart absorbieren, daß für ihre sonstigen Leiden nicht mehr viel übrig bleiben mag. Die feierliche Würde des Todespfades wird hier zur Orgie des Häßlichen; solcher Gestaltung gegenüber erscheint selbst der bekannte Schweizer Maler Hodler in seinen gewiß knorrigen Leistungen noch als Schönheitsapostel. Gegen die sonstigen Meister, welche die ernsten Zeiterlebnisse aufgriffen, soll es kein Tadel sein, wenn wir bei all auf den Krieg bezüglichen Darstellungen immer wieder an den einen Reiter „Krieg" der Apokalypse denken müssen, wie ihn Cornelius einst zur Anschauung gebracht, erfaßt mit einer Wucht und Größe, die von Epigonen wohl nicht mehr erreicht, geschweige übertroffen werden dürfte.

Glücklicherweise gibt es Gebiete genug, auf denen Künstler zu jeder Zeit erfolgreiches Streben und Handeln entfalten können. Hierüber ist auch in der Sezession manch erfreuliche Wahrnehmung zu machen. Die Erfolge liegen zumeist auf koloristi-



schen Bahnen, in Landschaftsbildern und in Porträts. In den von L. Samberger gebotenen Bildnissen wird man sich vor allem des scharfen, geistigen Erfassens freuen, mit dem der Künstler die Psyche des Porträtierten mit dessen Außenerscheinung in einer Einheit zu zeigen vermag, wie dieses nur Bildnismalern ersten Ranges gelingt. Freudig berührt ist man auch von Bildern, die mit feinem Empfinden stille, friedliche Motive zur Schau bringen wie z. B. A. Hengelers Anachoret, der seine Einsamkeit leicht ertragen mag, da ein liebliches Engelchen in harmonischen Beziehungen sich ihm zugesellt hat. In der Gegenwart, deren schwere Schatten jedes Gemüt belasten, ist es doppelt wohltuend, vor licht- und friededurchhauchten Kunstwerken zu weilen. Wie die Mutter Natur besonders beruhigend zu wirken weiß, so vermögen dieses mehr oder minder auch gediegene Landschaftsbilder, an denen die Ausstellung nicht arm. Schramm-Zittau und E. Hegenbarth sind Maler, die solch prächtige Gaben zunächst bieten. In ihren Bildern pulst und flimmert wahr das Weben und Leben der Natur, in Luft und Wolken, in Baum und Halm. Hier treten leuchtend die Resultate zu tage, die aus der anfänglich so revolutionär scheinenden Freilichtmalerei sich ergaben, die im rasch sich einstellenden Impressionismus den geeigneten Mitarbeiter fand, um eine Kunst zu entwickeln, welche den Elementen und Erscheinungen des äußeren Lebens viel näher zu kommen vermochte, als dieses mittels der früheren Kunstweisen in der Malerei ermöglicht war. Bei allen Vorzügen der älteren Malerei wehte doch allzu viel Atelier- und Zimmerluft in ihren Erzeugnissen. Was Doktor Faust in seiner von Urväter Hausrat überfüllten Studierstube sich gestand, daß er hier in der lebendigen Natur nicht sei, in die ihn doch Gott hineingestellt, dies konnten und mußten wir — ehrlich sei es gestanden — auch vor so mancher der gepriesensten Leistungen der früheren Malkunst mehr oder minder zu fühlen bekommen.

Gerade in der Periode, in der man am sorglichsten nach dem Modell malte und sich des Realismus ganz besonders rühmte, als die Gallait und Bièfve in Brüssel, K. Piloty in



München und Makart in Wien den Ton angaben, war man der Natur nur soweit nahe gekommen, wie dieses auch auf Theaterbühnen ermöglicht ist. In all dem farbigen Abglanz fehlte doch das eigentliche Leben, jenes geheimnisvolle Fluidum, das in allen Wesen sich regt und kundgibt. Weil die sogenannte realistische Kunst zumeist nur knallende Feuerwerkskörper bot, verschwand sie auch verhältnismäßig rasch vom Schauplatz. Gegenüber den Mühen ihrer Meister war die vordem herrschende Künstlerschule des Cornelius immerhin günstiger postiert, da diese ja von vorneherein die naturalistische Bahn ablehnte, und zur Verkörperung ihrer Ideen auch die Formen und Farben in eine idealische Sphäre rückte, die nicht zuließ, den Maßstab der Naturtreue hier zur Anlegung zu bringen. Bei den raschen und heftigen Reibungen des modernen Kulturlebens wird wohl keine Kunstweise besonderer Dauerhaftigkeit sich erfreuen können, wenn sie nicht nach geistiger wie formaler Seite eine mittlere Linie zu finden vermag, welche es zugleich zuläßt, mit den jeweiligen Wandlungen und Bedürfnissen der Zeit in engster Fühlung zu bleiben. Ob die Malerei der Gegenwart hiezu geeignet, solch schwieriges Problem zu lösen, dürfte schwer zu sagen sein; angesichts ihrer hervortretenden besseren Bestrebungen und ihrer hin und wieder bereits erzielten günstigen Erfolge wird man immerhin gut tun, diese Zukunftsfrage nicht vorschnell zu verneinen.

Von etlichen Nachzüglern und Eigenbrödlern abgesehen, scheint die moderne Malerei die ersten Kinderschuhe ausgetreten zu haben, und nur geringe Bruchteile dürften sich noch in dem Jugendstadium befinden, das man volkstümlich als „Flegeljahre" bezeichnet. Vielfach dünkten uns ja die Früherperimente der Neueren als erheiternde Farbenspielereien — im grunde aber waren sie doch die Symptome eines Werdeprozesses: das Suchen und Tasten nach koloristischer Wahrheit. In drastischen Übertreibungen gefiel man sich damals, die schroffen Gegensätze der Farben hart aufeinander platzen zu lassen. Indem in Wirklichkeit das Licht warme, der Schatten kalte Töne zeigt, malte man kühn Ackerfurchen auf der einen Seite orange-, auf der andern



Seite violetfarbig, und ein auf sonniger Wiese stehender Schimmel mußte es sich gefallen lassen, im direkten Lichte hellgelb, in den unteren, den Bodenreflexen zugänglichen Körperteilen grün, in den oberen Schattenpartien aber blau dargestellt zu sein. Heute sind derartige Schroffheiten ziemlich ausgeschieden und die wahren Wirkungen der Farben, wie sie nur ein mit feinstem Sehvermögen geschultes Auge der Natur abzulauschen vermag, in den Gemälden der neueren Meister zur Geltung gelangt. Nicht zu vergessen ist freilich, daß alle diese glücklichen Errungenschaften doch nur der Formensprache der Kunst angehören, daß sie nur erwünschte Mittel zur Erreichung eines edlen Zweckes sind. Letzterer liegt in der erhabenen Aufgabe der Kunst, die Menschen nicht nur zu erfreuen, sondern sie auch über die äußere Welt der Erscheinungen zu einem noch höheren Fühlen und Schauen heranzuziehen.

Solchem Höhenaufschwung der deutschen Kunst in ihrer Gesamtheit liegt leider noch mancher Stein im Wege, dessen Beseitigung angestrebt werden muß, soll die Würde der Kunst allseits entsprechende Wahrung finden.

Mit Bedauern muß hier der immer mehr bemerkbar sich machenden Verrohung der sogenannten Modellmalerei, zunächst jener der weiblichen Akte gedacht werden, worüber auch in der Sezessionsausstellung etliche Belege zu finden. Nicht selten spricht ein ekler Cynismus aus solchen Darstellungen. Was veranlaßt die Maler mit derartigen Leistungen Ausstellungen zu beschicken? Es werden ja manche von Prüderie sprechen, wenn gegen solches Gebaren Einspruch erhoben wird, und wahrscheinlich werden auch in emanzipierten Damenkreisen sich etliche finden, welche nur ein Lächeln für „veraltete Sittenauffassung“ haben. Der Großteil deutscher Frauen dürfte aber doch anders denken. Würde die Goethesche Mahnung im Tasso: „Willst du wissen, was sich ziemt, frage nur bei edlen Frauen an!“ von unsern Künstlern mehr berücksichtigt, sicher würden Verletzungen von Anstand und Sitte in den Ausstellungen weniger wahrzunehmen sein. Dieselben wirken immer peinlich; in einer Zeit aber, in der, wie jetzt, der Jammer ungezählter armer Menschen

zum umwölkten Himmel tönt, in der Tausende edler Mütter, Gattinnen und Schwestern das schwarze Trauerkleid einhüllt, widern uns die berührten Taktlosigkeiten doppelt an.

Ein weiterer dunkler Punkt in der neueren Kunst ist der grobe Unfug, der nicht selten mit religionsgeschichtlichen Motiven des alten wie neuen Testamentes getrieben wird. Man weiß ja, daß auch früher schon manche Maler, denen die biblischen Bücher sonst ziemlich fremd waren, mit zäher Vorliebe an die Namen Putiphar, Samson, Susanna u. a. sich hefteten, um unter religiöser Etikette erotische Stoffe an den Mann zu bringen. Wo das Bedürfnis vorliegt, sinnliche Lüsternheit zu verkörpern, ist es doch, wie z. B. Franz Stuck es tut, viel korrekter und ehrlicher, die nötigen Motive der Welt der Nymphen, Faune und Centauren zu entnehmen, als in Büchern, die der Menschheit ehrwürdig und heilig, auf Jagdbeute zu pürschen. An solche Vorkommnisse sind wir, wie schon angedeutet, ja schon lange gewöhnt; aber in einer Ausartung, wie dies in neuerer Zeit geschieht, war es früher doch nicht üblich, man hielt sich wenigstens davon zurück, die heiligsten Gestalten der Erlösungsgeschichte in das Gebiet der Nuditäten zu ziehen. In bedauerlicher Weise ist dies in einem Bilde der Ausstellung von P. Roloff geschehen, welches die Beweinung des Leichnams Jesu zeigt, die von einer Gruppe mehr oder weniger nackter orientalischer Klageweiber vorgenommen wird. Wie weihevoll und rührend haben doch die alten Meister gerade dieses Thema zu behandeln gewußt! Das bescheidene Bildformat wie der schwere, die Sichtigkeit der Figuren mindernde Farbton schränkt das Vergehen nicht ein, dessen sich der moderne Maler durch seine Behandlung des Gegenstandes hier schuldig gemacht hat. Naive Sucht, völlig Neues zu bieten, kann wohl nicht der einzige Antrieb zu solchen Erzeugnissen sein. Ähnliche Behandlung von religiösen Stoffen konnte man ja schon mehrfach auch auf anderen Ausstellungen sehen. Die Gründe hiefür liegen kaum auf der Oberfläche künstlerischer Einfälle, sie wurzeln tiefer: in der Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen das Heilige. Schmerzlich ist es wahrzunehmen, daß eben auch Künstler in mißverstan-



dener Ausbeutung ihres Berufes sich nicht scheuen, Handlanger anderer trüber Mächte zu sein, die es sich zur Aufgabe machen, Strahlendes zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Gelänge es doch, die deutsche Kunst von den berührten, wie von noch etlichen anderen Schlacken zu säubern, um ungetrübt des reinen Goldes, das die wahre Kunst birgt, uns erfreuen zu können!

Der bevorstehende Auszug aus dem Kunstausstellungsgebäude stellt die Sezessionsgruppe vor die unliebe Aufgabe, für ihre seit dem Jahre 1905 angesammelte Galerie, die bisher im Obergeschoß des Gebäudes untergebracht war, ein geeignetes Heim ausfindig zu machen. Es ist zu wünschen, daß dieses mit gutem Erfolge geschieht, denn die, wenn auch verhältnismäßig kleine Galerie ermöglicht einen günstigen Einblick in die Entwicklung der neueren Malerei. Ist auch manches Bild zu sehen, dem wohl gewisse Rück- und Nachsichten die ehrende Aufnahme hier verschafften, möchte man das eine oder andere Gemälde auch ausgeschieden wissen, so muß dennoch gesagt werden, daß die Galerie in ihrem Hauptteile mit außerordentlichem Geschicke zusammengestellt sich zeigt. Neben den aus embryonischen Zuständen noch sich aufringenden Versuchen der neueren Kunst finden sich hier derart prächtige, vollendete Werke des Pinsels, daß man dieselben als Perlen der Malerei überhaupt bezeichnen kann, und die Berechtigung, den Bahnen koloristischer Tätigkeit neue Geleise gelegt zu haben, wird angesichts solcher Leistungen keinem Zweifel mehr zu unterstellen sein. In Beziehung auf Farbenerfassung und Farbenverwertung ist hier ein Fortschritt gezeigt, der nur erfreuen kann. Auch der wärmste Verehrer älterer Kunst wird, wenn er gerecht sein will, solches Zeugnis nicht verweigern dürfen. Jede Zeit spricht eben ihre Sprache, und jede Kulturäußerung, die in gewissen Abschnitten sich entwickelt und entfaltet, hat das Recht, in der Zeitsprache zu reden. Die Kunstformen sind ja doch nur Idiome einer stets modulationsfähigen allgemeinen Kultursprache. Das Wichtigste ist der geistige Gehalt, welcher gerade mittels der Formen seinen sichtlichen Ausdruck findet. Gewiß sind die Formen der

modernen Kunst, soweit sie sich technisch geläutert und vervollkommnet haben, kein Hemmnis, Wertvolles auszudrücken. An den Künstlern ist es daher, mit diesen neugewonnenen Mitteln dem Edlen und Schönen, das einzig dauernd sich bewährt, eine wirksame Verkörperung zu leihen.

XVIII.

Brief aus Holland.

Anfangs März hat das Verbot unserer Regierung, den Truppen einstweilen keinen Urlaub zu gewähren, an vielen Stellen eine Panik erzeugt, die uns an die gewaltige Aufregung beim Beginne des Weltkrieges erinnerte. In der Provinz wurden sogar die Postsparbanken um die Zurückzahlung der Einsätze gestürmt. Die Regierung hüllte sich anfangs in tiefes Schweigen und vermehrte dadurch die Nervosität einer leichtgläubigen Bevölkerung. Man verlangte allerwärts eine offene Erklärung vom Regierungstisch, die endlich nach längerem Zögern erfolgte. Das Rätsel löste sich in einer geheimen Sitzung der ersten und zweiten Kammer, worin die mögliche Gefahr einer Landung der Entente in Vlissingen erörtert wurde; denn gerüchtweise verlautete, daß der Kriegsrat in Paris die Möglichkeit eines Einfalles in Erwägung genommen hätte. Indessen wäre die Überzeugung zum Durchbruche gekommen, daß man um jeden Preis die Gefahr einer zweiten Dardanellen-Katastrophe vermeiden müsse. Nachträglich hat man gespottet über diesen Schlag aufs Wasser, aber es hat sich wiederum bewährt, wie noch stets die Lügenpresse die Masse unseres Volkes vergiftet hat in ihrem Urteile über die Deutschen. Es gab sogar noch Leute, die in allem Ernste eine Kriegsgefahr aus dem Osten für möglich hielten. Hier denkt man unwillkürlich: gegen Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens.

„De Tijd" schrieb am 27. April: die Historisch-politischen Blätter, die de Tradities van Görres willen voortsetten, verdienen einen scharfen Tadel, weil sie mißbilligen, daß „de Tijd" das durch die belgischen Bischöfe ihren deutschen Amts-



brüdern vorgeschlagene Schiedsgericht veröffentlichte mit der Hinzufügung, daß das bischöfliche Schreiben ein Dokument von historischer Bedeutung sei. Mit Bedauern schrieb ich damals, daß das Hauptorgan der katholischen Presse sich wiederum einer Entgleisung schuldig gemacht hätte. Sie behauptet ferner: in der Voraussetzung, daß Deutschland gerecht gegen Belgien handle, gibt die Zeitschrift Gründe zum besten in einer blinden Parteisucht, wogegen jegliche Polemik vergeblich sein würde. Ich tröste mich bei dieser scharfen Abkanzelung mit der Antwort der deutschen Bischöfe, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Im Reichstage bei der Behandlung des Etats haben 14 Sozialdemokraten unter Führung von Haase gegen die Erklärung des Reichskanzlers gestimmt, daß Belgien politisch, militärisch und wirtschaftlich in Deutschlands Hand bleiben müsse, während das Zentrum gegen eine solche Forderung keinen Protest erhob. Der Zorn der „Tijd" wegen dieser Lebensfrage Belgiens kennt keine Grenzen. Sie schleudert die schwersten Vorwürfe gegen die berufenen Führer der deutschen Katholiken. An erster Stelle heißt es, daß sie sich versündigen gegen die christliche Moral, weil sie den Einmarsch in Belgien billigten und den Greuel der schrecklichen Verwüstung entschuldigen gegen besseres Wissen. Sie weigern sich hartnäckig Schuld zu bekennen. Unter keiner Bedingung will „de Tijd" das Recht der Notwehr einräumen und fügt hinzu die erbärmliche Behauptung, daß von deutscher Seite diese bloß betont werde, um den Neutralen Sand in die Augen zu streuen oder um sie zu ködern. Eine solche Behauptung ist in der Tat himmelschreiend und verletzend, weil sie jeden Nachweis, den die Gerechtigkeit verlangt, geflissentlich weigert. Von einem politischen Blatte und erst recht von einem katholischen, das ein Führer in der Politik für die vertrauensseligen Leser sein will, darf man mit Fug und Recht erwarten, daß es über die Zahl der Streitkräfte genügend unterrichtet ist. Ohne Übertreibung kann man bereits jetzt feststellen, daß beim Beginne des Weltkrieges die Zentralmächte einem vierfach stärkeren Feinde gegenüberstanden, der außerdem in der Lage war, aus allen Weltteilen die Kolonialtruppen mit

Millionen heranzuziehen. Die wankenden Balkanländer, sowie die treulosen Italiener erschwerten die Lage von Österreich-Ungarn in nicht geringer Weise. Ohne das Eingreifen der Türken wäre das ganze Morgenland in die Macht der Moskowiter geraten; doch beim Ausbruch des Krieges konnte man noch nicht auf ihre Hilfe rechnen. Weiterhin ist notorisch festgestellt, daß die Südgrenze Belgiens Anfangs August 1914 bereits durch französische Truppen an einzelnen Stellen überschritten war.

Man konnte mit Sicherheit annehmen, daß die den Franzosen stammverwandten Wallonen sowie die Franskillons den französischen Truppen keinen ernsten Widerstand leisten, vielmehr einer Verbrüderung zujauchzen würden. In einer solchen von allen Seiten bedrängten Lage standen die Deutschen und überschritten die Grenzen in gerechter Notwehr. Wenn also „de Tijd" und ihre Preßgenossen nach Feststellung der angeführten Tatsachen fortfahren das Recht der Notwehr zu leugnen, dann hört eben das Recht der Notwehr auf. Man soll auch nicht verschweigen, daß der Deutsche Kaiser ausdrücklich erklärte, jeglichen Schaden zu ersetzen, und nach dem Falle von Lüttich seinen Vorschlag zum Frieden vergebens wiederholte. Der in hohem Ansehen stehende Pater Dom Germanus Morin, ein geborener Franzose, tadelt den Widerstand des belgischen Kabinetts sowohl vom Standpunkte der Vernunft wie der Theologie. Eine solche Erklärung hat für mich jedenfalls einen größeren Wert als die eines unbekannten Redakteurs. Ist es nicht tragisch, daß sogar Kardinal Mercier in seinem Schreiben hochstehende Männer erwähnt, die die Weigerung der belgischen Regierung mißbilligt hätten.

Die schärfste Waffe, die „de Tijd" gegen das deutsche Zentrum schleudert, ist die Beschuldigung, daß seine Organe sich im Gegensatze setzen zu der bekannten Erklärung des Vatikans, wonach S. E. Kardinal Gasparri den 6 Juli 1915 mit Vorwissen des hl. Stuhles die Verletzung der belgischen Grenze verurteilt habe unter Berufung auf die Worte des deutschen Reichskanzlers. Zur Klarstellung dieser wichtigen Veröffentlichung sei uns gestattet zu weisen auf eine Vorgeschichte, die eine gewisse Beachtung verdient.

Nach dem Ausbruche des Weltkrieges nahm der damalige Vertreter der belgischen Regierung beim Vatikan sofort Veranlassung, um seinen Abschied zu bitten. An seiner Stelle wurde ernannt Van den Heuvel, Professor in Gent, der alle Hebel in Bewegung setzte, den kaum erwählten Papst zu überreden, den Ententemächten seine Sympathie zu schenken. Unser kluger, weitschauender hl. Vater hat sich gehütet, diesen heiß ersehnten Wunsch zu erfüllen, jedoch schließlich auf anhaltendes Drängen von Van den Heuvel, sowie von heißblütigen französischen und belgischen Würdenträgern, unter gleichzeitiger Berufung auf die Worte des Reichskanzlers den Einmarsch der deutschen Truppen als eine Verletzung der Neutralität erklärt. Aber die wichtige Frage der Notwehr hat der hl. Vater nicht berührt, noch gelöst. Noch kürzlich schrieb mir ein bekannter Jesuit, der im Vatikan hohes Ansehen genießt: Nach dem Friedensschluß, wenn die aufgeregten Geister zur Ruhe gekommen sind, würde die wichtige Frage der Notwehr eine endgültige Lösung finden und er zweifle nicht zu Gunsten Deutschlands.

„De Tijd" beschuldigt die Kölnische Volkszeitung, daß sie versäumt habe, ihren Lesern mitzuteilen, daß die in Brüsseler Archiven gefundenen Staatsdokumente teilweise gefälscht seien. Ein aufrichtiger Franzose, Joseph Bertourieux, schreibt in seiner Broschüre „La Verité": Quant à déclarer apogryphes, à dementir de tels témoignages matériels ce serait une puérile défense, qu'on n'a pas tentée; car on comprend bien, qu'il eut été physiquement impossible au plus adroit faussaire de fabriquer. Diese Antwort genügt, um die Unhaltbarkeit einer Fälschung zu beweisen.

Es drängt sich nun von selbst die Frage auf nach den tiefer liegenden Gründen, welche die scharfe antideutsche Stellung von „de Tijd" seit dem Anfange des Weltkrieges erklären. An erster Stelle hat sie die wirkliche Lage Österreichs im ersten Balkankriege sowie die politische Mordtat in Serajewo in ihrer Bedeutung verkannt und das Eingreifen Österreichs, das mit vollem Rechte seine Beteiligung an den Gerichtsverhandlungen forderte, als ein unbilliges Verlangen und eine Verletzung des territorialen Rechtes verurteilt, trotzdem die Mörder ausschließlich

Serben waren und eine große Unterstützung in Regierungskreisen genossen. Daß also die österreichische Regierung um jeden Preis Klarheit verlangte, war ihr gutes Recht.

Die anhaltende Mobilmachung Rußlands und sein Bündnis mit Frankreich hatte selbstredend das Eingreifen Deutschlands zur Folge, das auch im eigenen Interesse seine treuen Kampfgenossen nicht dem Untergange aussetzen durfte. Alle diese Tatsachen werden durch „de Tijd" nicht in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Sonst hätte sie kürzlich nicht die naive Frage stellen können: „War die Kriegserklärung Deutschlands gerechtfertigt?" Und doch bleibt sie die größte von allen Fragen! Als ein leidenschaftlicher Anwalt Belgiens hat sich „de Tijd" in bedenklicher Weise den Ententemächten angeschlossen und ist sehr zurückhaltend in ihrem Tadel über deren Mißgriffe. Wer etwas eingehender die Geschichte unserer südlichen Nachbarn studiert hat, kommt zweifelsohne zu keiner günstigen Einschätzung ihrer Politik. Beim Ausbruch der französischen Revolution anno 1789, verjagen die Belgier leichten Herzens die von Rechtswegen anerkannte Dynastie und werfen sich in die Arme der Pariser Revolution. Beim Wiener Kongreß wurde Belgien mit den Niederlanden vereinigt, leider nicht zum beiderseitigen Glücke. Wohl hat der König Wilhelm I. in wirtschaftlicher Hinsicht Belgien gehoben, soweit es damals eben möglich war. Aber als strenger Kalvinist drohte er mit einem Kulturkampfe, der natürlich den katholischen Süden entfremden mußte. Auch in der Wahl seiner Berater fühlten die Belgier sich verletzt. Die Pariser Revolution vom Jahre 1830 fand eine begeisterte Nachahmung in Brüssel; sogar eine Verbrüderung der Liberalen und Katholiken trat ein, die stets in der Geschichte der Belgier eine Schmach bleiben wird, denn eine Widersetzung gegen die anerkannte Obrigkeit mit Waffen ist niemals gestattet. Beim Einmarsch der Franzosen mußten die holländischen Soldaten das Feld räumen. Die englische Regierung, die den drohenden Einfluß der Franzosen aus Erfahrung fürchtete, fand die volle Genehmigung der Vertragsmächte bei der Wahl eines Fürsten aus dem Hause Coburg. Nun konnten die Katholiken Belgiens 35 Jahre gründlich büßen für ihren Anschluß an die Jakobiner

und Freimaurer i. J. 1830. Nach langem erbittertem Streite trat endlich eine katholische Regierung an die Spitze des Reiches. Sie hat Hervorragendes geleistet auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, aber gegen das Treiben der Freimaurer und Franskillons hatte sie stets einen schweren Standpunkt, weil die letzteren am Hofe fortgesetzt einen großen mitunter verhängnisvollen Einfluß ausübten. Die Errichtung eines Ferrer-Denkmals ließ tief blicken in das Treiben der Loge. In dieser Frage wird die Zukunft noch manche Enthüllungen bringen, die überraschend und aufklärend wirken werden für den jetzigen Weltkrieg.

Wenn „de Tijd" unentwegt fortfährt, die belgische Regierung als ein unschuldiges Lamm ihren arglosen Lesern zu schildern, dagegen die Deutschen als wütende Einbrecher und Verbrecher, dann möchte man lächeln über eine solche Naivität, wenn sie nicht durch ihr maßloses Treiben ein großes Unrecht beginge in ihrer Verletzung des achten Gebotes. Tatsächlich nehmen wir zur Entschuldigung an, daß die belgische Regierung durch die Entente hinters Licht geführt wurde, sowie durch die unter ihrer Leitung stehende Hetzpresse, die vor keiner Lüge und keiner Übertreibung zurückschreckte. Viele Monate vor dem Ausbruch des Krieges verkündigte die Entente laut ihre Unbesiegbarkeit in der russischen und Balkanpresse. Auch Frankreich und England wurden durch die Northcliffe-Presse in diesem Sinne völlig beherrscht. Sie schilderten Österreich-Ungarn als ein durch innere Kämpfe zerrüttetes Reich, das keinen ernsten Widerstand mehr leisten könne. Der Kampf im Osten bedeute bloß einen militärischen Spaziergang nach Wien. Deutschland, bloß auf sich angewiesen, wäre auch bei seiner erprobten Leistungsfähigkeit unmöglich im Stande, einem siebenfach stärkeren Gegner die Stirne zu bieten. Ferner darf man nicht vergessen, daß die französische Kultur Belgien vorwiegend beherrscht und die Wallonen und Franskillons, wie die Geschichte lehrt, sich stets mit den Franzosen verbrüdert haben. Unter diesen Umständen wählten die belgischen Minister eine Interessenpolitik und schlossen sich voller Zuversicht der Entente an, auf deren endlichen Sieg sie felsenfest vertrauten, trotz aller Warnungen einsichtsvoller Diplomaten. Ein schreckliches Erwachen ist gefolgt mit einer furchtbaren Verantwortung.

Hätten sie das Anerbieten des deutschen Kaisers angenommen, der es mit Belgien wohlmeinte, dann wäre das schöne Land nach menschlichem Ermessen vor den Schrecken des Krieges verschont geblieben. Auch vom rein katholischen Standpunkte muß man das unselige Treiben der belgischen Regierung aufs tiefste bedauern. Jetzt kann sie nach den Pfeifen der Logen und Liberalen tanzen, wobei die .·. Brüder den Takt schlagen.

Schreiber ist kein Freund der Annexion Belgiens, weil sie den Keim für spätere Verwirrungen einschließt. Wenn aber die möglichen Bürgschaften durch das deutsche Zentrum verlangt werden, dann handelt es im vollen Rechte und es ist eine Anmaßung der „Tijd", wenn sie ohne Rücksicht auf die frühere Haltung Belgiens den Einmarsch der deutschen Truppen als ein schweres Unrecht verurteilt. In jedem Falle ist es eine offene Frage und unterliegt nicht der Kompetenz eines politischen Blattes. Wenn sie glaubt, als Sittenlehrer auftreten zu dürfen, und den Deutschen vorwirft: die vermaledeid hoefdfont der eigengerechtigheid, dann wäre man wohl befugt ihr entgegenzuhalten den Ausspruch Dante's:

> Doch, wer bist du, der zu Gerichte will sitzen
> auf tausend Meilen weit Urteil zu fällen
> mit dem Blicke, der eine Spanne reicht?

XIX.

Kürzere Besprechungen.

1. Der italienische Irredentismus von Prof. Dr. M. Mayr. Innsbruck 1916. Druck und Verlag Tyrolia. 346 S. Preis brosch. Mk. 4.

Ein rechtes Wort zur rechten Zeit! Das wird wohl das allgemeine Urteil über das vorliegende Werk sein müssen. Der Verfasser ist einer der Berufensten, um über diesen Gegenstand zu schreiben. Hat er doch im Statthaltereiarchiv von Innsbruck, dem er seit Jahren als Direktor vorsteht, die eingehendsten Studien über das Verhältnis zwischen Deutsch- und Wälschtirol gemacht und das Ergebnis dieser Studien in zahlreichen Auf-

sätzen niedergelegt, von denen einige, namentlich die in den „Neuen Tiroler Stimmen“ zu Innsbruck (Jahrgang 1901 und 1902) erschienenen Artikel „Zur wälschtirolischen Frage“ und „Zur Autonomiefrage“ berechtigtes Aufsehen erregten.

Auch in diesem seinem neuesten Werke ist es, abgesehen von einer reichhaltigen zeitgenössischen Literatur, hauptsächlich das Innsbrucker Statthaltereiarchiv, aus dem der Verfasser schöpft. Sicher wäre es zu begrüßen, wenn ihm bei seiner Arbeit auch Quellen privater Natur, namentlich Aufzeichnungen und Briefe leitender politischer Persönlichkeiten zugänglich gewesen wären. Denn behördliche Erlasse und amtliche Berichte sind zwar eine Quelle ersten Ranges, aber sie lassen doch nicht immer auf den Grund der Dinge schauen und decken die verworrenen Fäden politischer Intriguen oft nicht völlig auf. Diese Bemerkung soll übrigens keine tadelnde Kritik bedeuten, sondern nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß Mayrs hochaktuelles Werk, wenn ihm, wie wir nicht zweifeln, eine zweite Auflage bevorsteht, auch durch Zuziehung solcher Quellen vervollständigt und erweitert werde.

Doch auch so, wie es heute vorliegt, bietet das Werk des Neuen und Fesselnden übergenug, selbst für den tirolischen Leser, dem die Irredenta doch sonst kein unbekannter Boden ist. Dem reichsdeutschen Leser aber, der dieser Frage bislang fern gestanden sein mag, eröffnet der Verfasser geradezu neue Ausblicke, indem er ihn in die geheime Werkstätte der Irredenta einführt.

Mit großer Folgerichtigkeit wird nachgewiesen, daß, ebenso wie die Loge es ist, aus deren Schoße das dritte Italien geboren wurde, so auch die Loge immerdar die Mutter und Förderin des italienischen Irredentismus war. Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren es die wälschtirolischen Freimaurerzirkel, die zuerst die Bevölkerung von Trient und Roveredo für die nationale Idee zu begeistern wußten und den Wunsch nach Autonomie, nach Trennung vom deutschen Landesteile aussprachen. Einen beredten Ausdruck gab dieser Richtung das bekannte Sonett des Roveredaners Clemens Vanetti, das in den Worten gipfelt: „Italiani noi siam, non

Tirolesi". Doch sowohl im geistlichen Fürstentum Trient als auch in andern Gebieten Wälschtirols, den sogenannten wälschen Konfinen, fand sich damals der Irredentismus nur bei den Gebildeten, und auch da nur bei solchen, die mehr oder weniger dem Einflusse des Illuminatismus verfallen waren. Diese Elemente hatten ihr Ideal erreicht, als im Jahre 1810 nach der blutigen Niederwerfung der Tiroler Insurrektion das Land in zwei Hälften geteilt wurde, von denen die südliche dem von Napoleon geschaffenen Königreiche Italien einverleibt wurde. Das einfache Volk freilich dachte anders, um so mehr als der Vizekönig Eugen Beauharnais trotz vieler liebenswürdiger und ritterlicher Eigenschaften, die ihn als Menschen geziert haben mögen, ein sehr unglücklicher Verwalter war und die breiten Schichten der Bevölkerung unter seiner Herrschaft bittere Not litten. Als einige Jahre nachher das ganze Tirol wieder unter dem habsburgischen Szepter vereinigt wurde, war es gerade das Volk von Wälschtirol, das diese Rückkehr zum alten Zustande freudigst begrüßte. Für die irredentistischen Schwärmer hingegen hatte das Ideal der nationalen Scheidung durch die vorübergehende Vereinigung mit dem ephemeren Königreiche Italien greifbarere Gestalt angenommen; für sie blieb Napoleon der nationale Erlöser und das „Trentino", wie man es jetzt zu nennen begann, ein von Tirol getrennter, ja mit Tirol geradezu in Widerspruch stehender Begriff.

Einstweilen beschränkte sich das Bestreben dieser Kreise darauf, das italienische Tirol vom deutschen in politischer und administrativer Beziehung zu trennen und es mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche zu vereinigen. Die hochverräterischen Tendenzen der Irredenta wurden auf diese Weise geschickt verhüllt; in Wirklichkeit hat das „Los von Tirol!" auch immer „Los von Österreich!" bedeutet. Indessen hat die österreichische Regierung trotz mancher Schwächen und Inkonsequenzen, die der Verfasser unparteiisch aufdeckt, sich fortwährend gegen die autonomistischen Bestrebungen und gegen die Trennungsgelüste der Wälschtiroler gesträubt. Ebenso der Deutsche Bund; namentlich im benachbarten Bayern zeigte sich damals viel Verständnis für die Notwendigkeit der tirolischen Landeseinheit.

Das hinderte aber die Führer der Irredenta nicht, immer wieder mit größter Hartnäckigkeit auf ihre Forderungen zurückzukommen. Sie taten es in den Jahren 1848 und 1849, während die Lombardei in vollem Aufruhr war; sie taten es in Wien und in Frankfurt, sie stellten sich als Unterdrückte hin und riefen nach Befreiung. Der Plan einer Einigung Italiens unter einem nationalen Königtum, der schon lange in den Köpfen der Freimaurer spuckte, nahm um diese Zeit immer greifbarere Gestalt an: gelang es, das „Trentino“ mit Lombardo-Venetien zu vereinigen, deren Lostrennung von Österreich damals tatsächlich nur mehr eine Frage der Zeit war, dann hatte der wälschtirolische Irredentismus sein Ziel so gut wie erreicht. Wohl dämpfte der Sieg bei Novara für einige Zeit die Unverschämtheit der wälschen Aspirationen, aber die irredentistische Propaganda ruhte darum doch keinen Augenblick. Sie wußte sich schlau zu ducken, wenn sie auf Widerstand stieß, sie hob keck und hohnlachend ihr Haupt empor, wenn man ihr mild und vertrauensselig begegnete. Sie verfolgte bis zu unsern Tagen herauf ihr Ziel mit unerbittlicher Konsequenz. Bitten und Drohungen, legale und illegale Mittel, offenes Auftreten und heimliches Wühlen, frohe Maskenzüge und düstere Verschwörungen, alles diente nur dem einen Zwecke: „Los von Tirol!“ und dann „Los von Österreich!“

Leider hat ein großer Teil des wälschtirolischen Klerus, wohl ohne zu wissen, was er tat und wohin er steuerte, in den vordersten Reihen dieser unheilvollen Bewegung gekämpft. Daß der Verfasser dies offen und bei jeder Gelegenheit betont, machen wir ihm keineswegs zum Vorwurf, im Gegenteil, wir danken es ihm. Was er da sagt, mußte gesagt werden: mit schwächlichen Vertuschungen ist weder der historischen Wahrheit noch der Sache der Kirche gedient. Hingegen wollen wir nicht verhehlen, daß wir eine etwas andere Beurteilung des ehrwürdigen Fürstbischofs Tschiderer von Trient gewünscht hätten. Daß die damaligen Behörden in dem glühenden Patrioten und heiligmäßigen Kirchenfürsten (sein Seligsprechungsprozeß ist im Gange) nur einen altersschwachen Mann erblickten, weil er ihnen nach ihrem Sinne im Kampfe gegen die Irredenta zu wenig

energisch Gefolgschaft leistete, ist bis zu einem gewissen Grade begreiflich. Der Büreaukratismus hat oft ganz falsche Vorstellungen von der Macht und von den Befugnissen eines Bischofs und versteht nicht, daß bei politischen Richtungen, selbst wenn ein noch so starker antireligiöser Einschlag vorhanden ist, ein energisches Eintreten der geistlichen Gewalt zu Gunsten der weltlichen oft mehr schadet als nützt. Aber wenn Staatsorgane, die mitten im Kampfe standen, sich eines solchen Urteils gegen einen Mann wie Tschiderer schuldig gemacht haben, der Historiker, der von hoher Warte herab Menschen und Ereignisse betrachtet, hätte sich dieses Urteil nicht so uneingeschränkt zu eigen machen dürfen.

Wir haben uns diese Kritik erlaubt, denn ein Werk wie das vorliegende muß nach allen Seiten hin offen und ehrlich besprochen werden, es verdient es.

Der Gedanke, der so recht eigentlich das Leitmotiv der ganzen Arbeit ist, läßt sich in folgendes zusammenfassen: Die Einheit und Unteilbarkeit des Kronlandes Tirol als Grenzwacht gegen Italien ist nicht nur ein Lebensinteresse für Österreich-Ungarn, sondern auch für das Deutsche Reich. Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch Mayrs Ausführungen. Und der Umstand, daß der Verfasser selber kein Tiroler, also von subjektiven Gefühlen und Erwägungen durchaus unbeeinflußt ist, erhöht noch gewissermaßen die Bedeutung des Werkes, dem wir nicht nur in Österreich, sondern auch in der reichsdeutschen Leserwelt die weiteste Verbreitung wünschen. B.

2. Neues zur Albrecht-Dürer-Forschung. Wie ein unerschöpflich reiches Bergwerk ladet Albrecht Dürer zu immer neuem Anschürfen und Abbau seiner Adern und Erzgänge. Jede Einfahrt öffnet frische Stollen in den Teufen, sodaß der umsichtige Hans Wolfgang Singer, welcher zuerst eine „Dürer-Bibliographie" (Straßburg 1903 bei Heitz) wagte, die Hände voll hat, die Nachträge zu verzeichnen.

Überraschende Ausbeute bringt Ernst Konrad Stahl, indem er „Die graphische Darstellung von Naturereignissen, von Luft- und Licht-Phänomen in Dürers

„Apokalypse" beleuchtet und damit zugleich die „Entwickelungsgeschichte des deutschen Holzschnittes" bereichert.[1])

Beglückt durch die Heirat (am 14. Juli 1494) mit der durch ihren sanften Augenaufschlag bekannten Agnes Frey — ein stattlicheres Paar ging gewiß selten durch die „Brauttüre" der St. Sebald-Kirche — begann Dürer eine Reihe von Gemälden, welche, seit 1497 mit dem neuen Monogramm signiert, seinen Namen in die weite Welt trugen. Inzwischen reiften seine längst geplanten Arbeiten für den volkstümlichen Holzschnitt, welchen Dürer in früher nicht betretene Bahnen lenkte: Indem er, um es gleich im voraus zu sagen, durch eine bisher unerhörte kühne Verteilung von Lichteffekten und Schatten, die Farbe ersetzte und somit die sonst übliche handwerksmäßig nachträgliche Kolorierung unnötig machte und beseitigte. Dazu wählte der jugendliche Meister mit neuer Formgebung die kühnsten Stoffe: die grandiose „Offenbarung Johannis". Frau Agnes mochte beim Drehen ihrer Spindel wohl eigene staunende Empfindungen hegen, wenn ihr „Herr" mit riesigen Ideen gestaltend, ringend und weltversunken im freudigen Bewußtsein des Gelingens, seine leichte Hand über die Holzplatten spielen ließ.

Über solch überirdischen Ideen vergaß er alle Sorgen um den sichtlich alternden Vater, über das vergnügliche Treiben seines kleinlichen Erfindungen nachsinnenden Schwiegervaters Hans Frey, der mit nutzlosen Spielereien, Springbrunnen-Projekten und musikalischem Klingen und Singen die Zeit vergeudend sich vergnügte, erfreute und alltag Neues begann, während der Tand und das spießbürgerliche Marktleben, aber auch hoher Handel und reicher, verständlicher Wandel mit köstlichem Kaufmannsgut regsam durch die Gassen zog. Dürers einziger geistiger Beirat war der in Kunstfragen ohne tieferer Einsicht dilletirende Willibald Pirkheimer, der polyhistorisch angehaucht und leichtlebig wie alle Humanisten, den Tiefen spekulativer Wissenschaft ferne stund. Nur Einer sah, wenn auch mit ängstlichem Staunen, zu dem neuen Feuergeist empor

1) München 1916 bei J. J. Lentner, 77 Seiten. Mit 11 Tafeln in gr. Fol.

und jüngte sich in dessen Anblick, der alte treue Lehrmeister Michel Wolgemut, die Größe seines Schülers ahnend und neidlos bereit, ihm den Platz zu räumen.

Draußen „rauschte die geschäftige Welt“, Blasen werfend, Zeichen und Wunder schauend und durch falsche Propheten vorbereitet auf die kommenden Dinge; sie bauten auf Ahnungen, unerhörte Erscheinungen, grundlose Fantasmen, unmögliches Heil oder nahen Untergang erwartend. Wie ehedem in den sibyllinischen Büchern suchte man Hülfe und Tat in den Gesichten des Sängers von Patmos. Gleich Jakob mit dem Engel, so rang der Maler mit dem Dichter, diese Gestalten in neuzeitliches Gewand zu bringen, alle zwischen beiden Grenzen liegenden unüberwindlichen Schwierigkeiten durchbrechend, ein Wagnis, an welchem noch andere artistische Exegeten scheiterten.

Wie seine mutige grandiose Kraft sich teilweise bewährte und bestand, bleibt immer bewundernswert, zumal bei seinem vollen Verzicht auf die Farbe, welche er nun in seiner Sprache als Zeichner zu ersetzen suchte. Ein unerhörtes Experiment, welches ihm auch im möglichsten Sinne gelang: den weißen Grund aussparend, durch kühnste Schattengebung einengend und stauend. Wie nachmals Cornelius bei dem Etzelburg-Brand, versteht er züngelnde Flammen wabernd auflohen zu lassen, rauchende Wolkengebilde und wildsausend pfeifenden Sturm auf seine Blätter zu zaubern.

Dieses aber unserem Leser hier, ohne Vorlage der Holzschnitte, zur Einsicht zu bringen, ist unmöglich. Es genügt, den Sachverständigen auf diese treffliche wissenschaftliche Erstlingsleistung zu lenken, welche jedem Forscher stille Freuden, neue Zufuhr und Erweiterung des Wissens gewährt und deshalb einer akademischen Ehrenkrone würdig wäre. Immerdar „Gut Heil“ und „Glück auf“!“

3. Aus den nachgelassenen Schriften des im Oktober 1915 verstorbenen Leipziger Historikers Karl Lamprecht sind zwei Vorträge: „Deutsche Zukunft“ und „Belgien“ im Drucke erschienen. (Verlag Friedr. A. Perthes A.-G. Gotha 1916. Preis 1 *M.* 58 Seiten.)



Viele, die der Tod des großen Historikers und bedeutenden Redners mit Schmerz erfüllte, werden in dieser Broschüre mit Freude das einst gesprochene Wort auferstehen sehen. Wenn auch die Stimme fehlt, so mangelt diesen Zeilen doch nicht die Lebendigkeit. Deutsche Zukunft lautet der Titel des I. Vortrages, gehalten am 9. Januar 1915 in der Aula der Leipziger Universität, ein Thema, das allen am Herzen liegt. Was antwortet aber der Historiker auf die Frage nach der deutschen Zukunft? Lamprecht erwähnt zunächst, daß die Poesie schon längst auf diese Fragen geantwortet hat; aber wenn dem Dichter in kühner Ahnung zu prophezeihen erlaubt ist, so muß der Historiker sich an das Wirkliche halten und „auf die leisen Strömungen lauschen, die im Verborgenen fließen". Diese Strömungen sind aber in der Geschichte des deutschen Volkes die zu Einheit und Freiheit. Der Redner betrachtet zunächst das Werden dieser zwei Grundlinien, die das deutsche Nationalbewußtsein kennzeichnen. Er verfolgt die Entwicklung dieser Tendenzen, die in dem Persönlichkeitsideal, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland aufzublühen begann, ihre Wurzeln haben und sich durch die Freiheitskriege, Reaktion und Revolution hindurch immer deutlicher ausprägen, bis sie durch das Eingreifen Preußens schließlich in der Reichsgründung ihren Ausdruck finden. Sie fanden ihren Ausdruck, nicht den Abschluß; ihre Entwicklung dauert weiter, denn es gibt im Innern des Reiches noch manche Gegensätze zu überbrücken, Gegensätze zwischen Preußen und Nichtpreußen. Lamprecht betont nun sehr, wie der Prozeß des Ineinanderflutens der Gegensätze sich seit den 70er Jahren langsam aber sicher vollzogen hat und, was von größter Bedeutung ist, auch durch diesen jetzigen Krieg nicht unterbrochen, sondern gefördert wurde. Hierin liegt die Antwort auf die Frage nach Deutschlands Zukunft. Lamprecht schließt mit einer persönlichen Erinnerung an die Gedenkfeier an 1813 in der Aula der Berliner Universität, wo die ganze Versammlung von einer gewaltigen „Einheit des inneren Gefühls" ergriffen war, jenes Gefühles, das in den Weihetagen des August 1914 mit hinreißender Macht aufloderte und das heute noch ganz Deutschland die zähe Widerstandskraft verleiht.

Im II. Vortrage, gehalten am 4. März 1915 in Dresden, sprach Lamprecht von **Belgien** nach geschichtlichen und persönlichen Erfahrungen. Wie wertvoll, wenn ein Mann, der den klaren und geübten Blick des Historikers besitzt, von seinen Beobachtungen und Erfahrungen in einem Lande spricht, dessen objektive Beurteilung heute für den Deutschen nicht leicht ist. Da ist es einmal die interessante Beobachtung, die sich jedem, der vor dem Krieg in Belgien reiste, aufdrang, daß nämlich trotz der vlämischen Volksmehrheit das französische Element vorherrscht, der Lamprecht auf den Grund zu kommen sucht. Er berichtigt die vielverbreitete Anschauung, als ob die Wallonen einfach als Franzosen und Träger französischer Kultur zu betrachten seien und weist auf die starken keltischen Züge hin, die diesen Volksstamm von den Franzosen deutlich unterscheiden. Auch auf die Stellungnahme Frankreichs den Belgiern gegenüber und besonders auf das Verhältnis des Franzosentums zu den Vlamen läßt Prof. Lamprecht nach persönlichem Erlebnis ein bedeutsames Licht fallen: Die Vlamen sind für den Franzosen Luft, wo sie sich nicht seinem Einfluß bequemen.

Was uns aber näher angeht, sind die Beziehungen zwischen Vlamen und Deutschen. Lamprecht macht ungescheut darauf aufmerksam, daß man einander sehr fremd geworden sei, daß die ungezählten Fäden, die das flanderische Volk an Deutschland knüpften, im letzten Jahrhundert sehr vernachlässigt wurden, so daß eben der französische Einfluß ständig zu wachsen vermochte. Nach einer eingehenden Schilderung der historischen Entwicklung, die das alte, reiche Belgien, den Sammelpunkt des westeuropäischen Handels im Mittelalter, in satten Farben leuchten läßt, kommt Lamprecht im dritten Teile seiner Ausführungen auf die praktische Anwendung der über ein Land und Volk gewonnenen Erfahrungen. Er betont die Bedeutung der Beziehungen des Herzens in der auswärtigen Politik; weder durch Macht noch Wirtschaftschaftspolitik ist ein Volk zu gewinnen, sondern durch Liebe, und so soll sich auch Deutschland zu Belgien stellen: „mit dem freien und offenen Herzen des Erziehers“.

Wie man sich auch zu den Fragen, die der große Historiker in den zwei Reden behandelt, stellen mag, auf jeden Fall sind sie hier in ein klares, ruhiges Licht gerückt und mit tieferem Blicke gesehen, als es meistens geschieht. M. K.



XX.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

V.[1])

Angesichts der über alle Beschreibung trostlosen Weltlage ist nicht bloß den berufsmäßigen Denkern und Gelehrten das Gruseln in den Kopf gestiegen, so daß sie mit Büchern und Schriften über das Tagesproblem des Krieges und über die Art seiner Beendigung an kein Ende kommen; auch die Volksseele ist in den innersten Tiefen aufgerissen und kämpft im Schmerz der brennenden Wunden mit sich selbst in allerlei Gedanken und Zweifeln.

Es ist aber keineswegs alles erfreulich, was hier wie dort die Not der Stunde erzeugt. Nicht bloß erhebende Lichtblicke, auch finstere Nachtgedanken arbeiten insgeheim in den verstörten Gemütern, und es wäre vielen nicht unerwünscht, wenn Haß und Zorn sich zur Siedhitze steigern und ein plötzliches Abreißen der Geduld die geistige Spannkraft der überreizten Völker zum Brechen bringen würde.

Im allgemeinen wird mehr geflucht als gebetet und oben wie unten mehr auf die finsteren Mächte der Unterwelt als auf den Herrscher des Himmels vertraut. Man vernimmt mitunter schreckliche Polterschläge an den verschlossenen Toren der Zukunft — allenthalben ertönt jetzt der Ruf: Schach dem König! Wie Sarrail in Griechenland mit Venizelos, so spielen die Botschafter Englands und Frankreichs in Italien und ihr Liebling Bissolati mit dem Feuer der

1) S. Bd. 156 S. 81 ff. u. 301 ff.; Bd. 157 S. 261 ff. u. 810 ff.



Revolution. Auch in Deutschland haben die um Liebknecht und Haase ihren intransigenten Parteistandpunkt sehr deutlich hervorgekehrt mit allerlei heimlichen Gedanken; sie rechnen offenbar mit verschiedenen Eventualitäten der Zukunft. Bebels Kladderadatsch wäre diesen Nihilisten des Geistes und Herzens keineswegs unerwünscht, sie würden es nicht ungern sehen, wenn im Abgrund der verpufften Milliarden der Weltbrand des Krieges sich in einen Höllenbrand der Anarchie verwandeln würde. Auch den Diplomaten der Entente scheinen solche Gedanken nicht ganz ferne zu liegen. Der englische Premier hat vor kurzem, getreu den hochverräterischen Traditionen der englischen Diplomatie, verständnisinnig die deutsche Demokratie apostrophiert.

Man beschäftigt sich in bedenklicher Weise wieder viel mit der Möglichkeit, durch eine radikale Schicksalsbeschwörung alle Übel kurzweg wegzuwerfen und abzuschütteln. Dabei vergißt man allzu gerne, daß die Höchststeigerung des Elendes, unter welchem die ganze Welt jetzt seufzt, hauptsächlich darin ihren Grund hat, weil man den revolutionären Gedanken einer gänzlich autoritätslosen Freiheit, statt ihn ernstlich zu bekämpfen, seit Jahrhunderten zu einem förmlichen System der atheistischen Staatslehre ausgebildet hat.

Zwei Jahre Krieg haben nicht hingereicht, die im Dünkel ihrer falschen Freiheitsideale befangene Welt wieder auf vernünftige Gedanken zu bringen. Noch immer liegen, wie der deutsche Reichskanzler in seiner letzten Reichstagsrede nicht ohne besondere Betonung hervorgehoben hat, Selbsttäuschung, ingrimmiger Haß und Volksbetrug, Bergen gleich, groß und breit auf den Geistern.

Zwar jammert alle Welt über das entsetzliche Unheil des Krieges und niemand will denselben angefangen haben; wenn aber irgend etwas unzweifelhaft feststeht, so ist es dieses, daß derselbe gegen den Willen des Lenkers aller Dinge und gegen die ausdrückliche Warnung seines irdischen Stellvertreters aus der höchsteigenen demokratischen und autokratischen Initiative jener Welt hervorgegangen ist, die



keinen Gott kennt und keinen Erlöser braucht, weil sie sich selber Gott und Heiland ist.

Unter denen, welche auf die absolute Selbstherrlichkeit des menschlichen Willens schwören, fehlt es nicht an solchen, welche glauben, Europa sei deshalb aus Rand und Band geraten, weil es bisher zu wenig demokratisch war. Diese erwarten alles Heil von einer sogenannten freien Selbstbestimmung der Völker, ohne sich vorher darüber klar zu werden, wie eine solche Selbstbestimmung zustande kommen soll und wie sie beschaffen sein müsse. Der demokratische Radikalismus und der freiheitsschwärmerische Parlamentarismus sind sicherlich mit dem Füllhorn der Glückseligkeit bei Ausschüttung der Früchte des Freiheitsbaumes nicht sparsam gewesen. Sie glaubten in den freiheitlichen Gesetzen und Verfassungsentwürfen, womit sie die Völker beglückt haben, denselben nicht eine Zwangsjacke der Knechtschaft um den Hals zu werfen, sondern sie in einen weiten Mantel der Freiheit einzuhüllen; nun zeigt sich nach einer mehr als hundertjährigen Erfahrung, daß die Völker eben durch das Übermaß dieser sinnlosen Freiheitsüberschwemmung hinsichtlich ihrer freien Selbstbestimmung fast gänzlich ohnmächtig und hilflos geworden sind.

Eine wirklich freie Selbstbestimmung setzt die Möglichkeit einer wohlgeordneten und vernünftigen Selbstbesinnung voraus; an einer solchen Möglichkeit aber fehlt es nirgends mehr als im Bereich der radikalen Demokratie, wo der zügellose Parteigeist ein Interesse daran hat, die Wählermassen beständig in einem Zustand besinnungsloser Aufregung zu erhalten. Aus einem solchen Zustand jahrelang fortgesetzter Hetzereien hat der Gewittersturm des allgemeinen Krieges sich erhoben und wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis den Völkern die Möglichkeit der ruhigen Selbstbesinnung wieder zurückgegeben wird. Vorher aber müssen die Sturmpropheten der öffentlichen Meinung zum Schweigen gebracht werden, damit die gänzlich ausgeschaltete Stimme der Autorität und Vernunft wieder zu ihrem Recht gelangen kann.

Ein wahrhaft monarchisches Europa, welchem der Autoritätsgedanke mehr gegolten hätte als die höchst zweifelhafte Idee eines Schiedsgerichtes, hätte, falls es überhaupt in die Drangsal des jetzigen Krieges hineingeraten wäre, aus derselben längst wieder einen glücklichen Ausweg gefunden.

Da und dort dämmert allerdings bereits die Einsicht, daß die geistige Umwälzung des Jahres 1789 und die Proklamation der Menschenrechte für die Welt nichts weniger als ein Glück gewesen sei; aber es fehlt leider auch nicht an solchen, welche nur mit Unwillen an eine solche Korrektur weltgeschichtlicher Vorurteile denken — statt ein Erwachen der Völker zu wünschen, fürchten sie wie eine Gefahr für sich selbst eine Ernüchterung der Massen, weil es mit ihrer Parteiherrlichkeit sofort ein Ende hat, wenn dieselben zu denken anfangen. Ihr Ideal ist der sozialistische Zukunftsstaat ganz ebenso, wie erst kurz das radikale Revolverblatt Bataille den englischen Arbeitern nach der Annahme der allgemeinen Wehrpflicht übers Meer hinüber zugerufen hat: Hurrah Kameraden! Der Entschluß Englands nähert uns dem sozialistischen Ziel. Die so reden, verwünschen wohl alle den Krieg, der sie erbarmungslos herausgerissen hat aus den Werkstätten ihres schaffensfrohen Erwerbslebens, aber sie bedenken nicht, daß sie als Martyrer der Schützengräben zugleich Opfer all jener verkehrten Ideen sind, welche sie selbst in ihren eigenen Parteiprogrammen propagieren. Der jetzige Krieg ist die Ernte einer Aussaat, welche ganz auf dem gleichen Boden gewachsen ist, auf welchem auch die Sozialdemokratie ihre giftigen Wucherpflanzen pflegt; diesem Krieg liegt gleich einer Sprengladung derselbe brutale Gedanke einer Apotheose der absoluten Selbstsucht zu grunde, der die radikale Demokratie von jeher ausgezeichnet hat. Selbstsucht ist Selbstsucht, mag sie sich hundertmal Freiheit nennen, sie bleibt sich immer gleich, ob sie sich politisch in Wahlkämpfen, oder wirtschaftlich in Lohnkämpfen austobt. Der wirtschaftliche Mißbrauch der Freiheit ist nicht minder gefährlich als der politische.

Wo diese Art Freiheit mit gänzlicher Verneinung jeglicher Autorität sich durchzusetzen sucht, da erhebt überall die friedlose Selbstsucht ihr grimmiges Schlangenhaupt, und diese Selbstsucht heißt Absolutismus, gleichviel ob sie in einem Königsmantel einen Herrscherthron inne hat, oder ob sie mit Frack und Zylinder auf einem Präsidentenstuhl sitzt. Hier heißt sie demokratisch, im andern Fall autokratisch, im Wesen ist sie gleich absolutistisch hier wie dort, uneingeschränkt im Hochgefühl einer göttergleichen Souveränität und über alle Gewissensbedenken erhaben. Nichts über mir, nicht einmal der Dekalog, alles unter mir, selbst das Oberkommando in der Kirche und im hl. Synod — behauptet einstimmig sowohl der despotische Absolutismus in Petersburg wie auch der parlamentarische Absolutismus in Paris. Das ist die wahre Bedeutung der von Gott losgelösten Humanität und diese ist nicht blos prinzipiell sondern auch tatsächlich gleichbedeutend mit dem Ruin und der Vernichtung der Völker. Männer, welche den Thron ihrer Herrschaft nur auf niedergetretenen Völkern aufrichten können, haben kein Recht, sich Demokraten zu nennen mit dem Anspruch, als Freunde des Volkes zu gelten.

Hat es jemals, solange mit dem Gottesbewußtsein auch der Glaube etwas galt im öffentlichen Leben, eine so tiefgreifende und umfassende Enteignung aller Persönlichkeitsrechte gegeben, wie jetzt? Freiheit und Leben, Vermögen und Familienglück — alles aufs äußerste gefährdet! Die Völker selbst, statt durch die Staatsordnung geschützt zu sein, zu deren Schutz und Sicherung massenhaft aufgeboten und vor die Feuerschlünde der Geschütze gestellt, oder gleich Sklaven in die Gefangenschaft geschleppt! Der Notschrei ganzer Völker nach dem Frieden verhallt ungehört und gilt soviel wie nichts zu einer Zeit, wo angeblich die Bürger zufolge des allgemeinen Stimmrechts es selbst in der Hand haben, über ihr Los zu entscheiden?

Haben sie vielleicht, indem sie sich das Recht anmaßten, über die göttlichen Hoheitsrechte, über Recht und Wahrheit,



über Autorität und Gewissen, die nur von Gott kommen können, nach eigenem Belieben zu verfügen, indem sie die Gottesrechte preisgegeben haben, damit auch ihre Menschenrechte frevelhaft weggeworfen und aufs Spiel gesetzt? Sind sie vielleicht eben deshalb, weil sie in der wilden Hetzjagd nach Geld und Genuß mit Verzicht auf die väterlichen Heimatrechte in die Fremde gingen, jetzt gleich dem verlorenen Sohn in solche Not geraten, daß sie mit Kartoffelbrot sich begnügen müssen?

In aller Wahrheit, es ist nicht anders. — Wo die Menschen tollkühn Verzicht leisten auf die Unsterblichkeitshoffnung ihrer himmlischen Heimatsrechte, da hört die Erde auf, für sie eine wahre Heimat des Friedens zu sein; wo sie mit dem Ränzchen der Freizügigkeit gleich dem verlornen Sohne das Vaterhaus verlassen, um fern von den Kirchenglocken des Glaubens den Sirenenstimmen des Unglaubens nachzulaufen, da werden sie als echte Wandervögel der modernen Freiheit und Kultur in der weiten Welt herumwildern, bis sich das selbstgewählte Los ihres Elendes in einen unheimlich armseligen Unterstützungswohnsitz verwandelt, wo sie, ausgewurzelt aus dem Boden ihrer Heimat, zufrieden sein müssen mit dem, womit man die Schweine füttert.

Ohne Gott läßt sich kein glückliches Volk vorstellen und noch weniger ein wohlgeordnetes Staatswesen, so gewiß ohne Gott ein wirklich vernünftiger Mensch undenkbar ist. Ein von Gott losgelöstes Gemeinwesen ist ein durchaus widersinniges und innerlich wie äußerlich unmögliches Unding, die einem solchen Staatswesen zugrund liegende Triebkraft wird niemals die durch weise Selbsteinschränkung gebundene, sondern stets die schrankenlose und zügellose Freiheit sein; der alte Adam jener seltsamen Humanität und Freiheit, die von den Freidenkern ebenso gepriesen wird wie die schamlose Frechheit, wird mit all dem, was im Menschen gemein und niedrig ist, mit der Hoffart und Habgier, mit einem Wort, mit der Selbstsucht, der wahren durch Christus wieder-

hergestellten Menschlichkeit meilenweit vorauseilen und vor dieser die Vorherrschaft erlangen.

Das geht alles entweder autokratisch oder demokratisch auf dem Wege einer sozusagen freien Selbstbestimmung vor sich, wenn eine Selbstbestimmung, welche dem Schwergewicht und der Zugkraft unpersönlicher und ungeistiger Motive erliegt, eine freie genannt werden darf.

Das Ende davon kann nur eine kolossale Täuschung sein. Würde das Glück eines Volkes vom Recht einer also freien Selbstbestimmung abhängen, dann müßte Frankreich das glücklichste von allen Ländern sein. Tatsächlich ist es durch das Übermaß seiner Freiheit das unglücklichste von allen. Seit mehr als hundert Jahren hat man dort anscheinend durch freie Selbstbestimmung des Volkes in allen Formen der Empörung und Umwälzung sich erschöpft, indem man unentwegt festhielt an der Fahne, auf der geschrieben steht: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Jetzt hat nach einer unabsehbaren Reihe von bitteren Erfahrungen die Lotterwirtschaft der radikalen Demokratie dort einen Grad erreicht, daß selbst ein Clemenceau im Homme enchainé den Schrei der Verzweiflung ausgestoßen hat: Gebt uns eine Regierung! Weder im Krieg noch im Frieden ist es erlaubt, von der Unordnung zu leben.

Ein Volk, welches im stolzen Vertrauen auf die atheistische Staatsidee die eigene Souveränität auf die Fahne schreibt, gibt sich damit selbst auf und stößt wie durch einen Selbstmord den Dolch der Vernichtung in die eigene Brust. Es bewaffnet sich gegen sich selbst, indem es sich seiner christlichen Eigenschaft entkleidet, hört es auf, ein Volk, ein populus electionis zu sein, und wird, weil es sich einzig auf die sogenannten Menschenrechte versteift, nur noch eine Nation sein, es wird mit Verzicht auf die Kindschaftsrechte seiner übernatürlichen Wiedergeburt einzig nur die unglückselige Erbschaft seiner natürlichen Abstammung von Adam betonen; seine Christenrechte werden ihm nichts, die Menschenrechte dagegen alles gelten, ganz im Sinn jener Art Huma-

nität, welche den menschenfeindlichen Tendenzen der Loge zugrunde liegt.

Die Freimaurerei hat nicht umsonst in den beiden Hauptgrundsätzen ihrer Doktrin sich eine doppelte Freiheit gesichert, um sowohl fürs Denken wie fürs Handeln aller hemmenden Fesseln enthoben zu sein. Fürs Denken hat sie in ihrem ersten Grunddogma sich das Recht vorbehalten, jede festbestimmte Glaubensregel abzulehnen; damit hat sie sich im Kampf gegen die einzig wahre Form des Christentums unter dem heuchlerischen Schein einer höchst zweifelhaften Duldung ein unbeschränktes Privilegium der Lüge und Falschheit gesichert, um unter der Voraussetzung, daß es im Wechsel der Zeiten und Dinge feststehende Wahrheiten überhaupt nicht geben könne, alle Irrtümer mit freundlicher Zuneigung hegen und jede Wahrheit mit grimmiger Intoleranz hassen zu können.

Neben diesem Talisman der absoluten Denkfreiheit, der ihr im Kampf gegen Kirche und Papst trefflich zu statten kam, bedurfte sie aber auch auf dem Kampffeld der Politik ein Rüstzeug absoluter Aktionsfreiheit — der Dolch, mit welchem sie die christliche Gesellschaftsordnung tötlich treffen wollte, mußte, um das Priestertum und Königtum zugleich zu vernichten, doppelt geschliffen und zweischneidig sein. Zu diesem Zweck ersann sie sich als folgerichtige Ergänzung der Denkfreiheit im nationalistischen Prinzip der Volkssouveränität eine Waffenrüstung der Tat, ein Werkzeug der Revolution, wie es ihrer würdig war. Freiheit! Souveränität! Wahre Zauberworte für blöde Ohren und oberflächliche Geister!

Im Jahre 1917 werden es genau 200 Jahre sein, seit die Baumeister einer neuen Zeit sich zum erstenmal als freie Maurer vorgestellt haben, um sich den Völkern Europas zur Rettung anzubieten gegen Finsternis und Unfreiheit, und weil sie mit dem Zauberwort der Freiheit erschienen, merkte die leichtgläubige Gedankenlosigkeit nichts davon, daß nicht die Freiheit, sondern die nackte Selbstsucht vor ihr stand: in der einen Hand das Schwert der Lüge und in der andern

den Todschläger der Gewalt. — Allerdings war, wenn diese Herolde des Unglaubens zu reden anfingen, in ihrem heuchlerischen Munde stets die Freiheit das erste und das Volk das zweite Wort, sie nannten sich als Demokraten Freunde des Volkes, während sie vielmehr Demagogen und dessen ärgste Feinde waren. So gebärdeten sich die 10,000 Jakobiner der ersten Revolution, nachdem sie sich zu Herrn des Landes gemacht hatten, eben damals am meisten als Freunde des Volkes, wie sie über dasselbe gleich blutgierigen Wölfen herfielen, um es nach allen Regeln der konstitutionell festgelegten Menschenrechte auszuplündern und zu morden. Und wer waren die bluttriefenden Unholdsmänner, die i. J. 1848 in Paris mit ihren roten Fahnen an den Barrikaden standen? Einige Journalisten und Advokaten fanatisierten den Pöbel und nannten sich das Volk. So immer und überall, wo die roten Fahnen der radikalen Demokratie sich ungehemmt entfalten konnten.

Nirgends ist ein Volk weniger imstande, im ungestörten Besitz seiner Freiheit sich selbst zu besitzen als dort, wo es sich durch verlockende Redensarten bestechen läßt, das Recht seiner freien Selbstbestimmung an die Advokaten einer zügellosen und schrankenlosen Freiheit zu verschachern. Diese werden als echte Demagogen durch zielbewußte Verdächtigung derjenigen, denen die Führung des Volkes von Rechts wegen zusteht, das Volk wie eine hirtenlos gewordene Herde möglichst weit wegführen von den Weideplätzen des lebendigen Wassers der Wahrheit auf die dürren Steppen der Lüge und der öffentlichen Meinung; je mehr es ihnen gelingt, die betrogenen Massen in den Regionen der äußersten Gottesferne des Unglaubens jeder Einwirkung klerikaler Einflüsse zu entziehen, um so leichter wird es sein, die urteilslose Menge in einen fanatischen Haufen von Leuten zu verwandeln, in deren Massengeist der eigene Klassengeist trefflich sich verbergen läßt. Statt der dem Volke unentbehrlichen hirtenamtlichen Aufklärung und Belehrung wird die gewissenlose Verhetzung wie eine faule Gärung die Massen zer-



setzen und das ganze Getriebe der wirtschaftlichen und politischen Kämpfe wird ein wüstes Parteigezänk werden, und zwar umso mehr, je mehr das öffentliche Leben in demokratischen und parlamentarischen Formen sich bewegt. Je mehr dieser unblutige Krieg sich ausbreitet, umsomehr müssen die Linksblockbildungen immer mächtiger werden, bis zuletzt der bewaffnete Linksblock zum blutigen Weltkrieg fertig ist.

Mancher hat im Sturm des zur Zeit wütenden Völkerkrieges sich gefragt, wie es möglich war, daß derselbe trotz des allgemeinen Unwillens der dabei beteiligten Nationen zum Ausbruch kommen konnte?

Diese Frage beantwortet sich sehr einfach und leicht. Der Anstoß zum allgemeinen Losschlagen ging von jener Seite aus, wo die absolutistischen und demokratischen Einflüsse am stärksten waren, weil den Völkern — nicht ohne deren eigenes Verschulden — in Ermanglung einer autoritativ geordneten Staatsverfassung die Möglichkeit fehlte, ihr Selbstbestimmungsrecht nach Maßgabe der Gerechtigkeit und des Gewissens auszuüben, mit einem Worte, der allgemeine Zusammenbruch des Rechtes und der Ordnung war nur möglich, weil wahre und wirkliche Völker, d. h. organisch gegliederte Volkseinheiten mit lebendigem Rechtsbewußtsein, dank der destruktiven Minierarbeit der radikalen Demokratie großenteils gar nicht mehr vorhanden waren. Und warum? Aus dem einfachen Grunde, weil dort, wo sich ein Staat ohne Gott frei von jeder wahren Autorität auf dem Prinzip der Menschenrechte und der absoluten Selbstherrlichkeit des menschlichen Willens aufbaut, ein Fundament der Gerechtigkeit gar nicht vorhanden ist; auf einem also flüchtigen und schwankenden Untergrund kann es nur ruinöse Volkstrümmer und Nationen, aber keine Völker geben. Wo die prinzipielle Verneinung der göttlichen Hoheitsrechte das öffentliche Leben beherrscht, da kann weder von einer Ordnung, noch von einem Reich, noch von einem Volk die Rede sein.

Im Altertum gab es nur ein Volk, das Gottesvolk, alle übrigen Völker waren nur gentes und Nationen, aber



keine Völker im wahren Sinne dieses Wortes. Ähnlich kann im christlichen Abschnitt der Weltgeschichte von Völkern in Wahrheit nur gesprochen werden, soweit das Paulinische Wort Geltung hat: Unus Dominus, una fides, unum baptisma. Die Völker sind mit den unantastbaren Rechten ihrer Gotteskindschaft eingetragen in den Taufbüchern, die Nationen stehen mit ihren fadenscheinigen Menschenrechten in den Zivilstandsregistern. Während erstere über alle geographischen und ethnologischen Grenzen hinweg zur einen Herde Christi sich zusammenschließen, sind letztere nur Trennungsteile der zertrümmerten Menschheit und Christenheit. Hier Nationalismus mit Lüge und Haß, dort Popularismus mit Wahrheit und Liebe. Hier Leben und Ordnung auf dem gesegneten Boden der Autorität, dort Tod und Zerstörung auf dem gottverlassenen und verfluchten Erdreich der Sünde und ihrer schwindelhaften Freiheit und Humanität.

Wenn jetzt die zivilisierte Menschheit sich selbstmörderisch zerfleischt, so vollzieht sie an sich selbst das wohlverdiente Todesurteil dafür, daß sie gemäß der Parole der Freimaurerei im Prinzipe der Denkfreiheit und Volkssouveränität die Lüge über die Wahrheit, die Selbstsucht über die Gerechtigkeit, den eigenen Willen über den göttlichen Willen auf den Thron gesetzt hat.

Damit haben sich die Menschen ein wohlgeordnetes und friedliches Zusammenleben zur Unmöglichkeit gemacht. Wo dieser Gedanke stolzer Selbstüberhebung sich ungehemmt entfalten kann, da muß notwendig sich alles auflösen, was Gott verbunden haben will. Im Denken wird die flüchtige Wirklichkeit der sinnlichen Wahrnehmung über die konstante Wahrheit der transzendenten Ideen gestellt, das Nebelgewölk der niederen Atmosphäre wird verwechselt mit dem unwandelbaren Fixsternhimmel und so die Brücke zwischen Wissen und Glauben abgebrochen. In der Kunst wird durch den ausschweifenden Sinnenkult schwärmerischer Ästheten alles in wesenlose Sentimentalität aufgelöst. Politisch wird die nach göttlichem Gesetz unerschütterlich feststehende Rechtsbasis



der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit völlig ignoriert, um sie, als verstünde sich menschliche Klugheit besser auf das Geschäft der Gesetzgebung und Weltregierung als die ewige Weisheit, durch konstitutionelle Kautschukgebilde zu ersetzen, die nach Bedarf und Willkür beliebig ausgedehnt und eingedrückt werden können. Die sittliche Verantwortlichkeit des Regenten wird, weil er nicht mehr als Stellvertreter Gottes in Betracht kommt sondern nur als Repräsentant des Volkswillens, losgelöst von seiner erhabenen Person und wie ein mechanisches etwas nach dem wechselnden Belieben der Parteien heute rechts und morgen links auf die wechselnden Organe der Regierung übertragen. Im Wirbelsturm der Wahlen werden alle organischen Verbände gelöst und in Atome zersplittert; Arbeitgeber und Arbeitnehmer des gleichen Betriebes treten, trotzdem sie der Gesellschaft gegenüber eine untrennbare Rechtsgemeinschaft mit gleichen Verpflichtungen bilden, sich wie Feinde gegensätzlich gegenüber in der durchaus falschen Annahme, daß das materielle Interesse für sich allein den Rechtsanspruch eines gesonderten Standes begründe. Selbst Lehrer und Priester will man in Hinsicht der Schule nicht als einen einzigen untrennbaren Lehrstand mit gemeinsamen Rechten und Pflichten betrachten. Religiös und kirchlich wird das ganze Gemeinwesen von jedem Zusammenhang mit einer höheren, gottgewollten Ordnung losgerissen bis zur völligen Trennung von Kirche und Staat. Im Erwerbsleben wird das allgemeine Streben und Trachten ohne jede Rücksicht auf die höchsten Güter einzig nur der Förderung der materiellen Interessen zugewendet mit so rasendem Ungestüm, daß diesem Zweck, als wäre er der einzige und erste Hauptzweck des menschlichen Daseins, alles andere, selbst Schule und Rechtspflege, sich unterordnen müssen. So werden im modernen Leben buchstäblich allseits Leib und Seele auseinander gerissen: entgegen der ausdrücklichen Warnung des Heilandes wird dem irdischen Dasein dieser Welt ein solches Übermaß von Sorge und kostspieliger Aufmerksamkeit zugewendet, daß für die Persön-

lichkeitsrechte des unsterblichen Geistes an Zeit und Geld und entsprechender Pflege fast nichts mehr übrig bleibt.

Kann es bei einer also geflissentlichen Trennung aller organisch verbundenen Lebenskräfte, durch welche Liebe und Eintracht in der menschlichen Gesellschaft erhalten werden sollen, Wunder nehmen, wenn im ganzen Umkreis des politischen und gesellschaftlichen Lebens alle Gegensätze sich verschärfen, wenn nicht bloß zwischen den verschiedenen Konfessionen, sondern auch zwischen den einzelnen Ständen und Gesellschaftsklassen, ja selbst zwischen den Nationen sich immer tiefere Abgründe öffnen, sodaß sie zuletzt auf Leben und Tod in Schützengräben und verschanzten Lagern einander gegenüber stehen? Wenn der Geist der Anarchie allseits künstlich großgezogen wird, wenn alle Himmelslichter über der Menschheit ausgelöscht werden, dann muß das Menschenleben zuletzt in allen Tiefen aufgepeitscht und in einen wütenden Orkan blutigen Aufruhrs und grausamer Unordnung verwandelt werden.

Der vergiftete Lügendolch der Denkfreiheit, den die Logenwissenschaft der liberalen Weltanschauung sich dazu erfunden und geschliffen hat, um die christlichen Völker in ihrem Lebensnerv und in ihrer Herzensmitte tötlich zu treffen, hat nicht umsonst jahrhundertelang in den Eingeweiden Europas gewühlt und gewütet. Der vollendete Unglaube sitzt ebenso fest in den Geistern wie dieser Dolch festsitzt in ihrer Brust. Vor einigen Wochen erst glaubte der deutsche Reichskanzler den Sozialdemokraten mit dem Hinweis auf den demokratischen Wirrwar des Auslandes monarchische Gesinnungen und Vernunft beibringen zu können; umsonst — sofort erhielt er die höhnisch trotzige Antwort: der wahre Sozialist muß Republikaner sein. So ist es auch — der Sozialismus der radikalen Demokratie ist wesentlich Unglaube, und dieser kann ebensowenig monarchisch sein wie die grundsätzliche Gottlosigkeit der Loge, welche mit ihrer gänzlich autoritätslosen Humanitätsdoktrin die absolute Freiheit der



Selbstsucht und Habgier zum obersten Götzen der Kultur gemacht hat.

Lasse man auf dem Grunde dieser absoluten und gänzlich autoritätslosen Selbstherrlichkeit Konstitutionen entstehen, soviel man will und welche man will, nie wird etwas wirklich Vernünftiges und Menschenwürdiges daraus hervorgehen. Eine Staatsform für ein Volk, das nicht aus vernunftlosen Individuen sondern aus Geistwesen und Personen besteht, soll doch, möchte man meinen, ein Gebäude sein, das einer Ordnung gleichsieht, ein Schutzgebiet, wo auch die Kleinen und Schwachen behaglich wohnen können, nicht ein freies Jagdgebiet, wo die Freibeuter der Selbstsucht beliebig wildern können. Es ist ein himmelweiter Abstand zwischen einem regnum, einem Reich der Ordnung, welches sich einheitlich und organisch aufbaut auf dem Fundament der Gerechtigkeit, und einem unpersönlich gedachten Staatsmechanismus, einem Koloß, wo die eisenbetonierten Tonfüße des proletarischen und demokratischen Klassengeistes mit dem goldenen Kopf der Plutokratie ein unharmonisches und unpersönliches Monstrum ausmachen. Mögen im Aufbau desselben die konstitutionellen Verzierungen des brutalen Grundgedankens noch so täuschend ausgeklügelt sein, das mechanische Gefüge einer solchen Welt- und Geldrepublik wird stets ein unförmliches Riesenschreckbild sein. Oder soll vielleicht wirklich, wie der Präsident Wilson als hochgelehrter Völkerrechtsprofessor die Barbaren Europas belehren wollte, die Verfassung der Vereinigten Staaten für die alte Welt vorbildlich sein? Ist es vielleicht ein Glück und eine Ehre für ein Volk, wenn sein Oberhaupt im raschen Wechsel von einer Wahlperiode zur andern durch ein sportsmäßiges Wettrennen der Millionäre auf den Thron gesetzt wird? Die Art und Weise, wie in der Republik der Trustkönige, wo der Dollar Kaiser ist, die Präsidentenwahl in Szene geht, kann ebensogut ein Spott wie ein Spaß genannt werden, den man sich mit dem gottgeheiligten Autoritätsgedanken zu machen erlaubt. Kann in einem solchen Land der mustergiltig organisierten Unordnung



von einem Volk überhaupt geredet werden oder von einer Möglichkeit dieses Volkes, seinen Willen auf eine anständige und angemessene Weise zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen? Und wenn es im angeblichen Königreich Sterling einer interessierten Gruppe von Finanzleuten und Advokaten möglich ist, über die Köpfe des Volkes und seiner parlamentarischen Vertretung hinweg geheime Verträge abzuschließen, die einen Weltbrand unausbleiblich zur Folge haben, ist ein also unverantwortliches Vorgehen vielleicht deshalb kein Verbrechen und kein Hochverrat an der zivilisierten Menschheit, weil sich für die Hazardspieler eventuell ein großer Profit erwarten läßt? War es nicht gerade die parlamentarische und demokratische Staatsform, durch welche das englische Volk um das Recht seiner freien Selbstbestimmung betrogen worden ist? Ganz ebenso ist auch in Frankreich und Italien der verfassungsmäßige Bruch mit dem Autoritätsprinzip das Messer gewesen, womit das Volk als solches erdolcht und vernichtet worden ist.

Der Gottesgedanke ist noch niemals ungestraft aus einer Konstitution ausgeschaltet worden. Ohne diesen Gedanken wird jede Staatsverfassung nur eine täuschende Theaterbühne sein, hinter deren Kulissen geriebene Taschenspieler und Diebe mit ihren Lügenkünsten beliebig sich verbergen und auf Kosten des Volkes bereichern können.

Es ist nicht das geringste Malheur im Elend des jetzigen Krieges, daß die Monarchen und Völker der Mittelmächte kaum mehr recht wissen, mit wem sie es eigentlich zu tun haben. Hinter den furibunden Männern, die in England und Frankreich, in Rußland und Italien ihren Völkern zum Trotz als Kriegshetzer an der Spitze stehen, seufzen nur desorganisierte Massen, nur Volksruinen, keine Völker; dort wo der Radikalismus alles in Atome aufgelöst und wo der despotische Absolutismus alles zerstampft und in einen formlosen Brei verwandelt hat, ist jede wirklich freie Selbstbestimmung des Volkes undenkbar und unmöglich.

Von einer freien Selbstbestimmung eines Volkes kann



nirgends weniger die Rede sein als dort, wo der demokratische Radikalismus mit Haß und Lüge sein tyrannisches Szepter schwingt. Von einer solchen Selbstbestimmung kann nur die Rede sein, wo ein wirklich freies Volk vorhanden ist, welches noch im Besitz der Wahrheit und darum innerlich gesund und lebenskräftig ist, weil in seiner Geistesverfassung die Idee der göttlichen Reichsverfassung unerschüttert blieb. In einem solchen Volke ist das Recht nicht eine Schablone, die es von außen umgibt, sondern eine lebendige Kraft, welche es innerlich durchdringt, ein geistiges Band der Einheit, welches lebenspendend und lebenbildend alle seine Glieder in schöner Ordnung zusammenhält. Diese Lebenskraft kann nicht etwas sein, was im Volk selbst seinen Ursprung hat, sie ist undenkbar ohne die geheimnisvollen Grundkräfte der ewigen Wahrheit und des ewigen Rechtes, welche ohne Autorität und Gottesglauben nicht bestehen können. Nur ein wahrhaft christliches Volk, welches noch im Vollbesitz der ganzen unverfälschten Wahrheit ist, kann Träger eines also lebendigen Rechtsbewußtseins sein.

Nur diejenigen, welche in der Führung und Leitung eines Volkes, statt selbst Götter sein zu wollen, im Autoritätsgedanken sich dem deutlich kundgegebenen Willen Gottes gläubig unterwerfen, werden bei Austeilung der Rechte und Pflichten des Einzelnen nie aufs Ganze vergessen und werden im Bestreben das Wohl des Volkes zu fördern, keine Fehlgriffe machen und das Volk in der Ausübung des Rechtes seiner freien Selbstbestimmung nicht auf Abwege führen. In ihnen wird jener königliche Gerechtigkeitssinn, der einen gottesfürchtigen Herrscher beseelt, sich verbinden mit jenem unverfälschten Freiheitssinn, der gewissenhafte Führer und Freunde des Volkes stets ausgezeichnet hat, die kein Bedenken trugen, auch in Betätigung ihrer politischen und sozialen Verpflichtungen mit der Religion und ihren Dienern Fühlung zu behalten.

Diese Art Demokratie, die einzige, welche wahr und echt ist, weil sie christlich ist, wird im Königtum von Gottes



Gnaden die beste Garantie für die Wohlfahrt eines freien und glücklichen Volkes erkennen; Führer und Freunde des Volkes von dieser Art werden ihre Ehre nicht darin suchen, das Volk durch Aufreizung seiner verkehrten Instinkte zu beherrschen und zu täuschen, sondern darin, es durch Mäßigung seiner Leidenschaften in den Schranken jener Ordnung festzuhalten, ohne welche kein Friede und keine wahre Freiheit möglich ist.

Glücklich das Volk, das solche Männer besitzt. In deren Hut und Führung wird ein Volk nicht ein freies Jagdgehege sein, in welches Wölfe im Schafspelz eingedrungen sind, sondern eine treu beschützte Herde; so ein Volk wird sein, was es nach den Absichten der Vorsehung und den bestimmten Andeutungen der hl. Schrift sein soll, nicht ein ausschließlich den Laien und Advokaten zur Ausbeutung überliefertes Jagdrevier, sondern ein genus electum und ein sacerdotium regale, ein von Gott selbst erwähltes und von gottgewollten Organen geleitetes Geschlecht, dessen Herr Gott selber ist gemäß dem Psalmenspruch: Beatus populus, cujus Dominus est Deus.

Zur Zeit ist so ziemlich alles ins gerade Gegenteil verkehrt. Wie Gott selbst gleichsam in aller Form Rechtens ausgeschlossen ist von jeder Mitwirkung an der Weltregierung, weil die Menschheit sich ihre Gesetze selber macht, so ist es höchst tragisch zu sehen, wie der oberste Hirt der Christenheit jetzt gezwungen ist, als stummer Zeuge seiner Herde fern zu stehen und zuzusehen, wie dieselbe von allen Seiten von grimmigen Wölfen angefallen und zerfleischt wird.

Die moderne Welt will es nicht anders, sie will autonom und in jeder Weise autoritätslos sein, das aber ist nach der hl. Schrift [1]) die größte Strafe, von der ein trotzig widerspenstiges Geschlecht betroffen werden kann. Für diesen Zustand der Gottvergessenheit und Gottverlassenheit hat

---

1) Is. 3, 1--5.

dieselbe hl. Schrift das furchtbare Wort geprägt: Dirae sunt gentis iniquae consummationes — schrecklich sind die Endschicksale eines gottlos gewordenen Volkes.

Alle äußeren Notstützen sogenannter Konstitutionen, in welchen sich der menschliche Stolz nach den Grundsätzen der radikalen Demokratie ein Surrogat von Menschenrechten schaffen will, um die Gottesrechte entbehrlich zu machen, sind nicht imstande, ein Gebäude auf die Dauer vor dem Einsturz zu bewahen, das innerlich baufällig ist.

Dadurch, daß die Menschen höchsteigen sich die Gesetze selber machen, nach welchen sie ohne alle Rücksicht auf Gott und Ewigkeit glücklich sein wollen, werden sie keineswegs Herren des eigenen Geschickes und Meister ihres Glückes. Im Gegenteil. Je mehr sie sich von demjenigen loszumachen suchen, der allein über jede Art Schicksal und Zufall erhaben ist, umso mehr werden sie im sinnlosen Spiel der freien Kräfte elementaren Gewalten unterliegen und Sklaven einer unerbittlichen Notwendigkeit werden. Wo der Mensch das Walten der Vorsehung nicht anerkennen will, welche Wahrheit und Freiheit unlösbar miteinander verknüpft hat, da werden zuletzt finstere Mächte sich der Herrschaft über die irregeführten Massen bemächtigen und Geld und Pulver werden gewaltiger wirken als Recht und Gewissen. Nie wird es einem Menschen gelingen, den Herrscherthron, der über allen Mächten Gott dem Herrn gebührt, selbst zu besteigen; duldet er Gott nicht auf diesem Throne, dann wird jener harte Tyrann ihn einnehmen, der vom Weltheiland stets mit besonderem Nachdruck Fürst dieser Welt genannt wird. Wie ein eisernes Gesetz waltet unerbittlich das Dilemma in der Geschichte: eine Menschheit, die sich nicht beugen will unter das gütige Szepter der Vorsehung, wird sich beugen müssen unter den zermalmenden Druck jener finsteren Gewalt, welche man euphemistisch das Schicksal zu nennen beliebt.



XXI.

König Ludwig I. und die katholische Kirche.

Neue Beiträge von Anton Doeberl.

2.

In der Kölner Sache[1]) hat König Ludwig I. mit warmem Empfinden und mit klug versöhnender Haltung das Wohl des gesamten deutschen Vaterlandes wie der katholischen Kirche in ganz Deutschland im Auge gehabt. Er hat sich über den Verlust eines von ihm hochgeschätzten Bischofes in dem Bewußtsein getröstet, zur Lösung einer wichtigen nationalen und kirchlichen Frage erfolgreich mitgeholfen zu haben.

Was König Ludwig I. in dieser Angelegenheit getan, ging über den engeren Kreis der landesherrlichen Aufgaben hinaus. Die Folge war, daß nun die Führer der katholischen Bewegung außerhalb Bayerns nicht mehr bloß mit Bewunderung zu dem katholischen Monarchen Bayerns aufschauten, sondern auch von ihm als dem advocatus ecclesiae, wie der bekannte Hurter in einem Brief an Minister von Abel den König nennt,[2]) sich Schutz und Schirm in mancherlei gravamina ecclesiae holten.

---

1) Zur Erledigung der Kölner Sache fand sich im Görres-Nachlasse noch folgender kurzer Brief des Vaters an den damals in Rom weilenden Guido Görres: „Ich habe den Brief (Seyfried's an Guido) acht Tage liegen lassen, unterdessen ist der König (Friedrich Wilhelm IV.) v. Pr. angekommen (am 11. November 1841) und die Kölner Geschichte, wie es scheint, wirklich beendet; es soll mich wundern, ob die Sache unten ohne Verdruß abgeht. Denn die Leute wollen durchaus nichts von einem Coadjutor hören. Die verwittwete Königin (Karoline, zweite Gemahlin Kg. Maximilians I. v. Bayern) soll gestern Abend (13. November 1841) gestorben sein. Herr von Oberkamp (der spätere Jesuit) war auch auf dem Tod, er hatte großes Verlangen nach Ringseis, worauf dieser am Donnerstag abreiste, heute kam die Nachricht, daß es etwas besser gehe. Döllinger hat für das 15. Novemberheft (der „Blätter") einen sehr guten Artikel über das preußisch-englische Bistum gemacht, etwas scharf. H. Dietz ist noch hier, will aber bald fortgehen. Alle grüßen." Der Herausg.

2) „Mittelst seiner vielfach betätigten Gesinnungen gegen die katholische Kirche hat sich S. M. der König das Ansehen eines Advocatus Ecclesiae erworben." Hurter, Schaffhausen, 14. April 1845, an Minister von Abel.

Die Lage der katholischen Kirche in einzelnen deutschen Bundesstaaten war damals vielfach unerfreulich. Die Restauration konnte da und dort kaum einsetzen, weil die Grundbedingung, Licht und Luft für ein Aufblühen der Kirche, die Freiheit fehlte. Und selbst da, wo die Kirche die notwendigste Freiheit erhalten hatte, wie in Köln nach der Ernennung Geissels zum Koadjutor, brachten die konfessionellen Gegensätze noch mancherlei Leiden und Kämpfe. Die Briefe Geissels an König Ludwig I. in den ersten Jahren seines bischöflichen Waltens in Köln sind reich an Klagen über solch nutzlos gereizte Kämpfe. So war es aber auch anderswo. Wenn noch heutzutage Fürst Bülow in seinem jüngst erschienenen Buch „Deutsche Politik" nicht bestreitet, „daß in protestantischen Kreisen vielfach nicht die wünschenswerte Duldsamkeit gegenüber den Katholiken herrscht", so war damals das Verständnis für die Forderungen einer wahrhaft paritätischen Politik, vielleicht hüben und drüben, sicher aber mehr auf der anderen Seite, noch geringer. Es ist bezeichnend, daß die Historisch-politischen Blätter bereits im zweiten Artikel des ersten Bandes sich eingehend mit der Parität beschäftigen und erklären müssen: „Wir sind genötigt, denen, die fast ein Menschenalter hindurch sich gewöhnt hatten, in der deutschen Literatur allein das Wort zu führen, zwar in aller christlichen Liebe, aber mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln und so eindringend als möglich, den von ihnen so oft übersehenen Umstand zu Gemüte zu führen, daß wir auch da sind und fest daran glauben, daß wir ein gutes Recht zur Existenz haben."

In jener gärenden Zeit der Auseinandersetzung einerseits zwischen Staat und Kirche über kirchliche Freiheit, andererseits zwischen den Konfessionen über möglichst volle Parität hat König Ludwig I. unter Hintansetzung ängstlicher Erwägungen einer rein klugen Interessenpolitik den katholischen Kreisen in der Weise Schutz gewährt, daß er ihnen in Bayern eine freie Aussprache über kirchliche Verhältnisse ihres Landes gestattete, die ihnen zuhause verwehrt war. Er hat aber, wie in der Kölner Sache, alles vermieden sehen wollen, was den Gegensatz vertiefen



konnte. Beweis für diese katholisch-versöhnliche Haltung sind die folgenden Akten aus der schon erwähnten Quelle.

I.

In Württemberg stand damals wie in der ganzen oberrheinischen Provinz das Staatskirchentum in voller Blüte. Der katholische Kirchenrat hatte das ganze Kirchenregiment in Händen. Dem Bischof war fast jeder Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten, selbst auf die Heranbildung und Überwachung des Klerus, genommen. „Würde der Kirchenrat", so charakterisierte eine gleichzeitige Stimme die unhaltbaren Verhältnisse, „auch noch durch ein dem geistlichen Stande angehöriges Mitglied die Priesterweihe und das Sakrament der Firmung administrieren lassen, so wäre der Kirchenrat unser ganzer Bischof und Herr von Keller ein ganzer Titularbischof".[1]) Bischof Keller von Rottenburg war, wie die übrigen Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz mit Ausnahme des Bischofs von Fulda, lange Zeit kein Vorkämpfer kirchlicher Freiheit, wie der Koadjutor von Köln. Erst nach einer Unterredung mit dem Münchener Nuntius im Sommer 1841 raffte er sich auf. Am 23. Oktober 1841 reichte er bei dem Präsidenten der 2. Kammer die Ankündigung einer „Motion" ein, am 13. November trug er sie in der Ständekammer vor und verlangte für die Kirche Freiheit. Die Motion rief unter allen gutgesinnten Katholiken großen Jubel hervor. In Bayern war es Görres, der in einem Artikel der Historisch-politischen Blätter dem Bischof Glück wünschte zu seinem Entschlusse und Ausdauer im Fortschreiten auf der nun betretenen Bahn.[2])

Mit der Motion war das erlösende Wort gesprochen, wenn auch der Bischof die Erlösung selbst nicht mehr schauen durfte.

Schon vor der Motion und dann viele Jahre lang darauf hat ein Adeliger mit einem Namen von altem guten Klang, Erbgraf Konstantin von Waldburg-Zeil-Trauchburg, wie in der

1) Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland, 2. Band, S. 227.

2) Histor.-polit. Bl. Bd. 8 (1841) S. 702.



Kammer der Standesherren so in der Presse die katholische Sache verfochten. Die Verteidigung der katholischen Kirche konnte aber bei der einseitigen Handhabung der Zensur in Württemberg nur durch bayerische Blätter geschehen. Deshalb wandte sich der Erbgraf an den Minister von Abel mit der Bitte, dem in Würzburg erscheinenden Fränkischen Kurier größere Freiheit in Besprechung der kirchlichen Verhältnisse Württembergs zu erwirken. König Ludwig gewährte auf den Vortrag des Ministers hin diese Bitte mit der Einschränkung, daß die Beschlüsse des Bundestags betreff Preßzensur beobachtet würden, und mit dem von dem Erbgrafen gegebenen Versprechen, sich über die kirchlichen Verhältnisse einer maßvollen Sprache befleißigen zu wollen.

Diese Preßfreiheit, die König Ludwig I., wenn auch unter gewissen Kautelen, für die Besprechung kirchlicher Angelegenheiten gewährte, hat natürlich nicht sofort den Verhältnissen in Württemberg eine andere Wendung gegeben. Aber indem nun die Führer der kirchlichen Bewegung in Württemberg ein Organ besaßen, in dem sie sich aussprechen konnten, gewannen sie der katholischen Bewegung Schritt für Schritt Boden und bereiteten jene Stimmung vor, aus der im Jahre 1848 die Organisation der Katholiken Württembergs herauswachsen konnte.[1])

So hat König Ludwig I. auch einen Anteil an der katholischen Bewegung in Württemberg.

II.

Ich lasse nun die Aktenstücke folgen. Sie sind zugleich ein Beitrag für eine Biographie des um die katholische Kirche hochverdienten, ritterlichen Erbgrafen Zeil, wie zur Geschichte des Zeitungswesens, namentlich des Fränkischen Kuriers. Sie enthalten auch einige Angelegenheiten, die nicht zu unserem

1) Ich muß es Anderen überlassen, nachzuforschen, wie der Fränkische Kurier die katholischen Angelegenheiten Württembergs vertreten hat. Was Bergsträßer, Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei, S. 228, und nach ihm Bachem, Die katholische Presse in Deutschland, S. 228, angeben, ist zu wenig.



Thema gehören, aber ich glaubte, die Briefe nicht zerstückeln zu dürfen. Bei späterer Gelegenheit werde ich ja auf diese interessanten Angelegenheiten zurückkommen.

1.

E. E. sind die Verhältnisse in Württemberg so gut bekannt als mir und es genügt, um als wahr erkannt zu werden, die Versicherung, daß der Adel und der Katholizismus dem Drucke eines ultrademokratischen protestantischen Ministeriums beinahe unterliegen muß. So wie die Verhältnisse gestaltet sind, bei der Schwierigkeit, der Person des Monarchen, selbst angenommen, daß seine Grundsätze den Absichten seiner Minister fremd wären, sich nähern zu können — bleibt die einzige Hoffnung eines Besserwerdens auf der Tätigkeit beruhen, welche wir im Laufe des nächsten Landtags in unserer Kammer zu entwickeln imstande sein werden. Allein auch diese Tätigkeit wird vielseitig durch Hindernisse gelähmt, die teils in der Natur der bestehenden Verfassung gegründet sind, teils künstlich bereitet werden.

Unter die ersteren zähle ich vor allem, daß die Sitzungen der ersten Kammer nicht öffentlich sind, die Protokolle sogar erst nach dem Landtage gedruckt werden; die künstlich erregten Hindernisse aber bestehen darin, daß kein württembergisches Blatt einen Artikel aufnimmt, der auch nur entfernt eine konservative, aristokratische und nun vollends gar katholische Tendenz atmet.

Wollen wir nun gegenüber der liberalen, protestantischen Presse in Württemberg — und wir müssen es, wenn wir nicht unterliegen wollen, — auf die öffentliche Meinung zu unsern und zugunsten der Prinzipien, die wir vertreten und verteidigen, einwirken, so kann es allein durch bayerische Blätter geschehen, die, obwohl sie soviel als verboten sind, doch den Weg in die Hände derer finden, die ein Interesse haben, sie zu lesen. Insbesondere ist es in politischer Beziehung und teilweise auch in religiöser der Kurier, den sich der katholische Adel Württembergs als Organ der Einwirkung auf die öffentliche Meinung auserlesen hat, und es wird an Mitteilungen, die ebenso wahr als in guter Absicht geschrieben sein werden, während der Dauer des nächsten Landtages nicht fehlen. Für dieses Blatt und



insbesondere während jener bevorstehenden Zeitperiode bitte ich nun E. E. dringend, eine möglichst milde Zensur eintreten zu lassen. Die Sprache jener Mitteilungen soll gewiß immer in den gehörigen Schranken gehalten werden, aber wirklich bestehende Verhältnisse zu bezeichnen, sollte denn doch wohl gestattet werden, umsomehr als die feindseligen Maßregeln gegen die bayerischen Blätter nicht bloß eine milde Zensur, sondern auch Repressalien, wie die Unterdrückung des Schwäbischen Merkurs u. dergl. rechtfertigen würden! —

Auf Bayerns Herrscher und seine Ratgeber — ich will keinen Namen nennen — sind die Blicke und Hoffnungen aller Katholiken und aller monarchisch und konservativ Gesinnten gerichtet! Bei der Halbheit Österreichs, bei der entschieden antikatholischen Tendenz der protestantischen Fürsten Deutschlands, die seit der Berliner Zusammenkunft täglich mehr hervortritt, wird der Katholizismus — wenigstens nach gemein menschlicher Ansicht — und mit ihm die Hoffnung eines Besserwerdens in politischer Beziehung verschwinden, wenn nicht Bayerns Löwe ihm schützend zur Seite steht! — Doch ich berühre Verhältnisse, deren Beurteilung ich mir nicht anmaßen darf und die so delikater Natur sind, daß es besser ist, selbst den Gedanken an die Möglichkeiten keinen Raum zu gönnen.

Geruhen E. E. die offene Äußerung meiner Ansichten und Grundsätze als in Folge des mir in Kissingen erzeigten wohlwollenden Vertrauens hervorgerufen zu betrachten 2c.

Isny, den 20. September 1841.

Konstantin,
Erbgraf von Waldburg-Zeil-Trauchburg.

2.

Die Verhältnisse der katholischen Kirche und des Adels in Württemberg.

An S. M. den König.

In einem Schreiben vom 20. ds. Mts. hat der Erbgraf Konstantin von Waldburg-Zeil-Trauchburg dem Unterzeichneten seinen und der ihm gleichgesinnten Standes- und adeligen Gutsherrn in Württemberg Entschluß mitgeteilt, bei demnächst kom-



mendem Landtag zu Stuttgart auf das nachdrücklichste gegen die unerhörten Bedrückungen, welche dort fortwährend gegen die katholische Kirche verübt werden, und für die monarchisch-konservativen Prinzipien aufzutreten.

Er bemerkt, daß auch dort die Blicke und Hoffnungen aller Katholiken und monarchisch-konservativ Gesinnten auf E. K. M. gerichtet seien, und bittet, es möge bezüglich der Mitteilungen, welche den Bayerischen Blättern und namentlich dem Fränkischen Kurier, den sich der katholische Adel in Württemberg vorzugsweise zum Organ der Einwirkung auf die öffentliche Meinung auserkoren habe, zugesendet werden sollen, und die ebenso wahr als in guter Absicht geschrieben und bezüglich der Sprache in den gehörigen Schranken jederzeit gehalten sein würden, die Zensur mit möglichster Milde, insbesondere während des nächsten Württemberg'schen Landtags, geübt werden.

Der Druck, unter welchem die katholische Kirche in Württemberg seufzt, ist allgemein bekannt. Katholische Priester, welche bei gemischten Ehen nach den Vorschriften der Kirche die Einsegnung verweigern, weil die Erziehung aller Kinder in der katholischen Kirche nicht zugesagt wird, werden abgesetzt und es überbietet also die Württemberg'sche Regierung hierin selbst die bayerische Kammer der Abgeordneten von 1831, die in ihrer Majorität sich dafür aussprach, daß ein katholischer Priester zu der benedictio nuptialis nicht gezwungen werden könne, wenn er nur die Proklamation vornehme und die Dimissorialien ausstelle.

Der an der Wallfahrtskirche auf Hohen Rechberg angestellte Priester wird gezwungen, an den Tagen, an welchen der Wallfahrtsort besucht zu werden pflegt, die hl. Messe bei grauendem Morgen zu lesen, damit die Wallfahrer keine hl. Messe dort mehr finden.

Die Beispiele ließen sich ins Endlose vervielfältigen. Die Bitte des Erbgrafen ist der Berücksichtigung wert unter der Bedingung,

1) daß die den bayerischen Blättern und namentlich dem fränkischen Merkur[1]) mitzuteilenden Artikel nicht den bestehenden

1) Offenbar ein Schreibversehen des Ministers.



allgemeinen Zensurvorschriften und, soviel insbesondere die katholischen Kirchenangelegenheiten betrifft, nicht den unterm 9. März 1838 allerh. vorgezeichneten, eine zulässige Freiheit gestattenden Normen zuwiderlaufen;

2) daß bei den die Vorkommnisse auf dem Württemberg'schen Landtag berührenden Artikeln in der Abfassung auf die bestehenden Bundesbeschlüsse sorgfältige Rücksicht genommen werde, nach welchem Berichte über die Landtagsverhandlungen eines Landes durch die Blätter anderer teutschen Staaten nur insofern veröffentlicht werden dürfen, als sie vorher in einem unter Zensur stehenden Blatte des beteiligten Landes selbst erschienen sind.

München, den 24. Sept. 1841. v. Abel.

Mit dieser Ansicht meines Ministers des Innern einverstanden, und so soll's gehalten werden, solange ich nicht anders verfüge. Ich weiß es, es ist wieder unpolitisch dieses mein Benehmen, dennoch erteile ich diese meine Entschließung. Von königl. Württemberg'scher Seite wurde bereits Beschwerde geführt und neue werden nicht ausbleiben. Daß 1. und 2. beobachtet werden, darauf streng zu halten.

Berchtesgaden, 26. Sept. 41. Ludwig.

3.

E. E. Ich kann es nur lebhaft bedauern, daß die unbesonnene, keiner Entschuldigung fähige Hitze des Redakteurs des Fr. Kuriers das Aufhören eines Blattes herbeiführen mußte, das in der kurzen Zeit seiner Existenz, besonders zur letzten Zeit den Katholiken Württembergs unbeschreiblich wichtige Dienste geleistet und dessen Mangel bei dem bevorstehend wieder beginnenden Landtage uns sehr unangenehm fühlbar erscheinen wird. Ich gebe unbedingt zu, daß die Regierung gegen die Redakteure so handeln mußte, wie sie gehandelt hat, und drücke meinen verbindlichsten Dank für den von E. E. dem Blatte bis zu jenem Augenblicke gewährten Schutz aus; die Bemerkung kann ich jedoch nicht unterdrücken, daß die Folgen des Aufhörens dieses Blattes nicht bloß allein um dessentwillen nachteilig sein dürften, als die Regierung dadurch ein ihr denn doch eigentlich

ergebenes Organ der Presse verloren hat, sondern auch für die Teilhaber an demselben in pekuniärer Hinsicht zum Teil wenigstens empfindlich genannt werden müssen, sodaß ein gewisses bitteres Gefühl getäuschten Zutrauens zu einem von der Regierung genehmigten Unternehmen nicht mehr unterdrückt werden kann, wenn nicht die Regierung, was ich sowohl in ihrem Interesse gelegen erachte, als auch einige Verbindlichkeit hiezu gegenüber den Aktionären vorhanden zu sein scheint, Mittel findet, durch Herbeischaffung eines anderen Redakteurs die Sachen wieder in Gang zu bringen. Mittel hiezu würden sich wohl finden und selbst das zeitweilige Aufhören des Blattes würde nur dazu gedient haben, demselben bei seinem Wiedererscheinen den reißendsten Absatz zu verschaffen.

Doch — soll ich Gerüchten und verschiedenen Mitteilungen trauen, so steht selbst anderen bayerischen Blättern ein ähnliches Schicksal bevor, und dies nebst anderen Ereignissen und Erscheinungen zusammengehalten, müßte den Millionen Katholiken Deutschlands in dem gegenwärtigen Momente nationalen Aufschwungs die trostlose Überzeugung gewähren, daß Bayern die entschieden schützende Stellung für dieselben zu verlassen gedenke, wodurch sie — und zwar vorzugsweise wir Katholiken in Württemberg — dem protestantisch liberalen Despotismus in die Hände geliefert sich erkennen müßten.

Unser Landtag beginnt in wenigen Wochen; ein entscheidender Kampf steht zu erwarten, von beiden Teilen rüstet man sich und ist zum Teile gerüstet; ein Unterhandeln wie ein Zurücktreten ist nicht mehr möglich. Möchte es der Politik Bayerns angemessen erachtet werden, uns auf diplomatischem und anderweitigem Wege Beistand zu leisten, uns Katholiken, deren einzige Bestimmung Dulden, Schweigen und Zahlen zu sein scheint, denen die ihre Interessen wahrenden Blätter fremder Staaten wie kleinen Kindern verboten werden und denen ein eigenes Blatt im Lande zu gründen, dieser Tage verwehrt wurde.

Dieses Verbieten der Gründung einer katholischen Zeitung im Lande harmoniert seltsam mit den Versicherungen, die mir in Stuttgart gegeben wurden, daß die Unterdrückung der



bayerischen Blätter eine nicht gegen die Katholiken Württembergs gerichtete, sondern nur eine von der Politik gebotene feindselige Demonstration gegen den bayerischen Nachbarstaat sei.

E. E. haben ohne Zweifel den infamen Artikel vom 23. Dez. im schwäbischen Merkur gelesen. Einer Widerlegung desselben hat dasselbe Blatt die Aufnahme verweigert. Die O. D. Zeitung, die „Sion“ und, wie ich hoffe, die historisch-politischen Blätter haben bereits und werden noch die Beantwortung übernehmen, woraus die ganze Lügenhaftigkeit jenes Artikels, der gewiß in einer impertinent groben aufreizenden Fassung gegeben, hinlänglich erhellt. Allein die Sache wird auch in unserer Kammer lebhaft zur Sprache kommen und die Koryphäen des Katholizismus sind begierig zu hören, wer den Beweis für die in jenem offiziellen Blatte gemachte Behauptung führen wird, daß dieselben den infamsten Jakobinern Frankreichs gleichzuachten seien.

Unter anderen Dingen, die zur Sprache gebracht werden müssen, ist auch etwas von großer Wichtigkeit, worüber Aufschluß zu erhalten mir von größtem Interesse, worüber Aufschluß zu geben in der Möglichkeit E. E. bei dem bestehenden guten Einvernehmen mit dem H. Nuntius gelegen wäre. Es scheint nämlich außer Zweifel, daß schon im verflossenen Frühjahr oder Frühsommer von Rom an das Domkapitel in Rottenburg die Aufforderung zur Verantwortung über sieben Punkte gelangt ist, diese aber von Jaumann und Venotti unterschlagen und im Einverständnis oder ohne Einverständnis mit der Regierung, jedenfalls ohne Wissen des Bischofs und des Domkapitels, fälschlich in dessen Namen beantwortet wurde. Hierüber kann nur der Nuntius die besten und sichersten Aufschlüsse geben, und könnte ich darüber etwas Offizielles erhalten, so wäre ich ungemein dankbar dafür — auf meine Verschwiegenheit wie auf meine Diskretion dürfen E. E. hierin, wie überhaupt in Allem, unbedingt sich verlassen. —

Sollte vielleicht in den Artikeln des Fränkischen Kuriers, von denen viele mir zugeschrieben werden wollen, irgend eine oder die andere Äußerung E. E. zu liberal und mit den kon-



servativen Prinzipien in Widerspruch stehend erschienen sein, so erlaube ich mir zu bemerken, daß man unter Verhältnissen, wie sie bei uns sind, manchmal genötigt sein kann, nach der homöopathischen Regel „similia similibus curantur" durchblicken zu lassen, was man tun könnte und welche Folgen dieses haben würde, wenngleich die Ausführung einer solchen Drohung nicht wohl im eigenen Interesse liegen kann.

Noch erlaube ich mir, um die Geduld E. E. auf sündhafte Weise in Anspruch zu nehmen, ein Wort über Eisenbahnen zu sprechen. Wir hatten im obersten Oberland das Projekt, eine Eisenbahn von der Iller bei Ferthofen an den See zu bauen, und hofften, daß dann von Augsburg bis Ferthofen gebaut würde. Diese Vereinigung, die sich dann in Tettwang nach Lindau und Friedrichshafen doppelt ausmünden sollte, schien uns den Interessen beider Länder angemessen zu sein. Allein in Stuttgart wird uns stereotyp erwidert, daß von Bayern jede Vereinigung absolut verweigert werde. Ich führe dies bloß an, um mein Bedauern auszudrücken, daß die Folge davon wohl die Einrichtung eigener Bahnen auf beiden Gebieten sein werde, womit die Gewißheit ihrer Nichtrentabilität unfehlbar verknüpft sein muß und unserm Oberlande, das sonst keine feindseligen Gesinnungen gegen seine Nachbarn hegt, unter diesem Rivalisieren beider Staaten empfindliche Nachteile bringen wird.

Vom Grafen Rechberg werden E. E. wohl mündlich schon gehört haben, daß die Gesinnungen unseres gnädigsten Herrn gegen Ihre Person nicht die günstigsten sind — ihm wie mir wird dies bei jeder Gelegenheit sehr unzweideutig zu erkennen gegeben; auch möchte ich E. E. infolge ebenfalls höchsten Ortes gefallener Äußerungen darauf aufmerksam machen, daß vielleicht in München selbst Briefe an Sie oder von Ihnen nicht immer direkt in die rechten Hände gelangen. Meine Schwester, die Gräfin Arco, könnte Ihnen hierüber Näheres mitteilen. Jedenfalls bitte ich E. E. Mitteilungen an mich durch meine Schwester Arco mir zustellen zu lassen.

Rechberg (?), den 18. Januar 1842.

Erbgraf von Zeil.



4.

E. E. Meinen Bemühungen ist es endlich gelungen, Zander zu bewegen nach Würzburg zurückzukehren, und ich hoffe, daß die Sache nunmehr endlich in Gang kommen sollte.

Das Bedürfnis eines selbständigen, die katholisch-monarchischen Prinzipien verteidigenden Blattes wird so allgemein gefühlt, daß ich fest überzeugt bin, sein Wiedererscheinen werde zahlreiche Abonnenten herbeiziehen. Wird Zander die Mäßigung und Klugheit beobachten, die ich ihm so sehr ans Herz gelegt und die zu beobachten er mir versprochen hat, so bereue ich die pekuniären Opfer nicht, die ich diesem Unternehmen schon gebracht, so wie ich zuversichtlich hoffe, daß E. E., wenn Sie Ursache haben werden, mit Zander zufrieden zu sein, billigen Anforderungen desselben seiner Zeit geneigtes Gehör nicht versagen werden.

Das Wiedererscheinen eines solchen Blattes kann nur im Interesse aller, die es mit der guten Sache halten, freudig begrüßt werden, und sein Erscheinen in diesem Augenblick wird auch das Gute haben, daß ihm nicht der Vorwurf gemacht werden kann, von der Regierung geschaffen worden zu sein, wenn es auf dem künftigen Landtage die Ansichten und Absichten derselben vertreten wird.

Was in meinen schwachen Kräften steht eine, wie man sagt, in der ersten Kammer sich bilden wollende Opposition zu verhindern, dürfen E. E. versichert sein, daß ich alles aufbieten werde. Graf Arco-Valley war bei mir in Stuttgart; ich habe im Verein mit Rechberg ihn in seinen guten Gesinnungen bestärkt und auf ihn dürfte zuversichtlich zu rechnen sein. Graf Bassenheim, ein wohl nur wegen seinem Ja oder Nein zu beachtendes Mitglied der ersten Kammer, dürfte vielleicht meinen Worten einiges Gewicht beilegen und ich werde ihm gehörig zusetzen. Mein Schwager, Graf Preysing, ist schon halb bekehrt und bis zum Herbste stehe ich gut für ihn, und durch ihn könnte vielleicht auch Stauffenberg, wo nicht um-, doch gelinder gestimmt werden. Unsere Feinde sind zwar



tätig, aber auch unsererseits ist man endlich wach geworden und der Himmel wird seinen Beistand nicht versagen, wenn man ihn nach pflichtgetreuer Anwendung der eigenen Kräfte um denselben anfleht.

Noch mit zwei Worten über den Stand unserer kirchlichen Angelegenheiten in Württemberg! Nachdem alles Lavieren zu nichts führte, stimmten wir katholische Standesherren endlich einmal ein anderes Lied an, welches sehr verständlich dahin lautete, daß, wenn unsere protestantischen Standesgenossen, denen wir in materiellen Fragen schon so oft nachgegeben, hier nicht mit uns stimmen wollten, wir augenblicklich den Landtag verlassen und sie der Majorität der Regierungsmitglieder preisgeben würden. Wenn wir gleich dabei auch verlören, so zögen wir unsere geistigen Interessen doch den materiellen vor und würden in einer Kammer nicht mehr erscheinen, wo wir nicht einmal der Unterstützung unserer Standesgenossen gesichert seien, mit denen wir immer fest zusammengehalten hätten. Das wirkte! Ja sogar der Prinz Friedrich erklärte sich bereit mit uns zu stimmen und so kam man denn trotz aller Bemühungen des Fürsten Langenburg dahin überein, „daß, wenn aus meinem Berichte alles dem Könige Unangenehme, alles gegen die Protestanten Verletzende wegbleibe, sämtliche Standesherren und der Prinz F. dem Schlußantrage beistimmen würden, welcher so lauten müßte: „Die Kammer der Standesherren möge in Erwägung der auf die bischöflichen Motive sich beziehenden eingebrachten Petitionen S. M. den König in einer ehrfurchtsvollen Adresse bitten, allergnädigst geruhen zu wollen, Anordnungen treffen zu lassen, um die Rechte der katholischen Kirche in Württemberg und die Stellung derselben zum Staate auf geeignetem Wege bestimmter zu ordnen und festzustellen." Was der geeignete Weg sei, ist in dem K. Berichte genau angegeben. Nun muß der König Notiz davon nehmen und H. v. Schlayer erhält dadurch eine ungeheure Dementie! Auf dies hin habe ich dann meinen Bericht der Kommission übergeben und der Korreferent wird Mittwoch, den 17. Mai, in der Kommission seinen Bei- oder Gegenbericht vortragen und dann dürfte die

Sache in der Kammer selbst etwa den 20.—22. Mai vorgebracht und entschieden werden. Wir haben jedenfalls eine Majorität von wenigstens 3 Stimmen.

Seit 4 Tagen bin ich nach Hause zurückgekehrt, morgen gehe ich wieder nach Stuttgart ab.

Steutmünchburg (?), den 15. Mai 1842.

Erbgraf von Zeil.

5.

E. E. gratuliere ich, dem Könige, dem Lande, ganz Deutschland kondoliere ich.

Die Gesinnungen der aufrichtigsten Verehrung und der freundschaftlichsten Anhänglichkeit sind mehr als je dieselben.

Für meine zukünftige Stellung sind diese Ereignisse von entschiedenen Folgen. Unser Präsident, Fürst Langenburg, ist krank und zwar so, daß er wohl seine Stelle niederlegen wird, es wäre nicht unmöglich, daß ich sein Nachfolger würde, dann bin ich freilich vorzugsweise an Württemberg gebunden.

Stuttgart, 20. Februar 1847. Fürst Zeil.

6.

E. E. Wer, wie ich, einen bestimmten Zweck verfolgt und daraus sich eine Lebensaufgabe gemacht hat, den schrecken keine Möglichkeiten irgend welcher Art zurück, sein Ziel beharrlich zu verfolgen.

Mir ist die Freiheit der katholischen Kirche stets höher gestanden als alle andern Verhältnisse, auf diesem Boden muß Thron, Staat, Aristokratie etc. sich befestigen, sonst ist alles vergebens. Diese festhaltend habe ich die Bewegung des Jahres 1848 da, wo ich wirken konnte, ergriffen, und, Gott Lob, es ist mir gelungen, den letzten Kern eines noch ziemlich guten Volksstammes, das katholische oberschwäbische Volk, vollkommen den Händen des bureaukratischen und advokatischen protestantischen Terrorismus zu entreißen und in meine Hände zu bringen.

Hätte der katholische Adel Württembergs meinem Beispiel gefolgt und zur Rettung des Prinzips die Personen fallen lassen,

die Gestaltung Württembergs zum Guten läge jetzt in seinen Händen. So aber stehe ich allein, meine Gesundheit ist ruiniert, meine Stellung eine ungeheuer schwierige, um von dem schmalen Pfade, auf dem ich wandle, nicht in den revolutionären Abgrund hinunterzustürzen.

Noch stehe ich, Gott Lob, fest und sicher nach allen Seiten, aber ich fühle, daß ich auf die Länge nicht mehr die nötigen Kräfte besitze, um diese Stellung zu halten.

Soll Rettung für Kirche und monarchisches Prinzip noch kommen, so muß es von Außen her geschehen. Die Artikel, welche nach und nach in der Augsburger Postzeitung erschienen sind, lassen mich diese hoffen.

E. E. mögen ermessen, ob der beifolgende Aufsatz, den ich heute Nacht niederschrieb und durch sichere Hand Ihnen zukommt, jetzt am Platze ist. (Mein Schwager weiß durchaus nichts von dem, was er Ihnen zu überreichen die Ehre hat.) Erscheint derselbe in der Postzeitung, so weiß ich genug, das weitere wird in der Ständeversammlung angeregt werden.

Ich habe nur beizufügen, daß ein Bekanntwerden der Autorschaft mich vollends ruinieren würde, da man in Stuttgart mit Sehnsucht darauf paßt, mich fassen zu können, was ich nur im Interesse der Sache bedauern würde. Zu meiner Rechtfertigung führe ich nur an, daß mein Untertanenverhältnis in Württemberg auf einem Staatsvertrag beruht, der von König und Regierung, nicht von mir, völlig aufgelöst wurde, und zwar nicht etwa bloß aus Not und gezwungen, sondern großenteils absichtlich und mutwillig und aus ingrimmigem Haß gegen Katholizismus und Aristokratie. Der etwas spät zur Besinnung gekommene Adel, die katholische Geistlichkeit, die Bürger und Bauern denken jetzt so, wie ich, und wie es der Aufsatz ausspricht; dafür garantiere ich.

Zeil, 13. Febr. 50. Fürst Zeil.

XXII.

Die wahren Gründe der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland.

Von P. Konstantin von Hohenlohe O. S. B.

(Fortsetzung.)

Sind wir an dem Punkte angelangt, wo das kanonische Recht auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung und seines größten Einflusses steht, so müssen wir einen Augenblick verweilen, um uns darüber Rechenschaft zu geben, worin hauptsächlich jene Verbesserungen liegen, welche das Christentum dem Zivilrechte gebracht hatte. Da handelt es sich zunächst um den Rechtsbegriff selber. Wir wissen, daß die Römer einen idealen Rechtsbegriff besaßen, daß sie in der Suche nach dem billigen Rechte (ius aequum) Großes geleistet hatten. Darauf ruht ihr ausgebildetes Obligationenrecht, wenn sie aus der Natur der Dinge die Verpflichtungen der Kontrahenten in den verschiedenen Kontraktsfiguren festsetzen; darauf beruht der logische Aufbau des römischen Prozesses, nachdem es ausgemacht erschien, daß, wer ein Recht behauptet, die rechtserzeugende Tatsache beweisen müsse; darauf beruhen die prozessualen Ausreden, die Entkräftung von Geschäften, die aus Irrtum, Zwang oder Furcht abgeschlossen sind; darauf ruht die grundlegende Unterscheidung in dingliches und persönliches Sachenrecht.

Das hatte alles die Kirche reichlich in ihr Rechtssystem aufgenommen und sich durch Verbreitung der römischen Prozeßregeln das Verdienst erworben, die vernunftwidrige Beweismethode durch Gottesurteile zu überwinden. Trotz aller dieser unsterblichen Verdienste vermochte das römische Recht das Los eines großen Teiles der Menschheit, die im Sklavenjoche schmachtete, nicht zu verbessern. Hier ist es, wo die Verbesserung durch das kanonische Recht einsetzt, und zwar an der Wurzel sucht die Kirche das Übel zu erfassen, an der rechtsphilosophischen Grundlage des ganzen Rechtsgebäudes.



Für diese grundlegende Verbesserung des römischen Rechtssystems durch die Kirche gibt uns das Werk des Kirchenvaters Laktantius „Institutiones divinae“[1]) Aufschluß. Hier wird uns dargelegt, warum die Römer die wahre Gerechtigkeit nicht finden konnten. Sie gaben sich darüber nicht Rechenschaft, daß die beigeordneten Tugenden der Gerechtigkeit die pietas und die aequitas sind. Pietas ist nichts anderes als die richtige Erkenntnis Gottes. Ohne den richtigen theologischen Begriff von Gott ist es unmöglich, das richtig abzuwägen, was dem einzelnen zukommt. Ohne den wahren theologischen Gottesbegriff kommt man nicht zur richtigen Einsicht, daß wir im Grunde alle gleich sind. Rechtlos sollte in einer christlichen Gesellschaftsordnung niemand sein. Das ist der erste große Fortschritt, welchen das kanonische Recht der Welt gebracht hatte. Gott hat alles nach einem ewigen Plane der lex aeterna geschaffen. Diese lex aeterna lebt in den Geschöpfen in der lex naturalis, welche durch keine menschliche Satzung umgestoßen werden kann. Erst seitdem das kanonische Recht entthront ist, kann uns jeder Tag die Möglichkeit bringen, das Eigentum abgeschafft oder einen Teil der Menschheit wieder in Knechtschaft zu sehen.

Was das Personenrecht betrifft, so sucht die Kirche die Ehe allem profanen Einflusse zu entziehen. Sie hat sich zur Hüterin der unauflöslichen monogamen Ehe gemacht und die Ehegesetzgebung allein in die Hand genommen. Wenn auch diese kirchliche Ehegesetzgebung auf der römischen aufgebaut ist, so ist doch alles aus derselben entfernt, was die römische Ehe zu einem politischen Institute einer exklusiven herrschenden Klasse gemacht hatte.[2])

Im Mittelpunkte des kanonischen Rechtes steht die Anstalt, welche Teile des Volksvermögens der Willkür und der Laune einzelner entzieht und höheren Idealen dauernd dienstbar macht. Die formale Strenge hat im ganzen Rechtssysteme, namentlich

1) Patrol. Migne Vol. 595 Lib. V cap. XV.

2) C 6 X 2, 1 und dazu Dernburg, Pandekten I Berlin 1902 auch Zeitschrift „Kultur“ XII 1911 S. 299.

im Prozesse, viele Milderungen erfahren, was Armen und Niederen ermöglicht, ihre Rechtsansprüche zu verfolgen.

Die Kirche hat den Begriff des Strafrechtes und des Kriminalrechtes geläutert und die Notwendigkeit einer öffentlichen Moral in der Gesellschaft klargelegt, auf deren Aufrechthaltung von amtswegen zu dringen ist.[1]) Dadurch hat das kanonische Recht weltgeschichtliche Bedeutung erlangt für die Scheidung von Strafrecht und Zivilrecht, von Strafprozeß und Zivilprozeß, von Strafdelikt und Zivildelikt. Das kanonische Recht hat die Strafen gemildert, auch ist es weniger bekannt, daß die Gefängnisstrafe zuerst von der Kirche eingeführt wurde. Der größte Fortschritt aber, welchen die päpstliche Gesetzgebung dem Zivilrechte gebracht hatte, lag in der Abschwächung des individualistischen römischen Genußeigentums durch soziale Temperamente. Wie diese Umgestaltung des römischen Eigentumsbegriffes in den justinianeischen Interpolationen angebahnt wurde, haben wir bereits angedeutet.

Cathrein[2]) faßt die Lehre des hl. Thomas über das Eigentum in folgende Worte zusammen: „Nach katholischer Auffassung ist ferner der Eigentümer nicht unumschränkter Herr seiner Güter, sondern gewissermaßen ein von Gott bestellter Verwalter, der dieselben nicht ausschließlich zu seinem eigenen Vorteile, sondern auch zum Wohle der Gesellschaft, insbesondere der notleidenden Mitmenschen gebrauchen soll und seinem höchsten Herrn einst strenge Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen muß. Das ganze wirtschaftliche Leben wurde durch diese Lehre allmählig umgestaltet, und besonders wurde eine gleichmäßige Teilnahme aller Glieder der Gesellschaft an den Früchten des Eigentums herbeigeführt."

Was das Eigentum betrifft, sagt der heilige Thomas,[3])

1) C 24 X 5, 1; C 16, 17 X 5, 1; Espinay de l'influence du droit canonique sur la legislative française. Toulouse 1856. S. 122.

2) „Katholische Kirche und Kultur", Stimmen aus Maria Laach Bd. 63, 1902, S. 138.

3) Summa II II qu. 66 art. 1: „Bona temporalia, quae homini divinitas conferuntur, eius quidem sunt quantum ad pro-



sollen die Güter in festen Händen sein, was ihren Genuß betrifft, soll der Eigentümer so viel als möglich andere daran teilnehmen lassen. Der heilige Thomas ist kein Sozialist. Er verteidigt ausdrücklich das Privateigentum, weil es der einzige genügende Sporn zur Arbeit, weil es allein Ordnung und Freiheit in der Gesellschaft harmonisch vereinigt, weil es für die Erhaltung des Friedens in der Gesellschaft notwendig ist. Er nennt deshalb die zeitlichen Güter bona externa. Sie sind an sich anzustreben, nur muß dies auf richtige Weise und mit den rechten Mitteln geschehen. Zu großer Mangel an irdischen Gütern ist auch ein großes Übel, eine große Seelengefahr. Denn die äußeren Güter müssen uns helfen, Körper und Geist zur Entwicklung zu bringen. Ohne zeitliche Güter sind wir in großer Gefahr unser ewiges Ziel, die Anschauung Gottes nicht zu erlangen. Unbildung und Roheit sind die Ursachen der meisten Sünden.

Wie aber dieser erhabenen Lehre gemäß den Eigentumsbegriff juridisch formulieren? Unsere Gegner sind gleich bei der Hand, uns die Verwechslung von Moral und Recht vorzuwerfen. Ein angesehener moderner italienischer Schriftsteller[1]) fühlt sich veranlaßt im Kampfe gegen die Übertreibungen des Altruismus, welche die Grundlagen des Rechtes untergraben, alles auf eine verschwommene und unsichere Basis stellen und das Recht seiner Wissenschaft berauben, zu behaupten, daß man auf diese Weise auch dahin gelange, das Almosen zu einer

prietatem, sed quantum ad usum non solum debent esse eius, sed etiam aliorum, qui ex eis sustentari possunt ex eo, quod ei superfluit." — Über den Eigentumsbegriff des heil. Thomas: Schneider in Commers Jahrbuch Bd. 9, 1895 S. 283, ferner Walter: Das Eigentum nach der Lehre des heil. Thomas von Aquin und des Sozialismus, Freiburg 1895, desgleichen Schaub, Freiburg 1898. Die Eigentumslehre im materialistischen Sinne behandelt Samter, Der Eigentumsbegriff, Jena 1878, doch beachtenswert wegen der Betonung des gesellschaftlichen Charakters des Eigentums.

1) Brunetti, il delitto civile Firenze 1906. S. 21 f.



Rechtspflicht zu machen und dem Bettler einen Schadenersatzanspruch zu gewähren, dem der Reiche die milde Gabe verweigere. Dagegen sei hier noch einmal festgestellt, daß derartiges weder Thomas noch irgend ein katholischer Schriftsteller behaupteten. Die kirchlichen Wissenschaften sind sich über den Unterschied von Recht und Moral völlig klar, haben immer unterschieden zwischen dem, was man dem Nächsten aus Liebe (ex caritate) und von rechtswegen (ex iure) schulde. Was ist aber nun, was dem Nächsten als das Seinige (tamquam suum) gebührt? Darüber entscheidet die Eigentumsordnung, die vom positiven Gesetze festgestellt wird. So überschreibt sich der erste Titel des 41. Buches der Digesten: „de modo acquirendi dominium“. Unter den Eigentumserwerbsgründen steht dem heiligen Thomas obenan die Arbeit. Sie ist die erste und vorzüglichste Art, Eigentum zu erwerben, weil sie den geoffenbarten Wahrheiten gemäß notwendig ist, um unser Heil zu wirken.

Wir wollen also wissen, wie soll die erhabene Lehre des heiligen Thomas über das Eigentum juridisch formuliert werden? Die Lösung liegt einerseits in der Eigentumsordnung, in der Festsetzung der Eigentumserwerbsarten, andererseits in der Regelung des Gebrauches der Güter, der Ausschließung willkürlichen Mißbrauches derselben, endlich in der Differenzierung des Eigentumsbegriffes je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes, welcher im Eigentume steht. In jeder dieser Beziehungen bildet das Corpus iuris canonici eine verbesserte Auflage des Corpus iuris civilis. Eine richtige Verwendung der zeitlichen Güter verbürgte in der mittelalterlichen Ordnung einerseits der sehr ausgebildete Kollektivbesitz, die kirchlichen Stiftungen, der Familienbesitz, die unzähligen Bindungen und Verschränkungen von dinglichen und persönlichen Rechten, welche das germanische christliche soziale Leben geschaffen. Die kanonische Eigentumsordnung wurde mächtig beherrscht durch das Wucherverbot und die Lehre vom gerechten Preise, welche die arbeitslose Massenhäufung von reinem frivolen Genußkapitale verhinderte.



Über den Mißbrauch des Eigentums sagt Pesch[1]): „Sodann steht es der Staatsgewalt zu, soweit es sich um unzweifelhafte Forderungen des allgemeinen Wohles handelt, Bestimmungen über die Art und Weise des Gebrauches der Eigentumsobjekte zu treffen. Niemand ist befugt, sein Eigentum zum Schaden anderer zu verwenden . . ."

Auch darin scheint uns das Corpus iuris canonici bahnbrechend. Gregor IX. sagt[2]): „Si culpa tua datum est damnum . . . iure super his satisfacere te oportet." Im römischen Rechte war der Ersatz aus Delikt an Tatbestände geknüpft. Hier stellt Gregor den allgemeinen Zivildeliktsbegriff auf, der uns im § 1382 des Code Napoleon, dem § 1151 des italienischen Codice civile Italiano, wie in den meisten modernen bürgerlichen Gesetzbüchern begegnet. Wer dem andern mit Schuld Schaden zufügt, ist zum Ersatze verpflichtet. Unter dem Schaden steht in erster Reihe der Schaden am Vermögen. Und bei richtiger Handhabung — wie sie beispielsweise auch teilweise in der französischen Praxis zum Ausdrucke kam — könnte im Sinne, wie Pesch es andeutet und der hl. Thomas es ausgeführt hat, dem Mißbrauche des Eigentums gesteuert werden. Es könnte auf diese Weise gelingen, gewisse mißbräuchliche, schrankenlos individualistische und egoistische Eigentumsverwendungen auszuschließen. Wie die vom Tribunen Aquilius eingeführte exceptio doli ein Korrektiv der Prozeßordnung wurde und einen großen Fortschritt des Zivilrechtes bedeutet; wie die Bereicherungsklagen ein Korrektiv vom Standpunkte der Billigkeit für die Eigentumsordnung wurden, so könnte der vom kanonischen Rechte eingeführte allgemeine Zivildeliktsbegriff ein Mittel sein, um gleichfalls vom Standpunkte der Billigkeit eine mißbräuchliche Verwendung des Eigentums zu verhindern. Das wäre eine neue Handhabe, das römische Genußeigentum im Sinne des heiligen Thomas umzugestalten. Leider

1) „Pflichten und Schranken des Eigentums." Stimmen von Maria Laach, Bd. 49, 1895, S. 24.

2) C 9 X 5, 36.



ist dieser Gedanke im heutigen Zivilrechte nur in unvollkommener Weise verwirklicht worden. Österreich würde im § 1295 seines Bürgerlichen Gesetzes den allgemeinen Zivildeliktsbegriff besitzen, wie die Franzosen und Italiener. § 1295 erhält aber eine wesentliche Einschränkung durch den folgenden § 1305, der eine Verdeutschung der römischen Parömie „Qui suo iure utitur neminem laedit" darstellt. Damit steht der österreichische Zivildeliktsbegriff auf dem Standpunkte „Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt", und viele Ausschreitungen des Kapitalismus, des unlauteren Wettbewerbes, der Preissteigerungen für die notwendigen Lebensmittel, des Sachwuchers, der unlauteren Börsenspekulationen können durch den zivilen Schadenersatz nicht bekämpft werden. Leider hat dies auch die am 19. März veröffentlichte Novelle nicht berücksichtigt. Noch erübrigt es etwas über die verschiedenartige Behandlung von Eigentum an beweglichen und unbeweglichen Dingen zu sagen. Darüber bemerkt Pesch[1]): „Von höchster Bedeutung ist, daß die gesetzliche Behandlungsweise des unbeweglichen Eigentums nicht genau dieselbe sei wie die Behandlung des beweglichen Eigentums. „Das Gegenteil, sagt Lehmkuhl, „hieße den Unterschied verkennen, der im unbeweglichen und beweglichen Eigentum selber liegt und in seiner Bedeutung für das ganze gesellschaftliche Leben. Die Rechtsbehandlung einer Sache muß dem Wesen und der Bedeutung der Sache entsprechen." Stärker noch drückt Tapurelli denselben Gedanken aus und alle katholischen Sozialpolitiker fordern ein besonderes Agrarrecht.

Für die Verwirklichung derartiger Ideen im Corpus iuris canonici bürgte vor allem der Bund, den das kanonische Recht mit dem germanischen Rechte eingegangen war. Das kanonische Recht hat die große Synthese zwischen Romanismus und Germanismus vorgenommen, und im Corpus iuris canonici, der neuen Auflage des Corpus iuris civilis, überwog fast der Germanismus, sozusagen nicht quantitativ aber qualitativ, nämlich bezüglich der wichtigsten und grundlegenden Ideen.

1) l. c.



Über das Wesen des germanischen Eigentums sagt Randa:[1]) „So finden wir im Gegensatze zu dem an der konzentrierten Machtvollkommenheit des Eigentümers festhaltenden römischen Rechte namentlich bei den germanischen Völkern unter dem Einfluß feudaler Verhältnisse die ausgeprägte Tendenz, gewisse mehr oder weniger ausgedehnte Nutzungsrechte an Grund und Boden vom Eigentume los(zu)lösen und zu selbständigen und eigenartigen Rechten (zu) entwickeln“ ....

Somit war nicht nur eine mögliche Trennung von Eigentum und Genuß desselben, ein größerer Kreis von Interessenten am selben Grundstücke, ein mehr von vornherein geregelter Gebrauch und somit Ausschluß des Mißbrauchs des Eigentums, vor allem auch eine Distinktion von Eigentum an Mobilien und Immobilien gegeben. Daneben hatten sich im Kirchenrechte die eigentümlichen Rechtsverhältnisse des Benefiziaten[2]) an der

1) Das Eigentumsrecht, Leipzig 1884.

2) C. 5 X 3, 25; C 2 X 3, 24; C 5 X 3, 24; C 1 X 1, 41; Vering sagt, Lehrbuch des Kirchenrechts Freiburg i. Br. 1876, S. 676, über diese Rechte des Benefiziaten an der Pfründe: „Er soll beim Amtsantritt ein Inventar errichten, das Gut unter Aufsicht des Bischofs verwalten, possessorische und petitorische Klagen in Betreff der zur Pfründe gehörigen Gebäude und Grundstücke und Forderungsklagen in Betreff der Pfründenkapitalien mit des Bischofs Erlaubnis anstellen. An den Früchten erwirbt er durch Separation das Eigentum, er darf die Substanz des Gutes verändern, kann für Verbesserungen Ersatz fordern, haftet aber für Deteriorationen. Er kann die zum Grunde gehörigen Grundstücke auch verpachten; jedoch gelten diese Verpachtungen nur auf die Lebenszeit des Benefiziaten und nicht zum Nachteil des Nachfolgers. Bei Pfründenwaldungen muß der seit Erlangung der Pfründe erfolgte Zuwachs abgeschätzt werden, und erhält der Benefiziat bei der Holzfällung den Wert dieses Zuwachses. Der Benefiziat hat ferner das Recht, die Zinsen der zu seinem Benefizium gehörigen Kapitalien zu erheben. Auch kann er ohne weiteres Prozesse zur Eintreibung von Zinsen, Miet- und Pachtgeldern anstellen. Der Kirche haftet der Benefiziat in Betreff der Pfründengrundstücke und Kapitalien wie ein Vormund .... Die Kirche hat gemeinschaftlich gegenüber dem Pfründner auch eine in integrum restitutio wie ein Minderjähriger“.



Pfründe ausgebildet, die gleichfalls den römischen Eigentumsbegriff im thomistischen Sinne modifizieren und die gleichfalls auf das zivile Recht maßgebend wurden.

Vor einigen Dezennien wurde im österreichischen Parlamente die Frage aufgeworfen, ob der Pfründenbesitzer Eigentümer sei, und ob ihm demgemäß das Wahlrecht im Großgrundbesitze zustehe. Unger hat das damals verneint und den Pfründenbesitzer mit dem Vasallen verglichen. Es ist das nicht richtig. Das Benefizialwesen der Kirche ist nicht aus den römischen Instituten des Prekariums oder der Amphyteuse, nicht aus dem germanischen Lehenswesen hervorgegangen. Es ist ein ganz eigenartiges rein kanonisches Institut, gleichzeitig höchst ingenios, um einerseits für die Bedürfnisse des Amtsträgers aufzukommen, andererseits auf alle mögliche Weise seinen Amtspflichten Vorschub zu leisten. Man kann sich heute, wo die Angehörigen unserer Braven, die im Felde stehen, oft reichliche Besoldungen beziehen, überzeugen, wie unzweckmäßig oft Gehalte verwendet werden, wenn diese Verwendung ganz der Willkür überlassen ist. Ein Angestellter der Kirche, dem ein Acker zu Gebote steht, wird naturgemäß zuerst essen und die nötigen physischen Kräfte für seine Berufsarbeiten sammeln, dann kommt erst das Übrige und der Überfluß fällt an die Armen, ganz abgesehen davon, daß Rüben und Kartoffeln immer Lebensmittel bleiben, während das leidige Geld schließlich nur ein Wertmesser bleibt, der den mannigfachsten Schwankungen unterliegt.

Eine solche schon gleichsam vorgezeichnete Gebrauchsanweisung des Besitztums konnten die Römer, kann auch Unger nicht Eigentum nennen. Auch der gegenwärtige Unterrichtsminister Hussarek will in seinen sonst geradezu ausgezeichneten, von einer tiefen Auffassung des kanonischen Rechtes zeugenden Artikeln im österreichischen Staatswörterbuche [1]) den Pfründenbesitz in anstaltsmäßiger Weise konstruieren. Diese juridische Konstruktion ist beispielsweise für das Kloster außerordentlich zutreffend und rein kanonisch. Ich glaube aber, daß sie für

1) II S. 353.

den Pfründenbesitzer doch nicht ganz anzuwenden ist. Man kann ihn nach meiner Ansicht nicht rein als einen Verwalter eines Anstaltsvermögens ansehen, weil er doch ein dingliches Recht (ius in re) an der Pfründe erwirbt und andererseits doch bis zu einem gewissen Grade frei über die Einkünfte verfügt: es ist dieser Gebrauch nur gewissermaßen vorgezeichnet. Es ist eben eine originelle, dem thomistischen Eigentumsbegriffe entsprechende Modifizierung des Eigentums.

Im Mittelalter hat aber diese neue beschränkte Eigentumsart des Benefiziaten auch auf die bürgerlichen Verhältnisse Einfluß gewonnen. Darüber sagt der Heidelberger Professor Schröder [1]) in seiner deutschen Rechtsgeschichte: „Durch die zuerst nur von den geistlichen Grundherrschaften geübte Praxis, Teile ihres Grundbesitzes auch an Freie zu Prekarien- und Benefizienrecht zu verleihen, wurden jene Hofgemeinden mehr und mehr auch auf freie ‚Landsiedel' oder ‚Landsassen', deren Hufen man als mansi ingenuiles zu bezeichnen pflegte, ausgedehnt. So setzten sich die herrschaftlichen Güter aus dem Herrenhofe und in der Gewere von freien Hörigen oder unfreien Hintersassen befindlichen Höfen (mansi vertiti) zusammen."

Wir sehen hier, wie unter dem direkten Einflusse des kanonischen Rechtes der Eigentumsbegriff, der die Nutzung des Eigentums gar vielen zukommen läßt und gleichzeitig die Willkür des Eigentümers einschränkt, sich verbreitet. Die verbesserte Auflage des Corpus iuris civilis hat Schule gemacht.

Aber nicht nur Sachenrecht sondern auch Obligationenrecht standen unter diesem wohltätigen Einflusse. Die Eigentumsordnung wie das Obligationenrecht werden vom Wiederverbote beherrscht, bei der Preisbildung tritt an Stelle der Konjunktur der gerechte Preis. Römer und liberale Freihändler überlassen die Preisbildung dem Zufalle der Konjunktur, Marx läßt den Wert der Sache durch die zur Erzeugung aufgewandte Arbeit

1) Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig 1898. 3. Auflage. S. 211.



bestimmen, St. Thomas vor allem durch den Nutzen, den eine Sache für jemanden hat. Die ganze Rechtsordnung darf nicht den Zweck verfehlen, die göttliche Ordnung zu verwirklichen, jedem einzelnen in gleicher Proportion das Nötige zu bieten, was zu seiner Vervollkommnung und zur Erreichung seines ewigen Zieles vonnöten ist. Die Rechtsordnung ist nicht geschaffen, um dem Eigennutze und der Hoffart einiger weniger zu dienen.

Haben wir im Vorhergehenden gesehen, in welcher Weise das kanonische Recht das römische umgestaltet, so werden wir nun leicht begreifen, was die Ursachen der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes gewesen sind. Wir haben schon erklärt, daß wir diesbezüglich eine neue von den bisherigen Resultaten der wissenschaftlichen Forschung verschiedene Meinung vertreten. Und so ist es notwendig, zunächst die bisher landläufigen Annahmen darzulegen. Dabei wollen wir von einem Buche ausgehen, welches im großen Ansehen steht und die bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung über die Rezeption feststellt. Es ist dies ein Buch, das betitelt ist: „Die Ursachen der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland von Georg v. Below. München u. Berlin, 1905.“ Wir müssen uns allerdings sogleich verbessern, wenn wir feststellen, daß dieses viel gelesene Buch keineswegs alle Ergebnisse der bisherigen diesbezüglichen Forschung feststellt. Denn es ignoriert, was Bruder im Herderschen Staatslexikon und der Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, was Pesch, Cathrein, Lehmkuhl, Pachtler, Hammerstein an vorzüglichem darüber in den Stimmen von Maria Laach veröffentlicht, was Tuparelli, Willmann über diese Frage geschrieben. Catholica non leguntur! Herr von Below darf sich aber auch nicht wundern, wenn sein Buch in einem Fiasko ausklingt, wie in einem „semper ignorabimus“, wie in einer unbefriedigenden Lösung durch äußerliche ungenügende Gründe, die eine ganze Schar von ungelösten Zweifeln und von Unbefriedigtheit zurücklassen. Wie auch eine Frage lösen mit Außerachtlassung gerade dessen, was im Brennpunkte, im Mittelpunkte dieser Frage steht,



der Frage des Christentums und seiner Beziehungen zum Rechte. Ich möchte absichtlich den christlichen und nicht den konfessionellen Standpunkt betonen.

Ich möchte sagen, nicht der Protestantismus im Gegensatze zum Katholizismus hat die Rezeption in Deutschland bewirkt, sondern ich möchte sagen, es ist der ungezügelte Individualismus, der nach Befreiung aller jener Fesseln ringt, die ihm das Christentum auferlegt. Das ist der tiefste und letzte Grund der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes. Das löst auch alle Zweifel des Herrn von Below, der in einer Anmerkung von ungefähr andeutet, daß einige die Frage der Rezeption mit der konfessionellen Frage in Zusammenhang zu bringen suchten, denen er entgegenhält, daß im lutherischen Württemberg der Prozeß der Rezeption überraschend schnell vor sich ging, während im gleichfalls lutherischen Sachsen der Sachsenspiegel dem fremden Eindringling gewaltigen Widerstand leistet. Ich möchte dabei Herrn von Below erinnern, daß das Reichskammergericht das Corpus iuris civilis wie canonici sowie das langobardische Lehensrecht rezipierten, also vollständig disparate Dinge und daß es schon deshalb ganz ungeeignet ist, von einer Vollendung der Rezeption im Jahre 1495 zu sprechen. Ich will ihn ferner daran erinnern, daß auch nach der Reformation die Lutheraner am kanonischen Rechte festhielten. Es hat noch Jahrhunderte gedauert, bis der Rationalismus dem abgeirrten Protestantismus den Glauben völlig entriß und dem Siege eines rücksichtslosen Individualismus und der Entchristlichung der Gesellschaft die Wege bereiten konnte.

Es ändert nichts an der Wahrheit und Stichhaltigkeit unserer Behauptungen, wenn wir Protestanten da und dort zähe am kanonischen Rechte festhalten sehen, oder wenn man uns nachweisen sollte, daß der eine oder andere der geistlichen Fürsten einem schrankenlosen Romanismus die Wege geebnet hätte. Auch die geistlichen Wissenschaften haben ihre Dekadenz gehabt und sind durch die Barockzeit durchgegangen, worauf ich beispielsweise zurückführe, daß wir noch heute in unserer katholischen Moral stellenweise einer absoluteren Behandlung des Eigentums-



begriffes begegnen, als selbst das heidnische Rom gekannt.[1]) Im übrigen hat man mit Recht so oft hervorgehoben, wie wenig sich gerade Zeitgenossen über die Tragweite gleichzeitiger Ereignisse Rechenschaft geben.

Hält uns Herr von Below aber England entgegen, das individualistischer und freihändlerischer gewesen sei als Deutschland und doch nie mit dem römischen Rechte zu tun hatte, so wollen wir dies entschieden bestreiten. Ich verweise diesbezüglich auf die vorzüglichen Vorlesungen,[2]) welche Vinogradoff an der Oxforder Universität über das römische Recht im Mittelalter hielt. Hier ist ein eigenes Kapitel dem Eindringen römischen Rechtes in England gewidmet. Allerdings gelangte nicht die Gesetzgebung Justinians, wohl aber das schon erwähnte Breviarium Alaricianum dorthin. Damit waren die Keime gelegt und so konnte, als durch die Reformation das kanonische Recht ausgeschaltet wurde, individualistische Rücksichtslosigkeit im englischen Reiche sich aufhalten.

(Schluß folgt.)

---

1) Wir meinen die Restitutionspflicht des gutgläubigen Besitzers für das Aequivalent einer fremden Sache, das sich noch in seiner Hand befindet. Vgl. darüber Hohenlohe: Gründe der Schadenersatzpflicht S. 170 f. und einen Artikel vom selben Verfasser, der in der Linzer theologischen Quartalschrift im Erscheinen ist.

2) Vinogradoff, Il Diritto Romano nella Europa medievale, Palermo 1914, tradotto dall' Inglese dal Prof. Riccobono.

XXIII.
Türkische Probleme.

I.

Der Präsident der türkischen Kammer, Hadji Adil Bey, schrieb jüngst an einen ungarischen Gelehrten: „Ungarn ist in erster Reihe ein Agrarstaat; die Türkei ist auch ein solcher und muß auch weiterhin ein Agrarstaat bleiben bis an das Ende der Zeiten. Das wissen wir sehr wohl und wollen wir. Ungarn steht mit seiner wirtschaftlichen Entwicklung nicht in so weiter Höhe über der Türkei, daß es für uns gefährlich sein sollte, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen."

An diesen Sätzen ist ein Doppeltes interessant. Die klare Erkenntnis des hochgebildeten Briefschreibers über die wirtschaftliche Zukunft der Türkei, und zweitens die Heranziehung desjenigen europäischen Agrarstaates zur Beihilfe, der noch kaum begonnen hat, von der Extensivwirtschaft zu einer etwas wissenschaftlicheren und förderlicheren Intensivwirtschaft überzugehen. Wenn der türkische Kammerpräsident behauptet, daß Ungarn sich nicht sehr viel über die türkische Landwirtschaft erhoben habe, so muß dem jedoch nachdrücklich widersprochen werden. Man kann an der Hand der bisherigen Eigentumsverhältnisse am Boden im Osmanischen Reiche leicht beweisen, daß man in den weitesten bäuerlichen Kreisen nicht über einen fast urzuständlichen Landwirtschaftsbetrieb hat hinauskommen können. Und da es für die Türkei eine Lebensfrage ist, ob der Bauernstand nach und nach auf einen grünen Zweig kommt oder nicht, so ist es auch für uns bedeutsam, diese Verhältnisse kennen zu lernen. Jede innere Stärkung des Bundesgenossen ist für uns von höchster Wichtigkeit. Ebenso wichtig ist es aber auch, daß wir die Lebensverhältnisse genau kennen lernen, auf denen die uns befreundeten Balkanvölker ihr staatliches Dasein aufgebaut haben. Eine Übersicht über die Bodenverhältnisse und ihre angestrebte Reform dürfte darum sehr nützlich und willkommen sein.

* * *

Die Gebundenheit des Bodens hat kürzlich der geniale Bischof von Stuhlweissenburg, Dr. Ottokar Prohászka, als ein sehr großes Übel Ungarns beklagt, und er ist mit einem überraschend großzügigen Plane hervorgetreten, um auf dem Wege der Erbleihe die Fideikommisse, Kirchengüter und sonstigen gebundenen Bodenflächen dem Bauern und auch dem mittleren Besitzer zugänglich zu machen. Der Vorschlag, der davon ausgeht, daß ein gesunder Bauernstand, der sein Auskommen hat, das Rückgrat eines jeden Staates ist, der eben nicht ganz in Industrie und Weidewirtschaft aufgegangen ist, hat allerorten das größte Aufsehen erregt.

Das, was in demselben für Ungarn verlangt wird, strebt auch die osmanische Regierung an und verheißungsvolle Schritte sind schon unternommen worden. Zum vollen Verständnis der Sachlage muß ich die Fragen beantworten: Was ist? und: Was soll werden?

Was ist? Grundsätzlich sieht das Bodenrecht in der Türkei nicht so rückständig aus, wie es tatsächlich der Fall ist. Zunächst muß mit aller Deutlichkeit hervorgehoben werden, daß die Abgaben, von denen der türkische Staat lebt, in irgend einer mittelbaren oder unmittelbaren Form fast ausnahmslos auf den Bauer abgewälzt worden sind. Der marktgängige Wert eines Grundstückes spielt keine Rolle, sondern ausschlaggebend ist einzig und allein der Ertrag. Damit dieser nun nicht beeinflußt werde, wird Bauer und Land mit so vielen Stacheldrähten von gesetzlichen Bestimmungen und, was schlimmer ist, mit schier unglaublichen Auslegungen dieser Bestimmungen umklammert, daß der Bauer seit Jahrhunderten lediglich für andere gearbeitet hat.

Die osmanische Gesetzgebung unterscheidet verschiedene Arten von Land. Freies Eigentum mit vollständiger Verfügungsgewalt ist vorhanden. Demnach können damit alle üblichen Rechtsgeschäfte von Leihe, Tausch, Verkauf usw. vorgenommen werden. Erobertes Gebiet kann entweder zu freierem Eigentum übertragen werden, oder aber es wird Staatseigentum, das bestimmt ist, der Gesammtheit zu dienen. Aus diesem Staatseigentum

werden Höfe abgesondert, an denen der Belehnte nur die Nutznießung hat, oder aber eine Art von Eigentum, das jedoch zeitlich befristet ist. Wenn sich der Staat an diesem Lande lediglich das nackte bloße Eigentum vorbehält und die Erträgnisse einer frommen Stiftung überweist, so wird die tote Hand tatsächlich Eigentümerin.

Die bedeutsamste Feststellung, von der man schon vor ein paar Jahren allerlei in den Zeitungen lesen konnte, ist die, daß w e i t über die Hälfte alles unter dem Pfluge stehenden Landes den frommen Stiftungen gehört. Man nennt es mit einem Sammelnamen Wakufland. Gegenüber dieser geschlossenen Masse von Landeigentum spielen die anderen Arten nur eine untergeordnete Rolle, sodaß man die Bodenfrage in der Türkei nicht mit Unrecht die Wakuffrage genannt hat. Die Lösung der Frage, auf die einfachste Formel gebracht, würde etwa lauten: Aus den Nutznießungsrechten des Bauern ein mehr oder weniger freies Verfügungsrecht für eine bestimmte Reihe von Rechtsgeschäften zu machen. An sich wäre es nicht notwendig, diese Reform an eine völlige Einziehung des Stiftungsgutes zu knüpfen; es ließen sich auch w e s e n t l i c h e Verbesserungen der Lage des Bauernstandes erreichen, ohne daß man diesen letzten Schritt zu machen brauchte.

Worin liegt das Schädliche dieser Wakufeinrichtung begründet? Die Rechtsprechung in Bodenangelegenheiten liegt bei den geistlichen Gerichten sowohl für die Wakufgüter, wie auch für die meisten anderen Ländereien. Durch den Ausbau der an sich schon vorhandenen Sicherheiten, die das Interesse der toten Hand gewährleisten, und durch eine Kasuistik, wie man sie kaum anderweitig antreffen kann, hat diese Rechtsprechung es fertig gebracht, den Wakufbesitz immer mehr zu vergrößern. Daß das ungeheuere Beamtenheer der Güterverwaltung alle Hilfsmittel zur Festigung seiner Stellung rücksichtslos anwandte, liegt in der Natur der Sache. Die Macht, die es darstellt, war so groß, daß niemals jemand daran denken konnte, hiergegen anzugehen. Als die Jungtürken zur Gewalt gelangten, sahen sie sofort ein, daß hier eingegriffen werden müßte, wenn ihre politischen Pläne überhaupt von Dauer sein sollten.

Da aber die Türkei halb weltlicher, halb geistlicher Staat ist, so war zu besorgen, daß ein gewaltsames Vorgehen in Sachen der Bodenreform das ganze Gleichgewicht des Staates ernstlich gefährdet haben würde, wenn die geistliche Verwaltung der Wakufgüter sich gegen die Gewaltmaßregeln an die Gläubigen gewendet haben würde. Man mußte also mit der Wakufverwaltung unterhandeln. Auf Grund eines eingehenden Gesetzentwurfes, der im Jahre 1909 vorgelegt wurde, versuchten die Jungtürken die Lage zu bessern. An dem mangelnden Verständnis für die vaterländische Bedeutung der Reform, das sich besonders bei der toten Hand zeigte, scheiterte dieser erste Versuch vollständig. Die religiösen Leidenschaften, die zu Unrecht aufgestachelt worden waren, hatten gesiegt; den frommen Stiftungen wollte das Volk nichts nehmen lassen.

Konnte man den ganzen Plan nicht durchbringen, so versuchte man es mit Teilen desselben, die der Wakufverwaltung am wenigsten anstößig waren und wobei man, wenn nicht auf Mithilfe, so doch auf wohlwollendes Stillschweigen derselben rechnen konnte. Nachdem der Balkankrieg die Entwicklung jäh unterbrochen hatte, wurde die Arbeit später wieder aufgenommen. Es sind durch Dekret der Regierung eine Anzahl bedeutsamer Verbesserungen eingeführt worden, die in dem Maße bezüglich des Bodeneigentums in Kraft treten werden, als die vorgesehenen Katasteraufnahmen und andere technische Erfordernisse fortgeschritten sein werden. Für die Beleihung von Grundstücken sorgen moderne Hypothekenbestimmungen, sodaß die kreditbedürftigen Bauern — und das sind fast alle — in die Lage versetzt werden, Geld zu finden. Vorläufig aber nur erst bei türkischen Banken, da ausländischem Kapital jede Betätigung auf diesem Gebiete aus nationalistischer Eifersucht verboten wurde. Die Erwerbung von Grundbesitz durch die „Ungläubigen" ist so erschwert, daß in absehbarer Zeit eine nennenswerte Erwerbung von Land von ihrer Seite ausgeschlossen erscheint.

Vielleicht ebenso wichtig als die Neuerungen dieser Art ist das Bestreben die Wakufverwaltung innerlich zu erneuern,



indem entsprechend **ausgebildete** und tunlichst unbestechliche Beamte an die Stelle der alten Routiniers treten werden. Dieser Ersatz kann natürlich nur langsam vor sich gehen, weil man die neuen Beamten nicht aus der Erde stampfen kann. Da es aber ein Ehrenpunkt der jungtürkischen Verwaltung ist, gerade auf diesem Gebiete recht bald vollberechtigt neben Europa hintreten zu können, zudem die Aufhebung der Kapitulationen gewissermaßen eine einwandfreie Beamtenschaft zur notwendigen Voraussetzung haben mußte, so darf man sicher sein, daß die Fortschritte gerade auf diesem Gebiete größere sein werden, als man beim langsamen Orient sonst erwarten dürfte.

Die Frage der Besteuerung ist auch schon ein gutes Stück vorwärts gekommen. Erleichtert wird die Neuordnung dieser Angelegenheit dadurch, das die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit der Türken durch den Krieg namentlich in Zollangelegenheiten eine fast vollständige geworden ist. Ohne schützende Kapitulationsrechte kann jetzt der Levantiner, können jetzt die ausländischen Unternehmungen durch Zölle gefaßt werden. Die Türkei, die bisher in allen selbständigen wirtschaftlichen Maßnahmen durch die sich bekämpfenden Botschafter behindert wurde, kann jetzt, wenn sie will und imstande ist, ertragfähige Dinge selbst ausbeuten. Luft und Licht ist geschaffen, der Fortschritt hat freie Bahn und durch den Gegenseitigkeitsvertrag mit Deutschland ist die Türkei auf die Linie der Ebenbürtigkeit bei Vertragsabschlüssen hinaufgehoben worden.

Wenn jetzt die Bauernfrage und auch die Frauenfrage recht bald und gründlich gelöst werden sollten, dann darf man wohl einen Aufstieg voraussehen, der ihrem neuen kriegerischen Ruhme entsprechen wird.

II.

Imhoff-Pascha hat sich jüngst über die türkischen Pläne geäußert. In seinen Unterredungen mit den in Deutschland gewesenen türkischen Parlamentariern hat er die Stimmungen und die Strömungen genau kennen gelernt, die dort jetzt entweder Oberwasser haben oder mit anderen um die Herrschaft



ringen. Man geht nicht fehl, wenn man aus seinen Mitteilungen herausliest, daß der früher schon einflußreiche Nationalismus seit den Siegen von Gallipoli und Kut-el-Amara an Bedeutung und Kraft wesentlich zugenommen hat. Da die Türkei das ausgesprochene Bestreben bekundet hat, endlich türkisch zu werden — so merkwürdig das auch klingen mag — so folgert daraus, daß alle privaten Annäherungsversuche wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, sozialer Art zunächst mit einigem Mißtrauen werden aufgenommen werden, selbst wenn dieselben von deutscher Seite erfolgen sollten.

Zur Zeit ist noch, wenn nicht alles, so doch das meiste in der Türkei im Fluß und es wird, wie der Pascha sagte, noch eine Weile dauern, bis klare Verhältnisse geschaffen sein werden. Man dürfe nicht vergessen, daß die Türkei in den letzten fünf Jahren vierzehnmal den Großwesir und damit eine große Zahl von Beamten gewechselt habe. Aus allem rage nur das Eine sicher und fest hervor, daß das osmanische Reich fest und treu zu den Mittelmächten stehen wolle.

Was Nationalismus im allgemeinen an hirnrissigen Dingen zu leisten imstande ist, haben wir in diesem Kriege des öfteren bei einzelnen unserer Feinde beobachten können. Ein glänzendes Beispiel dafür im eigenen Lande liefert der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes in Nr. 21 der „Alldeutschen Blätter". Er schreibt dort in Bezug auf die Polenfrage wirklich und wörtlich: „Daß wir für die Zukunft an unserer Polenpolitik und sogar in verstärktem Maße festhalten müssen, bedarf keiner Betonung und dürfte gerade durch die Erfahrungen des Krieges in erhöhtem Maße bewiesen worden sein." Es ist der Fluch aller nationalistischen Bewegungen, daß sie fast nie etwas anderes als Fanatiker erzeugen. Fanatiker sind aber für Vernunftgründe wohl nie zugänglich; meistens sind sie blöde Gewaltmenschen, deren Wahlspruch ist: „Und willst Du nicht mein Bruder sein, So schlag ich Dir den Schädel ein." Ihre beliebteste Waffe ist der Terror, vor dem sich viele beugen, von denen sie dann behaupten, daß sie sie bekehrt hätten.

Da der türkische Nationalismus noch jung ist, hat er sich



noch nicht so auswachsen können, wie seine Brüder in anderen Ländern. Nur ganz langsam hat er erst von Saloniki und dann von der Hauptstadt aus Boden fassen können. Das wurde nur möglich dadurch, daß er eine Zeitschrift „Gentsch-Kalemler“, Junge Federn, und einen Klub gründete. Dr. Grothe hat jüngst diese Anfänge aufgedeckt und betont, daß führende Männer wie Talaat-Bei, Enver-Pascha, der jüngst verstorbene Unterrichtsminister Schükri-Bei, der Handelsminister Nessimi-Bei, der Minister des Äußeren Halil-Bei entweder sich zu nationalistischen Ideen bekennen oder ihnen äußerlich die gebührende Reverenz erweisen. Die Gründung einer nationalistischen Partei hat sich vor kurzem vollzogen und damit ist eine Macht auf den Plan getreten, mit der man in Zukunft auch diplomatisch sehr wird rechnen müssen.

Was wollen, was erstreben die türkischen Nationalisten? Wenn sie es könnten, möchten sie allen fremden Einfluß, den deutschen nicht ausgenommen, ganz aus ihrem Lande ausschließen. Da sie aber noch nicht so verbohrt sind, wie die Nationalisten anderer Länder, so machen sie zur Zeit noch erhebliche Abstriche an den theoretischen Forderungen des Systems, da sie nur zu gut einsehen, daß die Türkei fremde Hilfe denn doch nicht ganz entbehren kann, wenn sie in die Höhe kommen will. Das aber verlangen sie mit Nachdruck, daß alle Hilfskräfte, welcher Art sie auch sein mögen, ganz in dem türkischen Gedanken und der türkischen Sprache aufgehen müssen.

Fremde Schulen, fremde Sprachen als Unterrichtsgegenstand in den türkischen Schulen und ähnliche Dinge sind ihnen sehr unbequem. Fremde Überlegenheit, auch wenn sie nicht aufdringlich zur Schau getragen wird, empfinden sie als Zurücksetzung; Anbiederung und Schmeicheleien verachten sie gründlichst, worin man ihnen allerdings recht geben muß.

Daß die türkischen Behörden mit fast zahllosen Gesuchen um Verwendung im dortigen Dienste von Deutschland aus überschüttet wurden, hat zur Folge gehabt, daß sich dieselben immer unnahbarer zeigen. Nichts ist bei dem Orientalen leichter geweckt als das Mißtrauen; und bei den türkischen Nationalisten

brauchte es nicht erst geweckt zu werden, es war schon da. Sehr erheblich gesteigert wurde es naturgemäß durch diese deutschen Anbiederungen, sodaß die in türkischen Diensten stehenden Deutschen ihre Stellung dadurch keineswegs verbessert sahen.

Die im ersten Aufsatze geschilderte Bodenreform hat schon Vorkehrungen getroffen, um den Landerwerb von Fremden ungemein zu erschweren. Die Erschließung der Bodenschätze aller Art, an denen die Türkei ungemein reich ist, wird nun auch von den Nationalisten eifrigst überwacht, damit ja nicht mehr, als dringend notwendig ist, dem fremden Kapital zugänglich gemacht werde. Auf die Dauer ist, da auf die Mobilisierung des türkischen Kapitals in absehbarer Zeit und in größerem Umfange nicht zu rechnen ist, eine solche Erschwerung natürlich nicht aufrecht zu erhalten, wenn die Nationalisten wollen, daß sich die wirtschaftliche Lage der Türkei heben soll. Und die Regierung wird des öfteren in die Lage kommen, über die Einsprüche der Nationalisten hinwegzuschreiten, wenn das Staatswohl die Vergebung von Privilegien an Fremde verlangt.

Die Enge des Horizonts der türkischen Nationalisten wird wohl bald vom türkischen Finanzminister künstlich erweitert werden müssen. Er ist der berufene Mann, um ihnen klar zu machen, daß die Türkei nicht nach den Rezepten der Nationalisten „türkisch werden" kann, sondern daß dazu ganz andere wirtschaftliche und finanzielle Anschauungen nötig sind. Die Erschwerung des ganzen Verkehrs durch allzu weitgehende Vorschriften zum verpflichtenden Gebrauch der türkischen Sprache muß und wird durch die Praxis einer vernünftigen Regelung weichen.

Zur Zeit, mitten im Kriege, nach bedeutsamen Siegen über zwei Westmächte können eine große Menge von Dingen ins Kraut schießen, die in ruhiger Friedenszeit, wenn nicht verschwinden, so aber doch wesentlich abgeschwächt werden. Der Blick für das, was fehlt und geschaffen werden muß, wird erst dann gestärkt werden und mit dem Empfinden des Mangels wird sich dann der Wille paaren, ihm abzuhelfen; und der muß dann in sehr vielen Fällen sich an die Kriegskameraden



von gestern wenden, die sich als treue und unentbehrliche Helfer in der Zeit großer Not erwiesen haben. Durch den siegreichen Krieg sind die nationalistischen Bäume schneller gewachsen, als es sonst möglich gewesen wäre. Auch hat in manchen Kreisen die Legendenbildung schon eingesetzt, als ob die fremde Hilfe unwesentlich gewesen und fast alles aus eigener Kraft errungen worden sei. Die nüchterne Zeit des wirtschaftlichen Kampfes nach dem Kriege wird mit diesen Dingen schneller aufräumen, als es sich die Nationalisten heute träumen lassen, und sie werden abseits stehen müssen, wenn sie es nicht über sich gewinnen sollten, selbstlos am wahren Wohle ihres Vaterlandes mitzuarbeiten.

Wenngleich es dringend geboten ist, daß wir Deutsche uns in Behandlung aller türkischen Fragen eine vornehme zurückhaltende Klugheit walten lassen müssen, so brauchen wir doch kaum zu fürchten, daß der uns gebührende Platz an der türkischen Sonne uns verbaut werde. Die Verhältnisse werden sich eben stärker erweisen als die mißtrauische Abweisungstheorie der Nationalisten. Daß die Levantiner, die Griechen, die Armenier in den Deutschen scharfe Wettbewerber sehen oder vermuten, macht sie zu scharfmacherischen Bundesgenossen der Nationalisten. Und da diese drei Klassen von Erwerbstätigen geborene Kaufleute sind, Land und Leute gründlich kennen, meistens in französischen Schulen groß geworden sind und des öfteren mit ethischen Rücksichten nicht sonderlich belastet sind, so gilt es einen harten Kampf mit ihnen auszufechten, wenn wir Deutsche uns in der Türkei durchsetzen wollen.

Für diejenigen, die sich mit den Problemen wirtschaftlicher Art des näheren befassen wollen, empfehle ich ein jüngst erschienenes Buch, das als zweiter Band der außerordentlichen Veröffentlichungen des Archives für die Wirtschaftsordnung des näheren Orients erschienen ist. Es stammt aus der Feder von L. Schulmann und ist betitelt: „Zur türkischen Agrarfrage, Palästina und die Fellachenwirtschaft“. Der Verfasser betont am Schlusse ausdrücklich, daß man europäische Wirtschaftsformen nicht auf den Orient übertragen könne, sondern daß man sich



nach Land und Leuten, vor allem aber nach der orientalischen Denkweise richten müsse. Mutatis mutandis ist dieser Grundsatz auf alle Gebiete anzuwenden und aus diesem Grunde sollten nur solche sich mit dem näheren Orient geschäftlich einlassen, die wirklich etwas von ihm wissen. Nach der Türkei fahren, um dort Geschäfte zu machen, wie man etwa nach Leitmeritz oder Luzern fährt, kann nur jenen Mitteleuropäern einfallen, denen es auf eine Torheit mehr oder weniger nicht ankömmt.

(Schluß folgt)

XXIV.

Unser Volksvermögen im Weltkriege.

In der Geschichte des Weltkrieges wird die staunenswerte Tatsache als Hauptbestandteil in der Fülle der gewaltigen Erscheinungen für immer festgehalten werden, daß das deutsche Volk im Kampfe gegen die feindlichen Waffen und die Aushungerungsabsichten auch die finanziellen Mittel für die riesengroßen Anforderungen des Kriegszustandes aufgebracht hat. Während unsere Feinde zum Teil gegenseitig und im Auslande Anleihen aufnehmen mußten, hat das deutsche Volk in der zweijährigen Dauer seines Krieges die geradezu ungeheuere Summe von 36 Milliarden Mark aus eigener Kraft den Bedürfnissen der Heeresleitung und Staatsverwaltung zur Verfügung gestellt. Ja es unterliegt sogar keinem Zweifel, daß das deutsche Volksvermögen durch die Kriegswirtschaft erheblich gestiegen ist. Es ist freilich schwer, ziffermäßig den Nachweis für diese Behauptung zu führen. Allein es gibt doch genügend Anhaltspunkte, die Entwicklungstendenzen des deutschen Volksvermögens und der deutschen Volkswirtschaft während des Krieges erkennen zu können.

Wir wußten zunächst auch in Friedenszeiten nicht, wie groß das deutsche Volksvermögen gewesen ist. Dr. Helfferich



hat es auf ungefähr 300 Milliarden Mark, Steinmann-Bucher auf rund 400 Milliarden Mark geschätzt. Die ganz unerwartete finanzielle Stärke Deutschlands scheint der höheren Schätzung des letzteren Autors Recht zu geben. Das französische Volksvermögen wurde für die gleiche Zeit auf 232, das englische auf 230 bis 260 Milliarden Mark geschätzt. Die Stärke und das schnelle Wachstum des deutschen Volksvermögens haben nicht zuletzt zum Ausbruch des Krieges geführt. Allein die Hoffnungen unserer Feinde, uns wirtschaftlich völlig zu isolieren, sind nicht gelungen, während unsere Leistungsfähigkeit und unsere Kraftanstrengungen im Innern sogar zur Erhöhung des Volksvermögens geführt haben.

Diese Gestaltung der Dinge hat verschiedene Erklärungsgründe. Die Quellen unseres vor dem Kriege in der Einfuhr auf 10.7, in der Ausfuhr auf 10.1 Milliarden Mark belaufenden Außenhandels sind freilich zum allergrößten Teil verstopft. Allein sie sind nicht ganz versiegt. Unsere Kapitalanlagen im Auslande sind allerdings unverzinst geblieben mit Ausnahme der japanischen öffentlichen Anleihen, die während des Krieges ohne Verzug ihre volle Verzinsung erfuhren, wie denn überhaupt die Japaner, wie Albert Haas in der Zeitschrift für Politik (1916 S. 242) bemerkt, „eine satyrische Freude daran gefunden haben, sich auf ein anderes wirtschaftlich-sittliches Niveau zu stellen als England und seine europäischen Bundesgenossen". Auch der Warenverkehr mit unseren neutralen Nachbarn konnte von England nicht unterbunden werden, sondern er wird sich sogar während der Kriegszeit vermehrt haben. Die deutsche Volkswirtschaft hat unter der Einwirkung des Krieges bedeutsame innere Wandlungen durchgemacht, die einerseits die Auffassungen der Engländer hinfällig werden ließen und andererseits dem Volksvermögen neue Nahrung zuführten. Infolge der Abschnürung der Außenindustrie glaubte England mit großer Arbeitslosigkeit und Ernährungsschwierigkeiten rechnen zu können. Die Engländer übersahen dabei die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland, die den größten Teil der arbeitsfähigen Mannschaft unter die Waffen führte. Statt ihrer mußten



Frauen, Jugendliche, pensionierte Beamte, Austragsbauern die Lücken der im Felde Stehenden ausfüllen. Zahlreiche Industrien paßten sich dem Kriegsbedarf an, so daß heute im allgemeinen ein sehr reges produktives Wirtschaftsleben in Deutschland herrscht. Es gelang in der Tat, die sonst für den Auslandsmarkt arbeitende Industrie für die Bedürfnisse der Kriegswirtschaft zu erziehen. Die Kapitalsummen, die sonst für unsere Einfuhr ins Ausland wanderten, blieben zum größten Teil für den Inlandmarkt verfügbar.

Das deutsche Volk lernte aber nicht nur neue Werte produzieren, es lernte auch mit dem Vorhandenen hauszuhalten und zu sparen. Wir bezogen im Jahre 1913 für nahezu 300 Millionen Mark Pelzwerk, Edelsteine, Reiherfedern, Straußfedern, Elfenbein, Hummern, Seide, Faßwein, Marmor, Trauben, Blumen, nahezu lauter Dinge, die wir ruhig entbehren können. Wir haben ferner unseren heimischen Boden besser ausgenützt, haben teilweise den Bau von Zuckerrüben durch Brotgetreide ersetzt, haben die Braugerste eingeschränkt, haben die Speisereste für die Zwecke der Viehfütterung gesammelt. Alle diese und andere Maßnahmen haben sehr günstige wirtschaftliche Wirkungen gehabt. Haas hat in der genannten Zeitschrift einige sehr interessante, ergötzliche Berechnungen aufgestellt, aus denen drastisch hervorgeht, welch enorme Summen erübrigt wurden, um die Losung vom „Durchhalten" wahr zu machen. Wenn man beispielsweise annimmt, daß auf den Kopf der Bevölkerung täglich durch die sparsame Einteilung der Nahrungsmittel nur der Wert von 10 Pfennig gespart wird, so ergibt das im ganzen deutschen Volke jährlich eine Summe von 2372.5 Millionen Mark. Nimmt man den Ausfall der sonst im Übermaß gepflegten „Gesellschaften" und Festmähler in einer Wintersaison hinzu, so versteht man sofort, „wie sehr sich die soeben genannte Zahl vergrößern muß und welche Mengen an Nahrungsmitteln vor dem Schicksal bewahrt blieben, Verdauungsbeschwerden hervorzurufen". Oder ein Beispiel im kleineren! Die rund 1000 Gastwirtschaften in Großberlin müssen jetzt um 1 Uhr nachts schließen. Veranschlagt man den bisherigen Verzehr nach



dieser Stunde auf nur je 10 Mark, so werden dadurch jährlich 3'650,000 Mark gespart. So greift das Sparen überall in der nützlichsten Weise um sich und trägt seinen Teil dazu bei, das deutsche Volksvermögen um erkleckliche Summen zu steigern.

Zum Sparen tritt das Verdienen hinzu. Im Handel, in der Landwirtschaft, in der Industrie und bei der Industriearbeiterschaft wird ohne Zweifel viel Geld verdient. Die mitunter riesig hohen Kriegsgewinne und der Andrang zu den Sparkassen sind hiefür die besten Beweise. Wenn wir den Wegfall der Luxusausgaben, der Millionen für den Besuch der italienischen und französischen Riviera zu der Spartätigkeit und der gesteigerten Möglichkeit, Geld zu verdienen, hinzurechnen, so wird erklärlich, daß das deutsche Volk so enorm hohe Kriegsanleihen hat zeichnen können. Es ist sogar anzunehmen, daß die Teuerung der Lebensmittel nicht die hohen Löhne und Gehälter — im allgemeinen natürlich — wieder ausgleicht. Denn sonst hätten nicht die Sparkassen namentlich vonseiten der kleineren Leute einen so großen Zulauf. Von den 36 Milliarden Mark der bisherigen vier Kriegsanleihen waren rund 7 Milliarden solche, deren Zeichnungsbeträge nur die Höhe bis zu 2000 Mark hatten. Bei den Sparkassen, den Geldstellen der kleinen Leute, wurden im ganzen 8.4 Milliarden Mark Kriegsanleihen gezeichnet. Dabei ist aber die deutsche Spartätigkeit fortwährend noch gestiegen. Wie die Zeitschrift „Sparkasse“ (Heft 814) mitteilt, haben die deutschen Sparkassen niemals einen solchen Zustrom von Kapitalien erlebt, wie im Jahre 1915. Bei vorsichtiger Schätzung könne der Kapitalzugang der deutschen Sparkassen im Jahre 1915, ohne die Kriegsanleihezeichnungen der Sparer, auf mindestens 3$^3/_4$ Milliarden Mark berechnet werden. Namentlich haben die Rückzahlungen erheblich gegen frühere Jahre abgenommen. Ferner hat sich die Zahl der Sparkassenbücher im zweiten Kriegsjahre in einer Weise vermehrt, die selbst in Friedenszeiten noch niemals erreicht worden ist. Außerdem ist ein solcher Kapitalzufluß wie im Januar 1916 bei den deutschen Sparkassen noch nicht dagewesen. Der Zuwachs bei den gesamten deutschen Sparkassen für Januar 1916 sei auf



mindestens 440 Millionen Mark gegen 390 Millionen im Januar des Vorjahres zu schätzen. Diese erhöhte Sparfähigkeit und Spartätigkeit des deutschen Volkes auch in den breiteren Volkskreisen wird ihre wohltätigen sozialen Folgen nach dem Kriege noch lange äußern, sowie das Volksvermögen auf breiten Grundlagen aufbauen.

Der Krieg hat dem deutschen Volke zu all diesen Errungenschaften auch die Selbstbestimmung auf seine eigenen Kräfte gebracht. Für eine Reihe unentbehrlicher Güter mußte Ersatz aus Eigenem geschaffen werden. Diese Neuanschaffungen haben nun erfreulicherweise den Erfolg, daß sie zu dauernden Einrichtungen werden, die auch nach dem Kriege ihren volkswirtschaftlichen Nutzen nicht verlieren. Den Mangel an Petroleum haben wir durch Ausdehnung unserer Gas- und Elektrizitätsanlagen zum großen Teil beseitigt. Wir sind auch inbezug auf Salpeter so gut wie völlig unabhängig geworden und unsere neuen Industrien künstlichen Stickstoffes werden bestimmt das Ende des Krieges überleben. In vielen Beziehungen haben wir Neuland für unsere wirtschaftlichen Kräfte und Fähigkeiten entdeckt. Die bessere Ausnützung unseres Grund und Bodens, der vollwertige Ersatz für früher eingeführte Güter, Dinge, die sich als eine Notwendigkeit unseres durch den Krieg geschaffenen geschlossenen Handelsstaates ergaben, haben aber auch den wirtschaftlichen Wert unseres Landes während der Kriegszeit bedeutend gesteigert und das deutsche Volksvermögen beträchtlich erhöht. Die jetzige Kontinentalsperre, schreibt Haas, „wird unzweifelhaft in ihren Wirkungen der vor hundert Jahren ähnlich sein. Damals schenkten uns die Engländer als Kraft, die das Böse will und stets das Gute schafft, die deutsche Zuckerindustrie auf Kosten der Zuckerrohr erzeugenden britischen Kolonien. Diesmal werden sie uns die Stickstoffindustrie und eine Erhöhung der Absatzmöglichkeiten für unsere Kohlen-, Koks-, Gas- und Elektrizitätsindustrien sowie für andere Gewerbezweige schenken. Die Engländer werden die treibende Kraft für die Erhöhung des deutschen Volkswohlstandes sein, ohne es gewußt oder gewollt zu haben".

Nach dem siegreich überstandenen Kriege wird unser Volksvermögen und unser Volkseinkommen die Tendenz des Wachstums unstreitig beibehalten. Denn die Fülle der wirtschaftlichen Aufgaben, die nachher an uns herantreten, ist schier unübersehbar. Unsere Verteidigung zu Land und zur See wird viele Neuerungen und Verbesserungen erforderlich machen. Der Aufbau von Elsaß-Lothringen und Ostpreußen, der Ausbau von Verkehrswegen und Wasserstraßen, die Wiederinstandsetzung der Handelsschiffahrt, die intensivere Gestaltung der landwirtschaftlichen Betriebe, die Herbeischaffung von Rohstoffen und Waren aller Art, die gesteigerte Ausfuhr nach Österreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei, diese und viele andere Dinge bergen in sich ein ungeheueres Arbeitsprogramm, das dem deutschen Volke Arbeit, Gewinn und damit Erhöhung seines Volksvermögens in ungeahntem Maße bringen wird. Gewiß werden auch die finanziellen und materiellen Lebensbedürfnisse außerordentlich hohe Opfer und Geldleistungen erfordern. Der Krieg hat aber das Volksvermögen in ungeahnter Weise gesteigert und belastungsfähig gemacht, sodaß im Zusammenhang mit der umfangreichen Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit des ungeheuren Aufgabenkreises nach dem Kriege das deutsche Volk einer materiell befriedigenden Zukunft entgegensehen darf.

XXV.

Der russisch-japanische Allianz-Vertrag.

— 7. August.

Zu Anfang Oktober 1913, also vor bald drei Jahren, ist der japanische Fürst Katsura in hohem Alter mit Tod abgegangen. Fürst Katsura zählte zu jenen politischen Notabilitäten Japans, welche den so erstaunlich raschen Übergang Alt-Japans in das heutige Japan vermittelt und geleitet haben. Er war dreimal Ministerpräsident gewesen. Das letztemal ist er durch einen Volksaufstand gestürzt worden. Wochenlang nämlich herrschte in Tokio große Aufregung wegen angeblicher Korruption im



Marine-Ministerium. Die deutschen Firmen Siemens u. Schuckert sollten hohe Beamte dieses Ministeriums bestochen haben und Katsura handelte gegen die angeblich Schuldigen nicht so, wie die aufgeregte Menge es wollte. Erst nach seinem Sturz trat in Tokio allmählich wieder Ruhe ein. Vielleicht in jenen Tagen sind die Keime für die deutschfeindliche Stimmung ausgestreut worden, die dann allmählich in Japan Boden gewonnen hat. Doch nicht von diesem Gegenstande wollen wir hier reden, sondern davon, wie das Bündnis zwischen Rußland und Japan entstanden sein mag, dessen endgiltigen Abschluß die hochoffiziöse Petersburger Telegraphen-Agentur am heurigen 7. Juli bekannt gegeben hat. Der Pariser „Temps" vom 12. Oktober 1913 hat nämlich seinen Nekrolog über den Fürsten Katsura mit der Bemerkung geschlossen: „Als gewandter Diplomat hatte Katsura die Notwendigkeit einer Annäherung Japans an Rußland gefühlt, um den Einfluß der englisch-russischen Annäherung zu neutralisieren, welche den Wert der englisch-japanischen Allianz verminderte. Gegen Ende des letzten Jahres (1912) war er nach St. Petersburg gegangen, um über eine Entente mit Rußland in Betreff der Einfluß-Sphären der beiden Reiche in Nordchina zu verhandeln. Sein Tod läßt dieses diplomatische Werk unvollendet."

Also ist der Ursprung der jetzt abgeschlossenen russisch-japanischen Allianz zweifellos auf diese Petersburger Fahrt Katsuras zurückzuführen. Und dieser Ursprung wäre sonach keineswegs etwa auf russischer, sondern vielmehr auf japanischer Seite zu suchen, nämlich in der damals in Tokio entstandenen Besorgnis, Japan möchte durch die englisch-russische Entente bei den ostasiatischen Angelegenheiten in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht ganz aus denselben ausgeschaltet werden. Es galt also, der Eventualität zu begegnen, daß etwa Rußland und England sich ohne Befragen Japans in die chinesischen, überhaupt ostasiatischen Interessen-Sphären aufteilen könnten, wie sie es mit Persien und Tibet schon sechs Jahre vorher getan hatten.

Offenbar war es dieser Ursprung der Verhandlungen, welcher den (inzwischen gestürzten) russischen Minister Sasanow



ermutigte, noch am 2. August vorigen Jahres die russisch-japanische Entente in der Duma so darzustellen, als hätte Japan sich förmlich um diese Entente beworben, während tatsächlich vom Oktober 1913 bis August 1915 sich die Verhältnisse doch völlig und von Grund aus verschoben hatten; im vorigen August waren es selbstverständlich nicht mehr die Japaner, welche um die Russengunst warben, da waren es umgekehrt die Russen, und nicht bloß die Russen, sondern namentlich die Franzosen, welche einen Hilferuf nach dem anderen, und einen lauter als den anderen — man sehe nur die Zeitungen jener Zeit nach — nach dem Reich der aufgehenden Sonne entsandten. Sasanow ist denn auch bald selber aus der Rolle gefallen, indem er an einer späteren Stelle seines Exposés sagte: „Unsere gegenwärtigen Bundesbeziehungen zu Japan sollen den Vorläufer zu einem noch festeren Bündnis bilden.“ Das war doch sicherlich nicht mehr die Sprache des Umworbenen.

Es war, wie gesagt, gerade vor ungefähr Jahresfrist, als Sasanow in dieser Weise in der Duma über das mit Japan zu schließende „noch festere Bündnis“ sich vernehmen ließ. Aber allem Anschein nach waren damals die Meinungen darüber, welche Rolle und welches Operationsfeld den gelben Alliirten zuzuweisen wären, noch stark geteilt. England machte überhaupt taube Ohren. Das geht zunächst aus der Sprache der Pariser Blätter hervor. Zwar Clemenceau und Pichon vermieden es vorsichtig, sich offen an die Londoner Adresse zu wenden; sie schlugen lieber auf den Sack statt auf den Esel, nämlich auf den Quai d'Orsay statt auf Downing Street. Der bekannte nationalistische Schreihals Maurice Barrès aber im „Echo de Paris“ nahm sich kein Blatt vor den Mund und richtete wiederholt den dringenden Ruf nach London, England möge seinen Einfluß in Tokio für den raschen Abschluß des russisch-japanischen Bündnisses aufwenden; dieses Bündnis müsse in erster Linie die Stellung Japans in Ostasien festigen und Rußland zu Kriegsmaterial verhelfen. Auch der „Temps“ redet den Engländern zu, sie seien ja die ersten gewesen, die den Japanern eine Stellung an der Seite der Westmächte eingeräumt hätten, also wäre



es nur logisch, wenn sie auch das russische Bündnis mit Japan förderten. Auch dem „Temps" übrigens handelte es sich wie dem „Echo de Paris" damals nur um rasche Beschaffung der den Russen so nötigen Munition, damit der Großfürst — wir sind ja noch im August des vorigen Jahres — die Offensive wieder aufnehmen könne.

Anders jedoch das Moskauer „Rußkoje Slowo", das vielfach als Sasanow's Organ betrachtet wurde. Von Munition war da überhaupt kaum die Rede, dieses Blatt hatte nur Sinn für die direkte aktive Beteiligung Japans am Kriege. Doch könnten, meinte es schon im Juli, also noch vor Sasanow's Exposé, die Japaner nicht an der Weichsel erscheinen; das wäre erstens technisch schwer durchführbar, und zweitens — dieses Argument ist besonders interessant — müßte Rußland in diesem Falle seine Beziehungen zu den Westmächten einer Revision unterziehen, was wieder zu langwierig wäre. Viel einfacher wäre die Beschränkung des Bündnisses auf die Abgrenzung der Einflußgebiete beider Reiche in Asien. Wie das englisch-japanische Bündnis zuerst nur auf Ostasien sich bezog und dann auf Indien ausgedehnt wurde, so lägen die Dinge auch im russischen Falle, denn was Indien für England, das seien die Dardanellen — welch logischer Sprung! — für Rußland. Also solle Rußland die Bürgschaft für die japanischen Interessen in Ostasien, Japan dagegen die Bürgschaft für die russischen Interessen an den Dardanellen übernehmen, und auch nur an den Dardanellen — die Gallipoli-Aktion war ja damals noch im besten Gange — sei ein militärisches Einschreiten der Japaner denkbar. Noch weiter ging der „Utro Rossij", wo, wenigstens in referierender Form, von einer förmlichen Defensiv- und Offensiv-Allianz zwischen Rußland und Japan gesprochen und sogar die Idee erörtert wurde, den Japanern Rückenfreiheit gegen Amerika zu garantieren, zu welchem Zwecke natürlich doch auch wieder die Westmächte in die Kombination hätten eingespannt werden müssen. Die „Rjetsch" endlich hatte die japanischen Aspirationen schon im Mai als japanische Monroe-Doktrin „Asien den Asiaten" gekennzeichnet.



Wie kaltkritisch man in England alle diese Erörterungen, Mahnungen und Beschwörungen aufgefaßt hat, geht wohl am besten aus den Bemerkungen der „Morning Post" hervor, die meinte: „Die wichtigste Frage für die Japaner ist, wieviel sie aus dem Krieg herausschlagen können. Japan glaubt, daß es die Sicherung der vom Krieg erhofften Vorteile besser jetzt als nach dem Krieg erreichen könne; es will zunächst mit Rußland verhandeln.". England war also gewärtig, daß nach Rußland es selber an die Reihe kommen werde, und wir werden bald sehen, wie es dabei sich verhalten hat.

So ungefähr also standen die Dinge vor einem Jahre, wobei wir nicht unterlassen wollen, zu konstatieren, daß unsere Zeichnung der damaligen Lage nach den eigenen Zeugnissen der Gegner angefertigt ist. Erst aus dieser Zeichnung kann man recht ermessen, von welch großer poetischer Lizenz Sasanow Gebrauch gemacht hat, als er in seinem Augustexposé die Japaner der Duma als Allianzwerber vorzustellen beliebte. Zur Vervollständigung des Bildes muß aber allerdings noch die Erinnerung beigefügt werden, daß Japan bekanntlich schon vorher (im vorausgegangenen Februar und März), ohne sich viel um die Mächte, sei es im Westen oder Osten, zu kümmern, also ganz selbständig eine — wie euphemistisch gesagt wurde — neue Regelung seiner Beziehungen zu China ins Werk gesetzt hat, jene Regelung, von welcher derselbe Sasanow im selben Augustexposé wie wohlgefällig meinte, daß sie durch die Besitznahme Kiautschau's durch Japan notwendig geworden sei. Hier hatte Japan einfach frisch zugegriffen und Russen wie Engländer vor vollendete Tatsachen gestellt, zu denen die letzteren nur gute Miene zu machen hatten.

Seither hat bekanntlich die Gallipoli-Expedition, und nicht bloß diese, sondern auch die Bagdad-Expedition ein klägliches Ende genommen. Also ist die russische Kombination der Entsendung einer japanischen Armee an die Dardanellen überhaupt gegenstandslos geworden und Japans Alliirten-Rolle damit wieder auf die fleißige Lieferung von Waffen und Munition beschränkt geblieben. Mußte aber Japan diese Lieferungen besorgen?

Nein, durchaus nicht, auch gegen höchste Preise war und ist Japan zu solchen Leistungen nicht verpflichtet, nicht einmal den schon von früher verbündeten Engländern, geschweige den erst zu verbündenden Russen gegenüber; es hing und hängt völlig von seinem freien, sogenannten guten Willen ab, die dringend benötigte Munition zu liefern oder nicht. Wenn aber die gelben Freunde es nicht schon von Konfu-tse erfahren haben, so haben sie in der Schule und Atmosphäre ihrer weißen Freunde gelernt, daß der Wille zur Tat und die Tat selbst im Geschäftsleben sich sehr vorteilhaft trennen und so aus einem Akt zwei Geschäfte sich machen lassen. Waffen und Munition, Kanonen und Geschosse müssen die Russen, wenn sie sie haben wollen, auch weiterhin teuer, sehr teuer bezahlen, außerdem aber haben sie jetzt den guten Willen der Japaner, diese Gegenstände überhaupt zu liefern, noch besonders mit dem endgiltigen Verzicht auf alle politischen Rechte und Ansprüche in Ostasien erkaufen müssen.

Nach dem Frieden von Portsmouth glaubte Graf Witte noch laut und nachdrücklich erklären zu können, Rußland bleibe auch nach diesem Frieden noch eine ostasiatische Macht. War der Ausspruch schon damals etwas gewagt, so ist er heute völlig hinfällig geworden. Denn jetzt hat Rußland die Rechte und Ansprüche einer orientalischen Macht gänzlich preisgegeben, es hat dieselben und zwar ausdrücklich und ausschließlich den Japanern hingegeben. Das ist der unzweifelhafte Sinn des soeben bekannt gegebenen Vertrages, mit welchem Rußland auch das letzte noch in seinen Händen gebliebene Stück der chinesischen Ostbahn, nämlich die Strecke Charbin-Tschangtschun, an Japan abgetreten hat. Was die Japaner den Russen im Jahre 1905 als grimmige Feinde nicht abzuringen vermocht hatten: die volle Beherrschung jener Bahnlinie, die Rußland erst wirklich zu einer ostasiatischen Macht gemacht hatte, das haben sie ihnen jetzt als waffenliefernde intime Freunde waffenbrüderlich abgenommen. Mit vollem Recht sagen unsere Zeitungen, daß Rußland den russisch-japanischen Feldzug erst jetzt, aber jetzt allerdings endgiltig verloren hat. Und nicht bloß

unsere Zeitungen sagen das, die römische Idea Nazionale beispielsweise hat schon im April, wo anscheinend erst noch verhandelt wurde, ausdrücklich geschrieben, den Japanern sei es unter der Bedingung von Kriegslieferungen an Rußland gelungen, die Ergebnisse des russisch-japanischen Krieges zu vervollständigen und Japan werde so zweifellos die unbedingte Vorherrschaft im äußersten Osten an sich reißen.

Die Russen freilich verweisen darauf, daß sie ja die transsibirische Bahn mit Wladiwostok noch immer in ihrem Besitz haben. Aber erstens ist jedenfalls auch dieser Besitz mit dem Momente, wo die Japaner den Kopfpunkt Charbin der chinesischen Ostbahn in die Hand bekommen haben, eher zweifelhafter als sicherer geworden. Und zweitens, wenn Wladiwostok und Bahn dem in Rede stehenden Zweck wirklich entsprochen hätten, so hätten die Russen selbstverständlich nie ungezählte Millionen Rubel und ebenso ungezählte Tausende Soldaten für die Gewinnung und Behauptung Port Arthurs aufgewendet. Die Russen betonen ferner, daß der neue Vertrag ihnen und nur ihnen ihre bestimmte Einfluß-Sphäre in Nordchina garantiere. Ja, in Nordchina, mag sein, obwohl wir bis auf strikten Beweis auch das nicht unbedingt glauben, aber nicht in Ostchina, und darum handelt es sich gerade; die Vertröstung mit Nordchina bestätigt vielmehr die Tatsache, daß Rußland fortan im ganzen Osten nichts mehr zu sagen hat.

Nun und England? Der Form nach mag das Pachtgebiet Wei-hai-wei noch wirklich in englischem Besitz sein. Aber wir haben schon gesehen, daß dieser Stütz- und Beobachtungspunkt, den England am Eingang zum Golf von Petschili sich geschaffen, die Japaner im vorigen Winter nicht im Geringsten an der Vergewaltigung Chinas gehindert hat. Und neuestens — am 20. Juli — hat die englische Regierung im Unterhaus öffentlich eingestehen müssen, daß die weggenommenen deutschen Kolonien Kiautschau, Karolinen- und Marschall-Inseln den Japanern zur Verwaltung überantwortet worden sind. Formosa besitzen die Japaner schon von früher her, also gebietet jetzt in allen diesen ostasiatischen Gewässern (neben dem Sternenbanner auf den

Philippinen) ausschließlich die weiße Fahne mit der roten runden Scheibe. Das wird, soweit es auf Russen und Engländer ankommt, auch immer so bleiben. Denn siegen im jetzigen Krieg die Russen und Engländer, so siegen die waffenliefernden Japaner mit und werden von dem, was sie bereits besitzen, nicht nur nichts herausgeben, sondern noch allerlei dazu begehren. Unterliegen aber Russen und Engländer, so werden sie den japanischen Besitz weder schmälern wollen noch können. Die unbedingte Vorherrschaft im äußersten Osten, um bei der Ausdrucksweise der Idea Nazionale zu bleiben, ist also jetzt schon und zwar nicht bloß von den Russen, sondern ganz ebenso auch von den Engländern den Japanern ausgeliefert und zugesichert. Das aber will sagen, daß Europa politisch aus Ostasien tatsächlich schon jetzt vollständig verdrängt und die japanische Monroe-Doktrin „Asien den Asiaten" zur Wahrheit gemacht ist.

Und das Alles, die Preisgabe eines halben Weltteiles an das Asiatentum, ist bloß deshalb geschehen, um wenigstens für die Unkundigen, deren Zahl in Rußland, aber offenbar auch in England nach vielen Millionen zu zählen ist, den Schein zu wahren, daß die Gegner, wie Grey so zornig versichert hat, sich nicht geschlagen fühlen. O ja, sie fühlen sich gar sehr geschlagen. Aber eher, als daß sie den Preis des Sieges den Siegern, den Zentralmächten zuerkennen möchten, tausendmal lieber schanzen sie diesen Preis dem Asiatentum zu. Das ist der hehre Kampf für Freiheit und Kultur, wie Grey und Genossen ihn verstehen.

Disraeli hat nicht ungern von abendländischer Kultur, auch von abendländischer Christenheit gesprochen. Insofern könnte man versucht sein, das gänzliche Ausscheiden des englischen Einflusses aus Ostasien tief zu beklagen. Seitdem aber der Anglikanismus sich politisch mit dem Moskowitismus fusioniert hat, wird der abendländischen Kultur aus dem Verschwinden der englischen Flagge kaum großer Schaden erwachsen können.

J—l.



XXVI.

Kürzere Besprechung.

„Die Kunst dem Volke".[1]) Das unter dieser löblichen Parole jüngst erschienene 26. Heft dürfte nicht nur jenen willkommen sein, die einen erst in den letzten Dezennien vollgewürdigten tüchtigen Vertreter süddeutscher Malkunst näher kennen lernen wollen, es wird alle erfreuen, die in einer von Sorgen und Schrecken schwer belasteten Zeit — und sei es auch nur vorübergehend — wünschen, in ein Gebiet zu flüchten, das Frohsinn und beglückenden Frieden atmet. Solches Gebiet zeigt uns das vorliegende Heft. Spitzwegs anspruchslose Kunst, voll Poesie und Humor, getragen von feinster Beobachtung der Natur und der in ihr bescheiden amtierenden Menschen, vermochte wohl niemand besser und köstlicher zu interpretieren als der unermüdliche Verfasser Hyazinth Holland, dem wir unter den wertvollen Monographien der Sammlung bereits die Vorführungen von M. von Schwind und L. Richter, wie in neuerer Zeit jene der Schlachtenmaler Horschelt und Albrecht Adam zu danken haben. — Karl Spitzweg (geb. 5. Febr. 1808, gest. 23. Sept. 1885) ein echtes Münchener Kind, allzeit der Vaterstadt anhänglich, in der er seine Studien zunächst als Pharmazeut gemacht, ward auch ohne die akademischen Malschulen — einzig nur von etlichen Künstlerfreunden günstig beeinflußt — zum tüchtigen Meister, wie seine höchst zahlreichen Illustrationen, Bilder und Bildchen es bekunden. Im warmen Strahle der Kunstsonne, wie sie unter König Ludwig I. ungetrübt über München leuchtete, entfaltete und reifte das Talent dieses Malers ungewöhnlich rasch; seine Anspruchslosigkeit

1) Die Kunst dem Volke. Karl Spitzweg von Dr. Hyazinth Holland. Mit 61 Abbildungen. Nr. 26, 1916, herausgegeben von der Allg. Vereinigung für christliche Kunst. München, Karlstraße 33.



an äußere Lebensverhältnisse erleichterte es ihm, nur das zu malen, woran sein scharfsehendes Auge und sein feinfühliges Gemüt mit Liebe sich heftete. Sieht man auf der ersten Seite des vorliegenden Heftes das Porträt des Künstlers, so möchte man ihn dem Äußeren nach der ausgestorbenen Kategorie jener Herren Landrichter oder gestrengen Aktuare zugehörig erachten, denen Castigliones Schrift „Il Cortegiano“ oder Knigge's Höflichkeitsbüchlein als strafbare Tintenvergeudung erscheinen mochte. Und doch war gerade unser Maler der köstliche Schilderer graziöser Artigkeiten und Aufmerksamkeiten, sei es, daß er Serenaden in deutscher Heimat oder im fernen Sevilla brachte, oder einen behäbigen Oberst der alten seligen Bürgerwehr seine teure Gattin vor dem stramm präsentierenden Wachtposten galant vorüberführen läßt, damit auch die bessere Ehehälfte im Glanze militärischer Ehrung sich sonnen könne. Meist sitzt gutmütiger Schalk Spitzweg im Nacken; man fühlt das wohlige Behagen, mit dem er da mancherlei Herren gelehrter Zunft, der er ja selbst als Apotheker einst angehörte, die Geologen, Botaniker, nicht zuletzt die „Bücherwürmer“ zu behandeln weiß. Zur geläutertsten Poesie wird seine Kunst bei den Darstellungen der freien, wenn auch stets mit entsprechenden Staffagen verbrämten Gottesnatur, wenn er Wald- und Einsiedleridyllen, Bergeshöhen, Felsenklüfte und träumerisch ruhende Wasser schildert. Das niedliche Bildchen „Der Dorfpfarrer“, der lesend durch die Flur spaziert, erinnert lebhaft an ein sinniges Gedicht Joh. Schrotts, in dem gesagt ist, daß so ein würdiger Pfarrherr in seiner Gemeinde wie der Sonntag durch die Wochen schreite. Dennoch dünkt uns Spitzwegs künstlerischer Höhepunkt dort erreicht, wo er in den Städten einkehrt, um Leben und Treiben nicht nur auf Plätzen und in engen malerischen Gassen, sondern mit Vorliebe hoch oben im Gebiet der Erker und Giebel zu zeigen. Bei den bescheidenen Bewohnern dieser luftigen Region, beim pfeifenrauchenden Hagestolz, der seine Fensterblumen sorglich pflegt, wie bei der armen, braven Näherin, die am Fenster ihres Kämmerleins der Arbeit emsig obliegt, herrscht wahre Dachstubenpoesie gleich den Sonnenstrahlen, die, wenn unten



schon längst Schatten und Dämmer eingezogen, oben noch Giebel und Fenster goldig umhauchen, dort fühlt sich unser Künstler so heimisch und vertraut, wie wohl kein zweiter seiner Berufsgenossen. Verwandte Klänge finden wir freilich reichlich in den lieblichen Illustrationen Ludwig Richters, aber diese sind zunächst mehr in festtägliche, idealistische Sphäre getaucht, während Spitzwegs Darstellungen strenger auf dem Boden der Realität fußen, ohne die künstlerischen, hochpoetischen Reize im geringsten missen zu lassen. In unserem Maler lebt ein Stück Uhland'schen Empfindens; in seiner Sachlichkeit und Liebe zu all den Details aber gemahnt er an den feinfühligen Adalbert Stifter, wie an den späteren meisterhaften Schilderer Wilhelm Raabe. Maler und Dichter reichen sich ja meist die Hand, daß aber Spitzweg die Tätigkeitsart beider in sich selbst glücklich vereinte, daß ihm heitere Verse wie moralisierende, im Sinne Raimunds gehaltene Sprüche ebenso flott aus der Feder flossen, bekunden die vielen trefflichen Belege, welche in vorliegender Monographie eingestreut sich finden.

Spitzwegs konservativer Heimatssinn, der sich, nachdem ein tiefer Schatten — der Tod seiner Braut — auf seinen Lebensweg gefallen, auch darin bewährte, daß er in langer Schaffenszeit nur einmal sein von einer sorgsamen „Hauserin" gepflegtes Quartier wechselte, gab Dr. Holland Anlaß, in prächtigen Strichen einige Baugruppen des damaligen Münchens, deren Innenräume und Bewohner zu schildern. Es geschieht dies von dem der Isarstadt ebenfalls treuanhänglichem gelehrten Sohne mit köstlich kundigen Blicken und mit einem dem Meister Spitzweg so ebenbürtigem Humor, daß wir gerne steile, dunkle Stiegen miterklimmen, die Aus- und Einblicke mitkosten, welche solch traute, altväterliche Wohnstätten gewährten. Noch dankbarer muß der Leser dem Verfasser des dargebotenen Textes sein, ob der umsichtigen Einführung in den nicht kleinen Kreis der zeitgenössischen Kollegen und Freunde Spitzwegs. So vermag es nur derjenige, der selbst durch viele Dezennien Kunst und Künstlern nahe gestanden, ihre Geschicke förmlich miterlebt, ihr Auf- und Absteigen sorglich beachten konnte. Manch schätzens-



werte, längst aber mehr oder minder vergessene Künstlergestalt tritt im milden Lichte freundlicher Erinnerung hier wieder hervor, und so werden denn Hollands Darlegungen gewissermaßen zu einer fesselnden Chronika einstmaligen Münchener Kunstlebens. Von Kaspar Braun, dem Begründer der weltdurchziehenden „Fliegenden Blätter", dem Spitzweg als treuer, beliebter Mitarbeiter sich erzeigte, von all den Großen und Kleinen, welche mit Stift und Pinsel hantiert, wird da in anziehender Weise treulich Bericht erstattet, nicht zuletzt aber auch von dem regen Gesamttreiben der an der Isar seßhaft gewordenen Künstlerschaft. Ihr ist das Zeugnis ausgestellt, daß sie es trefflich verstanden, emsige Arbeit mit heiteren Festen zu mischen, in Ernst und Scherz Geist und Gemüt zur Entfaltung zu bringen. Die Zeit vor dem Jahre 1848 war ja solch harmlos frohem Gesellschaftsleben an sich überaus günstig. Welch prächtigen Mummenschanz entfaltete z. B. nicht das langehin gerühmte, im Jahre 1840 von den Künstlern prächtig durchgeführte Albrecht Dürer- oder Kaiser Maximilians-Fest, auf dem die Künstler so fest im Sattel ihrer Rollen saßen, daß der allseits bewunderte Darsteller des „Letzten Ritters", der Maler Wilhelm Lichtenheld, auf König Ludwigs I. Frage: „Wer sind Sie?" im Odeonssaale huldvollst die Antwort zu geben geruhen konnte: „Euer Königl. Majestät getreuer Freund und Vetter, der Kaiser Maximilian!"

Mögen Bilder wie Lektüre dieser Spitzweg-Monographie dem Gesamtwerke der „Kunst dem Volke" neue Gönner und Freunde zuführen! Daß die Kunst gewissermaßen ein nicht zu unterschätzender Jungbrunnen zu sein vermag, dies entnehmen wir zunächst auch der unermüdlichen, wertvollen Tätigkeit Dr. Hollands, dessen 89 Jahre kein Hemmnis bilden, aus dem reichen Borne seines Wissens und Fühlens so erfreuliche Gaben zu spenden, wie solches im jüngsten der grünen Hefte geschehen ist.

München. Max Fürst.



XXVII.

Bildung des Menschen oder Ansammlung von Wissensstoff.

(Zum Kampfe gegen die humanistische Schule.)

„Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch."
(Pope, Abhandlungen über den Menschen.)

Der Kampf gegen die humanistische Bildung hat seit dem Beginne des großen Krieges verschärfte Formen angenommen. Viele der modernen oder der Tagespädagogen hören aus naher Ferne schon das Grabesgeläute der humanistischen Schule erklingen und erfreuen sich bereits heute an den Todeszuckungen des „lateinischen Moloch". Selbst vom Schützengraben aus[1]), unter dem Donner der Geschütze, werden die Ideen der Zukunfts- und die scharfen Angriffe gegen die alte Bildungsstätte der Jugend hinausgetragen. Ein vielfach unerträgliches Phrasengemenge wird unter Mißbrauch der Begriffe „Nationalgefühl" und „nationale Bildung" den kritiklosen Zeitungslesern dargeboten und von diesen, wenn auch nicht geistig verdaut, so doch weiter geplaudert. Die Verwirrung über Wesen und Aufgabe der Bildung ist heillos — beschämend groß geworden. Wenn irgendwo, so trifft hier das Wort zu, das ein anonymer Publizist am Anfange des gegenwärtigen Jahres geschrieben: „Es herrscht heute eine allgemeine Zerfahrenheit in den Köpfen der Menschen. Ich weiß nicht, ob zu irgend einer

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 156, S. 742 f.



Zeit die Menschen weniger gedacht haben als heute. Wer nimmt sich denn heute noch die Zeit zu ruhigem Denken? Man liest und liest und hört dahin und hört dorthin, aber alles das, ohne das Aufgenommene zu sichten und nach einer festen Norm selbständig zu verarbeiten."

Feste Normen und Begriffe, Zurückgehen auf die Genesis, das Wesen und die elementare Bedingung der Bildung vermögen allein die gegenwärtig erregt ventilierte Frage der künftigen Jugendbildung wenn nicht zu lösen, so doch zu klären. Durch den formlosen Nebel subjektiver Einfälle und ungereifter Tagesprojekte hindurch führt allein die fest fundamentierte Bahn tausendjähriger pädagogischer Erfahrung und die durchdringende Leuchte ewiger Wahrheit zu dem in klaren Umrissen sich zeigenden Ziele.

Die Zeichnung dieses unveränderlichen Zieles der Bildung soll den ersten Teil der uns gestellten Aufgabe bilden.

I.

Bilden heißt formen, einem Gegenstande eine bestimmte, bereits irgendwo, in der Wirklichkeit oder in der geläuterten Vorstellung vorhandene Gestalt geben. In der landläufigen Auffassung versteht man unter Bilden eine schöne oder doch gefällige Form, ein geschmackvolles handwerkliches, künstlerisches oder sonstiges Objekt schaffen.

Zum Bilden und Nachbilden gehört nach diesem ein Vorbild, eine klare Idee. Das gilt für den Handwerker, Techniker und Künstler, das gilt ebenso für den Bildner der Jugend. Das nächstliegende Vorbild für die geistige Formung des jungen Menschen ist der edle und hervorragende Mensch; das fernere und höchste, aber niemals voll zu erreichende Vorbild ist der Gottmensch: der idealste, sündenlose Vertreter des Menschentums. Christus ist Mensch geworden, um uns von der Sünde und ihren Folgen zu erlösen; er ist aber auch Mensch geworden, um uns in unserem Denken, Reden und Handeln, in allem zur Nachahmung zu dienen.



Der Mensch kann nur vom und am Menschen gebildet werden; gebildet nach dem vorbildlichen Menschen als solchem, gebildet nach seinen Werken. „Das eigentliche Studium des Menschen", sagt der Engländer Pope, „ist der Mensch." Eine ethische und intellektuelle Heranbildung der Jugend ist undenkbar ohne die Helden und Heiligen, Dichter und Geistesriesen, Staatsmänner und Volksführer der antiken und der christlichen Geschichte. Das Ideal, ohne das eine ihren Namen verdienende Bildung unmöglich ist, fließt nicht aus der Natur, den Gesetzen der Mathematik und der Technik, sondern aus Gott, und der Vertreter und Vermittler des Ideals ist der Gott ebenbildliche, hochbegabte Mensch. Die idealen Bilder sind, konkret und anschaulich vorgeführt, Bilder von idealen Persönlichkeiten. Aber das Bild darf keine ephemere Erscheinung, es muß durch die geschichtliche Ferne zu einem feststehenden, objektiven und abgeklärten geworden sein. Tagesgötzen sind keine nachahmenswerten Vorbilder für eine zur sonnigen Höhe dauernder Wahrheiten und ewig leuchtender Ideale emporzuhebende Jugend.

Wie für die Bildung der Jugend eines Volkes die nachahmenswerten Beispiele und die unvergänglichen Wert besitzenden Werke der ersten Männer in Betracht kommen, so zugleich die ersten Kulturvölker, welche uns dieselben geschenkt. Das an erster Stelle stehende Kulturvolk ist das Griechentum. Das Griechentum hat die europäische Wissenschaft begründet; der griechische Geist ist eine Kraft gewesen, die heute noch nachwirkt. Im Griechentum hat sich zuerst die geistige Persönlichkeit von der Masse losgerungen, es hat die Bedeutung der Einzelpersönlichkeit zuerst erfaßt. „Auf diesem individuellen Zuge des griechischen Volkes, der mit seiner Kultur in das ganze Abendland überging, beruht alle weitere Kultur und aller Fortschritt in der späteren Geschichte." [1])

1) Histor.-polit. Blätter. Bd. 156, S. 3.

Das Griechentum hat für die Wissenschaft das Fundament in Bezug auf Auffassung, System, Logik und Methode gelegt, und darum ist es, trotz all seiner Schattenseiten, für die Jugend noch heute vorbildlich in seinem geistigen und konsequenten Streben. Man denke sich die Schöpfer der Mathematik und Philosophie, einen Pythagoras, Archimedes, Hippokrates, Euklid, Plato, Aristoteles u. a. hinweg, und unsere gesamte Wissenschaft erleidet einen tausendjährigen Rückschlag. Daß die Griechen uns die klassische, d. i. die gesetzmäßige und abgeklärte, noch heute ihren Einfluß bewahrende Kunst geschaffen, sei nur nebenbei erwähnt.

In anderem Sinne ist das Römertum eine Voraussetzung und ein gewisses Vorbild für die Bildung unserer Jugend und unseres Volkes. Der Römer ist nicht nur der Vervollkommner der Kriegstechnik, der Schöpfer einer in ihren Grundlinien noch heute vorhandenen Heeresorganisation, er ist der staatsmännische Denker und der Schöpfer des Systems und der Form des Rechtes. Der formale Bildungswert seiner Sprache, dieses monumentalen linguistischen Baues und dieser verkörperten Logik, ist durch keine andere Sprache ersetzbar. „Die modernen Sprachen sind von der lateinischen wie von ihrer Mutter ausgegangen. Wer diese beiden Sprachen (Latein und Griechisch) nicht kennt, bleibt fremd in der Terminologie aller Wissenschaften“.[1])

Die antike Kultur ist die Vorstufe der christlichen Kultur. Die großen Geister Griechenlands und Roms sind Vorläufer der christlichen Geistesgrößen. Den auf monotheistischem Boden stehenden Plato nennt Klemens von Alexandrien einen „Erzieher zu Christus“, und die Philosophie eines Aristoteles ist die Voraussetzung einer philosophia perennis eines hl. Thomas. Ohne Verständnis der antiken Kultur und ihrer Träger bleibt die christliche Kultur verständnislos, wie ohne Kenntnis der griechisch-römischen Literatur die

1) Frz. Hettinger, Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1897. S. 78.



spätere, die Literatur von der altchristlichen bis zur Neuzeit, in ihrer inneren Entwicklung nicht erfaßt werden kann.

Die Kenntnis der Geisteskultur der Antike und ihrer besten Werke, das Bekanntsein mit den Männern, welche zu dieser Kultur die Impulse gegeben, das Hineinleben in den Geist ihrer Sprache ist und bleibt für unsere studierende Jugend unentbehrlich. Die Sprache ist die Form und das Mittel des Gedankens. Ohne diese Kenntnis, ohne die humanistische Bildung ist das Verstehen auch unserer modernen Bildung und Kultur eine mangelhafte, weil die Anfänge, die Prinzipien derselben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Der Bildung fehlt mit dem Fundamente auch die Tiefe, sie wird flach, wenn nicht oberflächlich.[1])

Die humanistische Kultur und der Humanismus sind mit der Herrschaft des Christentums und mit dem Mittelalter nicht erloschen. „Das Mittelalter", sagt Richard von Kralik,[2]) „war die legitime und fruchtbare Fortführung des Altertums, die Renaissance dagegen war ein Mißverständnis der Antike. Die mittelalterliche Kultur war es, die die Lehre der Antike selbständig und ebenbürtig, kongenial befolgte. Das Mittelalter hat uns allein mit höchstem Verständnis für das Wesentliche und Unwesentliche den Kern der Antike bewahrt. Sonst hätten wir ja keine antike Literatur mehr, für die allerdings unsere Neuphilologen weniger begeistert sind. Das Mittelalter hat aber nicht etwa wie der Humanismus nur sklavisch nachgeahmt, sondern selbständiges Leben aus Leben erzeugt. So in allen Zweigen der Künste, so in der Poesie,

1) Man kann als ausgesprochen moderner, realistischer Mensch ein Gegner der humanistisch-klassischen Bildung sein, allein man kann von der humanistischen Schule als solcher nicht wegwerfend sprechen, ohne sich lächerlich zu machen. An einer Schule und Bildung, welche durch Jahrhunderte die Probe bestanden und die Voraussetzung für die größten Geister und Geisteswerke der bisherigen Geschichte bildete, an einer Welt voll Ideen und Idealen geht nur der Blasierte und Unwissende: der Nichternstzunehmende höhnend und achselzuckend vorüber.

2) Kulturarbeiten. Münster i. W. 1904. S. 24.

so vor allem in der Philosophie. Wenn die Philosophie die Krone der Wissenschaften ist, so war das Mittelalter als geniale Nachfolgerin der Antike im Besitz einer wahren Wissenschaft der Welt."

Die humanistische Bildung ist nicht die nur für eine bestimmte Zeit, sondern die für alle Zeiten notwendige Bildung. Human heißt menschlich. Die humanistische Schulung ist die Schulung des geistigen Menschen als solchen, und das orientierende höchste Ziel dieser Bildung muß der göttliche Idealmensch, muß Christus sein und bleiben. Diese Bildung und Erziehung läßt sich in ihrem geschichtlichen Gesamtbilde auffassen oder zergliedern in: 1. die Bildung nach geistig-hohen menschlichen Vorbildern, 2. die Bildung nach der hochentwickelten Sprache und den Geistesprodukten des klassischen Altertums, 3. die in ihren Grundzügen von Generation zu Generation bis in die neueste Zeit überlieferte Geistesgymnastik der Jugend.

Fast alle Geistesgrößen der christlichen Geschichte sind durch die humanistische Schule gegangen. Auf welcher Höhe der alte, humanistisch-klassische Bildungsbetrieb vielfach stand, hiefür liefern einen Einblick und einen historischen Beweis neben vielen deutschen Lateinschulen die zweihundert großen Kollegien des ehemaligen Frankreich. Noch kurz vor der großen Revolution waren viele Kollegien, so u. a. das nach Vertreibung der Jesuiten von Weltpriestern geleitete in Rennes, in welchem Chateaubriand seine grundlegende Bildung erhielt, wirkliche Musteranstalten. Langjähriger Vorstand der letztgenannten Anstalt war der bedeutende Pädagoge Rollin. Er führte die neueren Sprachen ein, machte aber die humanistische Bildung zur Grundlage seines Systems, „in welchem die alten Sprachen, Poesie, Rhetorik, Philosophie und Geschichte das Wesentliche des Unterrichts blieben."[1]) Er bestand auf Aneignung eleganter Latinität

1) Charlotte Lady Blennerhasset, Chateaubriand. Weltgeschichte in Charakterbildern. Mainz 1903. S. 8.



und sorgfältigem Studium der Philosophie.... Ihm hieß das Christentum die Vollendung und Verklärung der antiken Philosophie; sein höchster Zweck bleibt Erziehung des Jünglings zum christlichen, wahrhaft gebildeten Menschen: „l'honnête homme". Friedrich der Große verglich den Geschichtslehrer Rollin mit Thukydides, Lessing übersetzte 1749—1752 seine „Römische Historie", Montesquieu nannte ihn „Die Biene Frankreichs", Chateaubriand den „Fenelon der Geschichte, der Ägypten und Griechenland verewigt, durch Wissen, Herzenseinfalt und Güte nahezu Geniales erreicht habe."[1]) Chateaubriand sprach, als er mit fünfzehn Jahren Rennes verließ, das Latein und andere Sprachen fließend.

Die humanistischen Schulen Frankreichs haben auch während und nach der Kaiserzeit den klassischen Studien große Sorgfalt zugewandt. Leider war es meist ein klassischer Unterricht ohne Christentum. „Wir verdanken den klassischen Autoren", sagt Lacordaire[2]) bezüglich seiner Studienzeit, „den Geschmack für das Schöne, den Sinn für das Geistige, kostbare natürliche Tugenden, großartige Erinnerungen, eine edle Vereinigung mit den denkwürdigen Charakteren und Zeiträumen. Allein wir waren nicht in solche Höhe hinaufgestiegen, daß wir den Giebel des ganzen Gebäudes, der Christus ist, erreicht hätten; und die Friese des Parthenon hätten uns noch die Kuppel von Sankt Peter in Rom verdeckt."

Die humanistisch-klassische Bildung, das humanistische Gymnasium wurde in den letzten Jahrzehnten unablässig, unter Mißachtung der Tradition und damit in verhängnisvollster Weise „reformiert". Reformiert meist in der Weise, daß die Einheit des Gymnasialunterrichtes vernichtet ist, daß die Schüler zum mündlichen Gebrauch des Latein unfähig geworden sind,[3]) daß ihnen die Pedanterie und Silbenstecherei

1) Ebenda.

2) Testament. Übers. von Dr. M. Jocham. Freiburg i. Br. 1872. S. 7.

3) Dr. Johann Nep. v. Ringseis trug in den ersten Jahren seiner Universitätstätigkeit lateinisch vor. Später mußte er diese Vor-



des sprachlichen Unterrichts in den oberen Klassen zur nachwirkenden Qual geworden ist[1]) und sie die Stunde herbeisehnen, wo sie der neunklassigen Anstalt den Rücken kehren und die klassischen Sprachen in einigen Jahren bis zur Unkenntnis der regelmäßigen Deklination und Konjugation — wenn es möglich wäre — vergessen können. — —

Eine Reform des humanistischen Gymnasiums ist heute schreiend notwendig. Aber eine Reform im buchstäblichen Sinne des Wortes, in dem einer „Rückbildung". Das Programm des Gymnasiums muß vor allem wieder zurückgeführt werden von der Zersplitterung zur Einheit des Unterrichts. Das auch in das Gymnasium eingedrungene Fachlehrersystem muß fallen oder auf ein bescheidenes Maß reduziert werden. Humanistische Bildung, Bildung des Menschen und Steigerung der Denkfähigkeit, nicht fragmentisches Vielwissen, muß das oberste Ziel der Schule sein.[2]) Neben und nach

---

tragsweise aufgeben, denn die Studenten verstanden ihn nicht mehr. „Während wir uns", schreibt er, „in lateinischer Sprache leicht und fließend über die meisten Gegenstände allgemeiner Bildung zu unterhalten vermochten, konnten und können die Neueren in dieser wichtigen Sprache nicht einmal den Vorträgen über ihre eigene Fachwissenschaft folgen". (Erinnerungen Bd. 2, S. 3.)

1) Ein begabter Schüler der siebenten Gymnasialklasse klagte uns einst, daß ihn die geistlose Pedanterie seines Ordinarius, der infolge seiner Silbenstecherei gewöhnlich nur mit der Hälfte des sprachlichen Lehrprogrammes fertig werde, jeder Unterrichtsfreude beraubt habe. In der achten Klasse, dessen Leiter es vorzüglich verstand, die Schüler in den Geist und die Schönheit der altklassischen Literatur einzuführen, wurden ihm die Unterrichtsstunden wieder zur Lust und die Klassiker zu vertrauten Freunden. Das ist nur ein Beispiel von vielen.

2) Pestalozzi „hat in allen seinen Schriften mit größtem Nachdruck betont, daß die Aufgabe der Schule in erster Linie nicht in der Überlieferung von Kenntnissen, sondern in der ‚Menschenbildung' liege, und daß eine bloße Wissensschule nicht nur Unterlassungssünden begehe, sondern durch die Hypertrophie des Gehirns gegenüber den Gemütskräften positiven Schaden anrichte". (Dr. Fr. W. Foerster, Jugendlehre. 26.—30. Tausend. Berlin 1907, S. 204.)

den Klassikern Griechenlands und Roms sollen auch die besten altchristlichen Schriftsteller und Kirchenväter, welche, wie Harnack sagt, fast alle westeuropäische Nationaliteraturen begründet haben, einen Platz finden. Im übrigen kommt alles auf den Lehrer an. Der Lehrer muß Geist haben und Geist zu wecken verstehen.

II.

Die humanistische Jugendbildung führt heute mit der realistischen einen Kampf ums Leben. Von dem Siege oder der Niederlage der alten Schule hängt der geistige Hoch- oder Tiefstand der kommenden Generation in einer der ersten Linien ab. Wenn der realistische Gedanke die Mittelschule und ihre Leiter ganz erfaßt haben wird, wird die wahre Bildung, die Bildung des Menschen, sich auf den knapp bemessenen — wenn nicht ausgeschalteten — Religionsunterricht beschränken müssen.

Die Schulreformen der letzten Jahrzehnte stehen unter dem Zeichen, oder der gedankenlosen Forderung, des Vielwissens. Die Lehrpläne werden fortgesetzt erweitert und damit die auf die einzelnen Lehrgegenstände fallenden Wochenstunden gekürzt. Bereits im Jahre 1891 schrieb Dr. G. E. Haas[1]): „Des Menschen Gehirn wird als Magazin betrachtet und behandelt, in welches hineingestopft wird, was nur Platz hat, während die anderen Räume leer bleiben. . . . . Daß sich . . die menschliche Bildung ausschließlich auf Kenntnisse gründen lasse, dagegen müssen wir feierlich protestieren."

Daß man zu der merkwürdigen Auffassung gelangt ist, Vielwissen oder besser Aufhäufung von vielfach unzusammenhängenden Wissensteilen als „Bildung" zu betrachten, das erklärt sich zum Teile aus der völlig nebelhaft gewordenen Auffassung und Verwendung dieses Wortes und Begriffes.

Die „Bildung", welche heute die Schule bietet, ist eine vier- oder mehrfache und in jedem einzelnen Falle eine völlig

1) Giftblüten am Lebensbaume des Volkes. Graz 1891. S. 248.

andere. Die elementare „Bildung“ vermittelt die Volksschule, die formale, menschliche und zum Teile ideale Bildung, die Schulbildung im alten Sinne des Wortes, das bisherige humanistische Gymnasium; die fachliche „Bildung“ erstreben mit einem Teile oder mit dem Ganzen ihres Lehrplanes die realistischen Anstalten und die eigentlichen Fachschulen; die höhere wissenschaftliche Bildung ist der Universität vorbehalten.

Bei allen diesen sogenannten Bildungsanstalten ist das Wort „Bildung“ nur nach dem Buchstaben, nicht nach dem Begriffe gleich. Die unklarste Stellung nimmt hiebei die realistische Anstalt, die Anstalt des Vielwissens in excessu ein. Sie vermittelt keine humanistische, d. i. menschliche, aber auch keine praktische Bildung des Schülers gleich der der gut organisierten Fachschule.[1]) Sie bleibt ein Zwitterding, dem jede zentrale Zusammenfassung des Unterrichtes mangelt. Von allen sogenannten Bildungsanstalten ist die Realschule die entbehrlichste.

Die das vielseitige Wissen sich zur Aufgabe setzende moderne Schule bedingt das verhängnisvollste aller Schulsysteme: das Fachlehrersystem.

„Das Vielerlei in den Schulen“, schreibt Hettinger,[2]) „hatte die Aufstellung von Fachlehrern zur notwendigen Folge; damit ist nicht bloß die erziehliche Aufgabe der Schule schwieriger geworden, sondern auch das einheitliche Wirken fast unmöglich. Der Schüler, verschiedenen Lehrern in verschiedenen und ganz auseinanderliegenden Fächern übergeben, wird von diesen meistens ohne Rücksicht auf seine anderweitigen Aufgaben behandelt; daher die in neuerer Zeit vielfach übertriebene, aber doch nicht ganz grundlose Klage der Überbürdung. Vielleicht ist die Abnahme jener frischen, freudigen Lernlust, welche die meisten Schüler hatten, die noch einigermaßen nach dem ältern Schulplan unterrichtet wurden, nicht zum geringen Teile diesen ungesunden Zuständen zuzuschreiben.“

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 155, S. 327 ff.

2) A. a. O S. 141 f.

Seit Hettinger diese Worte geschrieben, ist das „Vielerlei in den Schulen“ noch vermehrt und das Fachlehrersystem fortgesetzt erweitert worden. Selbst erfahrene und „berühmte“ Schulmänner rufen nach Erweiterung des Lehrplanes, denn „man weiß ja nicht, ob die Schüler nicht auch diesen oder jenen Lehrgegenstand, diese oder jene Kenntnisse im Leben notwendig haben könnten“. Wir würden nur wünschen, den so unerfahren sprechenden erfahrenen Schulregenten wäre die Möglichkeit gegeben, ihre von der Schule abgegangenen Zöglinge nach ein paar Jahren über das bei ihnen erworbene Wissen zu prüfen. Das Resultat müßte ein geradezu vernichtendes sein. — Man wird äußerst selten einen Juristen, einen Mediziner usw. treffen, der nicht von dem Latein seiner Gymnasialzeit noch einen ansehnlichen Rest bewahrt hat; man kann aber genügend Absolventen der realistischen Anstalten finden, die ihre einstige „mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung“ vollständig ins Grab der Vergessenheit gesenkt haben. —

Wie verschwommen der Begriff Bildung geworden und wie verständnislos man der humanistischen Bildung gegenübersteht, das zeigt wohl am auffallendsten die Tatsache, daß selbst katholische Theologen für das Realgymnasium als Vorbildung für den — priesterlichen Beruf eintreten! Der Wert der Schule wird einzig nach der (eingebildeten) Brauchbarkeit des Absolventen beurteilt, was ein Professor Dr. P. R. H. O. S. B.[1]) gegenüber einem Einsender des größten deutschen Zentrumsblattes einen „recht niedrigen Standpunkt“ nennt.

„Der hochwürdige Artikeleinsender“, bemerkt er zutreffend weiter, „ist sich .. der Tiefe und der hohen Bedeutung der ‚humanistischen Idee‘ nicht bewußt. ... In dem Worte ‚Humanismus‘ liegt vorab die Idee jener Kultur, die aus einem jeden von uns einen wahren ganzen Menschen macht, die Idee der Güte und Milde in den Sitten, die uns teilnahmsvoll die Leiden der ganzen Menschheit mitempfinden läßt, und anderseits

1) Petrus-Blätter Jahrg. 5, Heft 30.



die Idee eines gemeinsamen Ursprungs aller Menschen, oder wenn man lieber will, die Idee der Einheit und Gleichheit der Natur, die aus den verschiedenen Menschenrassen eine einzige Familie macht. In dem Worte Humanismus, in seiner Wurzel gefaßt, liegt ein Gedanke von ausgesprochen katholischem Geiste."

* * *

Wie an die Stelle der idealen humanistischen Kultur die realistische oder technisch-kapitalistische getreten ist, so soll die Stelle der humanistischen Schule künftig die realistische einnehmen. Die höchste Entwicklung dieser unserer realistischen Kultur sehen wir heute in dem von Börsen- und Bankringen geleiteten Welthandel; und die Spitze der realistischen Anstalten nimmt daher in gleicher und folgerichtiger Weise die Handelsschule ein. Die Zeichen der Zeit verstehende Schulvorstände realistischer Anstalten mit Handelsabteilung suchen daher möglichst viele der ihnen anvertrauten Zöglinge in letztgenannte Abteilung zu dirigieren und damit die Vielseitigkeit ihrer Kenntnisse, ihre „Brauchbarkeit" fürs Erwerbsleben zu erhöhen. —

Humanistische Kultur — realistische Kultur mit der Spitze der Händlerkultur! In diesen beiden Begriffen drückt sich der große Gegensatz des Zieles der einstigen und der heutigen Jugendbildung am drastischsten und beschämendsten aus. Unterricht im Handelswesen ist notwendig, aber Handelsschulen als „Bildungsstätten" bedeuten eine völlige Umkehrung des alten und hehren Wortes Bildung.

„Vom Kapitalistengeist", schreibt Dr. Joseph Eberle,[1]) „wird die realistische Wissenschaft gegenüber der humanistischen bevorzugt. Naturforschung und Technik erfahren reiche Förderung, die humanistischen Disziplinen werden verachtet; Theologie gilt nicht mehr als zeitgemäß und ist von neugegründeten Akademien fernzuhalten. Darwin und Haeckel sind die großen Händlerphilosophen — die so berühmt gewordene englische Biologie und Entwicklungslehre ist nach den Feststellungen Berufener

1) Schönere Zukunft. Kriegsaufsätze über Kultur- und Wirtschaftsleben. Regensburg 1916. S. 224.



nichts anderes als die Übertragung liberaler Anschauungen auf die Natur, sagt Sombart —, daher die Popularisierung ihrer Ideen mit allen Mitteln. Dem Geist der Händler entspricht die utilitaristische, nur auf das Praktisch-Einträgliche gerichtete Wissenschaft von Leuten wie Hobbes, Locke, Hume, Smith, Bentham, Mille .... Dem Geist der Händler entspricht die Philosophie von Leuten wie Francis Bacon; ,das wahre und rechte Ziel der Wissenschaft ist ..., das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Mitteln zu bereichern.' "

Ohne die Händlerkultur Englands, dessen Volk sich nach John Ruskin von jeher durch einen „seltsam erdenhaften Instinkt" auszeichnete, wäre der Krieg mit seinem unmeßbaren Völkerleide unmöglich gewesen; ohne die Händlerkultur und die skruppellose Handelsgewinnsucht Amerikas wäre schon lange Friede geschlossen, und ohne die noch zum großen Teil ideale Kultur Deutschlands und Österreichs hätte der Todes- und Opfermut ihrer Heere kaum die bewunderns werte Höhe erreicht. Will man dieser idealen Kultur, der selbstlosen Kultur der Väter einen Todesstoß versetzen, indem man die in erster Linie ideale Ziele verfolgende Bildungsanstalt vernichtet und an ihre Stelle die traditionslose realistische Anstalt, wenn auch unter dem Decknamen „Einheitsschule", setzt? Will man dem jungen Menschen, den man nur am Menschen bilden kann, andere Vorbilder als bisher, Männer des technischen und kapitalistischen Erfolges, vor die Seele stellen? Will man den heute führenden und gefährlichsten Feind nur äußerlich niederringen, aber dessen Geist in der eigenen Heimat eine dauernde Pflegestätte bereiten?

Die Schul- und Bildungskämpfe nach dem Kriege werden auf diese für die Zukunft unserer Nation entscheidende Frage eine Antwort geben. Möge sie nicht lauten: Von der klassischen und humanistischen Höhe niederwärts zum realistischen, egoistischen und erdenhaften Geiste, von der Geistes- zur Händlerkultur, deren abstoßendsten Ausdruck das Großwuchertum unserer Kriegsjahre bildet! — —



XXVIII.

Die wahren Gründe der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland.

Von P. Konstantin von Hohenlohe O. S. B.

(Schluß).

Bevor wir nun den Beweis für unsere These formulieren, wird es notwendig sein, uns darüber zu orientieren, was Below über die verschiedenen Meinungen zusammengetragen hat, die über die Ursachen der Rezeption bestehen.

Grundlegend gilt diesbezüglich, was Savigny[1]) und Stobbe[2]) aufgestellt haben. Man nennt gewöhnlich ihre Lehre die Savigny-Stobbesche Auffassung, und doch ist es den beiden Gelehrten nur gelungen, die äußeren Gründe der Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland richtig festzustellen. Über die inneren Gründe, als welche sie ein „tief empfundenes Bedürfnis" im deutschen Volke hinstellen, haben sie sich gründlich getäuscht.

Als äußere Gründe, welche die sogenannte theoretische Rezeption des römischen Rechtes herbeiführten, haben Stobbe und Savigny jene Überzeugungen angeführt, welche seit Karl dem Großen über den Zusammenhang des römisch-deutschen Reiches mit dem antiken römischen Kaisertume herrschte. Wir können hierin den beiden gefeierten Forschern nur vollständig zustimmen. Man kann es als eine unumstößliche Tatsache bezeichnen, daß dieser Umstand dem römischen Rechte in Deutschland eine besondere Stellung verlieh. Es war eben das Kaiserrecht. Stobbe weist nach, daß Heinrich III. im Jahre 1047 in seinen Entschließungen sich auf Gesetze von Theodosius und Justinian beruft, daß ein gewisser Petrus Crassus in seiner Verteidigungsrede Heinrichs IV. gegen Gregor VII. Stellen des Codex anzieht, daß Friedrich II. dem Papste entgegenhält, daß der „Princeps" über dem Gesetze stehe, daß Karl IV. in seiner

1) Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter.

2) Geschichte der deutschen Rechtsquellen.



goldenen Bulle ganze Stellen aus dem 8. und 9. Buche des Codex zitiert. Es ist ferner allgemein bekannt, daß die beiden Friedrich aus dem Hause Hohenstaufen, wie Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg, ihre Gesetze als Anhang in das Corpus iuris civilis aufnehmen ließen.

Über die äußeren Gründe der Rezeption herrscht kein Zweifel, darin stimmt alles Savigny und Stobbe zu. Nur wenn sie als die inneren Gründe gleichzeitig die vollständige Unzulänglichkeit des germanischen Rechtes und ein „tief gefühltes" Bedürfnis des deutschen Volkes angeben, ist diese Ansicht mit Recht als vollständig unstichhaltig bezeichnet worden.

Dagegen erhob sich zuerst der Mecklenburger Schmidt.[1]) Er bestreitet nicht, daß die Rezeption „ihre Ursachen gehabt und der Besetzung der Gerichte mit gelehrten Juristen ein praktisches Bedürfnis zugrunde gelegen haben muß. Allein so lange wir jene Ursachen und die Natur dieses praktischen Bedürfnisses nicht kennen, sind alle Schlüsse, die wir daraus ziehen, nichts als unbewiesene Hypothesen" ... Schmidt bestreitet aufs entschiedenste die Existenz eines inneren Bedürfnisses für die Rezeption des römischen Rechtes und behauptet, das Volk setzte dem Eindringen des römischen Rechts in die Praxis einen unüberwindlichen und in der Weltgeschichte vielleicht beispiellosen Widerstand entgegen. Doch findet Schmidt keine befriedigende Lösung, für ihn ist die Rezeption nur aus äußeren Gründen zu erklären, zu denen vor allem die Erschütterung der staatlichen Ordnung gehört.

Das veranlaßt Stobbe in seiner Erwiderung[2]) auszurufen: „Das wird uns ewig unwahrscheinlich bleiben, und selbst wenn die historischen Forschungen kein Material zum Nachweise bieten sollten, daß noch andere, tiefer liegende Momente mit im Spiele waren, so werden wir, wenn wir in der Geschichte mehr als ein bloßes Spiel von Willkür und Laune finden, immer be-

1) Schmidt, Rezeption des römischen Rechts in Deutschland, 1868.
2) Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Band II, 1869 S. 17.

strebt sein, ein Ereignis von solcher weltgeschichtlicher Bedeutung tiefer zu begründen, und selbst vor Hypothesen nicht zurückschrecken."

Sehr nahe ist unserer Auffassung Arnold[1]) gekommen, bei dem wir folgenden Ausspruch finden: „Das Recht strebte darnach, die engen Bande, die es an den Grundbesitz knüpften, zu sprengen, das Kapital dem Eigentum am Grund und Boden als gleichberechtigt zur Seite zu stellen und freiere Formen für den Verkehr, den beschleunigten Umlauf der Güter zu schaffen."

Auch bei Stobbe[2]) finden sich folgende Stellen: „Obgleich das kanonische Recht vorzüglich in Italien entstanden war, stand es den deutschen Verhältnissen doch sehr viel näher als das römische Recht, da es auf germanischer und christlicher Grundlage ruht und Verhältnisse und Zustände berücksichtigt, welche dem modernen germanischen christlichen Leben angehören" . . . und an anderer Stelle: (Das kanonische Recht) „modifiziert das nationale römische Recht, wie es den modernen Zuständen gemäß ist."

Und Stintzing[3]) sagt: „Die Kirche hatte es im Laufe des Mittelalters verstanden die gesamte Rechtsordnung ihrer Oberaufsicht zu unterwerfen" und spricht an anderer Stelle von einem „Kampfe um das kanonische Recht".

Das bleiben vereinzelte Erleuchtungen und wir glauben, daß vor allem deshalb die Wahrheit nicht durchbrechen konnte, weil man immer an dem Axiome hängen blieb, von einer Vollendung der Rezeption im Jahre 1495 mit der Annahme der fremden Rechte im Reichskammergerichte zu sprechen, anstatt dies als den Anfang einer Entwicklung zu bezeichnen, die ihre letzten Konsequenzen erst Jahrhunderte später erreicht. Es ist schon deshalb unbegreiflich, daß in ungezählten Handbüchern und Lehrbüchern von einer Vollendung der Rezeption im Jahre 1495 gesprochen wird, wenn man bedenkt, daß mit dem Ju-

1) Studien zur deutschen Kulturgeschichte. Stuttgart, 1882.

2) Geschichte der deutschen Rechtsquellen.

3) Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft.



stinianischen Gesetzbuche auch das Kirchenrecht und das langobardische Lehensrecht, also ganz disparate Dinge, als geltendes Recht erklärt wurden. Von einer Vollendung der Rezeption des römischen Rechtes kann man füglich doch erst sprechen, als letztere ganz abgestoßen wurden.

Wir können auch nicht die Grenzen genau angeben, welche Teile der fremden Rechte 1495 rezipiert wurden. Es ist eine subsidiäre Rezeption mit ganz unsicheren Grenzen, was erlaubt, das kanonische Recht mehr und mehr abzustoßen, je mehr jene Kräfte erstarken, welche als die eigentlichen Urheber des ganzen Prozesses anzusehen sind.

Schon Landsberg[1]) hat auf die Unrichtigkeit jener Ansicht hingewiesen, welche behauptet, daß die glossierten Stellen rezipiert wurden. Mit Rücksicht darauf, daß Teile des römischen Rechtes erst im 17. Jahrhunderte entdeckt wurden und daß daher die Parömie: „Quidquid non agnoscit glossa, nec agnovit forum“ nicht stichhaltig sein könne.

Mit der Schaffung des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches hat allerdings die subsidiäre Rezeption mit ganz schwankenden Grenzen aufgehört. Es sind aber die wichtigsten Grundsätze gerade des individualistischen klassischen römischen Rechtes unter Ausschluß der sozialen Temperamente des späteren Kaiserrechtes und eines konkurrierenden rezipierten kanonischen Rechtes in unserer Gesetzgebung festgelegt.[2]) Ivo Pfaff hat ein wert-

1) Landsberg, Über die Entstehung der Regel „Quidquid non agnoscit glossa nec agnovit forum“. Bonn, 1874.

2) Koschembahr-Lyskowski „Zur Stellung des römischen Rechtes im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuche für das Kaisertum Österreich. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Jahrhundertfeier des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches“ S. 233: „Das gemeine Recht als ganzes schätzen die Gesetzverfasser gering ein, rühmen dagegen den Scharfsinn der römischen Juristen, deren Ausführungen wir insbesondere in den Digesten Justinians haben. Es ist also das klassische römische Recht, welches die Gesetzesverfasser besonders anzieht. Bekannt ist die Charakterisierung, welche Professor Zellenz in einem Gutachten vom 19. August 1792 über den Entwurf zum verneuerten ersten Teil des josefinischen Gesetzbuches gab: „Schön,

volles Büchlein[1]) veröffentlicht über den Schutz des wirtschaftlich Schwächeren in der römischen Kaisergesetzgebung. Wir möchten die Orientierung unseres Gesetzbuches vom Jahre 1811 im Gegenteile den Schutz des wirtschaftlich Stärkeren nennen.

Es ist unzweifelhaft, was Laband[2]) behauptet, daß die Rezeption vor allem das römische Staatsrecht betroffen und daß damit die Territorialfürsten zunächst ihre absolute Gewalt ausgebaut haben. Es ist ebenso unzweifelhaft, wenn Stölzel[3]) in seiner preisgekrönten Arbeit in der Rezeption den Untergang der deutschen Autonomie erblickt. Alle diese Schriftsteller haben aber nur Begleiterscheinungen konstatiert, das innerste Wesen und die letzten Gründe der Rezeption haben sie nicht erkannt, weil sie sich nicht Rechenschaft gaben, daß diese Rezeption erst in den großen Codifikationen des 19. Jahrhunderts vollendet ist.

Um uns ein Bild von jenem Prozesse zu machen, den man die Rezeption nennt, müssen wir uns vergegenwärtigen,

edel und einfach war die römische Jurisprudenz; ein fürchterliches Ungeheuer ist die Jurisprudentia romano-canonico-germanico-forensis." Dieselbe Auffassung vertritt Zeiller in seinem Vortrage vom 21. Dezember 1801." S. 234 l. c. „Und von dem römischen Sachenrecht urteilt Zeiller bei derselben Gelegenheit dahin: „In der Bestimmung des Sachenrechtes behauptet das römische Recht unstreitig den ersten Rang."" Wir halten die Rezeption des römischen Sachenrechtes gerade für das Unheilvollste. Diese Rezeption des römischen klassischen Eigentumsbegriffes ist erst 1811 vollendet. S. 248 l. c. „Vergleichen doch die Gesetzesverfasser des A.B.G.B. so gern ihr Gesetzeswerk mit der Gesetzgebung Justinians." Ihr Werk ist ihnen eine neue Bearbeitung des Corpus iuris civilis. S. 264 l. c. legt Koschembahr dar, daß das klassische römische Recht Auslegungsmittel des A.B.G.B. sei, wo die leitende Idee des römischen Rechtes von dem A.B.G.B. angenommen worden ist.

1) „Über den rechtlichen Schutz des wirtschaftlich Schwächeren in der römischen Kaisergesetzgebung, Weimar 1897."

2) Über die Bedeutung der Rezeption des Römischen Rechts für das deutsche Staatsrecht (Straßburg, 1880).

3) Die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien, 1872.



daß die christlich germanische Gesellschaft auf lauter sozialen Bindungen ruhte, während das klassische römische Recht jede solche Fessel abzustreifen strebt. Den Eigentümer entbindet es jeder Rücksicht auf den Nebenmenschen, das Miteigentum ist so konstruiert, das jeder gleichsam dazu getrieben wird, die actio dividendi anzustellen, um möglichst rasch von seinem Genossen fortzukommen, weil ein unbeschränktes Eigentum an einem ideellen Teile pro parte indivisa mit Naturnotwendigkeit zu Konflikten führen muß. In der Ehe besteht getrenntes Güterrecht, da die freie Ehe im sinkenden Rom im Grunde nichts anderes war als eine Miete auf Kündigung. Der Assoziation legt die Polizeigewalt Fesseln an.

Wer konnten die treibenden Elemente sein, welche derartigen Prinzipien die Wege in unsere Gesetzbücher bahnten? Zweifellos ist der Humanismus bei diesem Prozesse Pate gestanden, der sich schon durch Machiavelli den kleinen Territorialfürsten zum Werkzeuge seiner Pläne ausgesucht hatte. Vor allem war es aber eine Geistesrichtung, die man den Individualismus nennt, der, wie Otto Willmann in seiner Geschichte des Idealismus [1]) erklärt, mit der philosophischen Schule des Nominalismus, welche bloß den Einzeldingen Realität zuspricht, zusammenhängt. Willmann fährt dann wörtlich fort:

„Diesen Bestimmungen sind nun auch die Grundbegriffe der nominalistischen Gesellschaftslehre conform. Gibt es in der Natur nur Einzeldinge, so gibt es in der sittlichen Welt nur Einzelmenschen und ihre Verbände sind ihr Werk, so gut wie die Zusammenfassung der Wahrnehmungen im Begriffe das Werk des Verstandes ist . . . . allein der im Prinzipe liegende Individualismus treibt früher oder später die autonomistische Auffassung hervor, nach der Gesetz und Ordnung dem Übereinkommen der Einzelwillen entstammen. Der Gegensatz von Philosophie und Theologie, Weltlichem und Geistlichem, nimmt auf diesem Gebiete die Gestalt des Zwiespaltes von Kirche und Staat, sacerdotium und imperium an, und wie jener zum

1) II. Band. Braunschweig 1896. S. 629 f.

Rationalismus, so führt dieser zum Imperialismus . . . Die Partei, zu deren Wortführer Occam gehörte, trat für die Beseitigung jeden Einflusses der Kirche auf Weltliches ein . . . . Occam spricht in seiner Schrift über das Eherecht dem Kaiser Befugnisse zu, welche mit dem Evangelium unvereinbar sind . . . . Solche Fürsten, welche auf Ausdehnung ihres Machtbereiches auf Kosten der Kirche ausgingen, zeigten sich den Nominalisten günstig . . . . Noch wertvollere Bundesgenossen fanden die Fürsten unter den Legisten, den Vertretern des römischen Rechts . . . . Die mannigfachste Förderung erhielt die nominalistische Gesellschaftsauffassung durch den Protestantismus" . . . .

Soweit Willmann, von dem wir gelernt, daß die Geistesrichtung des Individualismus, die auf dem philosophischen Nominalismus ruhte, eine neue Ethik angebahnt hatte. So haben wir schon eine stattliche Reihe von treibenden Kräften für den Prozeß der Rezeption: Nominalismus, Individualismus, Humanismus, Territorialismus, Protestantismus.

Alle diese treibenden Kräfte hatten mit der subsidiären Rezipierung des Justinianischen Gesetzbuches erst den ersten Stein im Brette zur Verwirklichung der individualistischen Gesellschaftslehre, zu deren Charakterisierung Otto Gierke [1]) sagt: „. . . . und nur das freie und gleiche Individuum und der omnipotente mechanische Staat, der jeder Gemeinschaft entledigte Einzelne und die aus der Gemeinschaft der Menschen in den leeren Raum emporgehobene Allgemeinheit bleiben auf dem Kampfplatz".

Schon an der Schwelle dieses Prozesses steht jener Widerstand des deutschen Bauernstandes, den Schmidt (l. c.) einen beispiellosen nennt und den uns Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes schildert. Diesen Widerstand überwanden die territorialen Fürsten, in deren Händen sich langsam eine gewaltige Macht konzentrierte. Und gerade die Zersplitterung Deutschlands gestattete es dieser stets wachsenden Autorität, die sich zur Majestät umgestaltete, bis in die entferntesten Winkel

1) Die soziale Aufgabe des Privatrechts. Berlin, 1889. S. 9.



zu dringen und allen diesen Widerstand eines um seine Rechtsordnung und seinen Glauben kämpfenden Volkes zu überwinden.

Wie mußte es diesen erstarkenden Dynasten daran gelegen sein, auch Herren des Familienrechtes zu werden. Alles aber, was darnach strebte, verhaßte Fesseln von Zucht und Ordnung abzuschütteln, leistete den Dynasten Gefolge, vor allem an geistigen Gütern bankrotte Ordensleute. Wir möchten behaupten, der Kurfürst von Sachsen und seine Freunde haben Luther zu finden und für ihre Zwecke auszubeuten gewußt, nicht umgekehrt! Der Individualismus, Humanismus und Territorialismus sind früher da als die religiöse Abfallbewegung, und Luther hat den Fürsten, welche trachteten vom Wiener Hofe sich unabhängig zu machen und kirchliches Gesellschaftsgut in absolutes Individualeigentum umzuwandeln, zunächst das christliche Familienleben ausgeliefert. Darüber schreibt Stintzing: [1])

„Vor allem waren es die eherechtlichen Fragen, welche zu harten Konflikten führten. Luther empfand es bitter, daß die Juristen seine eigene gegen das kanonische Hindernis der Priesterweihe geschlossene Ehe nicht für gültig erachteten; hierin fand er indes an Dr. Johann Apel eine Stütze, den er am 15. Juni zum Zeugen seiner Verlobung neben Bugenhagen und Lukas Kranach beigezogen hatte. Auch Melchior Kling erklärt das Verbot der Priesterehe für nichtig, weil es den klaren Aussprüchen des Neuen Testaments widerspricht (Instit. 1, 10). Bezüglich der Eheschließung hielt Luther die Unterscheidung der sponsalia de praesenti et de futuro für ein „lauter Narrenspiel“; noch eifriger aber verfocht er die Nichtigkeit der heimlich, ohne Einwilligung der Eltern eingegangenen Verlöbnisse; sittlich entrüstet über die entgegengesetzte kanonische Bestimmung, in der er eine schreiende Verletzung des vierten Gebotes erblickte. Gerade diese Frage, die in mehreren Fällen zu praktischer Entscheidung gestellt war, weckte erbitterten Streit, da das Konsistorium die kanonischen Grundsätze zur Anwendung brachte. Luther ergoß die volle Schale seines Zorns über die Schand-

1) l. c. I. S. 275.



Juristen in seinen Predigten . . . . und oft verwendete er damals in seinen Tischgesprächen das Sprichwort: Juristen böse Christen".

Auch die katholischen Fürsten versuchten noch auf dem Tridentinum durch die französischen Gesandten besonders das Ehehindernis der Minderjährigkeit durchzusetzen, und wir wissen, daß gerade in diesem Punkte das Eherecht des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches vom kanonischen Rechte abweicht. Wir wissen aber auch, daß der § 115 dieses Gesetzbuches, das die Auflösungsgründe für die Ehe der Protestanten aufzählt, eine Rückkehr zum Gesetze Julians[1]) des Apostaten ist, der, wie wir uns erinnern, das Gesetz Constantins,[2]) welcher die Auflösung der Ehe erschwerte, wieder aufhob. Der Individualismus verträgt nicht die Schranken des Joches Christi.

War so dem Eherechte durch die beginnende Rezeption das tötliche Gift inokuliert, so sollte das gleiche Schicksal den thomistischen Eigentumsbegriff treffen. Darüber sagt der Jesuit Pachtler:[3]) „Nach christlichen Begriffen ist das Eigentum nur ein Mittel zur Erreichung des letzten Endziels, eine Gabe Gottes an die Menschen zur bloßen Nutznießung. Dagegen hat der Liberalismus den Besitzer zum einzigen unabhängigen und unverantwortlichen Herrn des Eigentums gemacht, der in Verwaltung und Verrechnung seiner Schätze höchstens das Strafgesetz beobachten muß, im übrigen aber nach eigenem Belieben schalten kann, und um so einsichtsvoller heißt, je reichlicher er sein Eigentum fruktifizieren läßt. Nur der Staat kann ihn bei der Ausbeutung der Kapitalien und der Menschen beschränken; daß aber dieser es nicht tue, dafür sorgt schon die „herrschende Partei", d. h. die zehntausend Glücklichen des Volkes neben ihrem Anhange. Diese modern-liberalen Begriffe von Eigentum sind heidnisch-römischen Ursprungs.

Das katholische Mittelalter, an volkswirtschaftlicher Weisheit unseren Tagen um Sonnenfernen voraus, weist in der bäuer-

1) l 8 §§ 2 et 3 C. 5, 17. 2) l 1 C. Theod. 3, 17.
3) Stimmen von Maria Laach, Band XV 1879, S. 477.



lichen wie in der gewerblichen Produktion die segensreichste Verbindung des genossenschaftlichen und des Privatbesitzes auf.

In Beziehung auf den bäuerlichen Besitz galt die deutsche Dorfmark als ein unentfremdbares Ganzes, welches nur von Gemeindeangehörigen besessen werden durfte, und in welchem neben dem Privateigentum eines jeden an Acker, Wiese, Weide und Wald zugleich die Allmende als reiner sozialer Besitz auftritt, der von allen gemeinsam verwaltet und genossen, insbesondere aber zur Unterstützung der Dürftigen verwendet wurde. Ganz das Nämliche finden wir in der Zunfteinrichtung. Die Zunftlade war ein Kollektivkapital, die Zunft selbst war gewissermaßen ein Rohstoffverein; die kostspieligsten Arbeitsmittel, wie größere Arbeitsräume, Trockenplätze, Verkaufsläden, teuere Maschinen, waren in genossenschaftlichem Besitze, also jedem Zunftmeister zugänglich; die Errungenschaft der persönlichen Arbeit war Privateigentum, die Unterlage der persönlichen Arbeit sehr häufig unentfremdbares Zunfteigentum. So kam es, daß trotz der damaligen großen bürgerlichen Freiheit von einer eigentlichen sozialistischen Strömung keine Rede war und sein konnte. Den Sozialismus, soweit er gesund ist, hatte man ja; eine Massenarmut kannte man nicht; der Privatbesitz war durch die christliche Liebe eine Segensquelle für die Bedürftigen. Dies alles ist unter der Herrschaft der modernen Ideen ganz anders geworden. Wie der Liberalismus für korporatives Leben, korporative Freiheit und Verwaltung überhaupt keinen Sinn hat, so versteht er auch den genossenschaftlichen Besitz nicht; er individualisiert und mobilisiert jedes Eigentum, ist daher nichts anderes als der Subjektivismus der Reformatoren, übertragen auf volkswirtschaftliche und soziale Verhältnisse. Das Individuum ist absolut und frei, der Staat ist die Sammlung dieser Individuen, tertium non datur."

Pesch[1]) sagt: „Die heutige Not der Landwirtschaft leitet sich zum größten Teil aus dem Umstande her, daß der alles

1) Stimmen aus Maria Laach, Pflichten und Schranken des Eigentums. Band 49, 1895.



befreiende und nivellierende Liberalismus den Boden mobilisierte und kapitalisierte, hiedurch ihn aber von den Schranken befreite, welche für das eigene Interesse des Grundbesitzes sowohl, wie das Gesamtinteresse des Volkes notwendig erscheinen."

Der Italiener Calisse[1]) sagt: „Die heutige Entwicklung der Gesellschaft drängt einer neuen Formulierung des Eigentumsbegriffes zu, besonders was die Immobilien betrifft. . . . Die modernen Codifikationen, die aus der Revolution hervorgegangen sind, haben diese Frage nicht gelöst. Darin findet sich jener von Frankreich bei uns importierte Begriff eines Eigentums, der gestattet, mit den Dingen willkürlich zu schalten, solange nicht ein positives Gesetz verletzt wird. . . . Diese negative Schranke genügt nicht, genügt vor allem für die Immobilien nicht. Nehmen wir jemanden, der weite Grundstücke absperrt, verödet liegen läßt, während draußen tausende ohne Erwerb und ohne Arbeit stehen. Das italienische Bürgerliche Gesetzbuch versagt darin, ist rückständig und ein Hemmnis für den Fortschritt der Kultur." . . .

Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch hat gleichfalls, wie das italienische, den Eigentumsbegriff der französischen Revolution mit seinen negativen Schranken rezipiert. § 903: „Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen." Dazu sagt Gierke: [2])

„Im Notfall darf sogar die Rechtsordnung nicht davor zurückscheuen, nicht bloß den Mißbrauch des Eigentums zu verbieten, sondern auch die Pflicht des rechten Gebrauches in dem sozial gebotenen Umfange zur Rechtspflicht zu stempeln. . . . Das Privateigentum ist schon seinem Begriff nach kein absolutes Recht. . . . Vor allem ist das Grundeigentum seinem Inhalt nach von vornherein beschränkter als das Eigentum an Fahrnis. Daß ein Stück unseres Planeten einem einzelnen

1) Rivista Italiana di Sociologia. 14. Band.

2) Die soziale Aufgabe des Privatrechts. Berlin, 1889. S. 21 f.

Menschen in derselben Weise eignen soll, wie ein Regenschirm oder ein Guldenzettel, ist ein kulturfeindlicher Widersinn. . . . Hier wurzelt zugleich das Bedürfnis eines besonderen Immobiliarsachenrechts. . . . Wenn wir jedoch mit der öffentlichen Kontrolle und Bekundung der Rechtsverhälnisse an Grundstücken nichts als eine staatlich gewährleistete Mobilisierung des Grundbesitzes erreichen, so werden wir zwar einen sehr freien, einen sehr prompten und sehr sicheren Verkehr mit Bodenwerten erzielen, aber die große soziale Funktion des Grundeigentums, die innige Verknüpfung von Einzelnen und Familien mit der Scholle, die Wahrung des Ständigen, Traditionellen, Heimatlichen in Gesinnung und Sitte, die feste Einwurzelung und kräftige Gliederung des gesellschaftlichen Körpers werden wir untergraben. Ein Privatrecht, das seinen sozialen Beruf begreift, muß auf die Stetigkeit des Grundbesitzes hinarbeiten."

Das bisher Gesagte soll genügen, damit wir den endlichen Beweis für die These, die wir eingangs gestellt, in folgenden Syllogismus zusammenfassen.

Der Individualismus ist jene aus dem philosophischen Nominalismus hervorgegangene Geistesrichtung, die eine neue Ethik geschaffen, welche darnach trachtet, alle Menschen aus sozialen und politischen Verbänden zu lösen und sie von allen Fesseln, die ihnen das Christentum auferlegt, zu befreien. Nun ist aber das klassische römische Recht der juridische Ausdruck solcher Ziele. Folglich haben wir als tiefste Ursache der Rezeption des römischen Rechtes den Individualismus und die von ihm geschaffene Gesellschaftslehre zu sehen.

Diese Auflösung der mittelalterlichen christlichen Gesellschaft durch die Formeln des römischen Rechtes hat sich selbstverständlich nicht auf einmal vollzogen. Von einer Vollendung der Rezeption kann natürlich erst in den modernen Codifikationen die Rede sein, und es ist ein großer Irrtum von Below, wenn er meint, wie friedlich diese große Umgestaltung vor sich gegangen sei. In Frankreich war es die große Revolution, in welcher das Blut in Strömen floß, welche dem Code Napoleon die Wege bereitete. Auf welchen Widerstand in Österreich die Reformen



Josef II. stießen, bedarf keiner näheren Erläuterung. Im Volke wurden sie mit einer Requiemmesse verglichen, in welcher kein Gloria, kein Credo, ein langes Offertorium und schließlich kein Segen sei. Leopold II. hat vieles wieder zurückgenommen und ohne die Schlachten von Jena und Austerlitz wäre auch unser Bürgerliches Gesetzbuch nicht möglich gewesen.

In den Codifikationen des 19. Jahrhunderts ist also die Rezeption vollendet, nicht im Jahre 1495. Seitdem erst haben wir das römische Genußeigentum, das zur Separation drängende römische Miteigentum, das getrennte eheliche Güterrecht, die staatliche Ehegesetzgebung, den Lohn- und Dienstvertrag, der die Arbeit zur Ware macht, das Erbrecht, das den Grundbesitz in die kleinsten Teile zerstückelt, die Hypothekenbanken, welche jährlich so viele Bauern in das Proletariat stoßen, die polizeiliche Zuschnürung des Assoziationswesens, das Mißtrauen gegen Vereinigungen mit idealen Zielen, die stets fortschreitende Nivellierung von Mobiliar- und Immobiliareigentum, den Rechtspositivismus, der uns jeden Tag vor Abschaffung des Eigentums oder Einführung der Sklaverei stellen kann.

Es wäre ungerecht zu leugnen, daß nicht schon seit Dezennien in Österreich wie im Deutschen Reiche eine gewaltige Gegenströmung gegen den schrankenlosen Individualismus sich erhoben hat. Es ist bekannt, daß man neuerdings dem wieder entgegentritt, daß wir meisterhafte Arbeiterschutzgesetze besitzen, daß das Versicherungswesen große Fortschritte macht, daß unsere dynastischen und sozialen Verhältnisse eine völlige Auflösung der Gesellschaft mehr hemmen als anderswo, daß die Administrativgesetze, von ausgezeichneten Beamten gehandhabt, die Schärfen des Zivilrechtes wesentlich mildern.

Schon 1889 hat Gierke in seinem mehrerwähnten Vortrage angesichts dieser Tatsachen ausgerufen: „Schauen wir wirklich die Morgenröte eines jungen Tages? Oder leuchtet uns der Abendglanz einer versinkenden Welt . . . Gewiß ist, daß unbeschwichtigte Gefahren furchtbarer Art im Schoße unserer Gesellschaft lauern." . . . Seit der Zeit sind wie wir wissen,



die Ereignisse mächtig fortgeschritten und in unseren Tagen scheinen sie sich zu überstürzen.

Noch immer wissen wir nicht, ob wir stumme Zeugen des Unterganges der abendländischen Kultur sind, und ob es bestimmt ist, daß christliche Ordnung sich erst wieder unter Mongolen und Negern verwirklichen soll. Ich hoffe, daß dies nicht der Fall ist und glaube auch nicht, daß es so kommen wird. Sollten aber neue gesundende Verhältnisse erstehen, so würden wir vor allem wünschen, daß es uns gelingt, theoretisch und praktisch unsern Standpunkt gegenüber einer sogenannten vornehmen Wissenschaft zu behaupten. Zum vollen Siege werden wir aber erst dann gelangen, wenn das Schlagwort von der Religion als Privatsache schwindet, und das Christentum, nicht mehr ängstlich auf ein inneres Forum verwiesen, machtvoll von neuem auch das öffentliche Leben und seine Einrichtungen durchdringt.

XXIX.

Türkische Probleme.

(Schluß.)

III.

Im Anschlusse an die vorgetragenen Dinge erhebt sich die Frage: Was bedeutet die Türkei für Deutschland, für die Mittelmächte?

Das osmanische Reich, wenn es befähigt sein will, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, muß unter allen Umständen und mit allen Mitteln den Anschluß an die Mittelmächte beibehalten, ihn sorgfältig pflegen und alles vermeiden, was dieser Verbindung schädlich werden könnte. Das ist eine auch für einen mit begrenztem Blick ausgestatteten orientalischen

1) Reg.-Orig. Ad Germ. Sup. 10 (1670—1683) 440.



Kopf erkennbare Wahrheit. Die leitenden Männer der neuen Türkei hingegen haben das seit lange eingesehen und bei den verschiedensten Gelegenheiten mündlich wie schriftlich bekannt. Daß die Umsetzung in die Tat nicht immer leicht sein wird, liegt an sehr vielen Umständen, von denen ich einige schon angeführt habe.

Die Mittelmächte haben nur ein Interesse an einer **starken, innerlich gefestigten Türkei**, die den Ausbau ihrer Verteidigungsmaßregeln ebenso wie die Reform der gesamten inneren Verwaltung mit Nachdruck betreiben muß. Da aber Hemmungen in beiden Richtungen erfolgen und erfolgen werden, so haben die Mittelmächte das Recht und die Pflicht, unter Wahrung der nötigen Form auf die Ausführung einer ganzen Anzahl von Dingen zu dringen. Bei den einen wird man helfend eingreifen können, die anderen muß man der Tatkraft der türkischen Regierung und der Volksvertretung allein überlassen.

Bei aller Schonung der orientalischen Empfindlichkeit werden zu gegebener Zeit nachdrücklichere Vorstellungen erhoben werden müssen, wenn die Ausführung gewisser Dinge, deren Verschleppung den Wert der Türkei als Bundesgenossen erheblich herabdrücken würde, wirklich verschleppt oder vereitelt werden sollte. Aus den Kreisen derjenigen gebildeten Türken, die ihre Ausbildung England oder Frankreich verdanken, werden naturgemäß gelegentlich Hemmungen erwachsen, weil es menschlich ist, daß trotz des Krieges die Erinnerungen an frühere Tage sich nicht mit einem Male auslöschen lassen. Auch die **laudatores temporis acti** sind noch nicht zu völliger Einflußlosigkeit verdammt, ebenso wie der Fanatismus der rein religiös gestimmten Alt-Türken einen erheblichen Faktor im Widerspiel der Einflüsse abgeben wird.

Die Folgen des hamidischen Regimentes, das 32 lange Jahre gedauert hat, sind noch zu deutlich sichtbar, um jetzt schon von einer verjüngten, wohlorganisierten und in **jeder** Beziehung starken Türkei reden zu können. Manches ist schon gebessert worden und der Wille, weitere Reformen einzuführen,



ist ungeschwächt vorhanden. Es kommt nur jetzt darauf an, diesen Willen in jeder zulässigen und einwandfreien Form zu stärken und zu stützen. Das ist die Aufgabe der Mittelmächte, da nur auf diese Weise aus dem osmanischen Reiche ein dauernd wertvoller Bundesgenosse gemacht werden kann.

Indem ich die selbständigen Aufgaben der Türkei mit jenen mische, bei denen unsere Unterstützung angebracht und geboten erscheint, will ich einige derselben hier anführen, um einen Begriff von der gewaltigen Arbeit zu geben, welche die Staatsmänner dieses Reiches nach dem Kriege vor sich sehen werden.

Die wichtigste Frage, jene der Bodenreform, habe ich einleitend behandelt. An zweiter Stelle tritt die Reform der inneren Verwaltung, die sich zunächst auf eine weitgehende Zentralisation erstrecken muß. Durch die überaus mangelhaften Verkehrsmittel, durch die ungeheuern Entfernungen und die vielfach noch patriarchalischen Formen der Verwaltung, mußte sich eine obere Beamtenhierarchie herausbilden, die mangels entsprechender Beaufsichtigung allmählich zu großer Selbstherrlichkeit gelangt ist. Das weiß jeder, der mit türkischen Provinzialbehörden, namentlich an der Peripherie des Reiches, zu tun gehabt hat. Nach und nach muß der Einzelne das klare Gefühl bekommen, daß die Beherrscher der Vilajets, Sandschaks, Kaimakamliks selbst abhängig sind und daß man die Möglichkeit besitzt, von diesen an die Zentralregierung in Konstantinopel sich zu wenden. Sobald das einmal erreicht sein wird, dürfte die Zentralregierung wirklich sagen dürfen, daß sie das Land in der Hand hat und Herr im Hause ist.

Die Beduinenfrage ist von England und gelegentlich auch von Frankreich als sehr schmerzhafte Wunde am Leibe der Türkei offen gehalten worden. Es muß gelingen, diese fast durchgängig räuberischen Nomaden in ein festes Verhältnis zur Regierung zu bringen. Ob das durch erzwungene Seßhaftmachung oder durch Beschränkung auf bestimmte Gebiete geschieht, werden die Umstände entscheiden. Erleichtert wird diese ungemein schwere Aufgabe durch den militärischen Ruhm, den die Türkei in diesem



Kriege errungen hat, sowie durch das außerordentlich gehobene Ansehen des Beherrschers aller Gläubigen.

Daß die Bagdadbahn umgehend fertiggestellt werden muß, bedarf keiner besonderen Betonung. Aber der Ausbau der anderen Linien, namentlich am Kaukasus, die Vermehrung der Staatsstraßen, der Bau von Kanälen und die Wiederbelebung uralter Bewässerungsanlagen, besonders im Zweistromland, darf darüber nicht vernachlässigt werden, wenn einerseits die Verwaltungsreform nicht scheitern, andererseits die wirtschaftliche Hebung des Landes kein bloßer Wunsch bleiben soll.

Da, wie es scheint, der Scheich-ül-Islam für eine wesentliche Verbesserung des Frauenloses gewonnen worden ist, so dürfte diese ungeheuer wichtige Kulturfrage unter der jetzigen Regierung wohl bald kräftig in die Hand genommen werden. Zunächst wird sich die Wirksamkeit der zu erwartenden Maßnahmen wohl auf die Städte beschränken müssen, da der Bauer für derartige Dinge noch viel zu unreif ist, um sie würdigen und verstehen zu können. Der englisch-französische Einfluß hat in dieser Angelegenheit aus selbstsüchtigen politischen Motiven stets hemmend gewirkt, während wir ein Interesse daran haben, daß die Frau an den Gütern der Kultur und Bildung in gleicher Weise Anteil nimmt, wie der Mann. Damit ist nicht *unsere* Kultur, *unsere* Bildung gemeint, sondern jene, die den Verhältnissen des Orients angepaßt ist, mithin organisch in das dortige Leben eingebaut werden kann.

Die Hebung des Handwerkes, das vielfach noch mit den ursprünglichsten Werkzeugen unter riesigem Zeitverlust arbeitet, gehört zu den vordringlicheren Arbeiten der Regierung. Vorbedingung dafür ist aber eine gründliche Verbesserung der Verkehrswege, wie man leicht verstehen kann.

Daß die Volksbildung mit allem Nachdruck durch gute Schulen, ja durch Schulzwang gefördert werden muß, braucht man den Machthabern des Bosporus nicht erst zu erzählen. Sie sind selber Feuer und Flamme dafür. Damit muß die *Unterlage* für die Erneuerung des Beamtenstandes gelegt

werden, eine Forderung, die so gebieterisch ist, daß sie mit der militärischen Sicherung des Staates auf einer Stufe steht.

Was die Mittelmächte in Palästina als Mindestmaß religiöser Duldung und Anerkennung zu fordern haben, will ich hier nicht des Näheren ausführen. Was dort während des Krieges geschehen ist, zum Teil vielleicht hat geschehen müssen, mag mit einigem guten Willen als Kriegsnotwendigkeit anerkannt werden. Daß aber gerade auf diesem Gebiete völlig klare Verhältnisse geschaffen werden müssen, sind sich die Mittelmächte in ihrer Eigenschaft als christliche Staaten selbst schuldig. Sie haben sich dabei aber auch der Unterstützung weiter Kreise der Judenschaft der ganzen Welt zu erfreuen, die für ihre Bestrebungen in Palästina ebenfalls klare Verhältnisse wünschen. Daß der Einfluß des Heiligen Stuhles sich nicht minder fühlbar geltend machen wird, wenn es sich einmal um Erörterung dieses Zieles handelt, ist ganz selbstverständlich. Der ungarische Primas Kardinal Csernoch hat sich vor einiger Zeit in deutlicher Weise über die Pflichten ausgesprochen, die wir in religiöser Beziehung im nahen Orient zu erfüllen haben.

Die ganzen Randgebiete vom persischen Golf bis nach Suez müssen der Botmäßigkeit des Padischah unterworfen werden, damit von dort aus langsam die restlose Eingliederung des Binnenlandes in das türkische Reich vollzogen werden kann. In diesen Gebieten hat England durch Jahrzehnte hindurch ungestraft der Türkei stets die größten Schwierigkeiten bereitet und ihre innere Schwäche ausgenutzt.

Derartige Ziele, die mit Ernst erwogen, mit Tatkraft angefaßt und mit allen Mitteln gefördert werden müssen, vermag die Türkei trotz des besten Willens und eines begeisterten Chauvinismus nicht ganz selbständig durchzuführen. Vorsichtige und kluge Hilfe der verbündeten Kaisermächte muß sie in Anspruch nehmen, wenn sie schnell und sicher voranschreiten will. Das ist eine geschichtliche Notwendigkeit.

Da die leitenden Staatsmänner des osmanischen Reiches nicht darüber im Zweifel gelassen worden sind, daß die Mittel-



mächte nur an einem starken, innerlich gefestigten und vorsichtig fortschrittlichen Staatswesen am Bosporus ein Interesse haben können, da andererseits die Zeugnisse sich häufen, wonach die Türkei nur in engstem Anschlusse an Mitteleuropa ihr Wiederaufleben wird ins Werk zu setzen vermögen, so decken sich die Wünsche und Ansprüche beider Teile auf das Beste. Jetzt wird alles darauf ankommen, wie man die Lösung der Probleme in die Wege leitet und ob man den einzig gangbaren Weg, den der Mittellinie unter Zurückweisung der Fanatiker von rechts und links dauernd wird einhalten können.

IV.

Als die deutschen Reichstagsabgeordneten in Konstantinopel weilten, hielt Halil-Bei eine hochbedeutsame Rede, in der er der Welt Kenntnis gab von einem Vertrage auf Gegenseitigkeit, der zwischen Deutschland und der Türkei abgeschlossen worden war.

Das war einer der stolzesten Augenblicke des jungtürkischen Regimentes, als der Minister der staunenden Welt verkünden konnte, daß das Deutsche Reich der Türkei in gewissem Sinne die Ebenbürtigkeitsurkunde ausgestellt habe. Ein Vertrauensbeweis von so ungeheuerem Ausmaß war vielleicht in Konstantinopel selbst nicht erwartet worden, wurde aber, sogar in den erhitzten nationalistischen Kreisen, auf seinen Wert richtig eingeschätzt.

Warum liegt diesem Vertrage eine so tiefgehende Bedeutung zugrunde? Aus der einfachen und doch so verwickelten Erkenntnis heraus, daß die Türkei bis vor kurzem an Händen und Füßen gebunden als ein höchst minderwertiges Staatswesen angesehen wurde, das man in allem und jedem streng beaufsichtigen und in seiner freien Entschließungsfähigkeit beschränken müsse.

Wie es dazu gekommen ist, daß der kriegsstarke, in ganz Europa gefürchtete Sultan zum „kranken Mann“ wurde, erzählt uns die Geschichte, und wir wissen, daß eines der Haupt-



mittel, die Schwäche der Türkei schließlich zu einer dauernden zu machen, die sogenannten Kapitulationen gewesen sind.

Im alten griechischen Reiche hatten die Kaiser den handeltreibenden europäischen Staaten gewisse Rechte eingeräumt, die den im Gebiete des byzantinischen Kaiserreiches sich aufhaltenden fremden Untertanen eine freiere Stellung und größere Bewegungsmöglichkeit gewährleisteten. Als dann Sultan Mohammed Konstantinopel eroberte, trat er auch diese Erbschaft an und faßte die bisherigen Freiheiten der Fremden, die er dann auch auf die Griechen ausdehnte, in einen Gnadenbrief zusammen, der sich hauptsächlich auf Begünstigungen in Bezug auf den religiösen Kultus, die Gerichtsbarkeit und den Handel erstreckte. Im Laufe der Zeit wurden diese Sonderrechte nach und nach von allen europäischen und später auch einzelnen amerikanischen Ländern in Anspruch genommen.

Mit dem Sinken der türkischen Macht wurden aus den früher schüchtern und vorsichtig ausgeübten Privilegien bald herrisch geltendgemachte Rechte, die dazu dienten, um die Türkei an allen Ecken und Enden zu schädigen, bis sie zu bösartigen und feindseligen Mitteln eines Krieges im Frieden wurden, der seinesgleichen nicht oft in der Weltgeschichte hat. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht kann man die Kapitulationen in ihrer Wesenswirkung als ungeheuerliche Schwächung und Schädigung der Türkei und maßlose Bevorrechtung der fremden Mächte und ihrer Untertanen bezeichnen.

Einzelne schüchterne Versuche, hierin eine Änderung herbeizuführen, sind stets gescheitert, ja sie führten nur dazu, die Fesseln noch drückender zu machen. Im Anfange waren sie fast rein privatwirtschaftlichen Charakters auf privilegienartiger Grundlage; dann erhielten sie ein streng juristisches Kleid, um auf dieser Grundlage sich staatswirtschaftlich und politisch auszuwachsen. Das osmanische Reich hatte schließlich den Fremden gegenüber keine Gerichtsbarkeit mehr, keine Polizeiaufsicht, kein Steuerrecht, und schließlich mußte es den Mächten gegenüber auf seine Zollansprüche und sogar sein Verkehrsrecht verzichten, wie Professor Jäckh zutreffend ausführt. Das bedeutete für den





im türkischen Reiche wohnenden, handeltreibenden, wissenschaftlichen oder beruflichen Fragen nachgehenden Fremden nicht mehr und nicht weniger, als daß er erstens alle Rechte in Anspruch nahm, die die türkische Gesetzgebung ihm zubilligte, zweitens alle Rechte seines Heimatstaates an seine Person knüpfte, deren Geltendmachung seinem Konsul anvertraut war, und drittens der Türkei gegenüber jegliche Pflichtleistung verweigerte. Eine societas leonina, wie sie typischer in der ganzen Rechtsgeschichte wohl kaum gefunden werden kann! Die allerbezeichnendste Festsetzung der Kapitulationen bestand aber darin, daß auch der türkische Untertan sich der Konsulargerichtsbarkeit unterwerfen mußte, wenn er einen Rechtsstreit mit einem Landsmanne des Konsuls hatte.

Unerträglich war es schließlich, daß Menschen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten in der Türkei ansässig gewesen waren, sich als „Schutzbefohlene" von einem fremden Konsul in seine Matrikel aufnehmen ließen. Sie entzogen sich dadurch allen Verpflichtungen gegenüber ihrem eigentlichen Heimatlande, das doch die Türkei ist. Die Franzosen, mehr aber noch die Russen, schafften sich dadurch eine Leibgarde unter diesen Levantinern, deren Auftreten die türkischen Behörden mit Recht erbittern mußte.

Bis zu welchem Grade die Kapitulationen von einzelnen Mächten ausgenutzt wurden, kann man an dem schamlosen Verhalten des russischen und französischen Botschafters in einem bestimmten Falle erkennen. Der Bürgermeister von Konstantinopel wollte, um die Bevölkerung vor der „Zivilisation durch Syphilisation" zu entrücken, auch die französischen und russischen Dirnen in die Sanitätskontrolle einbeziehen. Diese Frauenzimmer wandten sich aber an ihre Botschafter, die „als Schutzengel der kranken Dirnen" sich mit aller Macht dafür einsetzten, daß dieselben nicht in die Sanierung der Großstadt miteinbezogen wurden, sondern die Ansteckung unbehindert weiter tragen durften. Es genügt eigentlich dieses eine Beispiel, um zu zeigen, wie widersinnig schließlich die anfänglich segensreichen Kapitulationen sich ausgewachsen hatten.

Wer je Briefmarken gesammelt hat, weiß, daß die Großmächte in den großen Städten der Türkei alle eigene Postanstalten unterhielten, die einen ungeheuern Zuspruch hatten. Aus der Notwendigkeit und aus kleinen Anfängen heraus entstanden, stützten sie sich darauf, daß die türkische Post ganz unzuverlässig sei. Andererseits verhinderten die fremden Postämter, die dem türkischen Fiskus Dutzende von Millionen entzogen, eine durchgreifende Verbesserung der türkischen Post. Das Reich mußte sich diesen tiefen Eingriff in seine Hoheitsrechte geduldig gefallen lassen, weil ihm die Mittel fehlten, sich dem geschlossenen Ring der Mächte gegenüber Geltung zu verschaffen.

Die Steuerfreiheit der Fremden traf den türkischen Staatshaushalt besonders schwer. Sie, die vermöge ihrer Mittel, Beziehungen, Kenntnisse, Bildung und Kultur dem Durchschnittstürken so ungemein überlegen waren, hätten am ehesten eine entsprechende Steuerlast tragen können. Statt dessen genossen sie nicht nur die Vorteile ihrer privilegierten Stellung, sondern auch diejenigen des türkischen Gesetzes, und der Türke mußte allein für die Staatslasten aufkommen. Ein Wettbewerb zwischen Fremden und Türken war also von vorneherein aussichtslos. Er wurde darum gar nicht einmal in die Wege geleitet, und das Geldverdienen der Fremden hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Tätigkeit derer, die aus fremder Leute Leder Riemen schneiden. Wie sehr der türkische Staatshaushalt unter diesen unhaltbaren Verhältnissen leiden mußte, ist leicht einzusehen.

Das ganze Elend der der Türkei aufgezwungenen Schädigungen zeigt sich in der „Regelung" der Zollgeschäfte durch die Mächte. Ich lasse die Einzelheiten darüber beiseite und bemerke nur, daß dabei alles geschah, um die traurigen Verhältnisse des osmanischen Reiches fast unhaltbar zu machen. Es mußte ein Spielball Europas bleiben und ist es Jahrzehnte lang geblieben.

Da kam der Weltkrieg. Die Türkei hatte in den Jahren unmittelbar vorher blutige Kriege in Tripolis und auf dem Balkan führen müssen. Im Weltkrieg wurde auf einmal ein so erschöpftes Land ein gewichtiger Faktor, denn noch hatte es



die Meerengen in der Hand, die Rußland vom Mittelländischen Meere trennten. Im Jahre 1914 sah das mißhandelte Land den Zeitpunkt gekommen, seine Fesseln abzuwerfen, nachdem Deutschland vorher erklärt hatte, die Türkei darin zu unterstützen. Ohne nach der Einwilligung der Mächte zu fragen, wurden die Kapitulationen mit einem Federzuge aufgehoben.

Eine Tat von ungeheurer Bedeutsamkeit war geschehen, einmal weil diese Befreiung von der Vormundschaft aus eigener Kraft erfolgte, und zweitens, weil damit die politische Stellungnahme zu Gunsten der Mittelmächte endgültig besiegelt wurde.

Maßloses Staunen, fast wahnsinniger Zorn in London, Paris und Petersburg, ein Schrei nach Rache war die unmittelbare Folge davon. Alles das wurde letzten Endes zu Grabe getragen in Gallipoli und Kut-el-Amara, und die Leichenrede dabei hielt der Text des deutsch-türkischen Gegenseitigkeitsvertrages. Durch denselben ist der Türkei die Fähigkeit zugesprochen worden, in einwandfreier Weise Recht sprechen zu dürfen und zu können über alle auf ihrem Gebiete weilenden Menschen; sie ist in den Stand gesetzt worden, den gesamten internationalen Postdienst zu besorgen; sie hat die Freiheit der Regelung ihrer Zollgesetzgebung erlangt; sie darf die Fremden zu angemessenen Steuern heranziehen; sie übt die volle polizeiliche Gewalt aus; sie überwacht ihr eigenes Hab und Gut; sie erhält tausende von Staatsbürgern zurück, die ihr durch die Schutzbriefe entzogen worden waren, und was dergleichen Vorteile mehr sind.

Die Türkei übernimmt damit aber auch eine ihr bisher fremde große Verantwortung namentlich auf dem Gebiete der Rechtspflege den Fremden gegenüber. Sie wird den Beweis zu erbringen haben, daß sie den schweren neuen Aufgaben auch gewachsen ist. Sie muß nicht nur Deutschland davon überzeugen, daß das ihr geschenkte Vertrauen gerechtfertigt werden wird, sondern auch die anderen Mächte, die sich dem Beispiele Deutschlands wohl oder übel werden anpassen müssen, werden



auf das schärfste zusehen, ob und wie die neuen Einrichtungen sich bewähren werden.

Unseren Staatsmännern muß man das Vertrauen schenken, daß sie einen so wichtigen Vertrag erst dann abgeschlossen haben, nachdem sie sich haben überzeugen können, daß die Gewährung vollster Gegenseitigkeit von der Türkei wirklich geleistet werden kann. Für sie bedeutet der Vertrag nichts mehr und nichts weniger, als die bedingungslose Zulassung zur europäischen Völkerfamilie im Sinne der staatlichen Ebenbürtigkeit.

Ich las dieser Tage den Satz, daß durch den Weltkrieg der „kranke Mann am Bosporus" zu einem toten Manne gemacht werden sollte. Das Umgekehrte ist eingetreten; er ist gesundet, er ist erstarkt, er ist auf dem besten Wege ein wertvolles Mitglied der neuen Völkerfamilie zu werden, die sich in geschlossener Einheit von Nord- und Ostsee an der Donau entlang, quer durch den Balkan bis Suez und Bagdad breit hineinlagert.

XXX.

England, Frankreich und wir.

Von Dr. Hermann Dimmler, München.

Bei der Diagnose des kommenden Friedens spielen die hysterischen Wutausbrüche unserer Feinde nicht die entscheidende Rolle. Sie weisen lediglich auf den Frieden hin, den unsere Feinde haben möchten. Für das wirkliche Wollen sind die tatsächlichen Interessen maßgebend. Diese bringen den betörten, maßlos verlangenden Willen unwiderstehlich unter ihr Joch: heute oder längstens morgen. Von diesem einzig zuverlässigen politischen Standpunkt aus ist ein uns günstiger Friede wohl zu erwarten. Den Angelpunkt der politischen Lage bildet der Umstand, daß England sich während des Krieges zu einer Landmacht entwickelt hat; es mußte, weil Frankreich zu schwach war, um die



ihm zugedachte Söldnerrolle durchführen zu können. Frankreich ist militärisch niedergerungen; es vermag sein Gebiet nicht mehr zu schützen, nicht mehr für sich und nicht mehr für England. Die militärische Wirkung dieser Tatsache ist ausgeblieben, da England in die Bresche eingesprungen ist, die politische Wirkung kann aber nicht ausbleiben. England hat bei dieser weltgeschichtlichen Wendung seiner Wehrtechnik eine erstaunliche Energie entfaltet und dem deutschen Generalstab eine übermenschliche Aufgabe gestellt, deren glückliche Lösung die Erfolge des Siebziger Krieges weit hinter sich läßt. Mit derselben Energie wird England den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen. Es ist mit seiner neugeschaffenen Landmacht an die Stelle der unzulänglichen französischen Heeresmacht getreten und kann diese Stellung niemals mehr aufgeben.

Die englische Hilfe rettete Frankreich zunächst vor dem militärischen Zusammenbruch; sie war willkommen; allein es ergibt sich aus ihr eine Konsequenz, mit der sich Frankreich niemals befreunden kann. England braucht als Landmacht eine starke Position auf dem Kontinent und zwar gerade an der Stelle, die dem Inselreich zunächst liegt und die durch ein Tunnel mit diesem verbunden werden kann. Diese Position kann bei der gewaltigen Wehrmacht des Feindes und dem wechselvollen Schicksal moderner Offensiven nur dann stark sein, wenn sie ausgedehnt ist. Die englischen Staatsmänner werden bei der Abmessung des erforderlichen Landbesitzes sehr weit ausgreifen müssen. Es wird von Nordfrankreich für Frankreich nicht mehr viel übrig bleiben. England macht keine halbe Arbeit. Als Landmacht braucht es einen dieser Macht entsprechenden Teil des französischen Kontinentes. Die Entwicklung zur Landmacht schließt die Entwicklung zur Kontinentalmacht mit unbeugsamer Konsequenz in sich. Keine noch so verschlagene Diplomatie vermag hierin etwas zu ändern. Die französischen Staatsmänner mögen die Sache besehen, wie sie wollen; sie müssen sich sagen: England kann seine Position in Nordfrankreich nicht mehr aufgeben. Diese Position ist mit der Wendung der englischen Wehrpolitik zur Existenzfrage für England geworden.

Das militärisch geschlagene Frankreich mit seiner unsicheren politischen Haltung kann niemals mehr der zuverlässige Söldner Englands werden. England wurde genötigt, die Aufgabe selbst zu übernehmen, und aus denselben Gründen ist es genötigt, die Durchführung dieser Aufgabe in der Hand zu behalten. England ist eine Kontinentalmacht geworden und wird es bleiben. Die Geschichte geht niemals rückwärts. Die Energie und Lebenskraft Englands bürgt dafür.

Frankreich ist geschlagen. Es hat nur die Wahl, mit England oder Deutschland die Kapitulation abzuschließen. Diese Wahl ist durch die maßgebenden Interessen eindeutig festgelegt. Deutschland kann von Frankreich nicht mehr wollen als eine ausgiebige Sicherung seiner allzusehr bloßgelegten wichtigsten Lebensorgane. Der Rhein ist die Schlagader Deutschlands. Das sieht jeder, der den Rhein hinunterfährt. Die Sicherung dieses Lebensorganes gegen den unzuverlässigen Nachbar erheischt für Frankreich eine kleine Einbuße, welche die Selbständigkeit Frankreichs auch nicht im geringsten antastet. Es wird sehr schwer sein, Frankreich zu diesem Opfer zu bestimmen, allein auf der anderen Seite steht England und legt seine Hand auf einen integrierenden Bestandteil Frankreichs, dessen Verlust Frankreich aus der Reihe der Großmächte verdrängen würde. Die Zukunft Deutschlands liegt sicher nicht im Westen, die Zukunft Englands auf dem französischen Kontinent. Auf dem französischen Kontinent wird England den Kampf mit Deutschland ausfechten. Die französische Erde als Schlachtfeld, Frankreich als bloßes Hilfsvolk Englands: das sind unerfreuliche Aussichten für ein ehrgeiziges Volk mit ruhmvoller Vergangenheit.

Es mag England gelingen, kleine Völker politisch aufzusaugen. Aber mit diesem Brocken wird es sich eine Verdauungsstörung zuziehen. Frankreich ist kein Indien, keine Burenrepublik, kein Ägypten. Darin liegt das Verhängnis für Englands Politik, daß auf der Küste, die an Englands Gestade grenzt, ein politisch reifes, widerstandsfähiges mächtiges Volk sitzt, das nicht in die englische Weltpolitik sich einordnen läßt. An diesem Verhängnis wird England zu Grunde gehen. Die



Tage der Jeanne d'Arc werden wiederkehren, müssen wiederkehren, sobald England als Landmacht sich entfaltet. Frankreich liegt wie ein schwerer Stein vor der Entwicklung Englands, ein Stein, den man mit diplomatischen Kunststücken nicht beseitigen kann.

Es ist unstreitig der größte Triumph der englischen Diplomatie, daß sie für einen Augenblick Frankreich bedingungslos in ihre Interessen verwickeln konnte. Dieser Triumph trägt jedoch alle Merkmale einer augenblicklichen Betörung. Ein sinnloses Rachegefühl und eine utopistische Hoffnung waren die Überredungsmittel. Ja, wenn man wirklich glaubte, man könne Deutschland vollständig zertrümmern, aus der Weltpolitik für immer ausschalten, dann war es ungefährlich für Frankreich, sich mit Hilfe Englands Genugtuung zu verschaffen, dann gab es gar keinen Rivalitätskampf zwischen England und Deutschland, keine Wendung Englands von der See- zur Landmacht, kein Frankreich, welches seinen Rücken für den Austrag dieses Kampfes herhalten mußte.

Frankreich könnte sich mit England nur verbinden, wenn es gelang, in dem groß angelegten Raubzug Deutschland zu ermorden und zu beseitigen. Es gereicht den französischen Diplomaten zur Entschuldigung, daß die aufgebotene Raubmacht wirklich erdrückend war. Es bleibt aber genug der Verblendung zu glauben, man könne ohne jahrzehntelangen verlustreichen Kampf ein lebensfähiges großes Volk mit einer großen Geschichte zum Aufgeben seiner Existenz bewegen. Wir dürfen hoffen, daß die maßgebenden französischen Politiker langsam zu der Einsicht kommen, daß ihre ganze Politik auf einer unmöglichen Voraussetzung beruhte: der völligen Vernichtung Deutschlands. Sie müssen einsehen, daß Frankreich im günstigsten Falle als Englands Hilfsvolk mit Preisgabe seiner Großmachtstellung an einem fernen, zweifelhaften Endsiege teilnehmen könnte. Je länger der Krieg dauert, um so deutlicher tritt diese Tatsache in die Erscheinung. Frankreich muß seine Politik revidieren. Es ist besiegt und muß kapitulieren, wenn es nicht seinen Untergang einem erträglichen Friedensangebot vorzieht.



Es kann an der Seite Englands nicht weiterkämpfen. Die militärische Lage wäre reif für einen Abschluß des grausigen Schauspiels. Noch aber müssen wir warten, bis der letzte Rest seelischer Täuschung vor den unerbittlichen Tatsachen zurückgewichen ist. Wenn dann der Reichskanzler an England die Frage stellen wird, ob es gesonnen sei, sich vom französischen Kontinent zurückzuziehen, muß dieses die Frage verneinen, und damit hört Frankreich auf der Bundesgenosse Englands zu sein.

England kann nicht aufhören, sich zur Landmacht zu entwickeln, und Frankreich kann diese Entwicklung nicht dulden. Hier liegt der Schlüssel der politischen Lage.

Dieser Schlüssel ist umso zuverlässiger, als Englands Seemacht gleichzeitig aufs äußerste gefährdet ist. So sicher England sich zur Landmacht entwickelt, wird Deutschland unter dem Druck unbeugsamer Notwendigkeit in einen Wettbewerb mit den englischen Seemacht eintreten. England hat die Maske abgeworfen. Sein Vernichtungswille ist bloßgelegt. Der Wille des deutschen Volkes, dieser Vernichtung entgegenzutreten, ist selbstverständlich. Was dieses Volk aber leisten kann, wenn es will und wenn es aus seiner vertrauensseligen Gutmütigkeit aufgerüttelt ist, das hat es deutlich genug bewiesen. Die einzige Seeschlacht dieses Krieges hat England einen fühlbaren Vorgeschmack gegeben.

Dazu die Tauchboote, denen die Tauchkreuzer folgen werden. Der Kampf zur See ist ein Kampf zwischen Maschine und Maschine. Es liegt in der Natur der Maschine, daß sie sich rasch entwickelt. Das Alte wird überholt und der Vorsprung des glücklich Besitzenden geht rasch verloren. Der Krieg hat Deutschlands Überlegenheit in der Konstruktion der schweren Waffen deutlich gezeigt. Die neue deutsche Kriegsflotte wird nicht schlechter sein als die Geschütze, welche die belgischen und französischen Festungen entwertet haben. Die schwimmenden englischen Festungen sind in ihrem Werte noch mehr gefährdet als die belgischen, wenn auch ein größerer Zeitraum notwendig ist, Seemaschinen zu konstruieren. Deutschland hat während des Krieges noch Zeit und Kraft erübrigt, die englische Flotte mit



der neuen Unterseebootswaffe schwer zu schädigen. Nach dem Kriege wird es ein sehr gefährlicher Rivale werden.

Die Konsequenzen der Unterseetechnik, die sich in diesem Kriege herausgebildet hat, sind ganz unübersehbar. Der Landkrieg hat sich unter die Erde verkrochen. Deckung ist alles. Eine einzige gut gedeckte Batterie ist mehr wert als zehn, die offen daliegen. Die Tauchfähigkeit verwirklicht die Forderung der Deckung in einem Maße, daß es fraglich erscheint, ob ein Tauchboot gegen den Willen seines Kommandanten überhaupt angegriffen werden kann. England muß damit rechnen, daß es sich in den Seeverkehr anderer Völker nicht mehr einmischen kann. Die Völker werden aufatmen, England vermag ihnen nicht mehr nach Belieben die Kehle zuzudrücken. Das große Netz von Flottenstützpunkten, in welchem England die ganze Welt eingefangen hat und gefesselt hält, ist durchlöchert. Der gewalttätige Türhüter des Weltverkehrs ist abgesetzt. Es wird ja einige Zeit andauern, bis die neuen Unterseeflotten gebaut sind, allein die Entwicklung läßt sich bereits jetzt hinreichend deutlich abschätzen, um England zu veranlassen, sich nach einem neuen Stützpunkt seiner Großmachtstellung umzusehen. Ein Volk, welches die Welt beherrscht hat, zieht sich nicht ohne weiteres in den Kreis der kleinen Völker zurück. Es wird sich jetzt schon die Brücke zum Festland sichern wollen, um seine Stellung als Landmacht behaupten zu können. Frankreich wird die Kosten dieser Umwälzung der britischen Wehrpolitik zu tragen haben.

Die Insel selbst hört auf, eine sichere Zuflucht der Beutejäger zu sein. Das Wasser hat seine isolierende Eigenschaft verloren, es ist zu einem bequemen Deckmantel für den Angreifer geworden. Die Insel gleicht einer Festung, an welche sich der Angreifer ohne Risiko und unbemerkt mit seiner ganzen Wehrmacht von jeder Seite heranmachen kann. England wird gewaltige Summen in die Verteidigung seiner ausgedehnten Küste hineinstecken müssen, und es ist nicht ersichtlich, wie es sein Kolonialreich gegen die plötzlich auftauchenden Unterseeflotten seiner Gegner zu schützen vermag. Der Küstenbesitz ist durch das Unterseeboot aufs äußerste gefährdet. Die Kontinentalmächte



treten in den Mittelpunkt der Weltgeschichte. Die Seemacht wird hinfällig, die Kontinentalmacht wird ausschlaggebend. England muß eine Kontinentalmacht werden oder abtreten. Frankreich steht ihm im Wege. Frankreich hat den ersten Stoß auszuhalten, und wir können nur wünschen, daß Frankreich stark genug aus diesem Krieg hervorgeht, um uns die Last abnehmen zu können. Wir können, ohne uns selbst zu schädigen, Frankreich einen günstigen Frieden anbieten.

Zum Unterseeboot kommt der Zeppelin, für den es keine Wasserstraßen gibt. Das Luftschiff ist eine ganz neue Waffe, gegen welche die alten Waffen nicht aufkommen können. Es macht alles Bestehende hinfällig. An keine Straße gebunden, zweihundert Kilometer in der Stunde zurücklegend, wird das Luftschiff der Träger des Weltpostverkehres werden und einem organisatorisch begabten Volke zum Hilfsmittel werden, die ganze Welt mit seinen Gedanken, Einrichtungen und Geschäftsverbindungen zu durchdringen. In der Entwicklung dieses Verkehrs- und Wehrmittels wird uns, so hoffen wir zuversichtlich, niemand mehr überflügeln. An dem sicher nicht fernen Tage, an dem der erste Zeppelin am Kilimandscharo landen wird, beginnt ein neuer Abschnitt der Kolonialgeschichte. Der Zeppelin wird buchstäblich mit der Geschwindigkeit des Windes die Menschen nach allen Richtungen der Welt hinaustragen und die Welt zum Gemeingut aller Menschen machen. Mögen auch die schweren Lasten für alle Zukunft auf den Seeweg angewiesen sein, der Zeppelin wird die Wege ausfindig machen: er wird den Welt- und Kolonialverkehr organisieren; der Weltverkehr wird neue Bahnen gehen und zehnmal rascher pulsieren. Das englische Monopol des Weltverkehrs ist zerstört. Der reiche Privatier, der sich die ganze Welt gesichert hat, um von ihren Früchten zu leben, muß wieder von vorne anfangen und sich mit der Tatkraft der übrigen Arbeiter messen.

Englands Niederlage besteht darin, daß es in diesem Kriege Deutschlands Kräfte zu äußerster Entfaltung gewaltsam aufgescheucht hat. Was sonst in vielleicht ein oder zwei Generationen eingetreten wäre, ist in zwei Jahren Wirklichkeit geworden:



das Unterseefrachtschiff, der Unterseekreuzer, der Zeppelin als sicheres, fast unangreifbares Wehr- und Verkehrsmittel. Ein gewaltiges Feld zur Betätigung deutscher Organisations- und Schaffenskraft hat sich geöffnet. In der Entfaltung dieser Kraft liegt unser Sieg. Die Fesseln der Elemente, die England in der Hand hielt, sind gesprengt.

Wir können, nachdem unsere Grenzen gesichert sind, Frieden schließen in dem Bewußtsein, daß wir siegreich aus dieser Katastrophe hervorgegangen sind.

Aus den gleichen Gründen kann England keinen Frieden mit uns schließen. Das Deutschland nach dem Kriege ist nicht mehr das Deutschland vor dem Kriege, auch wenn es seine Grenzen nicht wesentlich erweitert hat. Wir müssen daher damit rechnen, daß es England gelingen wird, seine Hilfsvölker noch einige Zeit gegen unsere Schützengräben anrennen zu lassen. Der Gedanke, daß wir erreicht haben, was uns frommt, wird uns Kraft zur Abwehr und zum Siege geben.

XXXI.

Dr. Heinrich Hansjakob 1837—1916.

Von Dr. J. Karl Kempf in Karlsruhe (Baden).

Bei der alten Reichsstadt Offenburg mündet das tief eingeschnittene Kinzigtal in großer Breite in die Rheinebene. Zahlreiche anziehende Bilder in wechselnder Folge bieten sich dem, der von Offenburg mit der Schwarzwaldbahn taleinwärts fährt.

Und da, wo die dichtbewaldeten Berge höher werden und die Talwände näher zusammenrücken, liegt das alte, jetzt gegen 3000 Einwohner zählende Zähringer- und Fürstenbergerstädtchen Haslach, der Geburtsort des ehemaligen Stadtpfarrers von St. Martin in Freiburg (Breisgau), Dr. Heinrich Hansjakob, dessen an schriftstellerischen Erfolgen reichbegnadetes Leben von



fast 79 Jahren am 22. Juni 1916 hier seinen irdischen Abschluß fand.

Die Worte: „Willst Du den Dichter recht verstehen, mußt Du in seine Heimat gehen", haben auf Hansjakob besondere Geltung. Bei Haslach, wo sich das liebliche und fruchtbare Haupttal mit seinen Seitentälern kesselförmig weitet, zaubert die Natur ein entzückendes Bild vor unsere Angen. Es erfreuen uns die grünen Ufer des Kinzigflusses und der Bergbäche, die Waldungen in den verschiedensten Schattierungen, die dunklen Bergeshäupter und die lichtfarbigen Weiden an den Hängen um idyllische, charakteristische Bauernhöfe. Wohl noch einige Kilometer das Tal hinauf und selbst in das Gutachtal hinein, erstreckt sich noch Fülle und blühende Pracht, die Rebe aber hat am Herrenberg bei Haslach ihre letzte Anpflanzung gefunden. Es ist, als wollte die Natur vor ihrem Übergang in das Wildromantische noch einmal ihre verschwenderische Pracht und Fruchtbarkeit einerseits und die gewaltige Majestät der Gebirgswelt anderseits in ihrer vollen Entfaltung darbieten. Von den Höhen der das Städtchen Haslach umschließenden Bergwälle, die ihm eine geschützte Lage verleihen, ziehen dichte, langschäftige Tannenwälder ihre Ausläufer teilweise bis zur Talsohle. Selbst in den Nebentälern mit ihren glitzernden Bergbächen reichen sich wilde Schwarzwaldromantik und sonnige, liebliche Berglandschaften die Hand.

Haslach, an der großen Heerstraße Paris—Straßburg—Ulm—Wien gelegen, war bis in das 19. Jahrhundert hinein ein großer Tummelplatz aller möglichen Kriegsvölker. Obgleich das Städtchen mehrmals zerstört und gebrandschatzt sowie durch Überschwemmungen heimgesucht wurde, hat es, dank der verständnisvollen Pflege seiner Einwohner, doch noch eine ganze Anzahl altehrwürdiger Baudenkmäler aufzuweisen, die ihm ein malerisches, biederes und gemütliches Aussehen verleihen. Da sind es vor allem die Überreste der alten Ringmauern, das ehemalige Kapuziner-Klostergebäude mit der Gruft eines Zweiges der Grafen von Fürstenberg, das charakteristische Rathaus mit seiner offenen Halle, die neu erweiterte prächtige Pfarrkirche mit verschiedenen sehenswerten Denkmälern, darunter das wuchtige und einzigartige Grabmal des Grafen Götz oder des „Steinernen



Manns von Hasle", die alte gewölbte Gutleutbrücke mit Heiligenfiguren und eine Anzahl sehenswerter bürgerlicher Wohnhäuser mit wiederhergestellten Fachwerkfassaden.

Haslach ist ein Ort, der durch seine Lage, seine Bauten und durch die auf seinen lebhaften Wochen- und Jahrmärkten verkehrenden Wälderleute Anspruch auf den Namen einer echten Schwarzwaldstadt erheben darf. Ein besonderer Schmuck am Sonntag und an Markttagen sind die Volkstrachten der Landbevölkerung. Die Markttage bilden den geselligen und wirtschaftlichen Mittel- und Sammelpunkt eines großen Teils der Tal- und Bergvölker.

Wem schauen aus den freundlichen Straßen, heimischen Gäßchen, den Wirtshäusern und Werkstätten des Städtchens nicht jene Gestalten und Originalmenschen entgegen, wie sie uns Hansjakob in seinen Schriften so naturgetreu und lebenswarm schildert! Die Haslacher, wenn auch vielfach vom Landbau abgekommen, sind doch einfache, ehrliche und natürliche Leute geblieben. Es ist ein fröhliches, gutmütiges und mit großem Talent für Veranstaltungen ausgestattetes Völkchen. Sein köstlicher Mutterwitz und sein nie versiegender Humor, Eigenschaften, die so trefflich auf seinen hervorragenden Sohn Heinrich Hansjakob übergegangen sind, helfen ihm über alle Schwierigkeiten des Lebens hinweg. Obgleich der Haslacher gern dem Fortschritt huldigt, hängt sein Herz doch warm an den seit Jahrhunderten bestehenden Sitten und Gebräuchen. Das Dreikönigssingen, der Storchentag, die Fastnachtsspiele u. a. gehören dazu. Im übrigen liebt der Haslacher ein freimütiges, offenes Auftreten. Er ist ein geschworener Feind aller Schmeichelei und Kriecherei. Diese Eigenschaften haben ihm wohl auch den Ruf eingebracht, daß er ein böses Maul habe. Fest und treu steht er aber zu seinem Fürstenhause und zu seiner Religion. Schon ein alter Minnesänger singt in launiger Weise von den Haslachern zutreffend:

Zu Hasela drin im Schwarzwald hust
Ein stamm von guoter art.
Der mann ist mann und keiner züst



Jhm ungestraft den bart.
Wehren kann jedes Kind sich
Zuo Hasela an der Kinzig.

Das schafft und freit, das denkt und schwazt,
Wie grad sein sinn ihm ståt.
Ja, wer sich baß zum trinken sazt,
Hat doch ein můl, das gåt.
Die maaßkrüg sind nit winzig
Zuo Hasela an der Kinzig.

Bis in die siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts hinein hat sich am Äußeren des Städtchens, wie es nach den Bränden des 17. und 18. Jahrhunderts sich wieder ergänzte, wenig geändert. Wohl fielen die malerischen Stadttore, einige neue Häuser entstanden, aber sonst ist so ziemlich alles beim alten geblieben. Es waren ruhigere Zeiten und jeder lebte nach seiner Weise; der Bürger konnte sein Gewerbe, der Krämer sein Geschäft ungestört treiben. Hansjakob schreibt in seinen Erinnerungen „Aus der Jugendzeit“:

„In meiner Jugendzeit lebten ungefähr 1600 sogenannte Seelen in dem idyllischen Städtchen. Trotzdem eine Generation seitdem abgelebt hat, werden's heute (1879) nicht weniger sein, aber auch nicht mehr. Wie damals, halb Bauern, halb Handwerker. Am Morgen flicken sie Schuhe, reparieren alte und machen neue Hosen, färben Zwilch, walken Strümpfe und Filzhüte, verkaufen Zichorie und Kaffee, und am Nachmittage hacken sie ihre Kartoffel und holen ihren Klee. — Die Weiber gießen am Abend den Salat und die Krautköpfe in den Gärten „auf dem Graben“ und „im Grün“, und die Männer sitzen im Bierhaus und üben „Kannegießerei“.

Allerdings hat sich seither das Bild etwas verschoben. Haslach zählt heute rund 1000 Einwohner mehr. Das Städtchen hat sich mehr „kultiviert“ und erweitert. Es kam Industrie und mit ihr mehr Geld und Vergnügungssucht hinein. Das Bauern behagte der Bürgerschaft nicht mehr, besonders wollte das schönere Geschlecht nicht mehr viel davon wissen. Es waren eben mittlerweile „richtiggehende“ Stadtherren und Stadtdamen geworden.

Die Äcker und Wiesen waren feil, und man träumte von Gartenstadt und Fremdenkolonie wohlhabender Familien. Freilich hat der jetzige große, fürchterliche Weltkrieg mit seinen Nöten und Einschränkungen auch im lieben Hasle angeklopft und seinen Bürgern wieder den Wert und Nutzen der Landwirtschaft ins Gedächtnis zurückgerufen.

Seit Jahrzehnten verkündet eine Marmortafel am Gasthaus zur Sonne in der Vordergaß, einem hervortretenden, freundlichen und stattlichen Eckgebäude an der Grenze der Altstadt und Vorstadt Haslachs, daß in diesem Hause, am 19. August 1837, der Volksschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob beboren ist. Im Eingang seines Buches „Aus meiner Jugendzeit" schreibt Hansjakob: „Das irdische Paradies des Menschen ist die erste Jugendzeit; das Eden, in welchem die Kindheit ihre „Augenblicke Gottes" feiert, die Heimat." Dieses Kinderparadies ist umso schöner, wenn sich dem Kinde das bietet, woran es besonders seine Freude hat, blumige Auen, Wasser, Berg und Wald, aber auch, wenn ihm eine fürsorgliche, entbehrungslose Erziehung zuteil wird. Alles dies traf bei dem kleinen Heiner zu. Seine Eltern waren wohlhabende Leute. Sein Vater, ein gerader offener Charakter, dem keine der Eigenschaften fehlten, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören, ein tüchtiger Geschäftsmann, der sich emporarbeitete. In seinem erworbenen Hause betrieb er als des Eselsbecken Sohn zuerst eine Bäckerei und dann eine Wirtschaft mit dem Schilde „Stadtwirtschaft" nebst einer größeren Brennerei für Schwarzwälder Kirschenwasser und anderen Spirituosen. Deshalb hieß sein Sohn Heinrich jetzt nicht mehr der „Becken-Philipple" wie vordem, sondern „Stadtwirts Heiner". Unter diesem Namen ist er mir in der Erinnerung als Seminarist, Minorist und Priester. Heute noch wird er in Haslach von älteren Leuten so und nicht anders genannt.

Für Schreibereien muß der Stadtwirt keine große Neigung und Fertigkeit gehabt haben, umsomehr aber seine gebildetere Ehehälfte, die den ganzen Schriftverkehr führte. Mit der Mutter Hansjakobs verkehrte wegen ihres herzlichen, natürlichen Benehmens jedermann gern; sie war eine große, schlanke Frau mit schalkhaften Äuglein, ein richtiges lebensfrohes, intelligentes, zu



Witz und Satyre veranlagtes Haslacherkind, die ihren Mund auf dem rechten Fleck hatte.

Außer dem schönen Denkmal, das das erstgeborene von sieben Kindern, Heinrich, in späteren Jahren als Pfarrer und Schriftsteller seinen verstorbenen Eltern auf dem Friedhof zu Haslach setzen ließ, hat er ihnen noch ein viel schöneres Mal in seinem Buche „Aus meiner Jugendzeit" errichtet. Mit einer wahrhaft kindlichen und herzlich-rührenden Liebe redet er daselbst: „Ihr seid schon lange tot, geliebte unvergeßliche Eltern! Jene Jahre, da du, braver Vater, im Schweiße deines Angesichts für deine Kinder sorgtest, nnd du, gute Mutter, ihnen das Linnen spannst, liegen in fernster Vergangenheit — aber ich bin heute nicht imstande niederzuschreiben, was ich euch schulde, und was ihr mir waret. Ich kann nur weinen, weinen, Tränen der innersten Wehmut und des tiefsten Dankes." —

So kann nur ein guter Sohn seine Eltern ehren.

Mit der achten Brezel in der Hand (in Haslach erhielt jedes Schulkind nach Schluß jeden Schuljahres eine Bre el) trat der junge Hansjakob aus der Volksschule. Damit schloß sich für ihn der Kinderhimmel, und des Lebens Ernst begann. Offenherzig und lebenswarm schildert uns Hansjakob seine Erlebnisse in seinem zweiten Buche „Aus meiner Studienzeit". Er war zum Bäcker bestimmt und sollte seine Lehre in der väterlichen Backstube unter Anleitung des Gesellen Peter durchmachen, damit er als ältestes der Kinder eine Stütze seines Vaters werde. Da machte nun der Lehrjunge den Vorteig an, wog ab und formte Groschen- und Sechserlaible und Gipfel und erzählte dabei dem Peter Räuber- und Rittergeschichten. Meistens sind die Bäcker geruhsame Leute, dem jungen Hansjakob, der aber ein unruhiger, mit lebhafter Fantasie begabter Knabe war, paßte das Bäckerhandwerk nicht. Sein letztes Wort beim gemeinschaftlichen Schlafengehen mit dem Peter lautete deshalb oft: „O, Päter, wenn i no a mol wißt, was i wäre muaß; denn das Bache (Backen) isch mir in der Säl z'wider!"

Sein Vater mochte wohl an den mißratenen Brotformen bemerkt haben, daß sein Heiner nicht für die Bäckerzunft tauge, weshalb er sich mit seiner Frau beratschlagte, was sie mit dem

„Kerle" anfangen sollen. Indessen bildete sich in dem jungen Gemüt des Bäckerlehrlings immermehr das Verlangen aus, zu studieren und wenns möglich wäre „auf Pfarrer"; denn, meinte er, der Pfarrer von Steinach hätte es vom Schreiner auch zum „Herren" gebracht.

Der erste Eingeweihte seiner Sehnsucht war Peter, und dann kam die Frage an die Großmutter. Da meinte die gute Frau: „Freilich wär's schön, wenn Du ein rechter Geistlicher tätest werden, denn das ist der schönste Stand, und wenn einer krank wird, ist er versorgt und hat seiner Lebtag des Jahrs 400 Gulden." Dem Heiner schwebte aber im Grunde nicht der geistliche Stand als höchstes Ideal vor, sondern ein Rentmeister, ein solcher Herr, wie einer im zweiten Stock seines väterlichen Hauses wohnte, ein Mann, der ein sehr behagliches, anschauliches Leben führen und stets aus einer langen Pfeife rauchen konnte.

Endlich kam des Sohnes Wunsch auf Umwegen auch an den Vater. Dessen Erkundigung beim Lehrer Scherle über die Fähigkeiten des Heiner fiel aber nicht zu seinen Gunsten aus; denn der Lehrer hielt den Knaben für zu dumm zum Studieren. Hansjakob gesteht selbst zu, daß er in der Volksschule geistig gar wenig leistete; im Rechnen war er null, im Schreiben mittelmäßig und im Lesen gut. Ob des Lehrers Gutachten war der Knabe geknickt, und seine Mutter ärgerte sich darüber, daß ihr ältester Sohn ein dummer Kerl sein sollte. Nun mußte der Kaplan noch gehört werden, und die kluge Frau brachte es endlich dahin, daß der Vater im Pfarrhause vorsprach. Der Besuch fiel günstig für den Heiner aus, und die „Schtudentenbüacher" wurden von Offenburg bezogen. Ja, der Heiner war kein Kind mehr, als er 14½ Jahre alt seinen ersten lateinischen Unterricht beim Kaplan und französische Stunden bei einem armen Schauspieler a. D. in Haslach erhielt.

Hansjakob ward nunmehr so weit gedrillt, daß er sich am 1. Oktober 1852 im Lyzeum zu Rastatt zur Aufnahmsprüfung für die Quarta melden konnte. Als er von dem Direktor Schill über seine Absicht und Herkunft gefragt wurde und den Geburtsort Haslach nannte, meinte der gutpatriotische Schill: „So, von Haslach, aus dem Freischärlernest, wo sie die Gendarmen so



verfolgt haben." Diese spitzige Bemerkung flößte dem jungen Haslacher nichts weniger als Mut zur Aufnahmsprüfung ein, trotzdem wurde er Unterquartaner. Damals war Prima die unterste und Obersexta die letzte Klasse, also umgekehrt wie heute. Das Studium wurde Hansjakob nicht leicht, er war aber sehr fleißig und arbeitete sich durch. Trotzdem mußte er in der Unterquarta repetieren, und als ihm der Professor das Zeugnis aushändigte, fügte er bei: „Hansjakob, Du kannst das Studium aufstecken, sonst mußt Du noch heiraten auf dem Lyzeum, so alt wirst Du!"

Mit dem Repetierzeugnis nach Hause gekommen, traf er einen schwerkranken Vater an, und daß die Stimmung bei dem weiblichen Teile des Hauses nicht die beste war, hatte er an den Bemerkungen seiner Mutter und Großmutter zu vernehmen. Bei dem Wort „repetieren" schlug die Großmutter die Hände zusammen und sagte:

„Ums Himmel Willen, Bub, hat Dich der Geist Gottes ganz verlassen, und ist all mein Beten umsonst gewesen! Dein Großvater ist der gescheiteste Mann gewesen im ganzen Kinzigtal, und Du schlägst so aus der Art."

Das fernere Studium Heiners hing an einem Strohhälmchen, und es gehörte nicht wenig Selbstvertrauen dazu, daß er den Mut nicht verlor. Wie es in der Schule, in den verschiedenen Kosthäusern, in der Stadt Rastatt, bei Ausflügen zuging, schildert Hansjakob in humorvollen, köstlichen, zum Teil derben Einzelheiten. Die Erzählungen über Unterricht, Mitschüler, von denen einige zu großen Ehren und Stellungen kamen, über die Einwohner und Soldaten, mit denen er in Rastatt in Verkehr kam, verraten eine frühzeitige, scharfe Beobachtung und ein gutes Gedächtnis. Weniger anziehend sind seine Geständnisse über die Kneipereien; denn dem Gambrinus war der Gymnasiast Hansjakob durchaus nicht abhold. Schon in der Unterquarta war er als fünfzehnjähriger Wirtssohn ein Bier- und Kneipgenie.

Die Rastatter Gymnasiasten hatten Kneipgesellschaften gegründet, trugen darin „Korpsbänder" und ahmten auch sonst die Gebräuche und Trinksitten der Universitätsstudenten nach. Sind solche Kneipereien bei der Gymnasialjugend verwerflich, wenn sie



auch als Ausfluß der Poesie und Zeichen der überschäumenden Lebenslust angesehen werden können, so wirkt das, was Hansjakob von seiner alkoholischen Berauschung bei einem Ausflug nach Hausach erzählt, geradezu abstoßend.

Der Durchfall des Unterquartaners wurde überwunden, und er kehrte nach Rastatt zurück. Als ihn der Klassenlehrer bei Beginn des neuen Schuljahrs in der Klasse sah, rief er hellauf: „Siehste, der Hansjakob ist auch wieder da, der läßt sich nicht abtreiben."

Nun war ein Wendepunkt bei Hansjakob eingetreten. Es begann, wie er selbst gesteht, in seinem Kopfe allmählich zu tagen. Ein lernlustiger Sinn stellte sich ein. Schon zu Weihnachteu war er der sechste unter 28 Mitschülern. Von Philosophie wollte er nicht viel wissen. „Mit Interesse gelesen", sagt Hansjakob in seinem zweiten Buche, „und in mich aufgenommen habe ich in meinem Mannesalter nur einen Philosophen, den der Verzweiflung, Arthur Schopenhauer." Mathematik und Physik waren dem Haslacher nicht geläufig, in allen anderen Fächern aber machte er gute Fortschritte und vom Drittletzten in der Unterquarta stieg er schließlich zum Dritten der Obersexta empor. Mit Vorliebe las er Platen, Uhland, Goethe, Lessing und deutsche Geschichte. Von der politischen Gesinnung spricht er: „Unsere (der Schüler) politische Gesinnung war extrem liberal und die deutschen Kaiser des Mittelalters, welche mit der Kirche im Streit lagen, waren unsere Helden. Wie oft haben wir einen Gregor VII. verwünscht, weil er in Heinrich IV. unser Kaisertum erniedrigt hat und den deutschen Gottesmann Luther gepriesen, weil er gegen den Ablaßkrämer Tetzel auftrat. Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an unsere ebenso unreifen als jugendlichen Urteile über Zeit und Weltgeschichte zurückdenke, finde aber derartiges an jungen Leuten verzeihlich. Es wird heute noch so sein."

Das Jahr der Obersexta war für Hansjakob eine durch viele tolle Streiche ausgezeichnete Zeit. Bei Ausbruch des Krieges in Oberitalien, im Sommer 1859, wollte er sogar als Offiziersaspirant in ein österreichisches Regiment eintreten. Aber seine Mutter ließ es nicht zu; denn sie meinte, daß sie wegen der



Krankheit des Vaters Kummer und Elend genug habe und es nur noch fehle, daß ihr Ältester Soldat werde, um ihre letzten Hoffnungen zu zerstören.

Nach dem wohlbestandenen Abiturium verlebte Hansjakob schöne Mauleselsferien in seiner Vaterstadt. Zu seinem liebsten Sport zählte die Jagd und er erzählt, daß er sie noch als Priester in den Ferien seiner lateinischen Schullehrerzeit manchmal ausübte, so noch 1864, wo er mit Flinte und Brevier zugleich auszog.

Nach dem beschaulichen und etwas lockeren Vorleben des jungen Hansjakob hat niemand glauben wollen, daß er sich für Theologie entscheide. Selbst seine Rastatter Freunde hatten, als er im August 1859 das Lyzeum verließ, großen Zweifel daran. In Haslach aber hielt man es für einen schlechten Witz von ihm, wenn er auf Befragen lächelnd antwortete: „Ich werde Pfarrer." Auch seine Großmutter hatte schlechten Glauben, dem sie mit den Worten Ausdruck gab: „Wenn Du ein Geistlicher wirst, werde ich in meinen alten Tagen noch eine Klosterfrau." Schon früher riet ihm sein Vater wegen des Zölibates, dessen Gegner er war, von der Theologie ab.

Ergründen wir, was Heinrich Hansjakob aber doch besonders zur Theologie lockte, so müssen wir seine eigenen Geständnisse zuerst berücksichtigen. Er sagt in seinem zweiten Buche: „Dieser Unglaube reizte mich förmlich, das noch zu werden, wozu andere so beharrlich den Kopf schüttelten. Und in diesem Reiz sehe ich, menschlich gesprochen, den ersten Grund meines theologischen Studiums." Die Krankheit seines Vaters, den möglichen Ruin der Familie und die sonstigen großen Sorgen der Mutter bildeten indessen den entscheidenden Grund. Es war der Mutter Lieblingswunsch, daß Heinrich Priester werde, und dieser Wunsch, im Bewußtsein ihr in ihrem vielen Kummer eine Freude zu bereiten, zog ihn im weiteren zur Theologie „Höhere, religiöse Gründe", gesteht Hansjakob, „hatte ich absolut keine; denn mit meiner Religion sah es schlimm aus." Es wird zur Ergänzung dienen, noch anderen, bisher nicht erwähnten Gründen nachzugehen, die ihn zur Theologie mitbestimmten. Er sagt selbst, in Haslach sei noch keiner aus Gram oder Überarbei-



tung gestorben. Das ist im allgemeinen richtig. Die ganze Stimmung des jungen Haslachers Hansjakob — und diese geht wie ein roter Faden durch sein ganzes späteres Leben — neigte zur Beschaulichkeit. Goldene Berge schwebten dem nicht sehr tiefgründigen jungen Manne vom Priestertum vor. Er sah im Geiste ein schönes, neues Pfarrhaus mit neuer Kirche, wie er es vordem gelegentlich in Lahr gesehen hatte. Er versprach sich ein billigeres Studium, das mit Rücksicht auf Vaters Krankheit zu wünschen war und später als Pfründeinhaber ein unbesorgtes, freies, wenigstens persönlich nicht eingeengtes Leben. Dazu trat noch ein gehöriger Einschlag von Renomisterei, etwas zu werden und zu leisten, womit er sich in Achtung und Ansehen vor seinen Haslacher Genossen setzte, damit man von ihm sagen konnte: „Guck, Stadtwirts Heiner ist doch ein Mordskerl geworden!" Man müßte selbst kein Haslacher sein, um dies nicht herauszufinden.

Die nachgesuchte Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt in Freiburg erhielt Hansjakob bald, und im Oktober 1859 fand er sich daselbst ein. Hier wurde ihm prophezeit, daß er keine vier Wochen Konvikler sei. Selbst sein Onkel in Freiburg, der kein Freund der Geistlichkeit war, riet ihm, in sein Haus zu ziehen, Jurisprudenz zu studieren und bei den Schwaben, seinem Lieblingskorps, einzutreten. Ja, ein Theologiestudierender selbst suchte Hansjakob von seinem Entschlusse abzubringen. Er blieb aber eigensinnig und standhaft. Mit den größten Schwierigkeiten hatte indes sein unabhängiger Geist zu kämpfen, bis er sich einigermaßen an die Hausordnung gewöhnte. Auch das Frühaufstehen, Schweigen, gemeinschaftliche Wohnen u. a. standen im schreiendsten Widerspruch zu seinem bisherigen Leben. Unter Anwendung aller Willenskraft, die stärker war als er nur glaubte, hielt er aber durch; er wollte nicht ausgelacht werden, daß er so bald seinem Vorhaben untreu geworden wäre.

Auf der Universität ließ er sich für Theologie und Philologie einschreiben. Philologie besuchte er seiner Vorliebe für klassische Studien wegen, nicht weil er etwa daran gedacht hätte, lateinischer Lehrer zu werden. Wie er in seinem Buche „Aus meiner Studienzeit" schon die Lehrweise und Lyzeumslehrer charak-



terisierte, so tut er es darin auch eingehend hinsichtlich der Universitätsprofessoren. Namentlich Alzog, Adalbert Maier, den Kinzigtäler Wörter, Bücheler und Gfrörer zieht er in seine Erörterungen. Wie wenig Religionskenntnisse Hansjakob vom Lyzeum mitgebracht hatte, beweist ein von ihm berichteter Vorfall. Der Repetitor und Redakteur des Freiburger katholischen Kirchenblattes, Braun, fragte ihn eines Tages nebenher auch aus dem Katechismus über die fünf Gebote der Kirche. Hansjakob erklärte ihm offen, daß er sie ihm mit dem besten Willen nicht sagen könne, er würde sie ihm auch nicht hersagen, wenn er sie wüßte, da er nicht im Konvikt sei, um sich wie ein Schulknabe von ihm examinieren zu lassen. Der Repetitor meldete Hansjakob sodann beim Direktor Kübel, bei dem gleichzeitig noch die Angabe von anderer Seite einging, Hansjakob hätte seinen Äußerungen nach gar keinen Glauben. Dem Direktor gab er beim Verhör die Erklärung ab: „Es sei alles wahr, was man ihm berichtet, allein ich hätte geglaubt, das Konvikt sei nicht bloß dazu, um fromme, religiös unterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und schlecht unterrichtete. Zu den letzteren gehöre ich. Ich könne ihm aber die Versicherung geben, daß ich keinen Heuchler abgeben werde. Ich wollte das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten, und wenn ich dann nicht zum Glauben käme, würde ich unbedingt die Anstalt verlassen."

Von dieser Stunde an war und blieb er ein Liebling des Direktors, späteren Bistumverwesers Kübel. Noch manchen Zustand inneren Kampfes für und wider das Konvikt hatte Hansjakob zu bestehen. Mehr aber kamen die Ursachen von außen, besonders Heimweh nach der schönen Heimat, nach Wald und Flur. Im Sommer 1860 nahte wohl der stärkste Versucher, ein wahrer Mephisto, den jungen Kleriker abwendig zu machen. Es war der Besuch eines ihm befreundeten Kaufmanns aus Haslach, der den merkwürdigen Namen „Gotterbarm" führte. Es war ein intelligenter, aber durchaus freisinniger und von der Religion abgewandter Mann, der, obgleich er sein großes Ellenwaren-, Kurz- und Kolonialwarengeschäft unmittelbar bei der Kirche hatte, einen Gottesdienst seit Jahrzehnten nicht mehr besucht hatte.



Man hieß ihn in unserer Vaterstadt nur den „Sacktuchdriller“, weil er beim Spazierengehen und Sinnieren am Taschentuchzipfel, der aus seiner Joppe hing, wie an einer Drehorgel hantierte. Er war ein Pfaffenfresser und Freigeist erster Güte, dem er am Biertisch besonderen Nachdruck zu verleihen suchte. Von diesem Manne wurde Hansjakob scharf ins Gebet genommen und dringend aufgefordert, der Theologie zu entsagen und ein freisinniger Advokat zu werden, der für Freiheit, Volk und Vaterland kämpfe. Auch an Judaslohn fehlte es nicht dabei; denn Gotterbarm zog einen Beutel voll glänzender Napoleons aus der Tasche, von denen Hansjakob bei Zusage jede beliebige Menge erhalten sollte. Dies wirkte, der Entschluß zu gehen wurde gefaßt, und doch ging der Kaufmann am anderen Morgen allein von dannen, und Hansjakob blieb im Konvikt. Gotterbarm hätte die Napoleons in seinem späteren Alter besser brauchen können, denn sein Geschäft ging mehr und mehr zurück, sodaß er fast vermögenslos starb.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß Hansjakob im ersten Konviktsjahre, ohne eine feste Überzeugung zu haben, all den Versuchen widerstand und ausharrte, denn seine Überzeugung gewann er erst im zweiten Studienjahr durch die Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1882 zog Hansjakob mit 47 Kandidaten des Priestertums auf ein Jahr zur letzten Ausbildung nach dem auf einsamer Bergeshöhe des Schwarzwaldes gelegenen Priesterseminar St. Peter, ein Ort, der für seinen Zweck nicht beeigneter sein kann. St. Peter ist bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine Benediktinerabtei gewesen. Herzöge von Zähringen waren ihre Gründer und Patrone. Der letzte Abt Ignaz Speckle stammte von Hausach im Kinzigtal.

(Fortsetzung folgt.)



XXXII.

Kürzere Besprechungen.

1. Schönere Zukunft. Kriegsaufsätze über Kultur- und Wirtschaftsleben von Dr. Joseph Eberle. (Regensburg 1916, Fr. Pustet, 307 S. Preis 2 ℳ 60 ₰.)

Dr. Joseph Eberles Publikationen sind, selbst wenn sie als Tagesprodukt der Tagespresse dienen, immer geistvoll. Das gilt auch von der oben genannten Schrift „Schönere Zukunft", die eine Reihe von Kriegsaufsätzen darstellt, welche im zweiten Halbjahr 1915 in der Wiener „Reichspost" erschienen sind und nun in erweiterter Form und in möglichst systematischer Reihenfolge vom Verfasser dargeboten werden. Glaube und Sitte, Wissenschaft und Literatur, Schule und Bildung, wirtschaftliches Leben und Tagespresse werden in diesen Kriegsaufsätzen mit vielfach treffender Kritik und mit geschickt ausgewählten Zitaten beleuchtet. Es ist, wie schon der Titel verkündigt, viel erfrischender, wenn zum Teile auch wenig berechtigter Optimismus in dem Buche, es sind viele glänzend geschriebene Partien in demselben, die literarisch auch nach dem Völkerkriege ihren Wert behalten werden.

Wir wollen hier nur auf drei unter den zwanzig Aufsätzen hinweisen. Der erste derselben ist betitelt „Das Credo der Väter" und stellt sich dar als eine Apologie der katholischen Kirche, in welcher größtenteils Nichtkatholiken das Wort haben. „Der Katholizismus", heißt es in demselben, „ist lebendig, verdienstvoll, wunderbar wie am ersten Tag; fünfzehn Jahrhunderte hat er die Menschheit geführt; bis zur Stunde gibt es keine religiös-kulturelle Organisation, die ihm an Weite des Wirkens gleichkäme, die ihn an Größe und Konsequenz des Gedankenlebens, an Kraft des Opferns überträfe. Wo nicht nur verdient, sondern opfermütig gedient wird, wo nicht nur ameri-



kanische Zivilisation betrieben, sondern Seelenkultur geschaffen wird, stehen die Katholiken in den ersten Reihen."

Eine zweite, hochbeachtenswerte Abhandlung ist überschrieben „Vom Golde beherrschtes Kulturleben." „Das Europa der letzten Jahrzehnte", lautet es darin, „steht im Zeichen des Primates des Wirtschaftslebens und der großen Geldmagnaten." „Die Unterjochung neuzeitlicher Kultur durch Nur-Geldleute beginnt mit der Unterjochung der „öffentlichen Meinung", mit der Eroberung der Presse durch das mammonistische Großkapital. Keine Handelsgeschäfte, keine Emission von Papieren und kein Börsenspiel ohne Telegraphendraht und Zeitungsnachricht ohne die Propaganda des Holzpapieres." „Die Welt gilt nicht als Vorbereitung für eine Überwelt", sondern als „Jagdgebiet und Ausbeutungsobjekt für kurzfristige Erdenpilgerschaft. Daher hoch die Geldjagd und hoch jene, die am meisten erhamstern!" „Geist und Gold der Händler . . . gewinnen langsam auch auf den Wissenschafts-, Literatur- und Kunstbetrieb, auf das ganze Geistesleben beherrschenden Einfluß. Die neueren Entwicklungen auf diesen Gebieten werden erst im Zusammenhang mit der Entwicklung des neuzeitlichen Kapitalismus voll und ganz begriffen. Vom Kapitalistengeist wird die realistische Wissenschaft gegenüber der humanistischen bevorzugt . . . Darwin und Haeckel sind die großen Händlerphilosophen." Auch die bildende Kunst geriet offensichtlich in die Abhängigkeit von den Nur-Geldleuten. „Einst waren die Stadtbilder Ausdruck von Bürgerkultur . . . Heute sind die Stadtbilder vorwiegend Ausdruck mammonistischen Geistes. An den wichtigsten Stellen stehen die Bank- und Warenburgen; und in den ersten Straßen schreit es aus allen Kellern und Fenstern, von allen Schildern und Dachgiebeln herunter: Handle, kaufe, wechsle!" „Am meisten hat sich die Händlerkultur in Amerika und England durchgesetzt, wo folgerichtig ein gut Teil der Menschen zu bloßen Geschäfts- und Genußmaschinen entartet ist."

Der dritte der hier ausgewählten Aufsätze „Verdrängung der alten Presse — eine Voraussetzung neuer

Kultur" ist gleichsam eine Ergänzung des Eberleschen Buches „Großmacht Presse". Die wenigsten Menschen haben eine klare Vorstellung von der Verderbnis des größten Teils der Presse. „Auch Harmlosesten muß im Weltkriege die Bedeutung, die Verderbnis der Weltpresse aufgegangen sein. Sie müssen (?) sehen, daß an der Schuld und den Sünden des gegenwärtigen Weltkrieges nichts so reichen Anteil hat wie die Presse, daß der Händlergeist englischer Großgeldleute und Politiker, der Rachegedanke französischer Regierungskreise, die irren Träumereien russischer Großfürsten Völker nicht in den Krieg zu stürzen vermocht hätten, hätte nicht die Presse in die letzten Äderchen des Volksdenkens einfließen lassen, was etlichen Köpfen oben genehm war." Der die Presse in Beschlag genommene Händlergeist ist moral- und skrupellos. „Das französische Riesenaktieninstitut ‚Crédit foncier' hat nach Aussage von Charles de Lesseps innerhalb einiger Jahrzehnte zur Bestechung der Presse nicht weniger als hundertfünfzehn Millionen Franken aufgewandt." Der Redakteur ist gegenüber dieser Geschäftspraxis der Zeitungsverleger machtlos. „Als vor etlichen Jahren der Chefredakteur von Talliers ‚Weekly' einmal aus Gewissen Trustmachenschaften und Trustschwindeleien brandmarken wollte, wurde er vom Verleger einfach entlassen, da sein Schreiben im Widerspruch mit den geschäftlichen Notwendigkeiten des Blattes stehe." „Ähnlich liegen die Dinge in anderen Ländern." Ein großer Teil des Journalismus in Deutschland und vor allem in Österreich hat eine ähnliche Entwicklung genommen wie im Ausland." Der Einfluß der Presse kann nicht überschätzt werden. „Schreibt es fest in euer Herz: Sobald in einem Volk die Presse verfault, wird die Fäulnis zweimal täglich durch Millionen von Kanälen ins Volksleben hineingeleitet."

Die Quintessenz des ganzen Buches erblicken wir in der eindrucksvollen Gegenüberstellung von Händler- und idealmenschlicher Kultur. Möge in einer Zeit, in welcher das Großwuchertum wie in wenigen Perioden der Geschichte Erfolge feiert, die Eberlesche Schrift einen Beachtung findenden Beitrag zum



Siege der bedrohten selbstlos-idealen gegenüber der egoistisch-realistischen Kultur und Bildung liefern und damit den optimistischen Titel der Schrift zur Wahrheit und Wirklichkeit machen.

Rosenheim. F. X. Hoermann.

2. Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Zeitgemäßer Neudruck der gleichnamigen Studie von Alexander von Peez, Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Wien und Leipzig 1916. Manz-Verlag.

„Europa aus der Vogelschau", ein Neudruck von zwölf im Jahre 1889 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsätzen, ist eine fleißige, in einem gewandten Stile geschriebene Arbeit. Ob ihre Neuherausgabe im Hinblicke auf die gegenwärtige Kriegslage geboten war, bezweifeln wir. Der 1912 erfolgte Tod des Verfassers hat denselben vor der Kenntnis des gründlichen, durch den Krieg bewirkten Fiaskos seiner Anschauungen, die er insbesondere im letzten seiner Aufsätze zum Ausdrucke bringt, glücklich bewahrt.

Die zwölf zusammenhängenden Einzelstudien zeichnen in großen Zügen den europäischen Weltteil in geographischer, ethnographischer, anthropologischer, kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Beziehung. Sie bringen dabei nichts wesentlich Neues, bieten aber eine geschickte Zusammenfassung der wichtigsten Erscheinungen und Momente. Am besten dünkt uns die anthropologische Abhandlung, welche die letztjährigen Errungenschaften der Wissenschaft, insbesondere die Forschungsresultate Lapouges, trefflich verwertet und die ehemaligen wissenschaftlichen Fehlschlüsse, wie die Annahme der Einwanderung der sogen. Indogermanen aus Indien und anderen asiatischen Gebieten, das anthropologische Verhältnis der Kelten und Gallier u. a. richtig stellt.

Der deutschnationale Standpunkt des österreichischen Herrenhausmitgliedes v. Peez, der die Naturwissenschaften „den großen Erlöser von Aber- und Überglauben" nennt und von dem es zum mindesten zweifelhaft ist, ob er auf christlichem Standpunkte steht, nimmt ihm naturgemäß die Befähigung zu einer



wahren Auffassung des alten deutschen, übernationalen Reiches. „Die . . Theorie Dantes von den zwei Schwertern“ nennt er „unfaßbar“, und den Papst bezeichnet er als den steten „mittelalterlichen Hauptfeind Deutschlands“. —

Viel unhaltbarer, bereits heute durch die Tatsachen widerlegter Optimismus und ebensoviele unhaltbare Erweiterungen nur im eingeschränkten Sinne gültiger Fakta beeinträchtigen den Wert des im ganzen höchst beachtenswerten Werkes. F. X. H.

3. **Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten.** Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Herdersche Verlagshandlung Freiburg i. Br. 3. Band: Napoleon auf St. Helena. Denkwürdigkeiten seiner Begleiter und Ärzte. 4. Band: Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-dänischen Krieg 1864.

Dem 1. und 2. Band der „Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten“, welche die Zeit der Freiheitskriege und Napoleons Zug gegen Rußland schildern, reiht sich ergänzend, wenn auch in scharfem Kontrast die Schilderung der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena an. Der große Kaiser, dem eine Welt zu Füßen lag, wird auf einer kleinen Insel, in möglichst ungesundem Klima streng bewacht. Einige Getreue sind ihm gefolgt. Ihnen verdanken wir genaue Berichte über das Leben des gestürzten Herrschers. Der vorliegende Band der „Denkwürdigkeiten“ bringt Auszüge aus diesen Memoiren (des Grafen Las Cases, des Generals Graf Montholon, des Generals Baron von Gourgand, der Leibärzte O'Meara und Antomarchi). Es muß in Erwägung gezogen werden, daß die Schriftstücke von begeisterten Anhängern Napoleons stammen und wenigstens teilweise unter seinem direkten Einfluß geschrieben wurden. Es mag manch ungerechtes Urteil gegen die englische Regierung und den englischen Gouverneur der Insel unterlaufen sein, doch steht fest, daß letzterer sich unerhörter Schikanen und Rücksichtslosigkeiten gegen den unglücklichen Kaiser schuldig machte. Das Buch berichtet von so manchen Eigenheiten Napoleons, erzählt Begebenheiten und Gespräche, die seinen Charakter beleuchten. Vielfach werden seine



Ansichten über Politik, militärische Fragen, Völker und Literatur dargelegt. Der rasch sich verschlimmernde Gesundheitszustand des Kaisers erfüllt das kleine Häuflein seiner Getreuen mit wachsender Sorge. Es ist daher ein großer Teil der Memoiren der Schilderung quälender sowie kleinster Krankheitserscheinungen gewidmet. Auch offizielle ärztliche Berichte werden wiedergegeben. — Sterbend erteilt Napoleon zahlreiche Ratschläge, die dem Wohl seines Sohnes, der „Grande Nation" und den einzelnen Personen seiner Umgebung gelten. Er trifft Anordnungen über verschiedene Ceremonien, die nach seinem Tod stattfinden sollen, seine Überführung usw. Die letzten Seiten des Buches erzählen seinen Tod, auf den er sich als wahrer Sohn der katholischen Kirche vorzubereiten bestrebte, die Feierlichkeiten des Leichenzugs und der Beerdigung. Sie bringen den Wortlaut eines bedeutenden Teils seines umfassenden Testaments.

Die „Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-dänischen Krieg 1864" berichten von preußischen und österreichischen Heldentaten, von herrlichen Erfolgen des verbündeten Heeres. Armeebefehle, Anordnungen für kriegerische Operationen, sowie Ansprachen und Erlasse beider Herrscher sind im Wortlaut wiedergegeben. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen beschreibt mit Humor und Gewandtheit die Zeit, die er im Hauptquartier Wrangels zubrachte. Er schildert den alten Generalfeldmarschall in seinen Eigenheiten als zum schneidigen Reitergeneral, aber nicht zum Feldherrn geeignet. Mit Feldmarschalleutnant von Fischer, Leutnant Schnayder u. a. bewundern wir die unerschrockene Tapferkeit der Österreicher, ihre herrlichen Siege bei Over-Selk, Jngel, Översee und Veile. — Die Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen durch preußische Regimenter unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl werden von verschiedenen Augenzeugen ausführlich besprochen. Von besonderem Interesse sind des Prinzen eigene Aufzeichnungen hierüber. Auch seine Instruktion an die Generale, sowie sein Befehl zum Sturm sind angeführt. Es folgen eingehende Beschreibungen der ungewöhnlich stark befestigten Schanzen. Die Denkwürdigkeiten des Generalleutnants



v. Müller und des Rittmeisters Freiherrn v. Strombeck erzählen das großartige Unternehmen des Übergangs nach Alsen und die Eroberung der Insel. Auch Notizen des Generals v. Moltke, sowie ein Brief an seine Frau berichten von der kühnen Waffentat. Ein Kapitel ist dem tapfern Ringen der vereinigten Kriegsflotte gewidmet. Die wichtigsten Bestimmungen bei Abschluß des Waffenstillstandes am 18. Juli und des Wiener Friedens vom 30. Oktober werden wiedergegeben. Zahlreiche Episoden vom Schlachtfeld, aus Lazaretten, aus dem Leben Einzelner vervollständigen das Bild der Zeit und gewähren einen Einblick in die kampfbereite Stimmung und den Heldengeist der Truppen.

Beide Bändchen sind mit reichem Bilderschmuck ausgestattet.

4. Der Anteil der bayerischen Frauenklöster am Erziehungswerk der Zukunft.

Schon vor dem Krieg machte sich auf dem Gebiete des Erziehungswesens eine mehr geräuschvolle als fruchtbare Bewegung geltend. Tönende Schlagworte beherrschten die Diskussion. Und wenn man die berufenen und unberufenen Reformer hörte, konnte man glauben, unser ganzes Schul- und Erziehungswesen tauge nichts und müsse von Grund aus umgestürzt werden. Amerika und England wurden vielfach als Vorbild im Erziehungswesen gepriesen. Auch während des Krieges ist diese pädagogische Bewegung nicht stillgestanden, und man darf erwarten, daß nach dem Weltkrieg der Kampf um die Schule erst recht entbrennt. Da gilt es auf der Hut zu sein, sich rechtzeitig umzutun, um im Streit der widersprechenden Richtungen Stellung nehmen zu können. Und zwar eine Stellung, welche sich von starrem Konservatismus ebenso fernhält als von überstürzten Reformen. Im Hinblick auf die kommenden Kämpfe auf dem Schulgebiete veranstaltete Herr Domkapitular Stahler von Würzburg in Zell am Main einen Kurs, zu dem 170 Klosterfrauen aus den verschiedensten Orden Bayerns erschienen und vom 25. bis 28. April 1916 mit Eifer und Begeisterung den Vorträgen der Referentinnen und Referenten lauschten. Da die



dort gehaltenen Vorträge infolge der Kriegsumstände erst später ausführlich im Wortlaut erscheinen können, veröffentlichte Prof. Dr. Ehrenfried, der verdiente Schriftleiter der „christlichen Schule", einen vorläufigen Bericht über den Zeller Kurs unter dem Titel: „Rückschau auf den Kurs über den Anteil der bayerischen Frauenklöster am Erziehungswerk der Zukunft in Zell a. M. 25.—28. April 1916".[1])

Einer Schilderung des äußeren Verlaufs und der organisatorischen Ergebnisse folgt eine Inhaltsskizze der Konferenzvorträge. Es sprachen Universitätsprofessor Dr. R. Stölzle-Würzburg über „Die deutsche Volksschule und ihre Reformen nach dem Weltkriege", Religionslehrer Dr. Benedikt Appel aus München über „Den Anteil der Frauenklöster am Erziehungswerk der Mädchen — unser Standpunkt", Spiritual Dr. Gerg aus München über die „Erziehung zur Katholikin", Frau Professor Anna Neff aus Würzburg über die „Erziehung zur Hausfrau", Frau Hofrat Dr. Amann aus München über die „Erziehung zur Gattin", Fräulein Hauptlehrerin Therese Wunder aus Amberg über die „Erziehung zur Mutter", Fräul. Dr. Amalie Laner aus Frankfurt a. M. über die „Erziehung zur Bürgerin" und Universitätsprofessor Dr. Zahn-Würzburg über die „Erziehung zur Pflegerin der Kunst und Wissenschaft". Endlich teilt der Bericht „wichtigere Beratungs- und Diskussionsergebnisse der Generaldebatte" mit. Der Bericht eröffnet den Blick in eine Welt von Ideen und zeigt, welch reges Interesse an den Fragen zeitgemäßer Fortbildung von Unterricht und Erziehung bei den bayerischen Klosterfrauen lebendig ist. Herr Domkapitular Stahler hat sich durch die Veranstaltung dieses Kurses, von dem die Teilnehmerinnen hochbefriedigt schieden, ein großes Verdienst erworben. Der Kurs kann einen Markstein in der Entwicklung der klösterlichen weiblichen Erziehung bedeuten. Mögen ihm weitere folgen!

R. St.

1) Eichstätt 1916, Verlag der christlichen Schule IV u. 40 S.



XXXIII.

Arras auf der Höhe seines Glanzes und sein Niedergang.[1])

Von Dr. Heinrich Sambeth.

Während der 93jährigen Herrschaft Burgunds (1384—1477) erlebte Arras seine glanzvollste Zeit. Seine damalige äußere und innere Geschichte führt eine beredte Sprache. Mit begreiflicher Treue bewahrte die Stadt das Andenken an jene goldenen Tage noch Jahrhunderte lang; selbst heute noch schleicht es durch ihre lebensarmen Straßen und über ihre riesigen Plätze: das stille Heimweh nach der längstentschwundenen burgundischen Herrlichkeit.

Auf Grund des Reichtums und der geordneten Verwaltung seiner Lande, seiner eindrucksvollen militärischen Macht und seiner zielbewußten, willensstarken Fürsten erzwang sich das Haus Valois-Burgund eine achtung- und furchtgebietende Stellung. Arras zog mannigfachen Nutzen daraus. Vor allem wagte sich, im großen Ganzen genommen, die Kriegsfurie nicht mehr in solcher Häufigkeit und mit solcher Heftigkeit an seine Mauern heran wie bisher. Selstverständlich konnten auch fernerhin die Wechselfälle des hundertjährigen Krieges, der die burgundischen Herzoge bald im französischen, bald im englischen Lager sah, besonders wegen der Nähe von Calais, die Stadt nicht unberührt lassen.

---

1) Vgl. Bd 156, S. 193 ff., 257 ff. dieser Blätter.



Schon 1386 traf Karl VI. von Frankreich in Arras ein, um den Krieg gegen England fortzuführen. Wohl erklärten seine Ritter und Herren: „Nous allons contre ces maudits Anglais qui ont fait tant de maux et de persécutions en France. Enfin cette fois nous aurons vengeance pour nos pères, nos frères et nos amis qu'ils ont mis à mort."[1]) Die Geldknappheit gestattete es jedoch dem König nicht, diese Drohung zu verwirklichen. Ähnlich ging es später mit dem geplanten Angriff auf Calais, zu dem man in Arras große Vorbereitungen traf und den der Herzog von Burgund leiten sollte.

Empfindlicher wurde Arras im Laufe dieses furchtbaren Ringens durch die Todfeindschaft zwischen den Geschlechtern Valois-Burgund einer- und Orleans und Armagnac andererseits in Mitleidenschaft gezogen. Herzog Johann der Unerschrockene von Burgund (1404/19) hatte den Herzog Ludwig von Orleans, den Bruder des französischen Königs, wegen seiner Mißwirtschaft in Paris am 23. November 1407 ermorden lassen. Ein erbitterter Bürgerkrieg zwischen den Armagnac's und den Bourguignon's war die Folge. Die Gegner Burgunds wußten auch das Königtum des wahnsinnig gewordenen Karl VI. vor ihren Wagen zu spannen. In seiner Verlegenheit trat Herzog Johann auf Englands Seite. Auf diesen Bundesgenossen und auf die Pariser Zünfte, in erster Linie die der Metzger, gestützt, konnte er anfangs bedeutende Erfolge selbst in der Hauptstadt Frankreichs erzielen. Doch nicht lange und er sah sich in seinen Erblanden bedroht. In der Ahnung, daß Arras wohl zuerst den gegnerischen Stoß zu fühlen bekomme, beeilte er sich die dortigen Befestigungen auszubessern, zu verstärken und die Besatzung zu vermehren. Die Bürgerschaft ergriff Unbehagen wegen der bevorstehenden Belagerung. Der Stadthauptmann Philipp von Beauffort erhielt alle Vollmachten, jede ver-

1) Froissard Barante: „Ducs de Bourgogne« t I p. 169 zit. b. Lecesne „Hist. d'Arr." I 231.



dächtige Regung zu unterdrücken. Er ließ die Frauen, Kinder und Greise aus der Stadt schaffen und alle Gebäude niederlegen, die der Verteidigung im Wege standen. Alle Klöster in den zwei Vorstädten St. Sauveur und Ronville und verschiedene Kirchen wurden abgebrochen. Die Wälle wurden besetzt, die Mauern mit allem versehen, was die damalige Kriegskunst an Verteidigungsmitteln bot. Vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte man der verhältnismäßig neuen Erfindung der Feldschlangen, wie sie übrigens auch die Belagerer mit sich führten. In dem Heer, das Sommer 1414 anrückte, hatte sich eine stattliche Zahl hoher Herren zusammengefunden, die alle der Haß gegen Burgund einte: neben dem König der Dauphin, der Graf von Armagnac, die Herzoge von Aquitanien, Orleans, Bourbon, Wilhelm IV. aus dem Hause Bayern-Holland, der Erzbischof von Sens, der Bischof von Laon u. a.

Die Belagerung währte nur 7 Wochen. Unterdessen wurden zwischen Vertretern beider Parteien manche Zweikämpfe ausgefochten, wie es dem damaligen Geschmack bei Anwesenheit so vieler Adeliger und Fürstlichkeiten entsprach. Sonst benützte man beiderseits alte und neuartige Kampfmittel, unter den letzteren außer Feldschlangen Sappen und Pulverminen, diese ohne sonderlichen Erfolg. Die Burgunder machten häufig glückliche Ausfälle. Auch lichteten Krankheiten und Verpflegungsmängel die Reihen der Franzosen. Hauptsächlich war es aber das ausgezeichnet befestigte Kastell Bellemotte, das Arras rettete. In beiden Lagern sehnte man sich nach Frieden. Obwohl Arras nicht bezwungen war, kam man überein, daß die Festung ihre Tore dem Monarchen öffnen sollte, um die Ehre der königlichen Waffen zu wahren, während der Herzog von Burgund Vergebung für die Vergangenheit erhielt.

Vier Jahre nach der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Azincourt (in Artois am 25. Okt. 1415), an der Johann der Unerschrockene nicht teilnahm und bei der mitzukämpfen er auch seinen Vasallen, allerdings großenteils vergeblich,



verbot, fiel er durch Mörderhand während der Versöhnungsverhandlungen mit dem Dauphin, dem nachmaligen Karl VII., auf der Yonnebrücke zu Montereau (10. Sept. 1419).

Sein erst 23jähriger Sohn und Nachfolger, Philipp der Gute (1419/67) beschloß, die Untat zu rächen. Sofort reiste er von Gent nach Arras, um die nötigen Vorkehrungen zu besorgen. Ein feierlicher Leichengottesdienst wurde für den Gemordeten in St. Waast in Anwesenheit von 24 kirchlichen Würdenträgern abgehalten. Fast unmittelbar darauf knüpfte der Burgunder Bündnisverhandlungen mit England in Arras an. Die Besprechungen kamen im Vertrag vom 21. März 1420 zum Abschluß. Vorher war schon Paris in die Gewalt der Engländer geraten, die 16 Jahre lang Herrn der französischen Hauptstadt blieben.

Während Frankreich die Geißel des Krieges und der Anarchie furchtbar zu spüren bekam, gelangte Arras trotz der kriegerischen Unruhen zu immer höherem Glanze. Zweifellos wäre es noch viel mehr emporgeblüht, wenn die Kriegszeiten nicht gewesen wären. Von dem gesicherten Arras aus machte Herzog Philipp fast alle seine Einfälle ins Feindesland, von dort aus marschierte er gegen Compiègne, dort hob er Truppen aus, um gegnerische Anstürme abzuwehren. Letzteres gelang ihm um so besser, als er schon zu Anfang seiner Regierung die Schaffung eines genau bezeichneten Festungsrayons angeordnet hatte, wonach alle Gebäude und Gartenzäune, die weniger als 20 Fuß von den Gräben entfernt waren, niedergerissen werden mußten.

Eine erwähnenswerte Episode in diesem Kriege bildet der sechswöchentliche Aufenthalt der Jungfrau von Orleans im Gefängnis von Arras. Bei der Belagerung von Compiègne durch die Engländer war sie gelegentlich eines Ausfalles in die Hand des Bastards von Wandonne geraten (23. Mai 1430). Dieser überließ sie seinem Herrn, Johann von Luxemburg, und dieser wieder gegen ein hohes Lösegeld Philipp dem Guten. In Arras soll die Jungfrau den Be-

such eines Schotten empfangen haben, der ihr ihr Bild in dem traditionellen Kriegskleid zeigte. Von Arras wurde sie in die Picardie gebracht und endlich den Engländern ausgeliefert.

Philipp dem Guten wurde allmählich die Verbindung mit den Engländern zur Last. Denn, so lautet die besonders für unsere Tage interessante Erklärung eines Geschichtschreibers von Arras: „les Anglais ont eu, de tout temps, l'habitude de faire sentir leur supériorité à ceux qui réclament leurs services." 1) Überdies hatte die Zeit den Schmerz Philipps um den ermordeten Vater gemildert, auch bangte er für den Entgang Hennegaus an die Engländer, endlich seufzte Artois in steigendem Maße unter den Kriegswirren. Zu allem hin bemühten sich das Konzil von Basel wie die Päpste Martin V. und Eugen IV. um das Zustandekommen des Friedens.

Die Friedensverhandlungen wurden zwei Monate lang zu Arras unter Beteiligung vieler weltlicher und kirchlicher Großen geführt. Was das äußere glänzende Auftreten anlangt, konnten die burgundischen Diplomaten ruhig den Vergleich mit den französischen aushalten. Vertreter hatten der Kaiser Sigismund, die Könige von Dänemark und Polen usw., die vlamischen, brabantischen und hennegau'schen Städte geschickt, als Abgesandte Frankreichs waren u. a. der Erzbischof von Reims, Englands der Kardinal von Winchester, der Erzbischof von York, des Basler Konzils Hugo von Lusignan, Kardinal von Cypern, des Papstes der „Kardinal von Hl. Kreuz", ein Mitglied des Karthäuserordens, erschienen. Die Paläste um den „Großen Platz" dienten zumeist den fremden Herrschaften als Absteigequartiere. Zehntausend Fremde soll Arras in jenen Wochen beherbergt haben. Die neun großen Sitzungen fanden in den Prachtsälen von St. Waast statt. Prozessionen wechselten mit Turnieren.

1) Lecesne, Histoire d'Arras' I p. 287.



Festlichkeiten reihten sich an Festlichkeiten.[1]) Nie vor- und nachher hallten Plätze und Straßen von Arras von lauterem, fröhlicherem Jubel wider als während der Unterhandlungen und besonders nach deren glücklicher Beendigung.

England hatte zur ganzen Veranstaltung, die ihm den wertvollsten Bundesgenossen auf dem Festland kosten sollte, nicht gut gesehen. Seine Abgesandten reisten tatsächlich unverrichteter Sache von Arras ab. Schnell kam jetzt ein Vertrag zwischen Frankreich und Burgund zustande, der am 21. September 1435 die Unterschrift erhielt. Das erschöpfte Frankreich verstand sich notgedrungen zur völligen Abtretung der Grafschaften Boulogne und Artois an Burgund, zur Befreiung des Herzogs von jeder Huldigungspflicht, der burgundischen Untertanen von jeder Kriegspflicht usw.

Besonders feierlich gestaltete sich die Friedensverkündigung. Der Bischof von Arras zog in großer Prozession von der Kathedrale zur Abteikirche. Hier hielt der Kardinal von Cypern das Hochamt unter Anwesenheit des Herzogs und der Herzogin von Burgund, der Bischof von Auxerre die Predigt mit dem Vorspruch: „Ecce quam bonum et quam iucundum habitare fratres in unum.“ Zuletzt wurde der Friedensvertrag vorgelesen.

Die Veränderung der Haltung Burgunds machte sich bald bemerklich. Nicht lange nach dem Friedensschluß mit Frankreich bestürmte Philipp der Gute Calais, konnte aber ebensowenig ausrichten wie die Engländer gegenüber dem stark befestigten Arras. Zudem waren beide Teile so kriegsmüde und so mitgenommen, daß sie von ernstlichen Unternehmungen absahen. Arras blieb von außen her während der nächsten Jahrzehnte in seiner Weiterentwicklung ungestört, obgleich Burgund und Frankreich fortwährend gegenseitig Vorwürfe wegen Nichtbefolgung der Friedensbestimmungen

1) Die Schilderung eines damals in Arras zwischen einem spanischen und burgundischen Ritter ausgefochtenen Zweikampfs soll Cervantes dem Don Quixote in den Mund gelegt haben.



erhoben. Alle Bestrebungen Karl VII. seit dem Frieden von Arras und noch mehr seit seinen Erfolgen gegen die Engländer — 1453 war ganz Frankreich von ihnen gesäubert — richteten sich gegen Burgund, dieses „treubrüchige" Glied des Hauses Valois. Die gleiche Gesinnung hegte Ludwig XI. Ihm konnte Herzog Karl der Kühne (1467/77) die Wegnahme der Sommestädte nicht vergessen. Er nahm den König am 11. Oktober 1468 in Peronne gefangen und zwang ihn zu einem Vertrag, wornach Frankreich erneut auf die Hoheitsrechte über Flandern, aber auch über die Picardie verzichten mußte. Im Verlauf der wiederausbrechenden Feindseligkeiten spielte Arras abermals eine wichtige Rolle als Waffenplatz für die Truppen aus Flandern und Artois. Karl der Kühne fiel in die Picardie ein, belagerte Beauvais, konnte aber den Widerstand der Bewohner, die unter der Führung der heldenmütigen, erst zwanzigjährigen Johanna Hachette standen, nicht brechen (1472). Später drangen die Franzosen bis Arras vor und verwüsteten die umliegenden Plätze. Um Arras selbst brauchte man nicht zu zittern, obwohl darin nur eine kleine Besatzung lag. Die Festung war so gut imstand gehalten, daß sie jedem Angriff die Stirne bieten konnte. Außerdem war auch der Anmarsch der verbündeten Engländer gemeldet.

Karl VII. und Ludwig XI. Politik trug ihre Früchte im Sturze Karls des Kühnen. Die vernichtenden Niederlagen, die dieser letzte Herzog von Burgund durch die Lothringer und Schweizer erlitt, trafen auch Arras bis ins Herz hinein.

Einer der Hauptpfeiler, auf denen die Macht des burgundischen Staates ruhte, war, wie schon oben hervorgehoben, das geordnete Verwaltungswesen. Freilich mußten sich infolgedessen die städtischen Gemeinden manche Eingriffe der Fürstengewalt in ihre Selbständigkeit gefallen lassen. Das geschah besonders unter Johann dem Unerschrockenen und noch mehr unter Philipp dem Guten. Auch Arras kann von solcher Beschneidung seiner Autonomie erzählen. Doch brachte ihm die fürstliche Einmischung auch wieder große Vorteile und



dies umso mehr, als die Herzoge ihre Maßnahmen den Bedürfnissen der Zeit anzupassen suchten. Die Fürsorge der Landesherrn erstreckte sich auf die ganze innere Verwaltung, auf das Finanz-, besonders das Steuerwesen, auf die zeitgemäße Ausgestaltung des Schöffenstuhls usw. Ihrer Vermittlung ist es auch hauptsächlich zu danken, daß die langjährigen und ärgerlichen Mißhelligkeiten zwischen dem Magistrat und St. Waast ziemlich beigelegt wurden.

Ganz besonders lag den Fürsten die Förderung des städtischen Gewerbes und Handels am Herzen. Immer noch bildete die Tuchindustrie eine starke Einnahmequelle für Arras. Über Arbeitszeit, Fabrikation, Prüfung und Verkauf der Waren wurden strenge Bestimmungen erlassen. Einen entschiedenen Vorsprung vor der zurückgehenden Tuchindustrie hatte in Arras seit längerem die Herstellung gewirkter Teppiche gewonnen. Sie erreichte gerade während der Burgunderzeit ihren Höhepunkt. Die Fabrikate von Arras zeichneten sich gegenüber den orientalischen durch lebhaftere Farbengebung, Feinheit der Schattierung und Größe der dargestellten Gestalten aus. Der Herzog von der Touraine, von Orleans usw. bezogen schon Ende des 14. Jahrhunderts wertvolle Stücke. Englische Schriftsteller berichten, daß im 14. und 15. Jahrhundert die Zimmer reicher Engländer und Schotten mit Wandteppichen von Arras behängt waren. Ganz Europa: Souveräne, Schloßbesitzer, reiche Kirchen und Abteien kauften in Arras ein. Noch heute birgt der Domschatz von Tournai Bildteppiche, die im Jahr 1402 von Pierot Feré in Arras angefertigt wurden und Ereignisse aus dem Leben der Heiligen Eleutherius und Piat verewigen. Um die gleiche Zeit versah St. Waast seinen Chor mit ähnlichen bildnerischen Darstellungen aus der Legende seines Heiligen. Ganz besonders aber traten die Herzoge von Burgund als Liebhaber dieser kunstgewerblichen Erzeugnisse auf. Schon Philipp der Kühne schmückte seine Schlösser mit den herrlichsten Arraser Teppichen. Und als sein Sohn Johann von Nevers infolge der Niederlage bei Nikopolis 1396 samt



vielen vornehmen Begleitern in die Gefangenschaft Sultan Bajasids I. geraten war, fügte er dem Lösegeld einen Prachtwandteppich an, der die Geschichte Alexanders des Großen schilderte. Johann der Unerschrockene ließ in Arras fünf wundervolle Teppiche mit den Hauptereignissen aus seinem siegreichen Krieg gegen die Lütticher herstellen. Der Pariser Palast Philipps des Guten erregte das Staunen der Welt durch den Reichtum an solchen luxuriösen Schmuckstücken aus Arras. Seide, Gold und Silber waren darauf aufgetragen. Die Bilder gaben u. a. Gedeons Leben und Taten wieder. Zu eigener Berühmtheit brachten es die bekannten „Burgunder Tapeten" — mit Darstellung der Unternehmungen Cäsars in Gallien, der Anbetung der Weisen usw. —, die Karl der Kühne auf seinem Siegeszug gegen die Schweizer mit sich führte. Sie fielen als kostbare Beute in die Hände der Sieger von Grandson und Murten und bilden heute eine der Hauptzierden des Berner Historischen Museums.

Neben der Industrie blühte der Handel besonders in Wein und Getreide. Um der Stadt eine bedeutende Einnahme aus Weinabgaben zu sichern, bestimmte sie Herzog Johann zum Stappelplatz für allen Wein, den man für das platte Land von Artois benötigte. Arras wurde so eine riesige Weinniederlage, die sämtliche Kleinverkäufer der Grafschaft bediente. Unter der Regierung Philipps des Guten zählte man dort nicht weniger als 22 Weingroßhändler. Aus jenen Jahrzehnten stammen vielfach die sog. „Boves", die unter dem „Großen Platz" von Arras zum Teil 50 Meter tief unter der Erde liegen und sicherlich jetzt auch als Zufluchtsstätten in Tagen schwerer Beschießung in Betracht kommen. Viel Leben und Geld brachte auch der Getreidemarkt nach Arras. Noch heute fließt der Stadt aus dieser Quelle ein Großteil ihrer Einnahmen zu. Gegen betrügerische Manipulationen im Handelsverkehr wurden scharfe Bestimmungen getroffen, die Körperschaften der Messer und Lastträger gegründet, die sich bis in unsere Zeit herein erhielten.

Der Wohlstand hob sich immer mehr, die Bevölkerung



nahm zu, Hunderte von Arbeitern ließen sich in Arras nieder. Der steigende Reichtum kam dem Kunstgewerbe, der Wissenschaft, den milden Stiftungen zustatten, er äußerte sich in reger Baulust, glänzenden Festlichkeiten, machte sich aber auch im teilweisen Niedergang der Sittlichkeit bemerkbar. Der Reichtum führte die Bürger zu steigendem Aufwand und gab so dem Kunstgewerbe, der Goldschmiedekunst, Bildhauerei, Malerei u. s. f. Anregung und Förderung. Ähnlich wie in Gent, Brüssel, Tournai und Valenciennes waren es in Arras jetzt nicht mehr Klosterinsassen, die eine kunstgewerbliche Tätigkeit ausübten, sondern Handwerker, die aus der städtischen Bevölkerung hervorgegangen waren.

Auch in anderer Beziehung huldigte Arras dem herrschenden Zeitgeist. Es wollte wie die meisten bedeutenderen Städte des Herzogtums seine Rhetorikerkammer besitzen. Philipp der Gute gründete eine solche Schule, die sich später in der Akademie von Arras fortsetzte. Im allgemeinen taten sich diese Rhetorikerkammern mehr durch die Quantität als durch die Qualität ihrer Erzeugnisse hervor. Besonders gern gab man sich darin mit der Abfassung von Bühnenwerken ab, wobei man viel weniger an einen wertvollen Inhalt als an die Ermöglichung großartiger Inszenierung dachte.

Ungleich reicherer Segen strömte der Einwohnerschaft von Arras aus den großen frommen Stiftungen zu, die in der Burgunderzeit ins Leben traten. Sie entsprangen in erster Linie der Sorge für die Kranken und Siechen, für die besondere Häuser eingerichtet und Pflegerinnen, darunter vor allem eine Art Beghinen und die sogen. „Chariottes", eingeführt wurden. Man lernte die Wohltat dieser Stiftungen im 15. und 16. Jahrhundert in steigendem Maße schätzen, da wiederholt ansteckende Krankheiten die Stadt heimsuchten.

Auch an der Verschönerung der Stadt, an der künstlerischen Ausgestaltung wie an der Neuentstehung öffentlicher, hauptsächlich kirchlicher Bauten merkte man die wachsende Wohl-



habenheit der Bürgerschaft und der Abtei. Abtei und Abteikirche wurden prächtig hergerichtet; die Kirche St. Waast bekam die Gestalt, die sie bis ins 18. Jahrhundert behielt: drei Schiffe, ein Querschiff, einen reichen Kapellenkranz, eine strahlende Rosette an der Stirnseite, eine hohe und leichte Turmspitze usw., die Hauptpfarrkirche der Stadt St. Géry empfing die Weihe.

Zur Feier der Vollendung dieser Werke wurden große Festlichkeiten veranstaltet. Noch mehr gaben der Einzug der Herzoge, ihr öfterer Aufenthalt, die Abhaltung fürstlicher Hochzeiten dazu Anlaß. Behängung der Häuser mit kostbaren Teppichen, Beleuchtung der Plätze und der Straßen, Lanzenbrechen und Turniere, Festbälle und Volksvergnügungen aller Art dienten zum Ausdruck und zur Erhöhung der Freude. Manchmal erließ man auch Einladungen an die Nachbarstädte. Ein eigener Vergnügungskommissär, der sogen. ‚l'abbé de Liesse' traf die nötigen Anordnungen. Er hatte auch in der Karnevalszeit, bei den Schützenfesten, den prunkvollen Aufzügen und den Theateraufführungen viel zu tun, die in den Städten von Artois ebenso gang und gäbe waren, wie in denen von Flandern und Brabant.

Nach dem Vorgang des ersten Herzogs Philipp des Kühnen (Februar 1384) hielten auch seine Nachfolger feierlichen Einzug in Arras, wobei sie jedesmal die städtischen Freiheiten und Vorrechte beschworen. Besonders glänzend gestaltete sich der „Antrittsbesuch" Johanns des Unerschrockenen und seiner Gemahlin Margarethe von Bayern-Hennegau am 12. August 1405. Die Fürstlichkeiten kamen von Douai her. Auf die Nachricht von ihrer Abreise ritten ihnen die Schöffen von Arras mit den städtischen Bogen- und Armbrustschützen entgegen. Eine Meile vor der Stadt trafen sie zusammen. Nach der Begrüßung des Herzogspaares und während sich dieses von den Reisestrapazen etwas ausruhte, kehrten die Schöffen mit ihren Begleitern zurück und erwarteten die hohen Gäste an der Porte Méaulens. Dort legte der Herzog den Eid ab, der Bürgermeister bot ihm die Stadt-



schlüssel, die er mit der Bemerkung zurückgab, daß sie in guten Händen seien. Darauf wandte sich das Herzogspaar zur Kathedrale, wo sie durch das Domkapitel empfangen wurden. Ein Festessen im Grafenhof schloß sich an. Während dessen überbrachten der Bürgermeister und die Schöffen dem Herzog je zwei Kannen und Schalen, einen Pokal und einen Wasserkrug aus vergoldetem Silber. Zur Audienz bei der Herzogin vorgelassen, baten sie die hohe Frau, 100 Taler zur Verwendung für ein beliebiges Tafelgeschirr annehmen zu wollen.

Unter den fürstlichen Hochzeiten, die in Arras gefeiert wurden, ist besonders zu nennen die des zweiten Sohnes Philipps des Kühnen, Anton, Grafen von Rethel mit der Tochter des Grafen von St. Pol. Ebenso ließ Herzog Johann dort die Trauung seiner beiden Töchter vollziehen, von denen die eine Adolf, den Grafen von Cleve, ehelichte.

Außerordentliche Vorliebe für Arras legte Philipp der Gute an den Tag. Er residierte häufig dort und gab glänzende Feste. Die Turniere auf dem „Großen Platz" lockten Tausende von Zuschauern herbei. Der Kampfplatz, von dem Locrius erzählt, daß er „amplitudine sua in caeteris Belgicae primas facile obtinet", war bei solchen Gelegenheiten prächtig herausgeputzt. Der Herzog und der ganze Hof wohnte auf einer Schaubühne den Spielen an. Der Jubel erklomm den Gipfelpunkt, wenn Philipp selbst als Kämpfer in die Arena stieg. Den Tag beschloß gewöhnlich ein Festball mit Preisverteilung.[1])

Im Gefolge des übertriebenen Luxus und der zügellosen Vergnügungssucht riß in Arras im 15. Jahrhundert eine bedenkliche Verwilderung der Sitten ein. Schon Ende der 20er Jahre fand der damals als Bußprediger hochgefeierte Karmelitermönch Thomas Conecte wie in Hennegau und Artois überhaupt, so besonders auch in Arras Arbeit

1) Einzelne Turniere sind weitläufig in den noch erhaltenen „registres mémoriaux" von Arras beschrieben.



genug. Er eiferte gegen die Putzsucht der Frauen und die Unkeuschheit der Sitten, wandte sich gegen das Straßendirnenwesen, gegen die Spielleidenschaft, Verschwendungssucht, uneheliche Geburten und das ärgerliche Leben mancher Geistlichen. Auch in Arras warfen daraufhin viele Frauen ihre zuckerhutartigen Hauben („hennins"), viele Spieler ihre Würfel und Karten auf den bereitstehenden Scheiterhaufen. Neben Thomas Conecte hatten auch die Karthäuser, Franziskaner und „die Brüder vom gemeinsamen Leben" in dieser Hinsicht schöne Erfolge zu verzeichnen. Trotz aller Bemühungen stand es jedoch um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Arras gar nicht gut um die öffentliche Sittlichkeit. Vergehen und Verbrechen waren an der Tagesordnung. Wohnungen wurden ausgeplündert, förmliche Schlachten zwischen einzelnen Räuber- und Zuhälterbanden geliefert. Die Ortsobrigkeit wagte aus Angst vor den Missetätern und ihren Beschützern kaum einzuschreiten. Auswärtige „baillis" (Amtmänner), wie die von Amiens und Cambrai, mußten zum Schutz der öffentlichen Ordnung beigezogen werden. Als besonderen Übelstand empfand man bei diesem Kampfe die Nähe des englischen Calais. Glaubte man einen Verbrecher fast schon erwischt zu haben, so entfloh er häufig genug auf englischen Boden und brachte sich auf diese Weise in Sicherheit. —

Nach dem Tode Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy, 5. Januar 1477, erklärten sich seine sämtlichen Reichsteile einschließlich Artois für gut burgundisch. Sie wollten von einer Angliederung an Frankreich nichts wissen. Der damalige König Ludwig XI. war schon einmal bei Lebzeiten Philipps des Guten in Arras gewesen. Die Stadt hinterließ bei ihm infolge ihres Reichtums einen unauslöschlichen Eindruck. Ganz besonders hatten es ihm die entzückenden Festräume von St. Waast mit ihren farbensprühenden Fenstern, die die Hauptbegebenheiten des Kongresses von Arras (1435) verherrlichten, angetan. Andererseits hatte damals den prachtliebenden Arrasern, die an den Glanz und Luxus



des burgundischen Hofes gewöhnt waren, die äußere Erscheinung des Königs und seines Gefolges nicht gerade imponieren können: ein Umstand, der ihre ohnehin geringen Sympathien für Frankreich keineswegs erhöhte.

Mit den Somme-Städten und der Grafschaft wurde Ludwig rasch fertig. In den ersteren hatte die burgundische Herrschaft nie tiefere Wurzel geschlagen. Nun schmeichelte sich der König mit der Hoffnung, er werde mit Artois und Hennegau ebenso leichtes Spiel haben, die dort herrschende französische Sprache und zahlreiche Überläufer würden den Anschluß dieser Gebiete an Frankreich beschleunigen. Aber er verrechnete sich gründlich.

Im Auftrag Ludwigs erschienen der Admiral Bourbon und Philipp von Comines, der bekannte Diplomat nnd Geschichtsschreiber, der früher in burgundischen Diensten gestanden war und jetzt skrupellos die königliche Gewaltpolitik verteidigte, unter den Mauern von Arras. Die Festungswerke befanden sich in schlimmer Verfassung; sie ermangelten hauptsächlich einer ausreichenden Besatzung. Zuerst bemächtigten sich die Franzosen der Altstadt. Dann suchte der König die Neustadt mit allerhand Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Maria von Burgund gab sich alle Mühe, Arras in ihrer Hand zu behalten. Doch während sie gegen das Vorgehen des französischen Königs protestierte, befestigte dieser die Altstadt immer mehr, suchte deren Bewohner durch den Erweis von Wohltaten, wie Beiträge an die Spitäler, Errichtung von Kapellen usw., an sich zu fesseln.

Am 21. April 1477 fand die prokuratorische Trauung Herzog Ludwigs von Pfalz-Zweibrücken mit Maria für Maximilian von Österreich, den Sohn Kaiser Friedrich III., statt. Jetzt verdoppelte Ludwig seine Anstrengungen, um vor der Ankunft Maximilians und seiner Hilfstruppen die festen Plätze von Artois und Hennegau zu nehmen. Als der König Lens, Thérouanne und Hesdin erobert hatte, St. Omer aber vergebens berannte, auch bei den Bewohnern von Condé und Valenciennes energischen Widerstand fand, empörte sich Arras im



Rücken des französischen Heeres mit dem begeisterten Rufe: „Es lebe Burgund!“ Aus der ganzen Provinz waren dort die Franzosengegner in hellen Scharen zusammengeströmt. Eine Belagerung stand in sicherer Aussicht. Inzwischen war ein neuer von Maria ernannter Gouverneur in Arras eingetroffen, der die Stadt in Verteidigungszustand setzte. Allein die anrückenden französischen Truppen waren weit zahlreicher und verfügten außerdem über eine viel bessere Artillerie. Arras leistete 14 Tage lang bis zur völligen Erschöpfung der Munition Widerstand, der König selbst trug eine Wunde davon, die Stadt, besonders die Abtei mit ihrer Kirche, wurde durch den Geschoßhagel fürchterlich zugerichtet.

Die bewaffnete Mannschaft durfte unter Ehren abziehen, den Einwohnern wurde Verzeihung zugesichert und ihre Rechte wurden erneuert. Arras bekam aber auch die rauhe Kehrseite des Wandels zu spüren. Der König forderte von der Stadt eine Anleihe von 40,000 Talern zur Bestreitung der Belagerungskosten, errichtete zwei Zwingburgen, die eine am Ende des „Großen Platzes“, die andere in der Nähe des Klarissinnenklosters, ließ vom Belfried die Glocke herunternehmen, die sonst die Bürgerschaft zu den öffentlichen Versammlungen geladen und als Sinnbild der städtischen Freiheiten gegolten hatte, entfernte vor den einzelnen Straßen die Sperrketten, die eventuell die Aufstände begünstigen konnten, gebot die Schleifung der Stadtmauern gegen die Cité hin und die Ablieferung sämtlicher Waffen. Einige Leute, die aus ihrer burgundischen Gesinnung kein Hehl machten und sich unter keiner Bedingung zu dem Glückwunsch: „Vive le Roi!“ verstanden, wurden hingerichtet, einzelne hervorragende Bürger mußten in die Verbannung.

Ludwig, der sich öfters in Arras zeigte und sich einmal vier Monate lang dort aufhielt, hatte sich vorher wenigstens äußerlich immer noch einer gewissen Zurückhaltung Maria gegenüber befleißigt. Nach ihrer Verheiratung jedoch ließ er jede Rücksicht beiseite und verkündigte offiziell die Beschlagnahme der burgundischen Lande. Zur Begründung dieses



Schrittes gab er an, Maria hätte ebenso wie ihr Vater, Karl der Kühne, die Waffen gegen ihn, ihren rechtmäßigen Oberlehensherrn, gekehrt.

Der Gewaltakt Ludwigs entflammte überall die alte burgundische Treue, Flandern und Hennegau erhoben sich wie ein Mann, die Begeisterung wuchs noch infolge der Geburt des Prinzen Philipp des Schönen. Arras hatte der König zu fest in seiner Hand, als daß es sich mehr hätte rühren können. Die Stadt seufzte schwer unter der Nähe des Kriegsschauplatzes und unter den riesigen Quartierlasten für die französischen Truppen, deren Mannszucht viel zu wünschen übrig ließ. Nicht genug damit! Wohl hauptsächlich weil die Bewohner ihre Anhänglichkeit an Burgund nicht ganz verbergen konnten, weil auch immer wieder Aufstandsversuche vorkamen, weiterhin um sich eine ganz zuverlässige Bevölkerung und eine sichere Brustwehr im Norden seines Reiches zu schaffen, griff der französische König zu ungewöhnlich harten Maßnahmen. Er ordnete die Vertreibung der bisherigen Einwohnerschaft von Arras an, die vom 2. Juni 1479 an erfolgte. Die Leute wurden zum größten Teil in die Normandie, nach Paris u. s. f. verpflanzt. Viele machten sich auch in nichtfranzösischen Städten, so in Lille und Roubaix, ansässig. Mit der Bevölkerung wanderte die einst so blühende und reiche Industrie aus. Troyes, Tours, Orleans und andere Orte mußten den Menschenersatz liefern. Zudem wurde Arras in „Franchise" umgetauft. Der Name sollte als Lockspeise auf auswärtige, wanderlustige Elemente wirken. Ganz Frankreich sollte durch eigene Steuerabgaben zum Wiederaufbau und zur Wiederbelebung der Stadt und ihrer Industrie, besonders der Weberei, beitragen. Aber alles half nichts. Die „Kolonisten" besaßen meist keine Geldmittel, größere Geschäfte konnten sich nicht halten, die Entvölkerung nahm erschreckenden Umfang an.

Wohl wurde am 17. August 1479 das französische Heer bei Guinegatte — südlich von Thérouanne — von Maximilian geschlagen, doch konnte der Erzherzog wegen der Zu-

rückhaltung seines Vaters und weil sich neue Feinde zu den alten gesellten, den Sieg nicht ausnützen. Im Gegenteil! Im zweiten Frieden von Arras, 23. Dezember 1482, erhielt Frankreich hauptsächlich mit Hilfe der Genter für die Niederlage beim ersten von 1435 glänzende Genugtuung. Nach den Bestimmungen dieses Friedens sollte der Dauphin seine Verlobung mit der Tochter Eduards IV. von England lösen, Margarethe, das Kind Maximilians und Marias, heiraten, die Braut selbst sollte am französischen Hofe erzogen und ihre Mitgift, darunter die Grafschaften Artois, Burgund und Auxerrois, an Frankreich übergeben wenden.

Trotzdem man nunmehr mildere Saiten gegen Arras aufzog, den ehemaligen Bewohnern die Rückkehr vielfach erlaubte und Ludwigs XI. Sohn und Nachfolger, Karl VIII. (1483/98) manches für Arras tat, bemerkte man nicht viel von einem Wiederaufblühen der Stadt. Die Tatsachen, daß im letzten Jahrzehnt mehr als 800 Gebäude abgerissen, daß die meisten Bewohner verschwunden waren und der Rest sich durchschnittlich in großer Not befand, reden eine zu deutliche Sprache. Einen Lichtblick in jenen trüben Jahren bildete die Einweihung der Kathedrale am 9. Juli 1484, der herrlichen Kathedrale, von der Lecesne rühmend sagt, sie sei „pendant si longtemps une des gloires d'Arras" gewesen (Hist. d'Arr." I 483).

In den Friedensbestimmungen von 1482 steckte der Keim zu neuen Zwistigkeiten. Arras hatte das damalige Übereinkommen an und für sich warm begrüßt, da es davon Heilung von den bisher empfangenen Wunden erhoffte. Doch der tyrannische französische Statthalter verdarb mehr, als er gutmachte. Arras blieb im Herzen burgundisch. Im Krieg zwischen Maximilian und Karl hatte es wiederum alle Bitterkeiten eines Grenz-Waffenplatzes Frankreichs zu durchkosten. Ein Überrumpelungsversuch einiger Offiziere Maximilians am 11. Mai 1489 mißlang.

Nach kurzer Friedenspause kam Mars wieder an die Reihe. Als Karl VIII. am 16. Dezember 1491 Anna von



Bretagne ehelichte, forderte Maximilian mit Fug und Recht nach dem Vertrag von Arras Artois zurück. Frankeich weigerte sich dessen, ein kriegerischer Zusammenstoß war unvermeidlich. In der Nacht vom 4. auf 5. November 1492 wurde Arras von Maximilian durch einen Handstreich genommen. Überall stieg das burgundische Banner mit dem Kreuz des hl. Andreas in die Höhe, die Cité selbst leistete kaum nennenswerten Widerstand. Arras war nunmehr wieder in der Hand des rechtmäßigen Nachfolgers Karls des Kühnen und blieb unter seinem Szepter anderthalb Jahrhunderte lang.

XXXIV.

P. Eusebius Truchseß S. J.

Von Wilh. Kratz S. J.

Am 25. Januar 1713 verschied im Jesuitenkolleg zu München P. Eusebius Truchseß, den man den einflußreichsten und geistig bedeutendsten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuzählen darf.[1]) Mehr noch als seiner vornehmen Abstammung aus einer der ersten Adelsfamilien Schwabens verdankte er diesen Einfluß seinen ausgezeichneten Charaktereigenschaften, die ihn für die wichtigsten und angesehensten Stellungen innerhalb des Ordens in hervorragendem Maße empfahlen.

Geboren war P. Truchseß als der zweitjüngste Sohn des Grafen Wilhelm Heinrich, Erbtruchseß zu Waldburg-Friedberg-Scheer, und dessen zweiter Gemahlin Maria Anna, Gräfin von Wolfegg, am 24. August 1631.[2]) Nach Angabe des Elogiums war er

1) Elogium defunctorum. München, Reichsarchiv, Jesuitica in genere 197.

2) Pappenheim, Chronik der Truchsessen von Waldburg I. (1777) Tabelle III.



mütterlicherseits verwandt mit dem „Geschlechte der Hohenzollern, Markgrafen von Brandenburg, jetzt Könige in Preußen".[1]) In der hl. Taufe erhielt er die Namen Wolfgang Wilhelm Heinrich Eusebius.[2]) Seine humanistischen Studien machte er im Jesuitenkolleg zu Konstanz,[3]) nach deren Beendigung er sich 1648 im Alter von 17 Jahren nach Rom begab, um sich im Collegium Germanikum auf das Priestertum vorzubereiten.

In Rom wußte man die glänzende Begabung des jungen Edelmannes richtig zu würdigen. Am 15. Mai 1649 meldet der Ordensgeneral Vinzentius Carrafa dem Oheim des Grafen Max von Wolfegg: „Der Herr Eusebius Truchseß ist glücklich in Rom angelangt und hat, wie ich erfahre, in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes im Germanikum von Anfang an einen so herrlichen Charakter an den Tag gelegt, daß der Rektor und die übrigen Patres sehr zufrieden mit ihm sind und sich Großes von ihm versprechen. Wenn ich etwas zu seiner Aufmunterung und Förderung tun kann, werde ich dies gern und reichlich tun, sowohl weil Ihr wertes Schreiben mir das nahelegt, als auch in der Erinnerung an die außerordentliche Liebe des großen Kardinals Truchseß gegen unsere Gesellschaft, den ja Ew. Erlaucht mit Recht als leuchtendes Beispiel Ihrem Neffen vor Augen gestellt wissen wollen."[4])

Als das Deutsche Kolleg 1652 die erste Jahrhundertfeier seines Bestehens beging, beabsichtigte die Institutsleitung zu diesem festlichen Anlaß eine Geschichte der Anstalt erscheinen zu lassen. Wegen der Überfülle des Stoffes konnte jedoch P. Hieronymus Cataneo, der mit der Abfassung beauftragt war, seinen Plan nicht rechtzeitig verwirklichen, und so begnügte er sich vorläufig damit, einen Panegyricus de institutione Collegii

1) M. R. Jes. 197.

2) Pappenheim, Chronik I. Tabelle III.

3) So Steinhuber, Geschichte des Kollegium Germanikum Hungarikum 1² (1906) 440; nach Pappenheim, Chronik II 376 zu Hause.

4) Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge II 1, 633 f.



Germanici et Ungarici zu schreiben, den Graf Eusebius Truchseß, der ausgezeichnetste der damaligen Alumnen, in der Aula vor einer glänzenden Festversammlung vortrug.[1]) Diese Festrede hatte ein eigentümliches Schicksal. Kaum war sie, mit einer Widmung an Innozenz X. versehen, im Druck erschienen, als sie auch schon durch Dekret vom 5. Oktober 1652 mit dem Zusatz donec corrigatur auf den Index gesetzt wurde, aus dem sie erst bei der letzten Redaktion im Jahre 1900 verschwand. Grund zu diesem Verbote war ein einziger etwas ungeschickter Ausdruck in der Vorrede gewesen. Sechs Jahre später erschien auf ausdrücklichen Wunsch Alexanders VII. eine verbesserte Neuausgabe mit der Dedikation an diesen Papst.[2])

Inzwischen nahte die Studienzeit des jungen Grafen ihrem Ende. Ihr Abschluß entsprach den großen Erwartungen, welche Lehrer wie Mitschüler auf den talentvollen Zögling gesetzt, in hohem Maße. Er beendigte sie mit einer glänzenden Disputation aus der gesamten Philosophie und Theologie unter den Auspizien des Papstes. Sie fand statt am 20. Juli 1655 in Gegenwart der vier Kardinalprotektoren des Kollegs, die der Papst mit seiner Vertretung beauftragt hatte, sowie einer unzählbaren Schar von Prälaten und Gelehrten Roms. Der jugendliche, ebenso bescheidene wie schlagfertige Edelmann erntete allgemeinen Beifall. Der Zutritt zu den höchsten kirchlichen Würden seines Vaterlandes stand ihm jetzt offen. Allein das Lob der Welt berauschte ihn nicht, seines Herzens Sehnen ging nicht nach weltlichen Ehren und Anerkennungen. In stiller Entsagung als schlichter Ordensmann Gott seine Jugend und seine ganze Person weihen zu können, war seit langem sein heißester Wunsch gewesen.

Schon beim Abschied von der Heimat hatte ihn der Vater, dem seine Neigung zum Ordensstande nicht verborgen geblieben

1) Panegyricus de institutione Collegii Germanici et Hungarici a Comite Eusebio Truxes Collegii eiusdem alumno dictus, a Hieronymo Cataneo S. J. scriptus anno saeculari eiusdem Collegii. Romae 1652 et 1658.

2) Steinhuber, Germanikum I^{2} 400.



war, gewarnt, er möge sich zu keinem übereilten Schritte hinreißen lassen; vor dem 24. Jahre könne er nicht auf seine Zustimmung rechnen. So hieß es denn in Geduld warten. Auch harte innere Kämpfe blieben dem jungen Theologen nicht erspart. Nach seinem eigenen Geständnis setzte er dem Rufe Gottes lange Zeit großen Widerstand entgegen. Es war ein hartes Ringen zwischen Natur und Gnade, bis endlich die Gnade über alle Lockungen der Welt siegte. Drei Jahre nach seiner Ankunft in der ewigen Stadt stand sein Entschluß fest, der Welt zu entsagen und sich in der Gesellschaft Jesu ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Da um diese Zeit sein Vater starb (1652), suchte er bei den Ordensobern um die Aufnahme nach. Dieselbe wurde ihm auch gewährt unter der Bedingung, daß er zuvor die Erlaubnis des Hl. Stuhles zum Eintritt erlange.[1]) Der spätere Ordensgeneral Oliva, damals Rektor des Germanikums und Beichtvater des Papstes, überreichte selber Innozenz X. die Bittschrift des jungen Alumnus. Einen einflußreichen Fürsprecher hatte er in der Person des Kardinals Chigi, der beim Papst in hohen Gunsten stand.

Letzterer gab gute Hoffnung, allein mannigfache, unvorhergesehene Schwierigkeiten zogen die Sache noch weiter hinaus. Inzwischen war der Hl. Vater gestorben, und Truchseß hatte mit der obenerwähnten feierlichen Disputation seine theologische Studienlaufbahn beendet. Als er wenige Tage später in einer Audienz Alexander VII. vier Bände der Quästionen seines Lehrers P. Martin Esparza überreichte, die laut Titelblatt der Erbtruchseß, Graf Eusebius, Alumnus des Kollegium Germanikum, verteidigt hatte, benutzte er diese Gelegenheit, um nochmals um die Genehmigung zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu nachzusuchen. Der Hl. Vater gewährte huldvollst seine Bitte. Jetzt schien er endlich am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein. Kaum hatte jedoch der Kardinal Barberini, der Protektor des

1) Die Germaniker verpflichten sich bekanntlich durch einen Eid, in keinen Orden einzutreten, sondern als Weltpriester der Kirche ihres Vaterlandes zu dienen.



Kollegs, von dem Vorhaben des jungen Grafen gehört, so eilte er zum Papste und bat ihn dringend um die Zurücknahme der Erlaubnis. Die Gründe des Kirchenfürsten verfehlten nicht ihren Eindruck auf den Hl. Vater. Er ließ Truchseß die Weisung zukommen, er möge sein Vorhaben einer nochmaligen Erwägung unterziehen. In seiner Sorge um das Wohl der deutschen Kirche ließ der Kardinal kein Mittel unversucht, um den durch Geburt, Tugend und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten jungen Mann, von dem er mit Recht Großes für die Kirche Deutschlands erhoffte, noch in letzter Stunde von seinem Vorhaben abzubringen.[1]) Er versprach ihm sogar ein Jahrgeld von 1800 Scudi, wenn er seinen Entschluß aufgebe. Truchseß bestand auch diese letzte Probe. Auf die Vorstellung hin, daß

1) Auch der Konvertit Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels bedauerte es sehr, daß durch den Eintritt des P. Truchseß in die Gesellschaft Jesu der deutschen Kirche ein würdiger Kirchenfürst entzogen worden sei. „Ich gedachte ferner bei mir selbsten, ob ich schon sonsten bekanntermaßen ein sehr starker Freund, ja treuer Diener seiner in vielen Dingen nicht genugsam zu preisen stehender, hochansehentlicher Sozietät bin, wie es doch immer jammer und schade wäre, daß dieses so hochqualifiziertes Subjektum, da es ja hochrühmlichenmaßen Geistlich werden wollen, der hohen Notdurft der Kirchen in Teutschland nach nicht lieber in Clero geblieben, und wir ihn also in soweit nicht verloren hätten, und daß uns solche Leute, wie er ist, bei welchem eine mit sonderbarem Grund gelegte Pietät und sonsten so rara, als bei den Geistlichen notwendigen dona konkurrieren, nötiger mit der Mitra auf dem Kopf als nicht Jesuiterhauben gesehen zu werden. Und uns vortrefflicher gewesen wäre, wir hätten einen solchen Eusebium de Truchseß anstatt des vor diesem ohnglückseligen Gebhardi aus ebensolcher familia e. gr. sage ich, bei der so uralten ab ipsis Apostolorum discipulis fundierten Kirchen zu Köln zu erwarten, als nicht etwa solche Leute, welche mehr potentes in vino als nicht in sermone Domini sich erzeigen (Anspielung auf den Kardinal Egon von Fürstenberg), deren conversatio gewißlich nicht in coelestibus, sondern vielmehr und bis über die Ohren nur in terrenis und also in Kot und Dreck ist.“ (Ernst an P. Truchseß, 23. Febr. 1675. Vgl. Kratz, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten [1914] 87 f.)

Eusebius als Mitglied der Gesellschaft Jesu durch sein Gelübde zu größerer Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl verpflichtet sei, gab Alexander VII. endlich seine Zustimmung.

Am 29. September 1655 trat der Graf in das Noviziat von St. Andreas zu Rom, wo vor ihm schon ein hl. Stanislaus und ein hl. Aloisius in opferfreudiger Weltentsagung den Grund zu ihrer Heiligkeit gelegt, nachdem er, wie es im Diarium des deutschen Kollegs heißt, „sieben Jahre im Germanikum zur höchsten Erbauung und als Muster für alle verlebt" hatte.[1]) Mit Bewunderung und Ehrfurcht schauten sowohl Mitnovizen wie Patres zu ihm auf, so ernst nahm er es mit seinen Verpflichtungen. Nach Vollendung des zweijährigen Noviziates und nach Verzicht auf die beiden Kanonikate, die ihm seine Familie besorgt hatte, legte er seine ersten Gelübde ab, um bald darauf als Priester in die deutsche Ordensprovinz zurückzukehren.

Welch hohe Achtung die Obern vor der Tugend und Wissenschaft des jungen Ordensmannes hegten, erhellt aus einem Briefe, den der General Goswin Nickel am 14. Sept. 1658 an den Provinzial von Oberdeutschland richtete. „Vor einigen Tagen", schreibt er, „habe ich in Ihre Provinz den P. Eusebius Truchseß gesandt, der sich hier durch seine Tugend und sein liebenswürdiges Benehmen bei allen beliebt gemacht hat. Nach meiner festen Überzeugung wird dies auch dort der Fall sein. Er besitzt hervorragende Geistesgaben und mehr als gewöhnliche Kenntnisse in Philosophie und Theologie, sodaß ich mich der Hoffnung hingebe, er werde einstmals eine große Zierde seiner Provinz werden. Ich würde Ew. Hochwürden sehr verbunden sein, wenn Sie ihn nächstes Jahr als Professor der Ethik in Ingolstadt verwendeten, damit er so Muße fände, sich zum Dozieren des philosophischen Kursus vorzubereiten."[2]) An

1) Obige Darstellung nach Steinhuber, Germanikum I² 440 f., der in einigen Punkten von der Erzählung Pappenheims (Chronik II 377) und des Elogium defunctorum abweicht.

2) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. IX (1658—1669) 789. Archivalien ohne Angabe der Fundstelle sind im Ordensbesitz.



Truchseß selber schrieb der Ordensgeneral am 12. April 1659: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer vortrefflichen Gesundheit und wünsche nur, daß dieselbe beständig und fest sein möge. Ich hege das feste Vertrauen, daß die Obern in ihrer Sorgfalt alles aufbieten werden, dieselbe zu hegen und zu pflegen. Auf Ihre Philosophieprofessur können Sie sich mit aller Bequemlichkeit und, und soweit es Ihre Kräfte gestatten, vorbereiten." [1])

Der Provinzial ging mit Freuden auf den Wunsch des Generals ein. Am 10. November 1658 wurde P. Eusebius in die Universitätsmatrikel eingetragen, am 15. November eröffnete er bereits seine akademische Lehrtätigkeit mit Vorlesungen über Ethik. Im nächsten Herbst begann er als Professor der Logik den üblichen dreijährigen Cursus philosophicus, den er zweimal nacheinander gab (1659—1665).[2]) Dreimal bekleidete er während dieser Zeit die Würde des Dekans der artistischen Fakultät.[3]) Schüler wie Kollegen rühmten allgemein seinen Scharfsinn und seine tiefe Gelehrsamkeit. Während dieser Jahre gab P. Eusebius seine Quodlibeta philosophica heraus, die wegen ihres klassischen Lateins mit großem Beifall aufgenommen wurden.[4]) Unter diesen Schriften verdient das Quodlibetum de significatione Cometarum deque Astrologia universa besondere Aufmerksamkeit wegen des gesunden Urteils und der vernünftigen Grundsätze, die darin vorgetragen werden. Truchseß stellt seine Gegner vor folgendes Dilemma: Wenn die Kometen Boten nahenden Unheils wären, dann wären sie es entweder zufolge ihrer natürlichen Beschaffenheit oder durch Gottes besondere Anordnung. Für beide Annahmen fehlen aber jegliche Beweise. Im einzelnen weist er dann treffend nach,

1) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. IX 821.

2) Drei Bände Logik, Physik und Psychologie, die Nachschrift seines Schülers Albert Sutor O. S. B. aus Benediktbeuren befinden sich in der Hss-Sammlung der Münchener Staatsbibliothek (Cod. lat. 4849 a, b, c).

3) München, Universitätsarchiv O I 4.

4) Elog. def.



daß die landläufige Ansicht über die schlimme Vorbedeutung der Kometen weder in der spekulativen Vernunft noch in der praktischen Erfahrung irgend einen begründeten Anhaltspunkt besitze. Gegen die von einigen vertretene Annahme, die Kometen seien durch die göttliche Vorsehung dazu bestimmt, kommende Übel anzukündigen, bemerkt er, kein genügender Grund rechtfertige diese Annahme, da uns die Offenbarung keinerlei Aufschluß darüber erteile.[1])

Da an den Jesuitenschulen jener Zeit eine Philosophieprofessur als Lebensstellung nicht üblich war, so hätte P. Eusebius nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge im Herbst 1665 eine theologische Professur übernehmen müssen. Allein ein höherer Wille führte eine Unterbrechung herbei, über deren eigentliche Natur wir vorerst auf bloße Vermutungen angewiesen sind. Für das Jahr 1665/66 fehlt nämlich sein Name im Jahreskatalog der oberdeutschen Provinz. Weil man nach dem damaligen Brauch alle außerhalb der Provinz weilenden Mitglieder auszulassen pflegte, so erhebt sich die Frage: Wo befand sich P. Truchseß zu der genannten Zeit? Welches war seine Beschäftigung? Etwas Licht in dieses Dunkel bringen einige Briefe der Staatsarchive zu München und Marburg.

In einem Schreiben des P. Schorrer, Rektor des Münchener Kollegs, an den Neuburger Rektor Albert Kurz (29. Aug. 1665) finden sich die Worte: „Bezüglich der Person des P. Eusebius lassen sich Gründe dafür und dagegen anführen. Jedenfalls wäre es besser, wenn man jemanden finden könnte, der im Reiche weniger bekannt wäre.“[2]) Die Wahl scheint dann doch auf ihn gefallen zu sein, denn bald darauf finden wir ihn auf einer Reise, die ihn über Düsseldorf nach Belgien und Frankreich bis Paris führte. In Düsseldorf, der rheinischen

1) Im Reichsarchiv zu München (Jes. 353) liegt der Entwurf zur Dedikation eines Buches an den Kardinal Pallavicino, dessen Schüler Truchseß gewesen. Das dort angekündigte größere Werk scheint jedoch nie erschienen zu sein.

2) München, Staatsarchiv, Kasten blau 55/11.



Residenz der Neuburger, muß P. Truchseß längere Zeit verweilt haben.

Am 5. Februar 1666 meldet nämlich sein Reisebegleiter P. Jakob Bosch dem Provinzial von Oberdeutschland, P. Eusebius habe am Feste Mariä Lichtmeß in der St. Andreaskirche die feierlichen Profeßgelübde in Gegenwart des Fürsten und des gesamten Hofes abgelegt. Von Düsseldorf aus hatten die beiden einen Abstecher nach Essen unternommen, um der Schwester des P. Truchseß, die hier als Stiftsdame weilte, einen Besuch abzustatten. Darauf trafen sie ihre Vorbeitungen für die Reise nach Belgien.[1]) Die genaue Zeit ihres Pariser Aufenthaltes lassen die wenigen Bruchstücke der Korrespondenz nicht erkennen. Am 23. Juli 1666 teilte der französische Pater Louis Jobert dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels mit, er habe in Paris zwei Patres aus der oberdeutschen Provinz getroffen, von denen der eine Eusebius Truchseß geheißen habe.[2]) Als P. Jobert diesen Brief schrieb, befanden sich die beiden wohl schon wieder auf der Heimreise. Von Douai aus berichtete nämlich Truchseß am 24. Juni an seinen Provinzial, mit Erlaubnis des P. General beabsichtige er über Luxemburg und Trier nach Oberdeutschland zurückzukehren, jedoch sei zu befürchten, daß seine Schwester in Essen alle Hebel in Bewegung setzen werde, um ihn in der niederrheinischen Provinz zurückzuhalten. Das widerspreche aber ganz seinen Wünschen; zudem herrsche in Köln, dem Hauptziele seiner Reise, augenblicklich die Pest.[3]) In einem zweiten Brief meldet Truchseß seinem Vorgesetzten, er sei auf der Rückreise von Frankreich glücklich in Neuß angekommen (1. Sept. 1666) und werde nun möglichst schnell in seine Provinz zurückzukehren suchen, könne aber nicht

1) M. R. Jes. 341.

2) Marburg, Staatsarchiv, Akten des Landgrafen Ernst. Übertritt zur katholischen Religion. Korrespondenz mit verschiedenen Geistlichen.

3) M. R. Jes. 341. Die Datierung des Originals vom 24. Juni 1663 ist sicher ein Schreibfehler: auf der Rückseite steht richtig 1666.



den direkten Weg wählen wegen der Pestgefahr, deshalb gedenke er über Trier nach dem Elsaß zu reisen. Zu Paris sei er zwar anders entschlossen gewesen, habe jedoch später geglaubt, den ungestümen Bitten seiner Schwester Rechnung tragen zu sollen. Dieselbe lasse kein Mittel unversucht, ihn in der niederrheinischen Provinz festzuhalten; darum habe sie ihm auch kein Reisegeld gegeben. Da sie ihm bereits auf der Hinreise eine ansehnliche Unterstützung gewährt habe, habe er nicht weiter drängen wollen. Er bitte daher den Provinzial um eine Geldbeihilfe, im Elsaß hoffe er von seinen Brüdern so viel zu erhalten, daß der Provinz keinerlei Unkosten aus der Reise erwachsen würden.

Bezüglich des eigentlichen Reisezweckes mußte schon der oben erwähnte P. Jobert dem neugierig gewordenen Landgrafen Ernst antworten, er habe nicht in Erfahrung bringen können, was den P. Truchseß nach Frankreich geführt habe (22. Nov. 1666).[1]) Wenn eine Kombination erlaubt ist, so dürfte wohl die Vermutung nahe liegen, daß die Reise mit der Bewerbung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm um die polnische Krone zusammenhing, auf welche dieser wegen seiner verwandschaftlichen Beziehungen zum Hause der Jagellonen sich große Hoffnungen machte, und die er sich mit Beihilfe Frankreichs gegen seine Nebenbuhler zu sichern suchte.[2])

Die Reise hatte für P. Truchseß noch ein kleines Nachspiel. In einem längeren Schreiben vom 15. April bittet er seinen Provinzial um Verzeihung, daß er seine Ankunft nicht mitgeteilt, und besonders, daß er auf der Rückreise ohne Erlaubnis der Vorgesetzten seine Verwandten in Schwaben besucht habe. Er bedauere von Herzen, dadurch die Dekrete der Generale übertreten zu haben. Zu seiner Entschuldigung könne er nur anführen, daß ihm diese Verordnungen bisher nicht be-

1) Marburg, Staatsarchiv, Akten d. Landgr. Ernst. Übertritt zur kath. Relig. Korresp. mit verschiedenen Geistlichen.

2) Seine erste Gemahlin Anna Maria Konstanza († 1651) war eine polnische Prinzessin.

kannt gewesen seien. Er sei aber bereit, sich jeder Buße zu unterziehen, um das gegebene Ärgernis zu sühnen, damit sich nicht andere durch sein Beispiel zu einem ähnlichen Schritt verleiten ließen, von dem man ihm sage, daß er in der oberdeutschen Provinz ganz unerhört sei.[1])

Nicht lange nach seiner Rückkehr wurde P. Truchseß zum Professor der Kontroverstheologie in München ernannt.[2]) In die Zeit seines dortigen Aufenthaltes fällt die Regelung seiner Erbschaftsangelegenheit. Geben auch die wenigen über diesen Gegenstand erhaltenen Briefe keinerlei Auskunft über den endgiltigen Ausgang, so sind sie doch in hohem Maße geeignet, die Stellungnahme des Ordens in derartigen Fällen zu veranschaulichen. Am 5. Mai 1668 richtete P. Noyelle, Assistent für Deutschland, an den oberdeutschen Provinzial Raßler folgende Anfrage: Wegen seiner schwierigen Vermögenslage und der Verdienste der Familie um die Gesellschaft bittet der älteste Bruder des P. Truchseß, es möge ihm die Ausbezahlung eines Teils der Erbschaft nachgelassen werden. P. General wünscht nähere Information, damit er wisse, was er antworten solle.[3]) Im Auftrage des Provinzials berichtete P. Eusebius (20. Mai), sein Bruder und sein Neffe befänden sich tatsächlich in großer finanzieller Verlegenheit und seien überverschuldet, da die Güter und Besitzungen durch die langen Kriege verwüstet und wegen Mangel an flüssigen Kapitalien noch nicht restauriert seien. Er habe sein Erbteil dem Dillinger Kolleg vermacht in der Voraussetzung, die Verwandten würden es diesem Hause lieber geben, da es als Gründung des Kardinals Otto Truchseß gleichsam eine Familienstiftung sei. Auch seine beiden Brüder, die Kanoniker, hätten noch nichts von ihrem Erbe erhalten. Der General möge alles ihm und dem P. Provinzial überlassen, vielleicht könne er doch noch etwas herausschlagen, z. B. den Arm (Reliquie) des hl. Hieronymus für das Dillinger Kolleg.[4]) Auf diesen Bericht hin bemerkte der Assistent dem Provinzial

1) M. R. Jes. 311. 2) M. R. Jes. 199.
3) M. R. Jes. 992. 4) Ebenda.

(23. Juni): Bei seiner Kenntnis von den Vermögensschwierigkeiten seiner Familie hätte P. Eusebius besser getan, solange die Sache noch nicht angefangen war, entweder seinen Angehörigen seinen Anteil ganz zu überlassen, oder sich eine bestimmte, gleich zu zahlende Summe auszubedingen.[1]) Eine Woche später, am 30. Juni, teilte Noyelle dem Provinzial mit, der P. General übertrage ihm und dem P. Eusebius seine Vollmacht und ratifiziere zum voraus alle ihre Maßnahmen in der betreffenden Angelegenheit. Es sei jedoch sein ausdrücklicher Wunsch, daß man den Verwandten soweit entgegenkomme, als Vernunft und Billigkeit dies gestatteten.[2])

Etwa anderthalb Jahre hatte P. Truchseß in München geweilt, da wurde er auf den Lehrstuhl der Dogmatik nach Dillingen berufen.[3]) Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Schon am Schlusse des Schuljahres berief ihn der General als Substitut des deutschen Assistenten nach Rom. Die Abreise erfolgte im Januar 1669.[4]) Der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, dem P. Eusebius eine Reihe von Aufträgen nach Rom mitzugeben zur Förderung der Interessen seines Hauses. Am 23. Januar 1669 teilt er dem Kardinal Friedrich von Hessen mit, da P. Truchseß nach Rom reise, so habe er die Gelegenheit wahrgenommen, mit demselben über verschiedene Angelegenheiten, das polnische Wesen, die deutschen Stifter und seine Kinder betreffend, zu sprechen. Er bitte den Kardinal als nahen Verwandten, diese Pläne durch seine Beihilfe unterstützen zu wollen.[5])

---

1) Ebenda. „Consultius fecisset, si, quando res erat integra, totam portionem haereditatis suae reliquisset suis, quorum angustias rei familiaris non poterat ignorare, vel certe, si tunc cum illis transegisset pro certa summa pecuniae de praesenti numeranda." Nach einer Schätzung des P. Eusebius hatte er von väterlicher Seite 12 000, von mütterlicher Seite 4000 fl. zu erwarten.

2) M. R. Jes. 992. 3) M. R. Jes. 199.

4) M. R. Jes. 204.

5) München, Staatsarchiv, Kasten blau 54/7.



Während der Pfalzgraf in der Versorgung seiner zahlreichen Kinderschar mit geistlichen Pfründen eine glückliche Hand hatte,[1]) sollte er in der polnischen Wahlangelegenheit eine arge Enttäuschung erleben. Schon war er bis Gada in Böhmen gekommen, als er die Nachricht erhielt, der polnische Edelmann Michael Wiesnowiski sei zum König erwählt worden.[2])

In seiner Stellung als Substitut hatte P. Truchseß zwar keinen entscheidenden Einfluß auf die Ordensgeschäfte, aber er erhielt einen genauen Einblick in die verschiedenen Zweige der Ordensverwaltung und vor allem eine große Personenkenntnis, wertvolle Gewinne, die ihm in seiner späteren Laufbahn sehr zustatten kamen. Seine Korrespondenz mit den deutschen Ordensbrüdern aus dieser Zeit trägt fast ausschließlich geschäftlichen Charakter, selten daß er Zeitereignisse streift, so z. B. wenn er am 13. Juni 1676 meldet, bei Palermo habe zwischen den Spaniern und Franzosen ein Seetreffen stattgefunden.[3]) In Rom erwarb sich P. Eusebius durch seine Liebenswürdigkeit und seine Bildung die Freundschaft und das Vertrauen der Kurienbeamten wie des römischen Adels, dem sein Umgang um so angenehmer war, als er die italienische Sprache in allen ihren Feinheiten vollkommen beherrschte. Selbst ein Mann von umfassendem Wissen, unterhielt er mit den hervorragendsten Gelehrten der Ewigen Stadt einen regen persönlichen Verkehr.[4])

1) Vgl. Haeutle, Genealogie des Stammhauses Wittelsbach (1870) 79. Am 1. (11.) Aug. 1688 schreibt Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels an P. Caspers S. J.: „Ich rede, wie sich die Sachen fein in sich wahr befinden und nehme kein Blatt vors Maul. Und eben unser alter Kurfürst Pfalzgraf, alias mein und R. V. Patron, ex nimio amore proprio et suorum et ex abundantia vanitatis et vanae gloriae — wann ich es, jedoch unter uns, sagen darf — wird ebensowenig omnes artes scheuen und zu dergleichen die Seinigen zu bringen vergessen als Cardinalis Fürstenbergius." Kassel, Landesbibliothek. Mss. Hass. 61.

2) Bodler, Lebens- und Sterbenslauf weiland des durchlauchtigsten Fürsten Phil. Wilhelm. S. 11 f.

3) M. R. Jes. 333.

4) Elog. defunct.



Die vollendete Meisterschaft, mit der P. Truchseß die italienische wie die lateinische Sprache handhabte, brachte ihm das ehrenvolle Amt eines apostolischen Predigers am päpstlichen Hofe[1]) ein. Nicht geringen Einfluß übte er auch aus als Ratgeber vieler Fürsten und Herren geistlichen wie weltlichen Standes. So stand er Jahrzehntelang in regem Briefverkehr mit dem konvertierten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels über die aktuellen Fragen jener Zeit auf theologischem und kirchenpolitischem Gebiete.[2])

Mehr als acht Jahre hatte P. Truchseß in dieser Stellung zugebracht, als sein angegriffener Gesundheitszustand ihn zur Rückkehr in die deutsche Heimat nötigte. Am 1. Mai 1677 meldet P. Theodorich Muckh dem P. Grueber in München: „P. Eusebius bereitet sich zur Abreise nach München vor, wo sich Ew. Hochwürden seines liebenswürdigen Umganges erfreuen können. Er wird jedoch nicht den direkten Weg wählen, sondern auf Wunsch des österreichischen Provinzials über Wien reisen. Unser hochwürdigster P. General glaubte einer solch freundlichen Einladung seine Zustimmung geben zu sollen und erlaubte dem um Deutschland hochverdienten P. Eusebius in hochherziger Weise diese Reise.“ [3]) Eine Woche später verließ P. Truchseß die Ewige Stadt.[4]) Kaum war er in München angelangt, da wurde er zum Rektor des dortigen Kollegs proklamiert (31. August 1677) und gleichzeitig zum Consultor Provinciae ernannt. Trotz der vielen Geschäfte, welche die Verwaltung eines so großen Hauses notwendig mit sich bringen mußte, fand er noch Zeit die Kinder in der St. Michaelskirche im Katechismus zu unterrichten.[5]) Welch hoher Wertschätzung

1) Nach einer Mitteilung an P. Grueber in München hielt Truchseß 1677 die Fastenpredigten am päpstlichen Hofe. M. R. Jes. 333.

2) Vgl. Kratz, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten (1914) S. 81 ff. Der Briefwechsel des P. Truchseß mit mehreren Konvertiten aus Adelskreisen, der sich im Fürstl. Wolfeggschen Hausarchiv befindet, wird voraussichtlich von anderer Seite zur Darstellung gebracht werden.

3) M. R. Jes. 333. 4) Ebd.

5) M. R. Jes. 199.



sich P. Eusebius bei seinen Vorgesetzten erfreute, zeigt deutlich ein Brief, den der General P. Oliva dem neuen Obern bei seinem Amtsantritte schrieb (3. Okt. 1677): „Ich gratuliere sowohl Ew. Hochwürden als auch dem Kolleg. Denn diesem hätte kein größeres Glück zu teil werden können als einen solchen Rektor zu erhalten, noch Ihnen ein besseres Los zufallen können, als die Leitung eines so wohlgeordneten Hauses zu übernehmen. Meine Freude erstreckt sich daher auf beide Teile und läßt mich für beide das Beste hoffen. Dazu kommt, daß die Reise durch Österreich weder Ihrer Gesundheit geschadet hat noch der Gunst, deren Sie sich beim Fürsten erfreuen . . . . Nur das eine verlange ich gegenwärtig von Ihnen, daß Sie sorgfältig auf ihre Gesundheit achten und mich von dieser Sorge befreien, daß Sie ferner die Zahl Ihrer Briefe nicht so sehr nach Ihrer Bescheidenheit und Ihrer Ehrfurcht gegen mich als nach meiner Liebe zu Ihnen bemessen." [1])

Nahezu vier Jahre hatte P. Truchseß die wichtige Stelle in München innegehabt, da wurde er als Rektor nach Augsburg versetzt (1. Mai 1691). [2]) Das große Vertrauen, dessen er sich nicht nur bei seinen ehemaligen Untergebenen, sondern in der ganzen Ordensprovinz erfreute, kam im Jahre 1682 zum Ausdruck, als ihn die oberdeutsche Provinz als Elektor zur 12. Generalkongregation (21. Juni bis 16. Sept. 1682) entsandte, welche am 5. Juli den bisherigen deutschen Assistenten Karl de Noyelle einstimmig mit Ausnahme seiner eigenen Stimme zum General erwählte. Für P. Eusebius sollte die Reise nicht ohne Folgen bleiben. P. Noyelle, der ihn schon bei seinem früheren Aufenthalt in Rom kennen und schätzen gelernt hatte, ernannte ihn zum Provinzial von Oberdeutschland. Am 5. November trat P. Truchseß sein neues Amt an. [3]) „Es freut mich", schreibt der General am 5. Dezember, „daß Sie glücklich in Ihre Provinz zurückgekehrt sind und deren Verwaltung über-

1) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. X (1670—1683) 331.

2) M. R. Jes. 199.

3) Brief von P. Truchseß an P. Grueber vom 5. Nov. 1682. M. R. Jes. 333.



nommen haben. Ich bitte den Himmel um seinen Segen, damit der gute Zustand der Provinz unter Ihrer Leitung nicht allein erhalten bleibe, sondern noch zunehme und wachse. Wie ich früher überzeugt war, daß Ew. Hochwürden nichts für den Fürsten von Parma unternehmen würden, was unserem Berufe nicht entspricht, so billige ich jetzt, was Sie getan, und freue mich, daß der Fürst auf diese Weise unsere Dienstwilligkeit erkannt hat . . . . Sie werden gut daran tun, wenn Sie die unserer Gesellschaft eigentümlichen und in unserem Institute so eindringlich empfohlenen Seelsorgsarbeiten mehr in Übung bringen, namentlich bei den Operarii darauf dringen, daß sie häufiger und eifriger die Kranken und Sterbenden besuchen, damit wir zu der Gunst der Fürsten und Geistlichen auch noch die des Volkes hinzugewinnen." [1])

(Schluß folgt.)

XXXV.

Dr. Heinrich Hansjakob 1837—1916.

Von Dr. J. Karl Kempf in Karlsruhe (Baden).

(Fortsetzung.)

Nicht wenige innere Kämpfe hatte Hansjakob noch im Priesterseminar zu bestehen. Die Entziehung voller persönlicher Freiheit rief immer und immer wieder seinen Widerspruch hervor, und er kämpfte oft mit sich, ob er nicht lieber heute als morgen den Berg hinabgehen und dem Priestertum den Rücken ehren solle. Verloren an seinem Studium, sagte er, hätte er ja nichts, da er Philologie auf der Universität völlig mitabsolviert. Auch mit einer energischen Drohung trat der vielfach räsonierende Minorist Hansjakob einmal hervor. Im Winter 1862 litt er an heftigem Zahnweh. Er verlangte nach dem nächsten besten Arzt. Draußen im Dorfe saß der Doktor Blaß, er war aber, weil bei der Seminargeistlichkeit nicht beliebt,

1) Reg.-Orig. Ad Germ. Sup. X (1670—1683) 440.



nicht der Seminararzt, sondern ein Arzt in Freiburg. Hansjakob hatte nun keine Lust, in seinen Schmerzen auf diesen zu warten, und wünschte den St. Peterschen Dorfarzt. Meister Lorenz weigerte sich, den Mißliebigen zu holen, worauf Hansjakob voll Zorn den Seminarbediensteten beauftragte: „Er möge dem Regens melden, wenn in einer Stunde der Doktor Blaß nicht gerufen sei, würde ich sofort das Seminar verlassen, mich draußen im Wirtshaus niederlassen bis zur Genesung und dann auf Nimmerwiedersehen den Berg hinabsteigen. Nach einer halben Stunde war Dr. Blaß in meiner Zelle. Es hatten sich zwei gerne räsonierende Seelen gefunden."

In die Einsamkeit hatte sich Hansjakob nach und nach gefunden, und er studierte sehr fleißig, auch fand er großes Gefallen an den Übungen für die heiligen Handlungen. Nun kam der Tag der Priesterweihe durch Erzbischof von Vicari. Sie fand am 6. August 1863 statt, und seine Mutter und Großmutter durften die Freude mit ihm in St. Peter teilen. Am anderen Morgen reisten die drei über Freiburg nach seinem Geburtsort Haslach, wo Hansjakob am 9. August in der Pfarrkirche, unter großer Beteiligung von nah und fern, nach zwölfjährigem Studium, 25 Jahre alt, seine erste heilige Messe feierte.

Drei Jahrzehnte hatte Haslach ein solches Ereignis nicht mehr zu verzeichnen und erst fünf Jahrzehnte nachher wurde wieder Primiz, und zwar diesmal eine Doppelprimiz, gefeiert. Aus dem alten Grafenstädtchen gehen nicht viele Arbeiter für den Weinberg des Herrn hervor; denn dafür ist das Feld der fröhlichen, gern Feste feiernden und Freiheit liebenden Einwohnerschaft zu ungünstig.

Öffentliche priesterliche Handlungen hat Hansjakob nach seiner Priesterweihe nur gelegentlich ausgeübt, seine Absicht war jetzt lateinischer oder geistlicher Lehrer zu werden. Er kehrte deshalb auf Einladung des Direktors Kübel als Gast ins Konvikt nach Freiburg zurück, um sich auf das philosophische Staatsexamen vorzubereiten, das er im November 1863 in Karlsruhe als Vierter bestand. Unterm 20. Januar 1864 übertrug ihm



der großh. badische Oberschulrat eine Lehrstelle am Gymnasium in Donaueschingen, die er anfangs April anzutreten hatte; damit begann seine Praxis in Schule, Kirche und Welt.

Am Schlusse seines Buches „Aus meiner Studienzeit" versprach Hansjakob auch seine Professorenzeit (1864 bis 1869) zu schildern, er hat es aber nicht getan, doch bietet die mündliche Überlieferung sowie die biographische Skizze: „Wie ich an den See kam", im dritten Bande der „Schneeballen", einigen Ersatz. Für Hansjakob war seine Schuldienstzeit eine Sturm- und Drangperiode, sie brachte ihm keine Rosen, umsomehr aber Dornen. Nur von kurzer Zeit war seine Tätigkeit in Donaueschingen; denn schon im Frühjahr 1865 wurde der noch nicht 28jährige Lehramtskandidat als Vorstand an die höhere Bürgerschule in Waldshut versetzt. Er geriet gerade in die Wirren des badischen Schul- und Kulturkampfes. Nach vierjährigem Wirken in Waldshut, das ihm viel Verleumdung und Verdruß einbrachte, wurde er unter dem Ministerium Jolly vertrieben. Der nächste Anlaß hierzu war eine von Hansjakob verfaßte Schrift: „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südlichen Schwarzwalde". Eine andere Schrift von ihm, eine Biographie über „Hermann von Vicari, Erzbischof von Freiburg", wurde vom Staatsanwalt in Waldshut, israelitischer Religion, wegen der Stelle: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen", beschlagnahmt.

Verhängnisvoller für Hansjakob wurde indes eine Rede, die er bald nach seinem Scheiden aus dem Schuldienste 1869 bei einer katholischen Volksversammlung in Engen im Hegau hielt. Er griff die badische Regierung, besonders den Minister Jolly, scharf an. Es war wieder derselbe Waldshuter Staatsanwalt, der Anklage gegen Hansjakob erhob. Wegen dieser Angriffe wurde er zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Die Strafe büßte er als Festungsgefangener in Rastatt ab. Mittlerweile wurde Hansjakob von seinem bisherigen Gönner, dem unterdessen Weihbischof gewordenen, früheren Konviktsdirektor Kübel, zum Pfarrer von Hagnau, eines kleinen, lieblichen Dorfes am Bodensee, ernannt. Hansjakob war das stille



Fleckchen auf einer Studienreise nach München angenehm aufgefallen, und seinem Wunsche, dahin versetzt zu werden, kam der Bischof nach.

Vom 1. Dezember 1869 bis 1. August 1884 blieb er Landpfarrer von Hagnau, und diese günstige Wendung des Geschicks, die ihn vom Schulmann und Staatsdiener in die Bahn der praktischen Seelsorge warf, nennt Hansjakob für sich eine glückliche. Als späterer badischer Landtagsabgeordneter benutzte er in einer öffentlichen Kammersitzung in Karlsruhe die Gelegenheit, dem Minister Jolly seinen verbindlichen Dank für die ihm so segensreich gewordene Absetzung auszusprechen.

Daß Hansjakob bei seinem Temperament durch die erste Haft auf der Feste Rastatt nicht zahmer wurde, sondern seine politische Streitbarkeit steigerte, ist nicht verwunderlich. Im Jahre 1871 wählten ihn die Seehasen zum Landtagsabgeordneten. Ein Bericht über seine Landtagstätigkeit im Mai 1872 gab dem Staatsanwalt wiederum Anlaß, ihn wegen Beamtenbeleidigung zu verklagen. Sechs Wochen Gefängnis war das Ergebnis, die er vom 1. August bis 12. September 1873 im Amtsgerichtsgefängnis zu Radolfzell vollständig absaß. Wie die erste, so hat Hansjakob auch diese Gefangenschaft beschrieben.

In der Zeit seines Hagnauer Aufenthalts, dem Dörfchen mit nur 600 Seelen, bildete sich Hansjakob zum Schriftsteller aus. Zeit und Talent fehlten ihm nicht dazu. Er nennt seine Pfarrei eine Goldgrube für das Studium, und er hat das Bergwerk fleißig ausgebeutet. Drei weite Reisen nach Frankreich, Italien und den Niederlanden hat Hansjakob von Hagnau aus unternommen, zehn Schriften und Bücher in Druck gegeben und vieles für neue Werke mit Bienenfleiß gesammelt.

Mit den Bewohnern seiner kleinen Pfarrei, meist Rebleute und Landwirte, stellte er sich auf besten Fuß. Zu seiner Pfründe zählte selbst ein Weinberg; er vertiefte sich in die Bedürfnisse des Wirtschaftslebens und stand seinen Pfarrkindern mit Rat und Tat zur Seite. Der erste Winzerverein des Großherzogtums Baden wurde von ihm in Hagnau gegründet.



Er lebte mit dem Volke, in dessen Seele er sich mehr und mehr versenkte, ohne selbst zu verbauern.

Wenn Hansjakob im allgemeinen als Einsiedler lebte, so unterhielt er doch geistigen Verkehr mit seinesgleichen, besonders mit württembergischen Amtsgenossen im nahen Friedrichshafen. Auch sein stets sich steigernder Ruf als Schriftsteller und Landtagsabgeordneter brachte ihm öftere Besuche, sogar von hochstehenden Persönlichkeiten, ein. Im Jahre 1874 war Hansjakob Reichstagskandidat, 1877 ließ er sich als solchen zum zweitenmal und zwar für den Wahlkreis Offenburg aufstellen, er unterlag aber der Mehrheit von 900 Simmen seines liberalen Gegners. Im Jahre 1881 verabschiedet er sich vom badischen Landtag.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der unruhige Kopf Hansjakob während seiner langen Seelsorgerzeit nur einmal den Ort seiner Wirksamkeit wechselte. Vierzehn Jahre hielts ihn am Bodensee oben, und dann übernahm er im Spätsommer 1884 die ihm vom Großherzog von Baden verliehene St. Martinspfarrei in Freiburg (Breisgau).

Bei der unteren Pfarrei, wie die St. Martinskirche in Freiburg heißt, schuf er manches. Die Ausnützung des alten Klostergebäudes der Franziskaner, das als Pfarrhaus dient, zu Kaufläden im Erdgeschosse, die Erbauung eines Turmes zur Kirche, die Wiederherstellung der Kirche und verschollener Seitenkapellen, die kunstgemäße Ausschmückung dieser Räume, alles dies ist der Anregung Hansjakobs zu verdanken. Als Kanzelredner war er in Freiburg bald beliebt. Seine einfache, klare und schlichte Redeweise, entfernt von aller mimischen Darstellung und Geste, zog stets eine große Zuhörerschaft an, seine beliebten Fastenpredigten wurden auch gern von Andersgläubigen besucht. Hansjakobs wohl- und hochklingendes Organ, das, sobald er in Eifer geriet, stärker wurde und das ihm anscheinend ohne Anstrengung diente, war zum Predigen vorzüglich geeignet. Im letzten Jahrzehnt seiner priesterlichen Tätigkeit mußte sich Hansjakob Schonung auferlegen, besonders versagten ihm die Nerven beim Predigen, und predigte er ab und zu



noch einmal, so mußte er sich nachher tagelang ins Bett legen. Auf seine Kosten ließ er einen weiteren Kaplan anstellen und beteiligte sich dann weniger im äußeren Kirchenamte.

Goethe sagt im 7. Buch „Aus meinem Leben": Denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt, und andere zu wirken und genießen anregt, bleibt er von Bedeutung. Dies trifft bei Hansjakob zu. Seine Bedeutung aber liegt hauptsächlich in der Feder; denn er war ein durchaus erfolgreicher Schriftsteller. Verschiedene Gebiete hat er als solcher beackert, und es ist nicht immer leicht, das vertretene Fach in eine Ordnung einzureihen.

Mit historischen Arbeiten hat Hansjakob begonnen, und die Schrift „Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit der Stadt" (Zürich 1867) war seine Dissertation, mit der er sich den philologischen Doktorgrad an der Universität Tübingen erwarb. Dann folgte im gleichen Jahre die schon erwähnte Broschüre „Die Salpeterer", die seinen Gegnern als Waffe zu seiner Vertreibung aus dem Lehrfach diente. Im Jahre 1868 erschien „Der Waldshuter Krieg". An rein historischen Schriften hat Hansjakob später noch verfaßt: „St. Martin als Kloster und Pfarrei" (1890) und „Der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen" (1891).

Unter die historischen Erzählungen, die auf Wahrheit und Dichtung beruhen, sind zu ordnen: „Der Leutnant von Hasle" (1895) und „Der Steinerne Mann von Hasle" (1897). Drei kleine legendenhafte Erzählungen erheben keinen Anspruch auf besondere Bedeutung, nämlich: „Aus dem Leben eines Glücklichen", „Aus dem Leben eines Unglücklichen", beide ohne Jahresangabe, sodann „Aus dem Leben eines Vielgeprüften" (1903). Hervorzuheben sind dagegen seine Lebenserinnerungen und Tagebücher, die man teilweise auf Grund ihres poesiedurchwehten Inhalts auch in die schöne Literatur einreihen könnte. Es erschienen: „Auf der Festung" (1870), „Aus dem Gefängnis" (1873), „In der Residenz" (1878), „Aus meiner Jugendzeit" (1880), eine Schrift, die ihn weiteren Kreisen bekannt machte, „Aus meiner Studienzeit" (1885), „Dürre Blätter"

(1890), „Aus kranken Tagen" (1894), „Im Paradies" (1897), „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" (1898), „Abendläuten" (1899), „In der Kartause" (1900), „Verlassene Wege" (1902), „Letzte Fahrten" (1902), „Meine Madonna" (1903), „Sommerfahrten" (1903), „Alpenrosen mit Dornen" (1904), „Sonnige Tage" (1905), „Allerseelentage" (1912), „Allerlei Leute und allerlei Gedanken" (1912), „Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf den Meeresgrund" (1916). Das Manuskript zu einem neuen Buche „Feierabend" soll bei seinem Tode beinahe fertig gewesen sein.

An Reiseerinnerungen, zu denen aber auch einige eben aufgeführte Tagebücher gezählt werden könnten, sind von Hansjakob vorhanden: „In Frankreich" (1874), „In Italien" (1877), „In den Niederlanden" (1880).

Von seinen geistlichen Schriften, die eine starke Verbreitung fanden, seien genannt: „Die Toleranz und Intoleranz der katholischen Kirche" (1888), „Jesus von Nazareth" (1890), „Meßopfer, Beichte und Kommunion" (1891), „Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung" (1892), „Sankta Maria" (1893), „Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage" (1893), „Der heilige Geist" (1900).

Die Urteile über die Predigtwerke Hansjakobs in den Fachzeitschriften waren ihm sehr günstig. Er wird als Prediger von Gottes Gnaden genannt, und seine Eigenart, Kraft und Kunst des Beweisens, Schilderns, Verteidigens, die Schönheit der Veranschaulichung und die Handhabung einer volkstümlichen, packenden, markigen Sprache erfahren besonderes Lob.

Zahlreich sind seine Flugschriften, wie: „Über das Impfen" (1869), „Das Narrenschiff unserer Zeit" (1873), „Der Herr und seine Diener" (1873), „Rede über Einführung religiöser Orden in Baden", gehalten auf einem freien Platze in seiner Vaterstadt Haslach (1899), „Der Sozialdemokrat kommt" (1891), „Unsere Volkstrachten" (1893), „Der Kapuziner kommt", (1902). Außerdem hat er die Lebensbeschreibungen von Hermann von Vicari, Erzbischof von Freiburg (1868) und von „Herimann der Lahme von der Reichenau" (1875) verfaßt. Einen ganz



unerwarteten Erfolg hatte Hansjakob, wie er mir persönlich selbst erzählte, mit der genannten kleinen Broschüre „Der Sozialdemokrat kommt". Er hatte sie von einem zum andern Tag geschrieben.

Was aber vorzüglich sich an den Schriftstellerruf Hansjakobs knüpft und seine bleibende Bedeutung zeitigte, das ist seine Dorfdichtung. Diese Dichtungsart fällt in die Zeit seiner besten Schaffenskraft. „Wilde Kirschen" (1888), „Schneeballen", 3 Bde. (1892/93), „Der Vogt auf Mühlstein", ein Meisterwerk der echten Dorfnovelle, „Bauernblut" (1896), „Waldleute" (1897), „Erzbauern" (1898).

Über den Zustand der deutschen Dorfgeschichten-Literatur der letzten Jahrzehnte, die sich als eine eigene literarische Gattung, als Neubruch erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durchgerungen hat, soll nur sprung- und stückweise einiges erwähnt werden. Die Jahre nach dem Kriege 1870/71 brachten der Dorfdichtung keinen nennenswerten Zuwachs und das Interesse dafür sank. Es kam die Zeit der Großstadtromane. Geschichten aus der sozialen Arbeitergesellschaft, aus dem sozialen Leben überhaupt und naturalistische Liebesromane, meist mit grassen Bildern, beherrschten die Literatur der achtziger Jahre. Da traten zwei Gestirne auf, Anzengruber und Rosegger, die der Dorfdichtung gegenüber anderen Richtungen einen festen Rückhalt gaben. In den neunziger Jahren kam die Dorfpoesie zu neuer Blüte, unterstützt von der erwachten Liebe zur Heimatkunst und des nationalen Fühlens. Die Liebe zur Heimat wächst mit der Erkenntnis ihrer Schönheiten, Eigentümlichkeiten und ihres Dialekts, in dem, wie Goethe sagt, die Seele ihren Atem schöpft. Heute besitzt wohl jedes deutsche Ländchen, ja jede Provinz ihre Heimatsänger, die das starke Interesse an dieser Literaturrichtung nicht nur wachhalten, sondern auch fördern. Man hat nach Jeremias Gotthelfs und Berthold Auerbachs Vorbildern versucht, zwei Typen von Dorfdichtern zu prägen, eine idealistische und eine realistische. Eine genaue Scheidung läßt sich aber nicht durchführen. Wohl treten bedeutende Merkmale hervor, die z. B. Auerbach, Keller, Rosegger, Frenssen u. a.



in die Kunststil- oder idealistische Richtung verweisen, wenn wir aber Gotthelf, Anzengruber, Hansjakob u. a. unter die Realisten der Dorfdichtung bringen, so haben doch beide Kunstrichtungen vieles gemeinsam.

Unzweifelhaft kann Hansjakob zu den Vertretern des Realismus gerechnet werden, wenn er auch verschiedentlich von seinen Vorgängern Gotthelf und Anzengruber abweicht. Auerbach gleicht mehr einem „Salontiroler" und diese Auffassung teilt Hansjakob in ziemlich schroffer Weise in seinem Buche „Verlassene Wege", Reiseerinnerungen S. 364/65. Er schreibt: „Auerbach, ein armer Judenknabe aus Nordstetten, war ein genialer Dichter, ein guter Romanschreiber und ein trefflicher Kenner der Philosophie seines Stammesgenossen Spinoza; aber er war kein Volksschriftsteller, so viel Dorfgeschichten er auch geschrieben hat. „Iwo der Hairle" hat mich als Gymnasiasten seinerzeit auch begeistert für ihn. Und seine ersten Dorfgeschichten, die auf Jugenderinnerungen fußten, haben noch manches echte, aber die späteren sind die reinste Unnatur. . . . . Er hat Dorfgeschichten geschrieben für die Salons und für die Hofwelt und war selber aus einem Freiheitsmann ein Hofdemokrat geworden. . . . . Unsereiner reicht dem Dichter Auerbach das Wasser nicht, kann aber auch nicht für die haute volée schreiben, ist nicht salon- und nicht hoffähig und bleibt darum ein armer Schlucker."

Wollen wir die Person Hansjakobs näher kennen lernen, so müssen wir zuerst die Frage stellen: Welche Umstände haben den ehedem ungebildeten Bäckerjungen zum Schriftsteller und zur Leuchte deutscher Dorfdichtung geführt? Goethe sagt: Für alle Vögel gibt es Lockspeisen und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Gewohnheit helfen mit. Bei Hansjakob waren die Vorbedingungen zu seiner Tätigkeit als Volksschriftsteller gegeben: Talent, poesievolles Jugendleben, Anregung in Berg, Tal, Wald und Wasser, wie kaum irgendwo, die althergebrachten Sitten und Gebräuche, die mannigfaltigen, malerischen Marktbilder mit den verschiedensten Bauerntrachten im Heimatstädtchen, die Eindrücke des auf der großen Heeres- und Talstraße sich abspielenden regen

Verkehrs aller Art. Dazu natürliches gesundes Urteil, Humor, Witz und Satire und seine heiße, nie versiegende Liebe zu seiner engeren Heimat. Seine lieben Haslacher und die Bauern der nächsten Umgebung waren und blieben seine Freunde und Helden. Hansjakob hatte sich also in jenen Regionen ausgebildet, wo die Muse so gern verweilt. Ja, auf ihn passen so recht die Verse, die zu seinem 75. Geburtstage entstanden sind:

Nie verwischet das Erinnern,
Ob die Zeit auch flieht und drängt,
Zeit der Kindheit, Scholl' der Heimat
Immerdar das Herz umfängt.

Und der Kirchturm, silberglänzend,
Grüßt den Freund von ferne schon:
„Wo Du gehst und wo Du weilest,
Bist und bleibst doch unser Sohn.“

Seine ersten geschichtlichen Abhandlungen schrieb Hansjakob wohl nur aus Liebe zur Geschichte des engeren Vaterlandes und dann aber auch aus Hang, gern etwas zu verfassen, zu veröffentlichen, wo nicht Lohn, doch Anerkennung dafür zu hoffen, etwas Neues und Unterhaltendes geleistet zu haben. Die Anfänge seines Schriftstellertums waren aber nicht sehr ermutigend und aneifernd für ihn; denn liberale Blätter äußerten sich über seine Schrift: „Die Salpeterer“ (1867) sehr abfällig. Nach ihrer Meinung soll die Broschüre schlecht geschrieben sein, und ein Mann, sagten seine Gegner, der nicht deutsch schreiben könne, sollte auch nicht Vorstand einer Schule sein. Hansjakob warf aber die Flinte nicht ins Korn, im Gegenteil, die schlimme Behandlung reizte ihn, in Schrift und Wort gegen seine Widersacher aufzutreten. Es ging ihm, wie dem Löwen, der mal Blut geleckt hatte, und da man meistens nur an den Ausstellungen der Gegner lernen kann, so richtete er sich künftig darnach ein.

Es ist nicht leicht, Hansjakob, den hünenhaften Mann mit dem großen Schlapphut auf dem vollen runden Gesicht, psychologisch ganz zu ergründen, selbst wenn man ihm auch näher



stand. Man kann sagen: Hansjakob hatte eine Doppelnatur. Er war ein Kind seiner Zeit im Widerstreit der Meinungen. Der Haslacher ist demokratisch und zur Kritik veranlagt. Kaum irgendwo im Kinzigtale trat 1848 der revolutionäre Geist so stark in die Erscheinung als in Haslach. Man hätte glauben können, jeder Staatsbeamte werde von den Bürgern als geborener Feind angesehen. Die Abneigung gegen alle obrigkeitlichen Anordnungen glimmte noch lange Zeit nachher bei einem nicht kleinen Teile der Einwohner unter der Decke. Dann kam mit dem Krieg 1866 der gesteigerte Preußenhaß, der sich noch von 1848 durch die 18 Jahre hindurch gezogen hatte. Es folgte der Schulstreit zwischen Kirche und Staat, 1870/71 wohl die hohe Begeisterung für die unvergleichlichen Kriegstaten und für ein einiges Deutsches Reich, aber auch die Bitterkeiten und Verstimmungen, die der sogenannte Kulturkampf hervorrief. Hansjakob stürzte sich in die politische Arena, machte aber als mutiger Kampfhahn aus seinem Herzen keine Mördergrube.

Unbedingte Parteidisziplin kannte er nicht, er wollte auch seine eigenen, selbständigen Gedanken und selbständiges Handeln zur Geltung bringen. Entgegen der Anschauung der Kirchenbehörde und der katholischen Volkspartei, in deren Reihen er stritt, war Hansjakob für Ablegung der vom Staate von den Kandidaten der Theologie geforderten Aufnahmeprüfung, und dies veranlaßte im Jahre 1870 seinen Bruch mit der katholischen Volkspartei. Durch die Jahre, die er im politischen Leben und im Kampfe mit Widersachern verlebte, wurde ihm die Gegenwart verleidet; er gefiel sich im Widerstreite mit einst und jetzt. Der Geist des Widerspruchs steckt in uns Menschen, bei Hansjakob war er aber besonders ausgebildet. Er fiel von einem Extrem ins andere, und was er sich vorgenommen hatte, führte er mit allen Fasern seines Herzens aus, flaute aber um so rascher ab. Hansjakob schreibt selbst in seinem Buche „Aus meiner Studienzeit“ 1. Aufl. S. 43: „Allein, wenn es nicht im Holz liegt, so gibt es keine Pfeifen.“ Ferner: „Bei mir lag eben das Gegenteil von dem im Holz, was meinem Lehrer (Kaplan Schele) die Natur gegeben, und da ich leider nicht



asketisch und selbstverläugnend genug bin, um aus meinem Holz bessere Pfeifen zu schneiden, so pfeife ich eben allermeist aus dem Naturholz."

Dieses ehrliche Geständnis charakterisiert auch seine Schriftstellerei. Wollen wir Hansjakob etwas näher kennen lernen, so dürfen wir nur seine Erzählung „Der Eselsbeck von Hasle", die Lebensgeschichte seines Großvaters väterlicherseits, lesen; denn wenn eine weitere Bestätigung für die Behauptung der Vererbung nötig wäre, so fände sie im „Eselsbeck" den besten Stützpunkt. Seine Eigenschaften und Eigenheiten gleichen dem Schriftstellerenkel oft aufs Haar.

Heinrich Hansjakob war Stimmungen unterworfen, ein Gemütsmensch durch und durch, und nicht selten wechselte seine Wetterfahne mehrmals im Tage. Er nennt sich mit Vorliebe einen Bauernschriftsteller. Von seiner Ursprünglichkeit hat er wenig abgestreift. Es wird den Haslachern nachgesagt, daß sie böse Mäuler hätten und gern Kritik übten. Das trifft heute noch im allgemeinen zu. Der echte Haslacher ist demokratisch veranlagt, räsoniert gern und weist Ungerechtigkeiten nachdrücklich zurück. Aus manchen Regierungs- und Polizeimaßnahmen, wie: Wegnahme des Bezirksamts, des Amtsgerichts und anderer Staatsstellen im Laufe der Zeiten, wodurch das Landstädtchen große Einbuße erlitt, sowie polizeiliche Beanstandung alter, unverwischbarer Bräuche, hat sich eine gewisse Mißstimmung von Generation zu Generation fortgepflanzt, aber sonst ist der Haslacher innerlich religiös gestimmt und eine gutmütige Alemannennatur. Es ist, wie bereits erwähnt, ein witziges, zur Satire geneigtes und mit Volkstümlichkeit und Poesie ausgestattetes Völtlein, dem das Herz näher liegt als der Kopf. Alle diese Eigenschaften sind mehr oder weniger auf seinen echten Sohn Heinrich Hansjakob vererbt worden. Hansjakob war ein Feind alles pedantischen und bureaukratischen Wesens. Er schickte sich aber auch nicht immer in die allgemein üblichen Formen des Geschäftsganges mit seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde, so daß er öfters mit dieser zusammenstieß und mit Recht getadelt wurde.



Hansjakob war eine durchaus scharf ausgeprägte Persönlichkeit, leicht erregbar, impulsiv, oft geladen zum Ausholen derber Streiche. Bei ihm hieß es: Der Freiheit eine Gasse, Schutz den Bedrückten und Elenden, freimütige ungeschminkte Beurteilung der Dinge ohne Rücksicht darauf, ob sie andern paßt oder nicht.

(Schluß folgt.)

XXXVI.

Fränkische Kirchenbaukunst des 18. Jahrhunderts in Württemberg.

Von Dr. Ing. Willy P. Fuchs.

Der fränkische Stamm oder vielmehr der Bund von deutschen Stämmen der Nieder- und Mittel-Franken (salische und ripuarische Franken im heutigen Holland und am deutschen Niederrhein) und der Oberfranken (im heutigen Hessen) entwickelte im 5. Jahrhundert eine gewaltige Ausdehnungskraft nach zwei Richtungen: die ersteren nach dem gallisch-römischen Westen, die andere nach dem alemannischen Süden. Nach Überschreitung des Rheins nahmen die salischen Franken das Land zu beiden Seiten der Schelde aufwärts, die ripuarischen zu beiden Seiten der Maas bis gegen die Eifel hin. Unter den salischen Merovingern machte die Eroberung Galliens noch weitere Fortschritte und Chlodwig eroberte das ganze römisch-gallische Land zwischen Seine und Loire, er wurde damit der Ahnherr des französischen Volkes, dessen bedeutendster Bestandteil eben jener deutsche Stamm war, von dem es seinen Namen herleitete. Die Oberfranken dagegen blieben im deutschen Stammland. Nachdem die Alemannen eine Zeit lang fränkisches Gebiet erobert hielten, erfolgte nach deren Besiegung im Jahre 496 die Rückwanderung der Franken nach Süden. Den ganzen nördlichen Teil Alemanniens nahm der Sieger in Besitz, so daß das nunmehrige Franken ein Gebiet umfaßte, das begrenzt ist im Osten vom fränkischen Jura, im



Norden vom Thüringerwald, Westerwald und der Eifel, im Süden durch die Täler des Kocher und der Enz und dem Nordabhang der Vogesen. Die Trennung zwischen dem gallischen Westfranken und dem deutschen Ostfranken wurde also tatsächlich schon im 5. Jahrhundert vollzogen, politisch festgelegt jedoch erst unter den Nachfolgern Karls des Großen. Aber vergessen haben die gallischen Franken ihr Stammland jenseits des Rheins niemals, sie blieben vielmehr mit ihm den Wandel der Zeiten hindurch in fortdauernder Verbindung. Die Fluttäler der Maas, Mosel und Nahe wurden zu Kanälen für ein stetes Hin und Her des kulturellen Austausches zwischen dem alten und dem neuen Franken. So ist wohl zu verstehen, daß von allen fremden Einflüssen auf die deutsch-fränkische Kultur der französische stets der vorherrschende war. Wie sehr verschieden übrigens das Ergebnis einer Mischung des französisch-fränkischen Geistes mit deutschem ausfallen kann, zeigt die hugenottische Baukunst Norddeutschlands im 18. Jahrhundert, die durch Vermengung französisch-hugenottischer Bauideen mit norddeutsch-puritanischen entstand und das Gegenstück hiezu die Baukunst Frankens zur Zeit der Renaissance und des Barocks, wo der französische Samen auf einen durch süddeutsch-katholisch-italienische Ideen vorbereiteten Boden fiel.

In Württemberg sind es die nördlichen und nordöstlichen von den Tälern der Jagst, des Kocher, der Tauber und des unteren Neckar durchzogenen Landesteile, die zum fränkischen Kulturkreis gehören. Das württembergische Franken war kulturell nicht selbständig, sondern mehr oder weniger abhängig von einem größeren nördlichen Nachbarn, dem bayerischen Franken und insbesondere dessen Metropole, Würzburg. Am sinnenfälligsten tritt diese Abhängigkeit in der Baukunst zu Tage. Würzburg entsandte seine besten Baumeister in das Württemberger Land: Greising und Neumann erstellten ihre größten kirchlichen Bauwerke nicht in ihrer Heimat, sondern auf württembergischem Boden. Die Kunst dieser Meister und ihrer Zeit ist das Schlußglied einer langen und komplizierten Entwicklung, deren Kenntnis die Voraussetzung zu einem völligen Verständnis



ihrer Werke bildet. Ich muß also weit ausholen bis zu den Wurzeln des feänkischen Barocks.

Die fränkische Spätrenaissance entspringt als kleiner Bach zwar auf deutschem Boden, aber seine Grundwasser liegen in Italien und erst durch Hinzutritt bedeutender Nebenflüsse wird sie zu dem breiten deutschen Strom, der weit über die fränkischen Grenzen hinaus große Gebiete des deutschen Vaterlandes befruchtet. Die ersten und stärksten Nebenflüsse kommen aus Italien und Frankreich. Katholisch-italienische und hugenottisch-französische Baugedanken vereinigen sich mit Hilfe des deutschen Bindemittels zu dem mächtigen Stilgebäude des französischen Barocks. Den italienischen Einfluß charakterisiert C. Gurlitt[1]) wie folgt: „Von Süden, von Italien her, dringt ein vorgeschrittener Barock in Deutschland ein und wird dort durch eingewanderte Architekten und Stuckateure ausgeübt, ebenso wie auch die große dekorative Malerei Italiens durch Dozzo, Tiepolo und andere nach Deutschland übertragen wird." Diesem unmittelbar italienischen Einfluß aber begegnet, von Westen kommend, eine andere von Frankreich ausgehende noch stärkere Strömung, welche — eine italienische Kunst aus zweiter Hand — einen gemäßigten, mehr akademischen Barockstil verbreitet.

Das italienische Barock hatte schon während des dreißigjährigen Krieges durch Vermittlung der Jesuiten in Franken Eingang gefunden, aber deutlich zu Tage trat dieser jesuitisch-italienische Einfluß erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts und zwar zuerst in Würzburg beim Umbau der Karmeliterkirche durch Petrini († 1701). Antonio Petrini war Italiener von Geburt, aber in Deutschland erzogen und in deutschem Fühlen heimisch geworden. Voll zur Entwicklung kam die Eigenart seiner Kunst erst beim Neubau seines Stifts Hang[2]) (1670 bis

1) In seiner „Geschichte des Barockstiles und des Rokoko in Deutschland", Stuttgart 1889.

2) Abbildungen dieser und anderer fränkischer Barockkirchen in: Architektur der Barock- und Rokokozeit in Deutschland und der Schweiz herausgegeben von Hermann Popp, sowie in Wilhelm Pinders „Deutscher Barock".

1691). Dieser Bau ist für die Entwicklung der fränkischen Kirchenbaukunst darum von so großer Bedeutung, weil bei ihm erstmals ein Fassadensystem Anwendung fand, das einige Jahrzehnte früher die Jesuiten nördlich der Alpen wiedereingeführt (Ignazkirchen zu Linz und Krakau, Universitätskirche zu Wien, zweite Innsbrucker Kollegkirche) und das die späteren fränkischen Meister, insbesondere Neumann, mit Vorliebe verwendeten: das System der Doppelturmfassade. Es ist, wie schon angedeutet, keine originelle Schöpfung der Jesuiten, sondern die Nachahmung einer von Solani herrührenden Idee, der beim Neubau des Salzburger Doms die Grundmauern mittelalterlicher Türme vorfand und sie benützend so zur Wiederaufnahme der nordischen Doppelturmfassade[1]) kam. Ein weiteres Verdienst Petrinis liegt auf formalem Gebiet. Bei der Gliederung und Dekoration seiner Fassaden machte er sich frei von der konventionellen Schönheit der „italienischen Manier". Er knüpft wieder an bei den guten deutschen Vorbildern aus der Renaissancezeit (z. B. Michaelskirche in München) und suchte eine architektonische Wirkung durch große Massen und Flächen zu erreichen. Harmonische Gliederung der Fläche und feine Durchbildung der Details wird man vergeblich bei ihm suchen. Sein Detail ist herb und schwerfällig. Seine Fassaden im Ganzen sind ein Sinnbild des deutschen Wesens damaliger Zeit, einer ernsten Zeit, die noch unter dem Druck und den Folgen des dreißigjährigen Krieges stand, die aber zugleich Keime der wieder erwachenden, wachsenden Kraft in sich barg. Ein Wachsen und Werden liegt auch in Petrinis Architektur, also eine Architektur der Bewegung im Gegensatz zur Architektur der Ruhe und ausgeglichenen Harmonie italienischer Fassaden.

Die Aufgabe der auf Petrini folgenden Künstlergeneration

1) Es haben zwar auch italienische Meister in Italien Fassaden mit zwei Türmen erdacht und ausgeführt (u. a. Entwürfe zu St. Peter, S. Agostino in Rom), aber ihre Türme sind nicht Fassadentürme, also unentbehrliche Teile der Fassade, sondern sogenannte Flankentürme, zur Seite stehende Trabanten der in sich abgeschlossenen Fassade.



war es dann, unter Wahrung der großen Züge seines Erbes und unter Berücksichtigung der ins gesamte Kulturleben zurückkehrenden Wohlhabenheit und Freudigkeit, der Einzelausbildung des Aufbaues wieder eine reichere, feinere Durchbildung angedeihen zu lassen. Träger dieser Mission waren in Franken Pezani, Grising und die Dientzenhofer.

Die gleichzeitigen Meister Pozzo und Bibiena haben einen schulbildenden Einfluß nie besessen; ihren Bauten und Entwürfen — namentlich denen Pozzo's — kann lediglich der Wert reizender Einfälle und interessanter Episoden zugesprochen werden.

Dagegen stand V. Pezani († 1719) als Mitarbeiter und Schüler Petrinis mitten in dem Fortschritt der Zeit. Mit dem freien Schwung und der reichen plastischen Dekoration seiner Fassaden (Neumünsterkirche und Peterskirche in Würzburg) hat er dem späteren Neumann wohl manche Anregung gegeben.

Von noch allgemeinerer Bedeutung für die Weiterentwickelung des fränkischen Kirchenbaues, sowohl bezüglich des äußeren Aufbaues, als der inneren Raumbildung, ist der Würzburger Zimmermeister Josef Greising († 1722) und zwar in erster Linie durch seinen Umbau der Stiftskirche auf der Komburg bei Schwäbisch Hall (siehe später).

Nicht nur auf Franken, sondern weit nach Böhmen hinein erstreckte sich der Einfluß der großen Künstlerfamilie der Dientzenhofer. Ihre Bedeutung für die Entwickelung des Grundriß- und Raumsystems des deutsch-fränkischen Zentralkirchenbaues ist ausführlich beschrieben in einer vor Jahresfrist erschienenen Abhandlung über Neumanns Neresheimer Abteikirche.[1]) Ich darf mich also hier auf Wiederholung des Wesentlichsten beschränken. Georg D. (1624—1689) hat mit seiner Waldsassener Kappel zum erstenmal wieder die dem deutschen Mittelalter (St. Gereon zu Köln, Notre Dame d'Hanswyk zu Mecheln) wohlbekannte, aber später in Vergessenheit geratene Raumform des Ovals zu Ehren gebracht, zunächst nur als einen großen

1) Die Abteikirche zu Neresheim und die Kunst Balthasar Neumanns von Dr. Ing. Willy P. Fuchs. — Verlag von Konrad Wittwer, Stuttgart.



zentralen Einheitsraum. Einen Schritt weiter gehen die späteren Dientzenhofer, Christoph und Johann, bei ihren Klosterkirchen St. Margareth zu Brevnow und zu Banz, indem sie eine Mehrzahl kleinerer Ovalräume zu einem Langhaus aufreihen. Die letzte und höchste Bereicherung gibt dieser Raumentwicklung aber erst Neumann durch Hinzufügung von Ovalen in der Querrichtung bei seinen bedeutendsten Kirchenbauten von Vierzehnheiligen und Neresheim. Je nach Lage und Größe der Querhäuser führte dies bei der einen (Vierzehnheiligen) zu einer Anlage, die als Kombination von Langbau und Zentralbau anzusprechen ist, bei der anderen (Neresheim) zu einer sogenannten „Barockhalle mit aufgeteilten Seitenschiffen" und ovalen Kuppeljochen. Auch in formaler Hinsicht haben die Dientzenhofer vorbildlich gewirkt. So sehen wir, um nur einige Beispiele zu nennen, die byzantinisch anmutenden Kuppeln und Spitztürmchen der Waldsassener Kappel in ähnlicher Form bei vielen Neumannschen Kirchen wiederkehren. Dasselbe Übergangsmotiv vom Quadrat zum Achteck, das Johann Dientzenhofer bei seinen Fuldaer Domtürmen verwendete, wählte später auch Neumann für die Türme der Mergentheimer Schloßkirche und ebensogewiß schwebte ihm bei seiner Hauptfassade von Vierzehnheiligen die großzügige Umrißwirkung der Banzer Fassade (gleichfalls von Joh. D.) vor. Noch tiefgreifender war der Einfluß Johann Leonhard Dientzenhofers († 1711). Als Vermittler der von Frankreich herkommenden akademischen Richtung ist er Petrinis Gegenpartner. J. L. Dientzenhofer kam als Hof- und Landbaumeister beim Bayreuther Hof in enge Fühlung mit dem ebenfalls dort tätigen Hauptvertreter des französisch-hugenottischen Stils, dem Theoretiker Dieussart. Ein Beweis dafür, wie sehr sich Dientzenhofer in die Art seines französischen Freundes vertiefte, ist, daß er die dritte Ausgabe von dessen Architekturwerk: „Theatrum architecturae civilis" übernahm.

Das Verdienst von Dieussart's Werk besteht nach Gurlitt darin, daß er „das deutsche Volk an den seit Rivius' Publikation zu Mitte des 16. Jahrhunderts fast ganz wieder in Vergessenheit gelangten Vitruv erinnerte. Er führte, wie später

Sturm, die Antike im Gegensatz zu den deutschen Tischler-architekten in den Formen der Italiener vor. Insofern ist er besonders für das Frankenland von Bedeutung gewesen, denn unzweifelhaft gewann er auf zwei der bedeutendsten Architekten dieses Landes, auf Decker und Dientzenhofer einen nicht unbedeutenden Einfluß, indem er ihnen die Lehre der reinen Formensprache und die Sicherheit in Behandlung der antiken Ordnungen gab, die ihnen, als beide später dem üppigsten Barock sich hingaben, als Unterlage für ihr Schaffen von größtem Wert sein mußten". Dientzenhofers Karmeliterkirche zu Bamberg ist der Hauptzeuge des Dieussart'schen Einflusses auf den fränkischen Kirchenbau. Kurze Zeit nach J. L. Dientzenhofer nimmt jedoch der französische Einfluß bedeutend ab, bis der junge Neumann — wohl unter dem Eindruck seiner Pariser Reise — sich ihm wieder erschließt (Rothunde von Holzkirchen). Aber bald bricht auch bei ihm der Sinn für heimische, deutsche Kunst durch und zwar für ihre glänzendste Art, diejenige der Wiener Meister Hildebrandt und Fischer, deren Werke er gelegentlich seiner Reisen nach Österreich kennen und schätzen lernte. Und wirklich hat das Wiener Barock in erster Linie die Werke seines reifen Mannesalters beeinflußt. Da aber auch fränkische Überlieferungen hinzutrateu, handelte es sich für ihn darum, alle diese verschiedenen Einflüsse zu verarbeiten, eine Aufgabe, die er so trefflich löste, daß als Ergebnis dieses Umschaffens ein neuer ganz persönlicher Stil entstand. Wenn dann Neumann gegen Ende seiner Laufbahn wiederum sich dem fränkisch-puritanischen Stil zuneigt (Kirchen von Etweshausen und Gaibach), so ist dies wohl nicht so sehr seiner veränderten Geschmacksrichtung als dem Druck der damals schon dem Klassizismus zustrebenden allgemeinen Zeitströmung zuzuschreiben.

* * *

1. Der früheste größere Barockkirchenbau auf württembergisch-fränkischem Boden ist der Neubau der Stiftskirche zu Hl. Nikolaus auf der Komburg bei Schwäbisch Hall[1])

1) Vergl. Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreiche Württemberg. Inventar 32/35. Lieferung S. 602 ff.

(1706—1715). Sie ist auf den Grundmauern einer romanischen Pfeilerbasilika errichtet, von der noch die drei Türme und die Umfassung des südlichen Kreuzarmes bis auf halbe Höhe erhalten sind. Zu dem Stilcharakter des Neubaus bemerkt Paulus im württembergischen Denkmalwerk, er vertrete ein Barock, das jedenfalls auf Würzburger Herkunft hinweise. Da Greising, damals der bedeutendste Würzburger Baumeister, der urkundlich nachgewiesene Schöpfer ist, bedarf es hiefür keiner weiteren Erklärung. Sowohl das System der Fassadengliederung als insbesondere deren Einzelheiten wie Tür- und Fensterumrahmungen, Pilaster, Gesimse und Sockel haben Vorgänge an früheren Würzburger Bauten (Universitätskirche, Peterskirche und Neues Münster[1]). Bei der Komburger Kirche sind schon alle Elemente des fränkischen Kirchenbarocks vorhanden, das zu seiner Vollendung in deutschem Sinne nur noch der ausreifenden Arbeit Neumanns bedurfte.

Der kunsthistorischen Bedeutung des äußeren Aufbaus kommt dessen ästhetischer Wert auch nicht annähernd gleich. Wenn auch nach Lage der Verhältnisse eine einheitliche Wirkung von vorneherein ausgeschlossen war, so wäre es doch möglich gewesen, die barocken Bauteile neben den romanischen zur Geltung zu bringen, wie es auch tatsächlich an anderen Bauwerken und von anderen Baumeistern geschehen ist. Statt dessen hat Greising die zeitlich verschiedenen Bauteile, Türme und Schiff, so ineinander verschachtelt, daß sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung stören und ein höchst unerfreuliches Gesamtbild ergeben.

Dagegen verdient der innere Aufbau des Schiffs in jeder Beziehung die größte Beachtung. Es liegt ihm ein Raumgedanke zu Grunde, dessen vollständige Durchdenkung im barocken Sinne zwar einem Größeren (Neumann) vorbehalten blieb, der aber in seinen Grundzügen schon hier in seiner ganzen Bedeutung zu tage tritt. Greising benützte, ganz ähnlich wie seinerzeit

1) Man vergleiche z. B. die Mischung von Renaissance und Gotik in den Fenstermaßwerken der Würzburger Universitätskirche und der Komburger Kirche.



Solani beim Salzburger Dom, die vorhandenen Reste eines mittelalterlichen Hallenbaus (Grundmauern der Umfassungswände, Umfassungswände der Süd- und Ostseite und wohl auch die Pfeilergrundmauern) als Grundlage für seinen Aufbau. Das struktive Gerippe des Baus ist somit mittelalterlich, das umhüllende Fleisch aber barock. Und zwar sind barock nicht nur die dekorativen Details, sondern auch wesentliche Aufbauelemente wie Gurtbögen, Vierungsgewölbe, Gebälke, Kapitäle und Emporenbögen. Zur formalen Ausbildung der letzteren — namentlich derjenigen der Westempore — haben ohne Zweifel die Emporenbrücken[1]) der nahegelegenen Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen die Anregung gegeben.

Die Stuckaturen zeigen in der Gesamtanordnung Greisings Vorliebe für die Ornamentik der Renaissance, deren Wesen in bescheidener Zurückhaltung und Einfügung in ein gegebenes Rahmenwerk besteht. Im einzelnen sieht man jedoch wohl die Hand des barockgeschulten Bildhauers, besonders bei der Ornamentation der Vierungskuppel und dem figuralen Schmuck der Pfeiler, Kapitäle und Gebälkstücke. Diese Teile zeigen schon den freien, malerischen Zug der französisch-italienischen Schule[2]), wie sie in der ebengenannten Wallfahrtskirche vertreten ist. Greising hat, das ist sein großes Verdienst, in Komburg als erster den Beweis erbracht, daß mittelalterliche und barocke Raumideen sehr wohl unter einen Hut zu bringen sind. Verwunderlich ist dies ja nicht, haben doch die romanische Pfeilerbasilika und die Barockhalle ein Hauptprinzip, das der Weiträumigkeit, gemeinsam und unterscheiden sich nur durch das Belichtungsprinzip: dort kleine Lichtöffnungen und infolgedessen malerische, geheimnisvolle Dunkelheit, hier Durchlichtung des ganzen Raumes durch mächtig breite und hohe Fenster, entsprechend dem nach Klarheit ringenden Zeitgeist.

---

1) Die Überbrückung der Querschiffe durch Emporen ist eine besondere Eigenart fast aller von Vorarlberger Meistern erbauten Kirchen (Obermarchtal, Schönenberg, Friedrichshafen, Weißenau).

2) Schöpfer der Stuckaturen ist Greisings Würzburger Bildhauer von der Anwena, dessen Hilfsarbeiter L. Bauer aus Würzburg.

2. Wie schon erwähnt, hat die Komburger Kirche den äußeren Aufbau der Dorf- und kleineren Herrschafts-Kirchen des fränkischen Kunstgebiets besonders stark beeinflußt. Eines der treffendsten Beispiele hiefür ist die Pfarrkirche in Gründelhardt, Oberamts Crailsheim. Das im Jahre 1723 erbaute Schiff zeigt geputzte Wandflächen, die Ecken sind mit gequaderten Lisenen versehen und auch die übrigen Architekturteile in Werkstein ausgeführt. Die Fenster und Türumrahmungen knüpfen unmittelbar an die Komburger Vorbilder an, sind aber den dörflichen Verhältnissen entsprechend vereinfacht, sozusagen verbürgerlicht. Auch die Ausbildung der Westfassade ist typisch für fränkische Landkirchen: gequaderte Pilastergliederung in zwei Stockwerken, das obere Stockwerk nach den Seiten basilikal begrenzt und mit flachem Dreiecksgiebel abgeschlossen, sämtliche Architekturglieder in Werkstein ausgeführt, das Mauerwerk im übrigen verputzt. Der Turm selbst stammt zwar aus dem Mittelalter, ist aber wohl gelegentlich des Neubaus des Schiffes einer äußeren Umarbeitung im Sinne der Zeit unterzogen worden, denn er zeigt jetzt die charakteristische architektonische Gliederung fränkischer Türme: sowohl die Ecken des quadratischen Untergeschosses als die des achteckigen Obergeschosses sind mit doppelseitiger Lisenenquaderung versehen. Beispiele solcher Türme sehen wir u. a. in Goldbach (1725) und in Jagstheim (1764) — der letztere mit barockem Dachhelm, während die früher angeführten Beispiele noch ihre mittelalterlichen Helme haben — ferner in Crailsheim der Stadtturm und endlich der Turm der evangelischen Schloßkirche in Kirchberg a. Jagst. Den Kirchberger Turm könnte man als eine höfische Variante des Typs bezeichnen. Das in seiner Höhe überwiegende Untergeschoß ist rund und deshalb ohne Quaderteilung, dagegen besitzt das als engumschriebenes Achteck aufgesetzte Obergeschoß doppelseitige Ecklisenen. Statt des Dachhelms bildet den Abschluß eine mit reichem, durchbrochenem Steingeländer umgrenzte Plattform, von der aus die Schloßherren weit hinein ins liebliche Jagsttal blicken konnten. Wie der Turm so stellt die übrige im Jahre 1730 erbaute Kirche eine zweifellos auf höfisch-französischen

Einfluß zurückführende Verfeinerung des Komburger Aufbaus dar. Die mit reichen Kompositkapitälen versehenen Eckpilaster tragen einen hohen Werksteinfries, dessen glatte Fläche durch die hochgezogenen Schlußsteine der Bogenfenster unterbrochen und belebt wird. Ein Mansarddach überspannt den mächtigen Bau, dessen äußere Haltnng mehr den Eindruck eines vornehm-profanen Saalbaus als den einer Kirche erweckt. Der Innenraum besteht aus einem Saal mit flacher Decke über einer hohen Kehle und ist durch die auf drei Seiten in zwei Stockwerken herumgeführte Emporen stark aufgeteilt. An der einen Seite ist die auf altlutherische Gottesdienstordnung zurückführende Anordnung von Altar, Kanzel und Orgelchor übereinander architektonisch zu einem großen Motiv zusammengezogen, dessen reiche Durchbildung einen wirksamen Kontrast der sehr einfachen Raumdekoration bildet. Das Gegenstück zu diesem großen Ziermotiv bildet auf der anderen Schmalseite der Einbau der Hofloge. Als Zwischenziermotiv fungieren die in zarten Tönen mit wenig Gold dekorierten Emporenbrüstungen. Der bildhauerische und malerische Schmuck der Decke ist mittelmäßig. Ein interessante Parallele zur Komburger Kirche aus früherer Zeit besitzt das Pfarrdorf Gröningen, Oberamts Crailsheim, in seiner, jetzt evangelischen, Kilianskirche. Die im Halbkreis geschlossenen Fenster besitzen nämlich Maßwerke sowie Zwischenpfeiler mit korinthisierenden Kapitälen in einer Mischung von Gotik und Renaissance, ähnlich wie in Komburg.[1]) Die barocken Umrahmungen der Hauptfenster sowohl als die in den Zwischenaxen eingeschobenenOchsenaugen stammen aus der Zeit des in den Jahren 1710—1716 erfolgten Umbaus.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Bei der Komburger Kirche überwiegt die Renaissance, bei der Gröninger noch die Gotik.

XXXVII.

Die katholische Kirche in Rumänien.

Von Marcello Rogge (Berlin).

Daß Rumänien nun nach einer wenig mehr denn zweijährigen Neutralität den unheilvollen Einflüssen seiner russo- und frankophilen Politiker erlag, dürfte von den zahlreichen einsichtigen Rumänen schweren Herzens verurteilt werden. Mit Recht wiesen diese wahren Vaterlandsfreunde immer wieder darauf hin, daß Rumänien sein schnelles Emporblühen auf wirtschaftlichem, vor allem aber kulturellem Gebiet zum allergrößten Teil der Freundschaft und dem segensreichen Einfluß der von ihm schnöde hintergangenen Mittelmächte zu verdanken habe.

Mit besonderem Interesse wird man daher heute die Faktoren betrachten, die mit unermüdlicher Arbeitsfreude in segensreicher Tätigkeit nicht zum wenigsten das Ihre dazu beigetragen haben, dem Lande die Segnungen westeuropäischer Kultur zu vermitteln.

Mit an erster Stelle kann hier die katholische Kirche genannt werden, und besonders fesselnd erscheint es uns daher heute, ihre Entwicklung und Betätigung in Rumänien zu verfolgen, wenn wir dies unter dem für uns wichtigen Gesichtspunkte unternehmen, dabei auch die deutschen und deutsch-österreichischen Lebenselemente und ihre Äußerungen im Leben der Gemeinden zu würdigen und darzulegen.

Vorausgeschickt mag zunächst werden, daß die rumänische Verfassung jedem religiösen Kultus die weitgehendste Freiheit der Ausübung verbürgt. Der Staat enthält sich einerseits jeden Eingriffs in die Wahl und Bestallung der Diener der verschiedenen Kulte und bestraft andererseits einen jeden, der die freie Ausübung eines fremden Kultus zu stören unternimmt. Niemand darf gezwungen werden, an den Religionsübungen eines

ihm fremden Bekenntnisses teilzunehmen. Das Glaubensbekenntnis ist kein Hindernis für die Erlangung der bürgerlichen und politischen Rechte und die Zulassung zum Staatsdienst.

So hat es den Anschein, als wäre es dem Katholizismus in Rumänien verhältnismäßig, wenigstens dem Gesetze nach, nicht schwer gemacht worden, seine kulturbringende Arbeit sicher und ungestört zu verfolgen. Dies war jedoch nicht immer so, und ist auch erst dem Willen und Einfluß des nur zu früh dahingegangenen König Karl I. zu verdanken, der, selbst bis zum Tode gläubiger Katholik, in kluger und weitschauender Weisheit tiefgehende Duldsamkeit gegenüber fremden Religionen dem rumänischen Volk zur schönen Pflicht machte.

Der Katholizismus in Rumänien liegt in seinen noch heute der Forschung nicht völlig klaren Anfängen noch weiter zurück als die Errichtung der beiden später vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei. So fand die wichtige kultur- und religionsgeschichtliche Frage, wann überhaupt das Christentum unter die Rumänen kam, noch keine unanfechtbare Lösung. In einem umfangreichen vor einigen Jahren erschienenen Werke des bedeutenden rumänischen Historikers V. Pârvan, Universitätsprofessor und Direktor des Altertümermuseums in Bukarest, wurde wiederum der Versuch gemacht, dieses eigentümliche und verzwickte Rätsel in der Geschichte der Rumänen zu lösen oder wenigstens zu klären. So ist als feststehend zu betrachten, daß das Christentum in Rumänien in lateinischer Sprache gepredigt worden ist, was auch die Tatsache erklärt, daß fast alle Grundwörter des christlichen Glaubens lateinischen Ursprungs sind. Außer Pârvan wurde schon vorher diese Frage wissenschaftlich G. Chitu (1882), L. Saineanu und vor allem C. C. Diculescu behandelt. Einige Ableitungen resp. Erklärungen mögen hier ihren Platz finden und deutlich beweisen, daß die grundlegenden Religionsausdrücke samt und sonders lateinisch sind: „Dumnezeu“, „crestin“ (vulgärlat. „chrestianus“), „pagân“, „sânt“ („sfânt“ ist späteren Datums, vgl. die sehr alten „Sâmpetru“, „Sânziene), „preot“ (mailändisch: „prevet“), „biserica“, „tâmpla“, „altar“, „mormânt“, „duminica“, „paresimi“, „rugaciune“,



„cuminecare“, „sânta scriptura“, „cruce“ u. a. m. Demgegenüber sind die slavischen Wörter sehr spärlich und mehr rituellen Charakters, die griechischen dagegen bedeuten fast ausschließlich hierarchische Rangstufen. Beide wurden also viel später eingeführt.

Es dürfte daher nach der maßgebenden Ansicht Pârvans ein nur absichtlich von größtem Chauvinismus eingeflößtes Unterfangen sein, wenn gewisse russische Schriftsteller die Bekehrung der Rumänen den Slaven zuschreiben, indem sie sich auf etliche slavische Wörter nebensächlicher Bedeutung in der rumänischen Sprache stützen.

Beachtet man die Mitteilung des angeführten Historikers, daß bereits aus dem Jahre 235 eine Inschrift mit einem bekannten christlichen Monogramm und zwar als einzigartiges Denkmal dieser Frühzeit, das vermutlich von einem Veteranen aus Syrien stammt, vorhanden ist, so sieht man, daß schon damals in Dazien sporadisch Christen auftauchten, während erst im 5. Jahrhundert die allgemeine Bekehrung erfolgt sein dürfte.

Somit wäre die Grundlage geboten, um den Apostel der Rumänen kennen zu lernen. Wenn man nämlich um diese Zeit Umschau unter den berühmten Missionären hält, so fällt einem unverzüglich der hl. Nicetas auf, um das Jahr 400, Bischof von Remesiana im aurelianischen Dazien, südlich von der Donau. Das Leben dieses Heiligen ist uns ziemlich gut bekannt, weil sein Freund und Zeitgenosse, Bischof Paulinus von Nola in Italien, uns seine Biographie in prächtigen Versen hinterlassen hat. Auch besitzen wir eine Anzahl Schriften des Nicetas.

Nachdem im 11. Jahrhundert eine endgültige Trennung der Gemeinschaft zwischen Abend- und Morgenland sich ergeben hatte, entwickelte sich die Geschichte der katholischen Kirche in Rumänien von jener der Landeskirche verschieden. So entstanden im Laufe dieser Zeit nicht weniger wie 5 Bistümer, deren Aufblühen, Schicksale und Verfall vom Domherrn Karl Auner, dem Studiendirektor des Bukarester katholischen Seminars, trefflich geschildert wurden.



1. Das Bistum Milkov,[1]) das durch den päpstliche Legaten Primas Robert von Gran im Jahre 1227 begründet wurde und folgende bisher bekannte Bischöfe aufzuweisen hatte: 1) Theodorich, Dominikaner, 1227 bis nach 1241? 2) Vitus, Argensis, Franziskaner, erwählt 1332. 3) Thomas von Nympti, Augustiner, erwählt 1347—1348. 4) Bernhard, Dominikaner, im Jahre 1353. 5) Albert von Usk, Dominikaner, im Jahre 1364. 6) Nikolaus von Buda, Augustiner, Generalvikar von Erlau, 1371—1375. 7) Gobelin, Pfarrer von Grossau, nach dem Jahre 1386. 8) Emerich Zechel, im Jahre 1431. 9) Gregor zu Raab, nachher (?) Generalvikar zu Gran, 1433—1462. 10) Michel Turon, Weihbischof zu Gran, 1468—1493. 11) Paul von Ilsine, Pfarrer von Gran, 1502—1504. 12) Ladislaus (von Ondola)?, im Jahre 1510. 13) Demeter, im Jahre 1511. 14) Michel 1512—1521. 15) (?) Lorenz, etwa im Jahre 1523.

2. Das Bistum Severin,[2]) dessen erster Titular Gregor (um 1246) war, und das folgende Bischöfe besaß: 1) Gregor, Pauliner (?), im Jahre 1246. 2) Gregor im Jahre 1382. 3) (?) Lukas Joannis, Franziskaner, im Jahre 1390. 4) (?) Franz, Minorit, im Jahre 1394. 5) Nikolaus Demitrii, Domherr zu Csanád, im Jahre 1399. 6) Jacob de Cavallis, vormals Bischof von Vercelli, im Jahre 1412. 7) Dionysius, im Jahre (?) 8) Dominikus, Erzdiakon zu Veszprém, im Jahre 1437. 9) Benedikt, im Jahre 1439. 10) Stefan, Benediktiner, im Jahre 1447. 11) Stefan, Probst zu Gran, im Jahre 1498. 12) Gregor, Domherr zu Gran, 1500—1502.

3. Das Bistum Seret,[3]) zu dessen Titular am 9. März 1371 zu Krakau der Minorit Andreas Wassilo aus dem alten Geschlecht der Jastrzembiec geweiht wurde. Ihm folgten: Johann Sartorius, (ein Ruthene); Stefan Martini Zajonczek,

---

1) Vergl. Gams, series episcoporum p. 383, Eubel, hierarchia catholica I (2. Aufl.) 339, II 211.

2) Vergl. Eubel, hierarchia catholica I 2. Aufl. 449, II 260, III 316.

3) Vergl. Eubel I 182, II 140; Gams 365.

1394 (Dominikaner); Nikolaus Venatorius 1412; Thomas Grüber; Minorit Johannes 1434; außerdem wird erst viel später noch ein Titular dieses Bistums in Person eines Abraham Siladechowski erwähnt.

4. Das Bistum Argesch (Ardjisch)[1]) wurde am 9. Mai 1381 von Papst Urban VI. gegründet und weist folgende Reihe von Bischöfen auf: 1) Nikolaus Antonii, Dominikaner, im Jahre 1381. 2) Franz vom heiligen Leonhard, Karmeliter, im Jahre 1390. 3) Georg Augustiner, im Jahre 1394. 4) Andreas, im Jahre 1396. 5) Franz, im Jahre 1399. 6) Johann, im Jahre ? 7) Georg Joannis, Domherr zu Fünfkirchen, im Jahre 1402. 8) Johann von Antiquavilla, Benediktiner, im Jahre 1418. 9) Paul Petri von Hunyad, im Jahre 1421, Johann Stoicus, aus Ragusa, Dominikaner, vom schismatischen Konzil zu Basel ernannt im Jahre 1438, Paul, 1441—1451 (derselbe mit Petri von Hunyad?). 10) Jacob Richer, Dominikaner, im Jahre 1458. 11) Raymund, Cistercienser, im Jahre 1466. 12) Paul von Waitzen, im Jahre 1480. 13) Andreas, im Jahre 1495. ? im Jahre 1505. 14) Dionysius von Gyaló, Domherr zu Karlsburg, 1512—1520. 15) Bernhardin Quirini, 1590—1604. 16) Nikolaus, Weihbischof von Luck in Polen, im Jahre 1644.

5. Das Bistum zu Baja [Moldau][2]) wurde nach langen Kämpfen und Verhandlungen im Jahre 1418 durch Martin V. geregelt und besaß folgende Bischöfe: 1) Johann Ryza, Dominikaner, um 1417—1438. 2) Peter Zipser, Dominikaner, 1438—1457. ? Nikolaus, im Jahre 1447. 3) Johann Kemnicz, Minorit, 1457 — ungefähr 1471. 4) Peter, ernannt im Jahre 1476. 5) Simon Dobriolanus, ernannt im Jahre 1488. 6) Thomas Batcha aus Szegedin, Dominikaner, ernannt im Jahre 1497. 7) Michel Marinowski, 1510—1523?

Nachdem sonach im 14. und 15. Jahrhundert nicht weniger wie gleichzeitig 5 Bistümer in Rumänien bestanden, wurde

1) Vergl. Eubel I 104, II 106, III 130; Gams 383.
2) Vergl. Eubel I (2. Aufl.) 345, II 214.

dieses ausgedehnte Kirchenwesen später erheblich beschränkt und bestand schließlich nur noch aus einem einzigen Sprengel, dem von Bakau, der Anfang des 17. Jahrhunderts begründet, meist nur einen Titel für polnische Prälaten darstellte. Nach der Teilung Polens wurden noch zwei Bischöfe von Bakau ernannt, beide Italiener, welche jedoch in ihrem Sprengel residierten. Ihnen folgten verschiedene Bischöfe i. p. als ap. Administratoren, die sämtlich in Jassy wohnten. Auch die Bischöfe von Nikopolis, welche gleichzeitig Administratoren der Walachei waren, fanden es seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts notwendig, in Bukarest zu residieren, besonders nachdem eine stetige Einwanderung die Zahl der Katholiken zusehends vermehrte.

Unter der erfolgreichen Regierung des Fürsten Karl I. wurde endlich auch das Wesen der katholischen Kirche grundlegend neuorganisiert, und als Rumänien sich inzwischen zum unabhängigen Königreich emporgerungen hatte, errichtete Papst Leo XIII. mittelst Breve vom 27. April 1883 die nunmehrige Hierarchie, nämlich das Erzbistum Bukarest und das Bistum Jassy. Bereits im Jahre 1899 betrug die Zahl der katholischen Pfarr- und Tochterkirchen nnd Kapellen in der Diözese Bukarest 89 mit einer 40 Köpfe starken Priesterschaft, in der Diözese Jassy 135 mit 47 Priestern. Außer diesen Kirchen bestehen in Rumänien noch 8 katholische Nonnenklöster in größeren Städten, die sich hauptsächlich um die Leitung von Mädchenschulen verdient machen. In demselben Jahre wurden anläßlich der Volkszählung in Rumänien 169 667 Anhänger des Katholizismus gezählt.

Auch in letzter Zeit ist ein fortdauerndes Anwachsen der katholischen Seelen zu verfolgen, so zählte man im Jahre 1914 bereits allein in den beiden Kirchengemeinden Bukarests der Kathedralkirche zum hl. Joseph 13 500 und in der Pfarrkirche zur Mutter Gottes (Baratzie) 25 000 Seelen. Im gleichen Jahre bestanden zum Erzbistum Bukarest gehörig 23 Provinzsprengel mit etwa 20 000 Seelen, während zum bischöflichen Ordinariat Jassy (mit etwa 3000 Seelen) 26 Pfarreien mit 77 000 Gemeindemitgliedern (1909) gehörten. In Bukarest bestehen außer den



beiden genannten großen Gemeindekirchen noch 10 Kapellen und die St. Basiliuskirche der unierten Rumänen mit etwa 600 Pfarrangehörigen. In der Kathedrale wird um 9 Uhr die Schulmesse mit deutscher Christenlehre, um 10½ Hochamt mit abwechselnd deutscher, französischer, rumänischer und italienischer Sprache gehalten, die Sprache je nach Ankündigung eine Woche vorher. Während der 40tägigen Fasten Kreuzweg, Sonntag deutsche Fastenpredigt (Mittwoch für die Schule, Freitag franz.). Die Maiandachten sind Sonnabends deutsch, ebenso die Rosenkranzandacht im Oktober. Gelegenheit zu beichten ist jeden Vormittag in deutscher, französischer, rumänischer, italienischer, englischer und ungarischer Sprache gegeben. In der „Baratzie" (U. L. Fr. der Gnaden) findet an Sonn- und Feiertagen deutsche Frühpredigt statt, desgleichen deutsche Predigt bei der Messe; sowie am Freitag während der großen Fasten und Kreuzweg. Auch in den Kapellen, z. B. Kapelle Str. Pitarmorsch, finden teilweise deutsche Predigten statt.

Ein besonders wichtiges Kapitel müßte mit Recht der Würdigung der katholischen Schulen in Rumänien gewidmet sein. Im gedrängten Rahmen dieses Aufsatzes soll nur mitgeteilt werden, daß die Erzdiözese allein in Bukarest 17 Schulanstalten unterhält, darunter die erzbischöfliche Knabenschule mit vierklassiger deutscher Realschule mit 3531 Kindern, wovon 1556 aus Österreich-Ungarn und Deutschland stammen (1915). In der Provinz stehen unter der Erzdiözese Bukarest nicht weniger wie 40 Lehranstalten mit 5670 Zöglingen, darunter 2504 nach Österreich-Ungarn und Deutschland zuständig (Bericht von 1915). Die Diözese Jassy verfügt in der Stadt gleichen Namens über eine Pfarrschule, ein Seminar, sowie Pensionat und Waisenhaus. In der Provinz werden zahlreiche Pfarrschulen, Waisenhäuser und Volksschulen unterhalten.

Einige charakteristische Mitteilungen aus dem Gemeindeleben der Provinzpfarreien mögen hier folgen. So teilte der Kooperator Cisar über seine Gemeinde Craiova mit, daß ihre katholische Knaben- und Realschule sich zur Aufgabe gesetzt habe, allen Kindern, besonders denen deutscher Muttersprache, ein

gediegenes Wissen zu vermitteln. In 4 großen Klassenzimmern lehren 11 Lehrer. Die Schülerzahl betrug 1909/10 ca. 240 Es wird in deutscher Sprache gelehrt. Damit den Schülern eine Gelegenheit geboten werde, sich auch außerhalb der Schule mit der deutschen Sprache zu befassen und das Gelernte praktisch zu verwerten und zu bereichern, ist besondere Sorgfalt auf die Lektüre gelegt worden. Jeder Schüler entleiht gern und begierig aus der mehrere hundert Nummern zählenden Schulbibliothek lehrreiche und unterhaltende Bücher; den segensreichen Einfluß, den das Lesen deutscher Jugendbücher ausübt, merkt man allsogleich an der Wiedergabe und im Aufsatz. Für das Schuljahr 1910/11 wurde eine Vorbereitungsklasse in Aussicht gestellt für Nichtdeutsche, damit diese unter besonderer Anleitung die deutsche Sprache erlernen und, genügend vorbereitet, den ordnungsgemäßen Kursus beginnen können. Wahrlich echt deutsche Kulturarbeit, deren Wert nicht genug geschätzt werden kann!

Auch Pfarrer Jul. Hering Jeszinsky weiß über seinen Sprengel Turnu-Severin Günstiges zu berichten.

In der ersten Zeit wurden die Katholiken (Deutsche, Ungarn, Dalmatiner) ab und zu von katholischen Missionären besucht, später vom katholischen Pfarrer von Orsova pastoriert, bis sie 1861 einen ständigen Seelsorger erhielten und sich bald darauf zu einer Gemeinde zusammenschlossen. Im Jahre 1865 bauten sie ein Gemeindehaus, das als Kapelle, Schule und Pfarrerwohnung diente. Dieses erwies sich mit der Zeit als zu klein. So schritt man denn 1885 zum Bau einer Kirche. Diese, ein Rohbau in gothischem Stile, wurde Ende 1887 vollendet und geweiht. Der Glockenturm kam 1903 hinzu, 1909 eine Turmuhr. Das Innere der Kirche hat an den drei geschnitzten Altären, der Kanzel, 13 prächtigen Glasgemälden u. a. einen hübschen Schmuck. Das schöne, solide Gotteshaus ist eine wirkliche Zierde der Stadt. Die Gemeinde besitzt einen großen, schönen Friedhof, welcher teils mit Holzplanken, teils mit Mauern umfriedet ist. Letztere haben ein mächtiges Portal, das ein steinerner Sarkophag krönt.

Nicht minder interessant sind die Berichte, die Pfarrer



Franz Patorek über die katholische Gemeinde von Campina gibt, einer vor wenigen Jahrzehnten noch völlig unbekannten Ortschaft, die sich dank der in ihrer Umgebung entdeckten reichsten Steinölgruben des Landes zur Zentrale der Petroleumindustrie emporgeschwungen hat. Die meisten Ingenieure, Angestellten und Arbeiter kommen aus Böhmen und Deutschland und sind zumeist katholisch, sodaß die Anzahl der hiesigen Katholiken stets wuchs.

Die ehedem hier ansäßigen Katholiken wurden jahrelang von den Nachbarpfarreien administriert, bis im Jahre 1899 hier eine katholische Gemeinde gegründet wurde, die aus den monatlichen Beiträgen einen eigenen Pfarrer erhält. Allerdings hatte die Gemeinde zu jener Zeit noch keine Kirche, sondern nur ein Bethaus, für welches die hiesige Gesellschaft „Steaua Romana“ jährlich die Miete bezahlte. Im Jahre 1906 erbaute ein allseits bekannter, großmütiger Wohltäter, Herr Anton Raky, aus eigenen Mitteln eine Kirche nebst Pfarrhaus und dazu gehörigen Nebengebäuden, und wir können mit Stolz sagen, daß unsere Kirche in der Bukarester Diözese die zweitschönste ist.

So ist das Gemeindeleben unter der Leitung zielbewußter Männer auch in der Provinz ein gesegnetes gewesen und hatte, wie zahlreiche weitere Berichte auch aus der letzten schweren Zeit des großen Völkerringens zeigen könnten, keinen Rückgang erfahren, zum Segen unserer fernen Landsleute und zur Verbreitung deutschen Wissens und deutscher Kultur.

Die ausgebreitete wichtige Tätigkeit des Katholizismus in Rumänien kann auch bei verhältnismäßig beschränktem Raume nicht gewürdigt werden, ohne daß des hochwürdigsten Erzbischofs von Bukarest, Sr. Exzellenz Raymund Netzhammer gedacht würde, dem so viele segenbringende Einrichtungen und die fruchtbare Ausbreitung der Kirche in Rumänien zu danken sind. Erzbischof Netzhammer ist am 19. Januar 1862 zu Erzingen in Baden geboren, trat in den Benediktinerorden ein uud wurde zum Erzbischof erwählt am 16. September 1905, geweiht am 5. November gl. J. Am 5. November 1911 konnte er das



Jubiläum seines 25jährigen Priestertums feiern. Er hat sich ob seiner unermüdlichen Tätigkeit im Dienste der Kirche, der Sorge für seine Mitmenschen, nicht zuletzt seiner näheren Landsleute, in reichem Maße die Liebe, die ihm von Gemeindemitgliedern weit und breit, und das feste Vertrauen, das ihm der verewigte König Karl stets entgegenbrachte, erworben.

So mögen diese gedrängten Ausführungen ihr Weniges dazu beitragen, die bei uns heute allgemein noch recht wenig bekannte und gewürdigte Kulturarbeit der katholischen Kirche in Rumänien zu beleuchten, und es soll mit dem Wunsche geschlossen werden, daß trotz der sattsam bekannten Verhältnisse in dem Reiche an der unteren Donau nach diesem großen Völkerkriege auch einmal die Zeit kommen werde, in der allen Förderern und Mitarbeitern an diesen segensreichen Einrichtungen auch weiterhin Gelegenheit gegeben wird, dort im Sinne der Kirche, der Wissenschaft und der sozialen Fürsorge sicher und erfolgreich tätig zu sein.

XXXVIII.

Auch Rumänien.

— 7. September.

„Auch du, Brutus!" so konnten die Zentralmächte ausrufen, als auch Rumänien gleich einem Wegelagerer den Dolch gegen sie erhob. Es ist wahr: wir haben in diesen zwei Kriegsjahren auf dem Gebiete der öffentlichen Ethik vieles erlebt. Namentlich die englischen Tugendbolde haben uns bewiesen, daß gar manches, was bisher unmöglich geschienen hat, sehr wohl möglich ist. Aber Rumänien hat die Genugtuung, auf diesem Gebiete doch noch starkes Aufsehen erregt zu haben. Das Vor=

gehen Rumäniens überbietet an Hinterlist, Heimtücke, Schamlosigkeit und Niedertracht noch weit selbst das italienische Muster. Italien hat wenigstens vorher Forderungen angemeldet, dann den Bündnisvertrag, der es an die Zentralmächte band, formell gekündigt und schließlich selbst bei der Kriegserklärung noch die üblich gewordene Frist eingehalten. Rumänien aber hat auch über alle diese Schranken sich hinweggesetzt. Ohne jede Rücksicht auf den Bündnisvertrag, selbst ohne Forderungen gestellt zu haben, hat Rumänien am 27. August abends nach 8 Uhr in Wien erklärt, daß um 9 Uhr desselben Abends die rumänischen Gewehre gegen die österreichischen Grenzwachen losgehen werden. In dieser kurzen Spanne Zeit, die übrigens ebenfalls nicht eingehalten wurde, konnten natürlich selbst mit Hilfe des Funkentelegraphen bei weitem nicht alle österreichischen Grenzposten von dem zu gewärtigenden rumänischen Einbruch benachrichtigt werden; irgendwelche wirksame Vorsichtsmaßregeln, wenn sie nicht schon früher getroffen waren, konnten weder angeordnet, noch viel weniger durchgeführt werden. Dabei ist Österreich nicht einmal in die Lage gesetzt worden, zu erwägen, ob der Angriff nicht etwa durch irgendwelche Konzessionen verhütet werden könne. Der italienische Bundesgenosse und Kulturträger hat seinem Opfer wenigstens gesagt: das Geld oder das Leben! Das ist doch noch ordentliche Räubermanier, wie sie in der einschlägigen Literatur dargestellt ist. Der rumänische Bundesgenosse und Kulturträger aber springt seinem Opfer noch während einer freundschaftlichen Konversation plötzlich an die Gurgel. Das ist nicht einmal mehr Räubermanier, das ist einfach die Methode des Raubmörders, der seinem Opfer auf jeden Fall zuerst ans Leben geht, um es dann um so ruhiger und gründlicher ausrauben zu können. Wir trauen uns nicht die Befähigung zu, uns in die moderne lateinische Kulturathmosphäre richtig hineinzudenken, aber nach dem rauschenden Applaus zu schließen, zu dem das Vorgehen der Rumänen die Organe des Königreichs Italien, wie auch die Genossen in Paris usw. hingerissen hat, müssen wir in der rumänischen

Methode zweifellos eine noch höhere Stufe dieser modernen Kultur bewundern, als Salandra und Sonnino im vorigen Jahre uns zur Nachahmung empfohlen haben. Wir anderen werden uns wohl mit der Auffassung bescheiden müssen, die Goethe ungefähr in die Worte gekleidet hat:

> Wenn erst die Schande wird geboren,
> Wird heimlich sie zur Welt gebracht.
> Wächst sie aber und wird groß,
> Dann geht sie auch bei Tage bloß.

Rumänien hat also, nachdem es zwei Jahre auf der Lauer gelegen, jetzt ebenfalls den Moment für gekommen erachtet, wo es mit Sicherheit seine Hand nach einem Anteil an der vermuteten Beute ausstrecken dürfe. Ein vereinzeltes italienisches Blatt hat das Vorgehen Rumäniens dahin deuten zu sollen geglaubt, daß dieses Vorgehen weniger in irredentistischen Gesichtspunkten als vielmehr in dem Streben begründet sei, die Bulgaren nicht allzu mächtig, nicht zu Herren des Balkan werden zu lassen. Diese Deutung könnte den Eindruck erwecken, als wäre sie von einer Anwandlung von Scham diktiert. Es schiene damit gesagt zu sein, daß Rumänien heute ja nur dasselbe tue, was es schon vor vier Jahren im sogen. Balkan-Bruderkrieg getan, nämlich, daß es für die Aufrechthaltung des Balkangleichgewichts eintrete. Über diese in jeder Beziehung sehr fragwürdige Theorie des Balkan-Gleichgewichts wollen wir uns nicht wieder verbreiten; sie hätte für die Rumänen ja immerhin wenigstens den Schein einer gewissen Tradition und Konsequenz für sich. Aber in diesem Falle trügt auch der Schein selber und zwar nach beiden Richtungen. Das vereinzelte italienische Blatt wollte, wie sich aus den anderen italienischen Blättern alsbald deutlich ergeben hat, den Rumänen nur sagen, sie hätten ihre Truppen zunächst gegen die Bulgaren und nicht gegen Siebenbürgen dirigieren sollen. Und was die Rumänen anbetrifft, so waren dieselben vor vier Jahren am Balkanbund gar nicht beteiligt, und es ist ihnen damals natürlich nicht eingefallen, wegen des Balkan-Gleichgewichts an Österreich den Krieg



zu erklären, sondern sie haben sich an die bulgarische Adresse gewendet, — mit welchen Feststellungen aber wir selbstverständlich keinen Moment bestreiten wollen, daß die erwachte und mit Franken und Rubeln wohl genährte rumänische Beutegier etwa heute vor bulgarischem Besitz, wenn sie dessen habhaft werden kann, zurückschrecken würde, denn die Rumänen haben ja längst namentlich bei der Frage von Silistria den Befähigungsnachweis dafür erbracht, daß sie gelegentlich auch das angeblich hochheilige Nationalitätenprinzip mit Füßen zu treten und mit strategischen Prinzipien zu verwechseln vermögen. Die Wahrheit in dieser Komödie der Komödien hat wohl die „Nordd. Allg. Ztg." getroffen, als sie ausführte, daß die endliche italienische Teilnahme an der Salonichi-Expedition und der rumänische Treubruch wesentlich denselben Grund haben: den Verzicht der Serben auf ihre adriatischen und auf gewisse südungarische Aspirationen. Um nur wenigstens das bestandene Serbien wieder aufzurichten, haben Paschitz und Genossen ihren hartnäckigen Protest sowohl gegen die italienischen Adriapläne wie gegen die rumänischen Ansprüche auf den Banat unter der Bedingung fallen gelassen, daß Italien in Salonichi und Rumänien an der Donau sich wirksam betätigen. Auch sonst sind bei dieser Gelegenheit wohl allerlei bisher bestandene Differenzen hinsichtlich der etwa zu verteilenden Beute wenigstens ad hoc, wenn auch ganz gewiß nicht für immer, zur Ausgleichung gelangt, so sicherlich auch die rumänischen Zweifel wegen der zukünftigen Gestaltungen am Schwarzen Meer und an den Dardanellen. Daß schließlich trotz aller Verträge und Beteuerungen eventuell ja doch nur wieder England und Rußland über alle diese Fragen nach ihrem Gutdünken entscheiden werden, versteht sich von selbst, davon werden die Rumänen wie auch die Italiener und selbst die Franzosen, sofern sie ihrem Ziele je nahe kommen sollten, bald sich überzeugen können.

Die Zentralmächte ihrerseits haben nun mit Rumänien als einem neuen Gegner zu rechnen. Dieser Gegner ist wahrlich nicht zu verachten. Eine halbe Million Feinde mehr oder weniger



sind nach zweijährigem schweren Kampf gewiß keine Bagatelle. Und Rumänien soll noch etwas mehr als eine halbe Million frischer und wohl ausgerüsteter Soldaten ins Feld schicken können. Außerdem verlängert die Gestaltung der siebenbürgischen Grenze die zu verteidigende Front noch um ein Bedeutendes über die gerade Linie. Der österreichische Generalstab hat deshalb schon am zweiten Tag, nachdem ersichtlich geworden, daß der Hauptstoß der Rumänen sich gegen Siebenbürgen richte, die Absicht zu erkennen gegeben, durch Preisgebung der weit vorspringenden Grenzlinie die Front zu verkürzen. Nach Lage der Dinge war es zunächst unmöglich und auch nicht geraten, dieser bitteren Notwendigkeit etwa durch einen bulgarischen Druck auf die unmittelbar anschließende rumänische Donauflanke zu begegnen, der Gegenzug mußte in anderer Weise erfolgen, nämlich durch den Einmarsch deutscher und bulgarischer Truppen in die Dobrudscha, auf welchen Landstrich sich momentan das militärische Hauptinteresse konzentriert. Die Bukowina und Teile von Ostgalizien haben nun schon das zweite Mal die Schrecken der feindlichen Invasion über sich ergehen lassen müssen. Jetzt also ist dasselbe Schicksal auch über einen großen Teil von Siebenbürgen hereingebrochen.[1]) Mit den Rumänen werden voraussichtlich auch Abteilungen von Russen kommen, wenn schon aus keinem anderen, so aus dem Grunde, um das Gebaren der Rumänen von den Gesichtspunkten der Entente zu kontrollieren. Denn für die Entente ist die Besetzung Siebenbürgens keineswegs wie für die Rumänen Haupt-, sondern nur der Nebenzweck; der Entente handelt es sich offenbar in erster Linie darum, das bulgarische Verbindungsglied der Zentralmächte mit der Türkei zu zerschneiden, so die Türken zu isolieren und damit zugleich den Ring um die Zentralmächte zu schließen, die Einkreisung derselben auf diesem Punkt zu voll-

1) Über die unerquicklichen Vorgänge, die sich aus diesem Anlaß im ungarischen Reichstag abgespielt haben, ist, wie über verschiedene ähnliche Angelegenheiten, derzeit eine Erörterung ausgeschlossen.



enden. Sarrail von Salonich her, und Leschetizki oder, wie neuestens gesagt wird, der Großfürst Nikolaus von Rumänien her, sollen sich etwa in Adrianopel oder vor den Toren von Konstantinopel die Hände reichen und von dort aus den Balkanvölkern jene Grenzen und Aufgaben diktieren, wie sie den momentan anglo-moskowitischen Zwecken entsprechen.

Werden nun diesmal die moskowitischen Bäume in den Himmel wachsen? Nachdem sich die Art Wunder ereignet hat, daß der Moskowitismus heute der fanatischen Unterstützung von Engländern, Franzosen, Portugiesen, Italienern, Montenegrinern, Serben, Rumänen und sogar Japanesen sich erfreut, so wäre es allerdings nicht mehr verwunderlich, wenn dem so geschähe, wenn Europa und Asien wirklich dem Moskowitertum verfielen. Aber andererseits: wenn wir alle Umstände berücksichtigen, wenn wir die ganz unverhältnismäßige numerische Übermacht auch schon der bisherigen Gegner der Zentralmächte sowohl zu Lande als auch und insbesondere zu Wasser in Betracht ziehen, und wenn wir dazu rechnen, daß die Zentralmächte außer gegen die gewöhnlichen Kriegswaffen auch noch gegen die außergewöhnliche, die furchtbare Waffe des Hungers anzukämpfen hatten, müssen wir da es nicht ebenfalls als ein wahres, als ein großes Wunder betrachten, daß diese Zentralmächte nicht schon überhaupt und längst kurz und klein geschlagen sind? Ja, leugne, wer es kann: Wunder geschehen in diesen Tagen wirklich, und wer schon nicht an Wunder der Vorsehung glauben will und mag, der muß wenigstens an menschliche Wunder glauben, gleichgiltig wie er seinen Unglauben dann mit diesem Wunderglauben in Einklang bringt. Es gibt Wunder selbst in der profanen Weltgeschichte, auch „voraussetzungslose" Berufshistoriker fühlen sich manchmal genötigt zu bekennen, daß in der Weltgeschichte so wenig wie in anderen Wissenschaftszweigen alle Vorgänge auf natürliche oder fachmännische Weise erklärt werden können. Der vor wenigen Jahren verstorbene Historiker Sickel hat in seinen Vorlesungen beispielsweise die Erscheinung Karls des Großen ausdrücklich als ein Ereignis, als die Folge des



Zusammentreffens von Umständen bezeichnet, das vom historischen Standpunkt allein nicht erklärbar sei. Verzichten wir also darauf ergründen zu wollen, was hinsichtlich der im Zuge befindlichen Kriegsoperationen die Zukunft in ihrem Schoße birgt, und bescheiden wir uns mit der Hoffnung, daß jene Gewalt, die Ewigkeiten umfaßt und ohne deren Wissen kein Haar von unserem Haupte fällt, den Zentralmächten auch weiterhin gnädig sein werde.

Aber eine andere Seite der vor unseren Augen sich vollziehenden großen Ereignisse läßt sich jetzt vielleicht mit größerer Sicherheit und Deutlichkeit erkennen. Was ist das heutige Rumänien? Was ist das heutige Italien? Rumänien und insbesondere Italien, die sich nacheinander so verräterisch gegen die Zentralmächte erhoben haben, wollen beide ausdrücklich als moderne Nationalstaaten betrachtet werden. Als solche sind sie — insbesondere gilt dies wieder von Italien — auch von großen und einflußreichen Parteien der Zentralmächte begünstigt, förmlich gehätschelt worden. Daß sie Schlangen an ihrem Busen genährt haben, sagen sich diese Parteien heute selber. Vielleicht aber sind sie auch geneigt anzuerkennen, daß sie nicht bloß in den Tatsachen, sondern auch in der Theorie, im Prinzip sich geirrt haben. Es geht nun einmal nicht an, wie die moderne Nationalitätentheorie es tut, in der Tatsache des Bestehens einer bestimmten Schriftsprache-Gemeinschaft ohne weiters das wesentlichste Merkmal einer Nationalität oder Nation zu erblicken. Die bloße, überdies häufig sehr unfreiwillig erfolgte Annahme der einen oder anderen Schriftsprache ändert an den durch die Abstammung ererbten körperlichen und geistigen Eigenschaften, insbesondere auch an den Auffassungen über Recht und Sitte zunächst noch gar nichts. Ist aber das Prinzip unwahr und falsch, so hat man wenig Recht zu erwarten, daß jene Regierungen oder auch Parteien, welche dieses Prinzip für ihre politischen Zwecke anrufen, wahr und verläßlich sein sollen.

Es scheint eine der Aufgaben dieses großen Krieges zu

sein, die Menschheit, wenigstens die Christenheit wieder zu richtigeren Auffassungen über Nationalität und Nation zurück- oder hinzuführen, sie von den bisherigen Irrtümern zu befreien. Großes und schweres Unrecht, schreiende Ungerechtigkeiten sind im Namen des modernen Nationalitätenprinzips verübt worden und werden noch verübt, nicht bloß etwa von Regierungen, o nein, auch von Völkern selber, die nicht sich erinnern wollen, warum die Sprachenverwirrung über die Menschheit verhängt worden ist. Je herrlicher die Gabe der Sprache, desto verdammenswerter ist der Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird.

Wenn die Ströme von Blut, die jetzt fließen, eine Sühne für begangene Frevel, Ungerechtigkeiten und verschuldete Irrtümer sein sollen, so müssen diese Frevel von der Vorsehung als außerordentlich schwere angerechnet worden sein, richten sich dieselben doch bis zur Stunde noch selbst oder hauptsächlich gegen den sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden. Übrigens werden auch diejenigen, welche von solchen Auffassungen nichts hören mögen, kaum mehr bestreiten wollen, daß der moderne Nationalismus einer entscheidenden Krisis entgegengeht und den Krieg kaum überleben wird. Die italienischen Nationalisten — man höre nur die Idea Nazionale — beanspruchen schon lange weite Teile uralten slavischen und griechischen, jetzt auch türkischen und selbst arabischen Gebietes, während sie Malta, Corsika und Nizza ganz der Vergessenheit, d. h. den Engländern und Franzosen überlassen. Und den Rumänen ist es gleich im Beginne ihres Krieges nicht im Traume eingefallen, beispielsweise etwa vor dem alten sächsischen Kronstadt Halt zu machen oder es zu umgehen, während Beßarabien jetzt um so sicherer in russischen Händen bleibt und kirchlich, politisch und sprachlich russifiziert wird. So ziehen diese Sprachen-Nationalisten in Wirklichkeit gegen ihre eigene Theorie zu Felde. Um so sicherer können die anderen Sprachen-Nationalisten darauf rechnen, daß die Weltgeschichte nicht mehr mit ihnen zu rechnen gewillt ist.

Die modernen Nationalisten hätten vielleicht allen Grund, etwas weiter zu blicken und ihr Augenmerk dem Herannahen



einer ganz anderen nationalen Frage zuzuwenden. Die Idee, Kulis nach Europa zu importieren, um da und dort der sog. Leutenot zu steuern, ist schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgetaucht. Während des gegenwärtigen Krieges aber ist kaum ein Monat vorübergegangen, ohne daß in russischen oder in französischen Blättern Nachrichten zu lesen gewesen wären, denen zufolge sich zehn-, zwanzig- oder gar fünfzigtausend Kulis auf dem Wege nach Europa befänden, um da, sei es in Munitionsfabriken, sei es in der Landwirtschaft, die durch den Krieg entstandenen Lücken auszufüllen. Erst jüngst haben russische Blätter wieder von einem solchen großen Kuli-Import gesprochen. Daß wenigstens in Rußland schon jetzt tausende von Japanern und zwar nicht bloß hinter, sondern sogar an der Front in Verwendung stehen, kann, nachdem auf den russischen Schlachtfeldern japanische Gefangene gemacht worden sind, nicht mehr bezweifelt werden. Ob Japaner auch bereits in Frankreich und England beschäftigt werden, wird während des Krieges nicht leicht zu konstatieren, sondern erst nach dem Krieg zu erfahren sein. Von der früher namentlich von der französischen Presse ungestüm geforderten Entsendung japanischer Hilfstruppen nach Europa ist es zwar jetzt wieder stille geworden, man behilft sich einstweilen mit Italienern, Rumänen und nächstens vielleicht auch mit Griechen. Aber werden die Russen und im gesetzten Falle die Engländer und Franzosen diese ihre gelben Freunde, die sie schon im Lande haben, je wieder los werden? Und wenn allmählig noch mehrere solcher gelber Bundesbrüder an der europäischen Luft Gefallen finden sollten, wie werden die genannten Reiche diesem bundesbrüderlichen Drange widerstehen können?

Mit dem Internationalismus der Internationale hat es von jeher eine eigenartige Bewandtnis gehabt. Die englischen Sozialdemokraten, noch mehr vielleicht die Trade Unions, die als solche nicht sozialdemokratisch sein wollten, haben in vielen ihrer Beschlüsse und Aktionen die Tendenz erkennen lassen, die Konkurrenz der ausländischen, speziell auch der deutschen Arbeiter sich vom Leibe zu halten. Dasselbe gilt von den französischen

Gewerkschaftlern, gewöhnlich Cegetisten genannt (von c. g. t. = confédération générale du travail). Jetzt steht ein großer Teil, wohl die größere Hälfte der Mitglieder der französischen und englischen Arbeiterverbände unter den Fahnen. Es werden ja nicht alle im Felde fallen. Den Zurückkehrenden aber könnte es, je länger der Krieg dauert, sehr wohl passieren, daß sie in ihren Werkstätten oder auch Amtsräumen neben manchen alten auch ganz neue, gelbe Genossen vorfänden.

Freilich: einmal muß selbstverständlich auch die gelbe Frage in Fluß kommen. Auch die jüngsten Vorgänge, Ent- und Verwicklungen in Ostasien, die besonders von diesem Gesichtspunkte aus alle Beachtung verdienen, scheinen nach einem solchen Ausweg zu drängen. Es wäre aber doch wünschenswert, daß Europa diesen künftigen Ereignissen gegenüber nicht schon im Voraus zur Ohnmacht verurteilt wäre. J....l.

XXXIX.

Kürzere Besprechungen.

1. Gotteskraft in Leidensnacht von Bischof Johann Michael Sailer. Karl Ohlinger, Mergentheim a. T. 1916. kl. 8⁰ VI 185 Seiten, Preis 1 M 60.

Diese Schrift zeigt alle Vorzüge Sailerscher Gemütstiefe und Frömmigkeit. Seine Eigenart ist bekannt genug, daß sie keiner weiteren Schilderung bedarf. Sailer ist ebensowenig ein unklarer Schwarmgeist als ein trockener, nüchterner, kalter Aufklärer. Bei aller Vorliebe für das Gute und Brauchbare seiner Zeit, für einfache Logik, für Sprachreinheit, Einfachheit und Anschaulichkeit des Ausdruckes wußte er doch die Schätze der Mystik der Vergangenheit zu würdigen, wie aus seiner Sammlung „Briefe aus allen Jahrhunderten“ hervorgeht.



Den Anlaß zu der obigen Schrift gab der Wunsch einer sterbenden Fürstin. Theresia zu Öttingen-Spielberg († 23. Dez. 1789) bat ihn um einen in ihrem Namen an ihre Kinder zu richtenden „Abschied“ und aus der Erfüllung dieser Bitte entstand ein Büchlein „Eine Reliquie an meine Kinder“, gedruckt 1790, die aber nicht in den Buchhandel kam. Die Schrift war sogar im Öttingischen Hause verschollen; der ungenannte Herausgeber Karl Färber entdeckte sie in der Stadtbibliothek zu Ulm und legt sie nun der Öffentlichkeit vor, allerdings nicht ganz unverändert. Er schickt, um das Büchlein für weite Kreise brauchbar zu gestalten, Betrachtungsstücke aus Sailers Gebetbuch voraus und fügte auch dem Texte Stellen daraus ein, die leider nicht kenntlich gemacht sind. Ohne den praktischen Gebrauch zu behindern hätte hier wohl bei den Einschiebseln ein Stern angebracht werden können. Sonst aber verdient die Arbeit die wärmste Empfehlung.

Sailer kam oft nach Öttingen. Denn dort befand sich eine Säule des Mystizismus, der Regierungspräsident v. Ruösch, dessen Person uns in allen Lebensbeschreibungen der Freunde und Schüler Sailers begegnet: im Leben Fenebergs und Schlunds, verfaßt von Sailer, in den Briefen Christoph v. Schmids, herausgegeben von Werfer, sodann auch bei Boos, Goßner, Lindl u. a. Im Hause des Präsidenten Ruösch erhielt Therese Erd von Wertach ihre Politur, ihre Umwandlung von einem Landmädchen in eine Städtejungfer, worüber ganz Interessantes zu lesen ist in der Artikelreihe „Das weibliche Element im schwäbischen Aftermystizismus“ von Adolf Müller (Büchler) in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1901 S. 438.

Grupp.

2. Schwaben und Schwabenstreiche. Von Albrecht Keller. Mit einem Geleitwort von Ludwig Finckh und drei Tafeln nach alten Originalen. Strecker & Schröder, Stuttgart 1915. 4° VII, 122 Seiten.

Die Schwaben oder Alamannen (eine Unterscheidung zwischen beiden ist nicht berechtigt), einst ein mächtiger weit verbreiteter



Stamm, heute zersplittert in vielen Staaten und vor über hundert Jahren noch mehr, über dreihundert Stäätchen verteilt, konnte schon lange nicht mehr die Rolle spielen wie im Mittelalter zur Zeit der Hohenstaufen und des Minnesanges. Ihnen widerfuhr noch im erhöhten Maße, was allen Deutschen beschieden war, von fremden, ja von den eigenen Volksgenossen verspottet zu werden. War doch der Schwabe, wie schon viele Volkspsychologen mit Recht erkannten, der typische Deutsche, in dem sich alle Fehler und Vorzüge des deutschen Volkes in verstärktem Maße vorfinden. Nicht ohne Grund heißen die Deutschen im Osten Schwaben, im Westen Alamannen, bei den Türken allerdings auch Franken. Der Verfasser obiger Schrift hat in einem größeren Werke 1907 „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors" diese Tatsachen näher erörtert und zu erklären versucht, wie der Schwabe zum Sündenbock des ganzen Volkstums ausersehen wurde. Denn die Schwabenstreiche sind an sich nichts für den Stamm Charakteristisches. Da das größere Werk wegen seines Umfanges und seines Preises nicht recht durchdrang, hat der Verfasser eine kleinere Auswahl gegeben und sie mit einigen trefflichen Illustrationen versehen, die ziemlich seltene Stiche aus dem Dunkel der Museen ans Licht ziehen. Freunden des Volkshumors sei die Schrift wärmstens empfohlen. Manche Anekdote ist, wie man so sagt, zum Kranklachen oder vielmehr zum Gesundlachen. Es ist echter Volkshumor, kein erkünstelter, und der Spott ist bei aller Satire doch nicht verletzend. Jeder gesund fühlende Schwabe lacht darüber aus vollem Halse mit. Wenn andere sie nicht aufzogen, so liebten die Schwaben sich selbst zu ironisieren; die meisten Schwänke sind ihre eigene Erfindung. Sie litten nie an besonderer Einbildung, und wenn es die Deutschen andern Völkern in der Selbstanpreisung meist gleichtaten, so sind auch hierin wieder die Schwaben besonders typische Deutsche.

Grupp.



XL.

Zur See nach Nauplia.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

I. Piräus.

Aufs Meer! Aufs Meer! Das war die Losung, die seit Tagen mein Arzt in Athen ausgegeben hatte. Mit „höllischen Latwergen", wie sie die griechischen Heilkünstler etwas unmodern und jedenfalls mehr zur Freude der einheimischen Salbenreiber und Pillendreher als zur Wonne des Patienten „nach unendlichen Rezepten" zu verordnen pflegen, war der alte, ernstblickende, aber seelengute Doktor Arabántinos der hartnäckigen Krankheit zu Leibe gerückt. Seiner hier mit einem Wort zu gedenken mahnt die Pflicht der Dankbarkeit. Krankheit macht die Fremde doppelt kalt und elend. Wenn man hinausgezogen, um frei und fessellos durch alle Welt zu schweifen, den Geist mit Schönheit und Erfahrung voll zu schöpfen, wenn man sich rings von Köstlichkeiten umgeben weiß und dürstend wie weiland Tantalus knietief im kristallklaren Strome steht, ist die Haft des Krankenzimmers eine doppelt herbe Prüfung. Es ist in solcher Lage aber auch ein hohes Glück und ein doppelter Gewinn einen Arzt zu finden, der über der Sorge für den Leib die Sorge für die Seele nicht vergißt, der für den Schmerz des Heimwehs und Einsamseins tröstende Worte findet, erfrischend wie Tautropfen der Morgenfrühe, einen Gelehrten und Kenner, der freigebig und selbstlos die Schätze seines

archäologischen und volkskundlichen Wissens zur Belehrung und Unterhaltung dem Patienten aufs Krankenbett schüttet. Solche Erfahrungen machen anhänglich. Und solche Erinnerungen bewahrt und pflegt man gerne das Leben hindurch. Darum „Gesundheit dem bewährten Mann, daß er noch lange helfen kann!" Was die bittere Flut der Arzneien begonnen, sollte die bittere Salzflut des Meeres nun vollenden. Le grand guérisseur c'est la mer, c'est la mer. Um die Nerven aufzufrischen, vor allem aber um den bösen Geist des Tertianfiebers auszutreiben, war zunächst eine längere, Syra, Mykonos, Delos und andere Kykladen berührende Lustfahrt nach der Insel Thera (Santorin) in Aussicht genommen. Der Mensch verzweifelt leicht, aber größer noch ist seine Illusionskraft. Freude und Ungeduld hämmerten auch mir nun im Blute. Das Reisefieber überfieberte das Wechselfieber. Das Isitirion (Billet) war bereits in meinen Händen. Aber in den Sternen war es anders beschlossen. In letzter Stunde hatte die Untersuchung des Arztes einen neuen heftigen Fieberanfall konstatiert. So mußte denn schon mit Rücksicht auf den Mangel jeder ärztlichen Hilfe und die bekannten unzulänglichen Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse auf den griechischen Küstenschiffen der schöne, sorgfältig vorbereitete Reiseplan aufgegeben werden. Jede Einrede schnitt der erfahrene Arzt ab mit dem Hinweis auf die drohende Lebensgefahr. Auf einen schmerzlichen Verzicht mehr nach so vielen anderen Verzichten kam es auch nicht mehr an. Wie viel Glanznummern hatte ich vorher schon definitiv aus meinem Reiseprogramm streichen müssen! Vor wenigen Tagen war aus Konstantinopel mein Landsmann Dr. S. Schw. nach Athen herübergekommen. Wir hatten in der Heimat gemeinsame Reittouren im Peloponnes verabredet. Dieses stolze Projekt mit all seinen lockenden Genüssen, aber auch mit seinen Strapazen und damals sicher unterschätzten Gefahren war inzwischen gleichfalls in Fieber- und Sonnenglut verbrannt. Glücklicherweise, wenigstens soweit meine Person in Frage kam. Aufrichtig



bedauerte ich es aber, den andern Partner, der die Sprache von Hellas weder redete noch verstand und daher, wie er versicherte, auf meine Dolmetscherkrücken angewiesen war, so grimmig enttäuscht und in mein widriges Los verstrickt zu sehen. So sprang die Magnetnadel seiner Gedanken, als über seinen Hoffnungen der Himmel zusammengebrochen war, sofort nach dem heimatlichen Norden um. Auch hatte er gleich mir die Sonne des griechischen Hochsommers bereits wie eine böse, dunkle Macht fürchten gelernt. Der deutsche Bierdurst und leichte Diätfehler hatten ihm einige Beschwerden zugezogen. Um nicht gleichfalls von Hitze und Krankheit blockiert zu werden, ergriff er schleunigst die Flucht und er gedachte in drei großen Sätzen über Catania, Neapel, Rom den kühleren Norden zu erreichen. Ehe er aber die athenischen Staubmassen von seinen deutschen Stiefeln schüttelte, erwies er mir noch den Liebesdienst, mein gegenstandslos gewordenes Schiffsbillet auf dem Reisebüro Ralli abzugeben. Man nahm es ohne Widerrede zurück. Das Zeugnis des Arztes führte auch eine zu bestimmte Sprache. Dieses trübe Dokument, das einem ausgesucht herrlichen Reiseplan das Todesurteil sprach, befindet sich abschriftlich noch in meinem Besitze. Ich gebe es hier vollständig wieder als neugriechische Sprachprobe, auf die ich gelegentlich zurückgreifen werde. Es lautet: *Πιστοποιητικὸν ἀσθενείας. Ὁ ἐκ Γερμανίας καθηγητὴς* Dr. F. *προσβληθεὶς σήμερον αἰφνιδίως ἐξ ἰσχυροῦ πυρετοῦ ἀδυνατεῖ νὰ ταξιδεύσῃ ἀπόψε. Ὁ θεραπεύων ἰατρὸς. Ἀθῆναι,* 2. (= 13.) *Αὐγ.* 10. *Ἀραβάντινος.*

Der schnellreisende Landsmann hat Abschied genommen und die Heimatwimpel gesetzt. Ich war wieder allein. Je länger, je mehr wurde die Einsamkeit zur Vereinsamung, die Gefangenschaft zur harten Geduldprobe. Ungestüm rüttelte ich an meinen Ketten und wider Erwarten schnell rissen sie entzwei. Eine neue Erholungstour zur See ward mir gestattet. Bedingung war nur, daß sie kürzer und einfacher, gewissermaßen ein Klavierauszug der zuerst geplanten sei. Diesmal sollte ein Ausflugsziel und Standquartier ge-

wählt werden, wo ich jederzeit rasch auf dem nassen oder trockenen Weg für meinen Athener Arzt erreichbar blieb. Ich entschied mich für das altberühmte, meerumschlungene Städtchen Nauplia in Argolis. Ein herrlicher Augusttag hatte seinen Strahlenschild erhoben. In frühester Morgenstunde bin ich aus den Federn. Nun lebe wohl dämmerschattige, zikadenumwirbelte Krankenstube mit deinem scharfen Arzneiduft, deinem eisernen Feldbett, deinen kahlen, grüngestrichenen Wänden, zwischen denen ich seelisch und körperlich so lange gedürstet wie ein Verblutender, um dann wieder und wieder mit Bitterkeiten getränkt und gespeist zu werden. Eine zitternde Unruhe ist in mir und die Angst, ein Rückfall möchte mir noch in der letzten Minute den Weg verlegen. Darum ungesäumt hinaus in die Freiheit, in die Lebensluft des weiten Himmels und Meeres, wo man aus der wunderwirkenden Medizinflasche des lieben Gottes selbst sich kurieren und neue Lebenskraft saugen kann! Ein letzter Blick durch die Fenster gilt dem lieb und vertraut gewordenen Bild des Lykabettos und dem heiligen Berg der Pallas. Dann aber hinaus und fort! Ein blutjunger Lustro, schlank und geschmeidig wie eine Weidengerte, von der Straße herbeigerufen, schreitet als Gepäckträger neben mir her. Das wichtigste Stück meiner Ausrüstung bildete ein Arznei- und Proviantkorb von beträchtlicher Größe, der unter anderen diäten Lebensmitteln auch einen Vorrat grober Bierzwiebäcke (paximadia birras) und vor allem zwei riesige Flaschen Mineralwasser (neró metallikó) von der Insel Andros, sogenanntes Sárisa, enthielt. Dieser eiserne Bestand sollte nach der Weisung des Arztes unterwegs durch weichgekochte Eier ergänzt werden. Vertraut mit den Gepflogenheiten der griechischen Fremdenindustrie fügte er aber mit Nachdruck die Warnung hinzu: Schwören sollen Ihnen Steward und Kellner, daß diese Dinge immer auch frisch und einwandfrei sind; sonst könnten die letzten Dinge schlimmer werden als die ersten. „Die Knaben täuscht man mit Würfel und Fangball, die Männer mit Eiden und Beteuerungen.“ Das



war die Devise des alten Lysander (Dio Chrysost. II, 197, 16). Schöne und handliche Wahlsprüche haben oft ein zähes Leben, darum hielt ich es für geratener, die Schiffsbedienung gar nicht weiter zu bemühen. Meine eigenen Vorräte verbürgten ein leidliches Auskommen. Den wohlgefüllten Eßkorb schleppte mein Schuhputzerbursche zur Bahnstation. Später mußte ich diese buntgeflochtene Vorratskammer manche Strecke selbst wie ein Marktweib am Arme tragen. Von leichtem Morgenwind umkost, etwas müde noch und zag, wie wenn man den Fuß auf eine Eisdecke setzt, von der nicht feststeht, ob sie auch tragen wird — so zog ich die Stadionstraße hinab, die schon voll Sonne lag, ins Ungewisse hinein. Die Stadionstraße fängt der Omonoiaplatz auf. Hier ist der Piräusbahnhof. Verschlafen und leer liegt die Halle da. Kein reisefieberndes Gedränge, keine Bücherauslage, kein auf Rädern rollender Zeitungskiosk, kein Portier. Und das Publikum? Über eine große, breite Steintreppe steigt man zu dem tiefliegenden Perron hinab. Hier finde ich das Vermißte: die Wagen mit reisenden Menschen und zugehörigem Gepäck geradezu vollgestopft. Alle Fensterplätze natürlich mit Kindern besetzt. Zunächst läuft die Bahn in langem Tunnel unter der Athenastraße hin. Das Niveau des Geleises liegt sehr tief. Die Scheuklappen hoher Böschungen verhindern jegliche Schau. Dann folgt Einschnitt auf Einschnitt. Die Aussicht bleibt daher beschränkt und zerhackt. Hinter dem Theseionbahnhof Durchblicke auf die attische Ebene. Das Silbergeschimmer der berühmten Ölhaine grüßt herein. Das übrige Gelände ist öde und leer. Der flüchtigste Blick läßt erkennen, daß über dieses Land die Natur das Füllhorn des Glückes nicht ausgegossen hat. Die Felderarten auseinanderzuhalten hält schwer, da alles zu Staub und Moder verbrannt ist. Da und dort sticht deutlich ein Weinfeld heraus. Die Rebe ist nicht gepfählt. Sie kriecht vielmehr niedrig am Boden, angeblich, weil die magere attische Erde nicht imstande wäre, den schützenden Blättermantel für die reifende Traube her-

vorzutreiben. In dem hübschen Villen- und Badeort Neuphaleron drängen weitere Fahrgäste in den Zug. Von den Resten der langen Mauern, in deren Nähe und Richtung der Schienenweg sich hinzieht, ist nichts zu erspähen. Wir rollen eben an einem vorspringenden Hügel vorbei. Von der Höhe schaut ein Denkmal herab zur Erinnerung an die 1854 im Piräus gestorbenen englischen und französischen Soldaten. Am Fuße dieses Vorsprungs griff der südliche Arm der langen Mauern in den Ring der Piräusbefestigung ein. In einem Abstand von etwa 1¹/₄ km endigte die Nordmauer. So lief ein geschützter, stets offener Korridor, vom politisch-geistigen Zentrum Attikas zum kommerziellen und industriellen hinab. Mit dem Ausbau des Piräushafens war nämlich auch eine eigene Hafenstadt desselben Namens entstanden. In ihr floß namentlich auch von auswärts alles zusammen, was mit Gewerbe und Handelsgeschäften zu tun hatte. Die fremden, aus anderen Staaten zugezogenen Elemente erfreuten sich aber nicht des vollen Bürgerrechts. Sie hatten staatsrechtlich nur die Stellung von Schutzverwandten (Metöken). Als Minderberechtigte standen sie politisch in einem gewissen Gegensatz zu den alteingesessenen Vollbürgern Athens. Der Piräus war daher eine Hochburg der demokratischen Partei. Von hier aus wurde auch unter Thrasybul (403) die oligarchische Reaktion der dreißig Tyrannen erfolgreich bekämpft.

Gemächlich spazieren die Gedanken über die Straßen und Plätze der antiken Piräusstadt, als auch schon die Stimme des Schaffners aus der Vergangenheit in die Gegenwart ruft und zum eiligen Verlassen des Wagens mahnt. Im Bahnhof angelangt rennen die Fahrgäste wie Tropfen eines umgestürzten Eimers auseinander. Die meisten Ankömmlinge haben auf der Agentur noch Fahrscheine für das Dampfboot zu lösen. Der Hafen mit dem reisefertigen Schiff liegt in Seh- und Hörweite. Und das macht fast immer nervös. Wie ein Königsaar vor dem Aufflug geräuschvoll die Fittiche breitet und seine Schwungkraft probiert, so er-



wachen diese modernen Seeungetüme zum Leben und üben, ehe sie ihren Lauf beginnen, zischend und schnaubend die Spannkraft in ihrer stählernen Brust. Der gesteigerte Puls der Maschine erschüttert die Luft und jeder Stoß sendet ein Fluidum herzbeklemmender Sorge durch den Raum. Um die Ruhe der Mitreisenden ist es dann meistens geschehen. Aller Überlegung zum Trotz zieht eine bange Strebkraft Füße und Sinne nach dem Riesenmagneten hin. Die Sprache des Stundenzeigers predigt völlig tauben Ohren. Unter solch einem lastenden Bann stand damals auch ich. Bevor noch der Schiffsagent alles, was er wissen wollte, aus mir herausfragen konnte, hastete ich davon und schritt willig wie ein Gefangener vor einem laut und aufgeregt feilschenden Jüngling her, der mich in wenigen Minuten zu meinem Fahrzeug hinüberruderte. Man wies mich in den durch zwei Bullaugen spärlich erhellten Schiffssalon. Eine dicke, schwere, unterirdische Luft prallte heraus. Stumpf schimmerte das Rot des zerschlissenen Plüschsophas. Sonst lag und stand nichts da von Sachen, die hart im Raum sich stoßen. Mein tragbares Speisenmagazin stellte ich auf den Divan und warf meinen Mantel darüber. Orientierungshalber zwänge ich mich dann treppauf, treppab, kreuz und quer durch das kleine Schiffslabyrinth. Bei jedem Schritt kitzelte die Riechkolben ein starker, seltsam beizender Geruch, wie ich ihn auch sonst an Bord griechischer Küstenfahrzeuge beobachtet habe. Man sagte mir, er rühre vom Transport des einheimischen Ziegenkäses her. Das Schiff war von ihm förmlich durchsäuert. Aus der Tiefe des Käseladens rette ich mich in die Frische und Freiheit des Decks. Der junge Morgen lag behaglich im Sonnenschein. Soweit das Auge trug, eine einzige Triumphstraße des Lichts, mit Millionen spiegelnder Prismen gepflastert. In dem Eisengerippe des Schiffskörpers blitzte die Sonne, als glühte eine Guirlande elektrischer Lampen ums Schiff. Wie weitete die Brust sich aus! Wie schwelgte das Herz in der Vorfreude der kommenden Genüsse! Die letzten Zweifel und hypochondrischen Sorgen



lösten sich in frohe Zuversicht auf. Mit einer Pünktlichkeit, die sonst den griechischen Schiffsverkehr nicht auszeichnet, setzte genau sieben Uhr der stampfende Rhythmus der Schiffsmotoren ein. Um mich her das typische Bild: stumme Abschiedsblicke, fuchtelnde Arme, winkende Hände, flatternde Tücher. Langsam schraubt sich der alte, unansehnliche Bretterkasten, eine knisternde Schaumschleppe hinter sich herziehend, aus einem Becken des Hafens ins andere, neuen Verheißungen, neuen Erfüllungen entgegen. Im Vorübergleiten überblicken wir das schöne, wohlgeschützte, einfach und klar gegliederte Hafengebiet, auf dem die Erinnerung von Jahrtausenden ruht. Die Hafenbucht selbst war ursprünglich durch einen Sumpfstreifen (Halae) vom Lande getrennt und ist erst durch Themistokles mit dem Festland verbunden worden. So erklärt sich der Name Piräus. Er bedeutet soviel wie Gebiet, das „jenseits" (pera) lag und nach dem man „übersetzen" mußte. Rechts und links ödet die solide, geschäftlich nüchterne Geradlinigkeit langgestreckter Kais herüber. Die steinerne Fläche ist stellenweise merkwürdig leer und pedantisch aufgeräumt wie eine Bürokratenbude. Wie anders im Altertum! Bau reihte sich an Bau. Im Westen stand einer Inschrift zufolge das von Themistokles gestiftete Heiligtum der Aphrodite Euploia. Wie heute noch der gläubige Seemann vor der Ausreise aus dem Marseiller Hafen ein stummes Gebet um glückliche Fahrt und fröhliche Heimkehr zu unserer lieben Frau von der guten Hut (Notre Dame de la Garde) hinaufsendet, so blickte der ausfahrende Grieche, ehe er den Piräus verließ, nochmals zu der schaumgeborenen Göttin, der stella maris des Heidentums, mit Inbrunst hinüber, bittend, sie möge die Wogen glätten und Menschen wie Schiffe aus aller Seenot erretten. Stets drückten die Griechen auf Handel und Wandel das Siegel der Frömmigkeit und umgaben das profanste Tun mit einer hehren religiösen Weihe.

Die Ostseite bedeckten einst die großen Hallen des Emporium, des nach der Stadt hin geschlossenen Freihafenquartiers, dessen Verkehrsmittelpunkt der Musterhafen (Deigma)



bildete. Hier befand sich auch das staatliche Hauptgetreidemagazin, Makra Stoa, auch Alphitopolis genannt. Die alte Pracht und Macht ist verschwunden. Geblieben aber ist die Grundanlage des Hafens. Grundriß und Rahmen werden zur Zeit des Perikles und Konon nicht viel anders gewesen sein. Erhalten und noch im Gebrauch sind auch die 130 m langen Molen, die das alte Kantharosbassin absperrten. Die verschiedentlich zu Tage tretenden Spuren, namentlich der Kononischen Befestigungsbauten, sind von unserer schwimmenden Brücke aus nicht wahrzunehmen. Was wir aber sehen an Altem und Neuem, ergibt das Bild einer Hafenanlage von respektablem Umfang, selbst den größten Seeschiffen noch zugänglich. Freilich den Riesenhäfen modernsten Stils mit ihrem ungeheuren Flächengehalt, ihren abenteuerlichen Verzweigungen und Irrgängen, ihren technischen Wunderwerken und Monstregebäuden, dem Reichtum an Schiffen jeder Art, Größe und Bestimmung darf sich der Piräus natürlich nicht an die Seite stellen. Er will noch ganz mit dem antiken Zollstab gemessen sein. Die Ozeanriesen von heute passen nicht recht hinein. Sie stören und zerstören die Proportion, „wie wenn ein Pelikan zum Kanarienvogel in die Volière steigt, oder wie wenn ein Nilpferd Meerschweinchen besucht". Die Masse der Segelschiffe, Kiel an Kiel, fällt auf. Sie machen es der Phantasie leicht, sich in die Zeit der Trieren zurückzuträumen. Auch die Ausmaße der Dampfer, die ich sah, waren verhältnismäßig klein. Deutlich kommt hierin wieder die Raumbeschränktheit und relative Verzwergung aller neugriechischen Verhältnisse zum Ausdruck. Die Schiffahrt Griechenlands dient heute im wesentlichen dem Lokalverkehr. An sich und innerhalb dieses Betätigungsfeldes ist sie allerdings sehr bedeutend. Bezieht man die Tonnenzahl der Handelsflotten auf die Bewohnerzahl der einzelnen Staaten, so entfallen in Griechenland auf jedes Tausend Einwohner 180 Nettotonnen Schiffsraum. Auf dieselbe Volkseinheit kommen in Italien nur 32 Tonnen Fassungsvermögen und in Deutschland 48 Registertonnen.

Aber während die deutschen Passagier- und Handelsdampfer stolz im Dienste der Großschiffahrt von Ozean zu Ozean dahinzogen und bald, so hoffen wir, noch stolzer und mächtiger dahinziehen werden, ist die griechische Handelsflagge auf den Hochstraßen des Weltverkehrs ziemlich selten zu finden. Im östlichen Mittelmeere ist die griechische Schiffahrt geboren worden und aufgeblüht. Auf diesem Meeresgebiet führt sie heute noch das große Wort. Ihr Aktionsradius ist der gleiche geblieben wie im Altertum. Nur der Maßstab hat sich geändert. Das Mittelmeer war das Weltmeer der alten Zeit. Kleinasien war damals, wie Th. Birt einmal ausgeführt hat, so weit über See wie heute Amerika. Durch den modernen Dampfbetrieb, die Eisenbahnen, Autos, Flugzeuge hat sich die Welt nicht etwa vergrößert, es ist dadurch vielmehr alles eingeschrumpft und zusammengeschoben. Wo die fehlen, wächst der Raum gleich ins Tausendfache. Griechenland war also damals auch tausendfach größer als in der Gegenwart. Das kleine ägäische Meer war ein Hauptschauplatz des Weltgeschehens und darum der griechische Handel Welthandel. Seine Grenzen fielen mit den Grenzen der alten Welt zusammen. Heute ist die Ägäis nicht viel weiter als ein Binnenmeer und die griechische Schiffahrt, einst als weltweit und weltbeherrschend anzusprechen, ist so ziemlich auf das Niveau eines, wenn auch noch so blühenden, Kleinschiffahrtsverkehrs herabgesunken.

In den Tagen der Türkenherrschaft lag der Schwerpunkt dieses regen Schiffs- und Handelsverkehrs, von Psara abgesehen, in den Häfen der Schifferinseln Hydra und Spetzä. Die brausenden Stürme des Unabhängigkeitskrieges haben den Mastenwald auch der griechischen Handelsflotte geknickt und niedergelegt. Als er sich allmählich und mühsam wiederaufrichtete, war es Hermupolis auf Syra, das nunmehr in die führende Stellung einrückte. Noch 1882 war Syra-Hermupolis unbestreitbar der erste Hafenplatz des Königreichs Griechenland. Inzwischen aber hat der Piräus alle Nebenbuhler, Patras mit eingeschlossen, entschieden überflügelt.



Hier laufen nicht nur die meisten Schiffe aus und ein, hier ist auch der größte Prozentsatz der im Jahr meiner Reise (1910) 453628 Tonnen fassenden griechischen Handelsflotte beheimatet. Was dieser Hafen dem neuhellenischen Königreich ist, das und noch viel mehr war er im Altertum für Athen: dessen lebenswichtigstes Organ, die Herzkammer und Hauptschlagader seiner Macht, nach Perikles' berühmtem Wort das Auge des Staates, das vor jeder Trübung gesichert sein mußte. Er war nicht nur Handelshafen, wie ausschließlich heute, sondern auch Kriegshafen und Flottenstation. Ursprünglich war Athen ein Agrarstaat und eine mäßig starke Landmacht. Aristides, der streng konservative Mann, wollte diesen bäuerlichen Grundcharakter gewahrt wissen. Themistokles aber, der Erwecker athenischer Größe, hatte einen andern Wahlspruch: „Die See beherrschen, heißt die Erde beherrschen". Es gelang ihm gegen starke innere Widerstände seine Flottenpolitik durchzusetzen. Eine epochemachende Tat, die folgerichtig zur Schaffung des Piräushafens führte. Der junge Meerfalke brauchte einen sicheren Horst, ehe er seinen Flug übers Wasser wagen konnte. Fortan war der Piräus das Symbol und die Quelle athenischer Macht. Wie viel Reichtümer und materielle Werte hat er aus allen Richtungen der Windrose eingesammelt und aufgestapelt! Wie viel erobernde Kraft ausgesandt in die Kolonien! Wie viel geistige Anregungen und Bildungsenergien, wie viel ideale Güter hat er abgegeben und ausgeführt in alle Welt! Sein heutiges Leben und Aussehen gibt uns kaum mehr eine deutliche Vorstellung von der Farbigkeit der Bilder, die er geschaut, von den dramatischen Szenen, die er erlebt.

(Schluß folgt).



XLI.

Fränkische Kirchenbaukunst des 18. Jahrhunderts in Württemberg.

Von Dr. Ing. Willy P. Fuchs.

(Fortsetzung.)

3. Die Abteikirche in Schöntal a. Jagst wurde bis heute von Keller[1]) und anderen — den Schreiber dieses nicht ausgenommen — zu denjenigen Kirchen B. Neumanns gerechnet, deren gänzlichen Ausbau er als Erbstück früherer Architekten übernommen hatte. Bischof Paul Wilhelm v. Keppler[2]) hält ihn sogar für den Planfertiger. Die letztere Annahme muß als irrig bezeichnet werden, auf grund der durch die verdienstliche Arbeit H. Klaibers[3]) bekannt gewordenen Urkunden; denn durch den Vertrag der Bauherrschaft mit Joh. Leonh. Dientzenhofer vom 2. April 1707 ist dessen bisher nur vermutete Autorschaft einwandfrei festgestellt. Um nun einmal den wirklichen oder wenigstens wahrscheinlichen Anteil Neumanns an der Ausführung des Baues klarlegen zu können, muß ich zunächst die wesentlichsten Baudaten aus der Klaiberschen Schrift in Kürze wiederholen.

Da der Bau bereits im Jahre 1708 begonnen werden sollte, ist als sicher anzunehmen, daß Dientzenhofer die genannten Baupläne fertigstellen konnte, ehe er — im Spätherbst 1707 — das Zeitliche segnete. Im November desselben Jahres wurde Jakob Ströhlein, sein früherer Polier, zu seinem Nachfolger

1) Balthasar Neumann, eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts von Dr. Ph. S. Josef Keller, Würzburg 1896.

2) Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten, Histor.-polit. Blätter Bd. 102, S. 260 ff.

3) Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Schöntal von Hans Klaiber, Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1913.



ernannt. Frühjahr 1710 erhielt Josef Greising den Auftrag zur Ausführung des Dachstuhls im Langhaus, den er noch im selben Jahre aufschlug. Dagegen wurde der Dachstuhl „auf Kreuz und Chor" erst 3 Jahre später ausgeführt, nachdem Schüsser, der Nachfolger Ströhleins, seit 1711 das Mauerwerk samt Fassade und Gewölbe fertiggestellt. Mit der Kuppelwölbung wurde sogar erst im Jahre 1724 begonnen. Die Ausführung der Stuckaturarbeit erhielt der Würzburger Joh. L. Bauer, der Hilfsarbeiter Jakobs von der Auvera bei der Komburger Kirche, und zwar im Jahre 1714 die im Langhaus und zwischen den Türmen, zehn Jahre später die in und oberhalb des Chors und die übrigen Teile, mit Ausnahme der Kuppel.

Wie schon oben erwähnt ist Dientzenhofer als Entwurfsfertiger urkundlich nachgewiesen. Man könnte nun vielleicht denken, daß Neumann nach dem frühzeitigen Tod Dientzenhofers Abänderungen an seinen Plänen vorgenommen, noch ehe die Ausführung recht im Gange war. Ein solcher Einwand ist jedoch leicht zu entkräften durch Gegenüberstellung der Baudaten und der Lebensdaten Neumanns. Bis zum Jahre 1718 war Neumann dauernd auf Reisen und als Soldat in den ungarischen Feldzügen, er hätte demnach frühestens im Jahre 1719 beim Schöntaler Kirchenbau in Aktion treten können. Nun aber war bereits im Jahre 1714 die Stuckaturarbeit im Langhaus ausgeführt, derselbe also im Rohbau außen wie innen bereits fertig. Somit ist eine Einwirkung Neumanns auf das Grundriß- und Raumsystem des Langhauses ausgeschlossen, bliebe noch eine solche auf die Ausbildung der Fassaden von Querschiff und Chor sowie der Hauptfassade.[1]) Zeitlich wäre sie wohl möglich, stilistisch scheint sie mir nur bezüglich der Hauptfassade wahrscheinlich und auch da lediglich in der Gesamtanordnung, die an die Fassaden von Gößweinstein, Münsterschwarzach und Vier-

1) Wann die Hauptfassade ausgeführt wurde, darüber ist in den vorhandenen Urkunden nichts zu finden, wahrscheinlich wurde sie, wie damals allgemein üblich, erst nachdem der ganze übrige Bau fertig, vorgeblendet.



zehnheiligen erinnert. Dagegen hat die Flächenteilung Ähnlichkeit mit der von Petrinis Hauger Fassade, aber verfeinert durch die drei etagigen Pilasterordnungen, die zwar schon beim Dientzenhoferschen Entwurf vorgesehen gewesen sein dürften. Gewisse Einzelheiten wie der Übergang der Türme vom Viereck ins Achteck mit begleitenden Ziermotiven, die Fenster und Portalbildungen und die Giebelbalustraden lassen wohl auf Neumannsche Anregung[1]) direkt oder indirekt schließen, nicht aber auf Neumannsche Planung, denn ihre Ausführung entbehrt der Feinheiten, die man an von ihm selbst geplanten und ausgeführten Bauten beobachtet. Das starke Hervortreten des Querschiffs über das Langhaus legte dem Baumeister eine architektonische Betonung seiner Fassade nahe, die ähnlich wie bei der Schönenbergkirche durch einen Giebelaufbau erzielt wurde. Noch mehr trafen diese Bedingungen bei dem selbständigen Baukörper der rechteckigen Chorapsis zu. Die formale Durchbildung der Chor- und Querschiffassaden hat unzweifelhafte Ähnlichkeit mit der von Pezanischen Kirchenfassaden. Da Greising Mitarbeiter und Umarbeiter Pezanischer Bauten war, ist der Schluß wohl nicht unberechtigt, daß von ihm auch die Schöntaler Nebenfassaden stammen.

Am wenigsten glaube ich an eine Einwirkung Neumanns auf die Durchbildung der Innendekoration, denn sie entspricht einerseits nicht seiner Dekorationsweise, andererseits zeigt sie so auffallende Ähnlichkeiten sowohl in der Gesamtanordnung als im Einzelnen mit dem Komburger Raum, daß sie m. E. nur Einen zum Urbeber haben kann, nämlich Josef Greising. Um das Ergebnis der vorstehenden Überlegungen kurz zusammenzufassen, so glaube ich Neumanns Einfluß auf eine lediglich beratende Tätigkeit bei Ausgestaltung der Westfassade einschränken zu müssen. Beinahe tut es mir leid, hiemit eine Perle aus der Krone seiner Werke herauszureißen, aber

1) Solche Anregungen und Ratschläge hat Neumann nachgewiesenermaßen zu hunderten von Kirchen gegeben, besonders im Fürstbistum Würzburg, wozu ja auch Schöntal gehörte.

es sind deren genug, die ihm verbleiben und vielleicht strahlen diese nur um so heller, nachdem die falschen ausgemerzt.

Daß die Komburger Kirche, bezüglich des Grundriß- und Raumsystems Einfluß gehabt hat auf die Schöntaler Kirche, ist nicht zu verwundern. Denn Dientzenhofer fand in Schöntal dieselben Vorbedingungen vor (Reste einer romanischen Pfeilerbasilika) wie Greising in Komburg. Daß er eine ähnliche Lösung der Aufgabe fand wie Greising, beruht wohl nicht auf einem Zufall, sondern entweder auf gemeinsamer geistiger Arbeit der beiden Künstler, oder, was ich für wahrscheinlicher halte, auf einer unbewußten Beeinflußung Dientzenhofers durch den eben entstehenden Bau der Komburger Kirche. Die Ähnlichkeit des Innenaufbaues ist auf eine gemeinsame Quelle, die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen, zurückzuführen. Nur wurden in Schöntal so besonders typische Bildungen wie die Emporenbrücken noch wörtlicher übernommen als in Komburg. (Die Schöntaler Querschiffe sind durch Emporen ebenso überbrückt wie die von Schönenberg.)

Die Dekoration des Inneren schreibe ich, wie oben angedeutet, Greising zu. Es liegt doch gewiß nahe, daß er bei Gelegenheit der Ausführung des Dachstuhls mit der Bauherrschaft in engere Fühlung kam, und diese sich seiner durch Ausgestaltung des Komburger Innenraums erworbenen Verdienste erinnerte. Ebenso verständlich ist, daß Greising, als er den Auftrag für Schöntal erhielt, zu dessen Ausführung sich seinen in Komburg bewährten Hilfsarbeiter, L. Bauer, heranholte. Wenn die Schöntaler Stuckaturen, namentlich die der Kuppeln, in künstlerischem Wert etwas hinter den Komburger zurückstehen, so liegt es wohl daran, daß Bauer nicht die Fähigkeiten seines in Komburg ihn leitenden Meisters Auvera besaß, dessen künstlerische Phantasie, obwohl den allgemeinen Richtlinien des Architekten folgend, Eigenes schuf. Die Schöntaler Stuckaturen sind wahrscheinlich bis in die Einzelheiten von Greising selbst angegeben und von Bauer nur ihre technische Ausführung, sie stehen deshalb der Renaissanceornamentik seiner (Greisings) Profanbauten viel näher als den in südlich-barockem Schwung



geführten Stuckaturen der Komburger- und der Schönenberg-Kirche.

4. **Rotunde auf dem Kreuzberg bei Schöntal**: Nur wenige Schritte vom Kloster entfernt, auf einem steil in das Jagsttal abfallenden Hügel liegt die hochaufragende Rotunde, die manche gleich der Klosterkirche dem Balthasar Neumann zuschreiben wollen. Im Jahre 1716 wurde der Grundstein gelegt und 1720 die Kapelle geweiht. Aus diesen Daten geht nach Früherem klar hervor, daß Neumann als Schöpfer nicht in Betracht kommen kann. Die klassizistische Ausbildung der Doppelpilaster an den Ecken weist auf L. Dientzenhofers durch Frankreich beeinflußte Spätkunst hin, die derartige Kolossalordnungen (beachte die überhohen Metopen!) mit Vorliebe verwendeten, wie auch die Schöntaler Neu-Abtei zeigt. Der ganze Aufbau, einschließlich Dachhelm, besitzt die schlanken, überhöhten Verhältnisse der Renaissancezeit. Die Dachfläche ist an den Gräten des Achtecks mit Doppelgurten von der Breite der Eckpilaster überhöht. An den früheren Turmdächern Neumannscher Bauten finden sich solche Gratgurten nicht, dagegen in seinen Originalplänen[1]) zur Neresheimer Kirche und an den Turmdächern der Schöntaler Hauptkirche. Ich vermute deshalb, daß sie Neumann der benachbarten Rotunde Dientzenhofers[2]) entlehnt hat.

Jede Achteckseite der im Erdgeschoß $2^1/_2$ m starken Umfassungsmauer öffnet sich nach Innen in breiten bogenüberwölbten Nischen, die in den oberen Stockwerken unter sich durch schmale Öffnungen verbunden sind und so zusammenhängende Emporen bilden. Durch diese Emporen ist der Raum in drei Stockwerke geteilt, von denen das unterste, das Erdgeschoß, die Höhe der äußeren Kolossalordnung besitzt. Die Mauerpfeiler zwischen den Nischen sind in jedem Stockwerk mit Lisenen versehen. Die

1) Vgl. die früher erwähnte Arbeit über die Neresheimer Abteikirche.

2) Die erste deutsche Kirche, bei der ich solche Gurten festgestellt, ist die Würzburger Universitätskirche. Das Motiv stammt wohl ursprünglich von Bramante, der bei seiner Florentiner Kuppel erstmals äußere Rippenteilungen verwendete.

Emporenbrüstungen des zweiten Stockwerkes schweifen sich aus jeder einzelnen Nische heraus und fassen die gleichhohen Kapitäle der Lisenen zwischen sich. Die Brüstung der obersten Empore ist auf das weitausladende Hauptgesims herausgezogen und ohne Unterbrechung vor der Mauerflucht ringsherum geführt. Die Wand des dritten Geschosses bildet gleichzeitig die Trommel, welche die kreisrunde innere Kuppel aufnimmt. Über den Nischenbögen dieses Geschosses ist noch einmal durch Malerei eine Galeriebrüstung angedeutet, die den Kämpfer des Kuppelgewölbes markiert und als weitere Horizontale eine angenehme Milderung der übergroßen Raumhöhe bewirkt. Das Gewölbe erhält von vier Seiten des Achtecks aus durch die Dachlucken des äußeren Kuppelmantels Licht, außerdem vom Scheitel durch die schlanke achteckige Laterne. Die Stuckaturen der Bogenzwickel und Fensterbrüstungen von Franzisco Quadri, sowie die Gewölbemalereien des Malers Flathe sind sowohl in Anordnung als in Detaillierung sehr geschickt den Raumverhältnissen angepaßt. Unter dem Erdgeschoßfußboden befindet sich eine kaum mannshohe Gruft, die von zwei in einer Axe liegenden Seiten aus zugänglich ist: auf der Bergseite von einem Gang aus, der durch die Wendeltreppe eines Pavillons mit dem hinter der Kapelle befindlichen Kirchhof in Verbindung steht; von der Talseite aus durch einen nach vorne trichterförmig sich erweiternden, durch Wandnischen verzierten Gang. Die Mauern des letzteren boten Gelegenheit zur Anlage einer Aussichtsterrasse, deren Stirnmauer durch Säulenstellungen, Blenden und Ballustraden fein gegliedert ist und einen wirksamen architektonischen Fuß für die Kapelle selbst bildet. Interessant ist die Lichtzuführung zur Gruft. Direktes Licht erhält sie nur spärlich durch kleine Maueröffnungen, indirektes durch schmale Schlitze hinter den darüber befindlichen Fensterbrüstungen des Erdgeschosses und außerdem durch eine kleine achteckige, vergitterte Öffnung im Mittelpunkt des oberen Fußbodens. Die auf den Gewölben sinngemäß und maßstäblich richtig angebrachten Stuckaturen stammen ebenfalls von Quadri.



5. Die Katholische Schloßkirche z. Hl. Philippus zu Bartenstein (1716 geweiht), Hofkirche der Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein, ist ein Werk des Bamberger Meisters B. Schüsser, des Vollenders der Schöntaler Abteikirche. Er hat Schloß, Schloßgarten und Stadt zusammen in einheitlichem Charakter angelegt, so daß diese den Eindruck einer kleinen Residenz macht, wie sie das angehende 18. Jahrhundert unzählige erstehen sah. Das Äußere der Kirche ist so unscheinbar als möglich. Es will mir beinahe scheinen, als ob die Absicht zum Bau einer Kirche erst entstand, als schon der Flügel des Schlosses, in dem sie untergebracht ist, in Angriff genommen war. Der Übergang vom Wohnteil zum Kirchenteil ist nämlich sowohl an der Talfassade als an der Platzfassade architektonisch so wenig gelöst — bei der letzteren schneidet sogar der Architrav des Kirchenteils in ein Fenster des anschließenden Wohnteils ein —, daß man dem Meister Schüsser Unrecht täte, wenn man ihn dafür verantwortlich machte. Für sich betrachtet zeigt die Hoffassade die Hand des tüchtigen Architekten: die Aufteilung der Wand durch Blenden, entsprechend den Fensteraxen, ist in den Abmessungen gut abgewogen, ebenso die reiche Wappenplastik des Eingangs, die Tor und Fenster zu einem Motiv verbindet und die zurückhaltende Profilierung der Fensterumrahmungen mit fränkischen Ohren. Die Talfassade besitzt gar keine Gliederung; der Verzicht auf eine solche ist umso weniger empfindlich, als die Fassade nur auf große Entfernung, von der anderen Talseite aus, gesehen werden kann. Der Grund aber wird wohl Geldmangel gewesen sein, ebenso wie bei dem oblongen Turm, der mit seinem bruchsteinartigen Mauerwerk einen beinahe mittelalterlichen Eindruck macht und dessen Erbauungszeit (1726—28) nur am oberen Achteck mit seiner welschen Haube zu erkennen ist. Auch im Innern der Kirche deutet manches darauf hin, daß der Bau nicht aus einem Guß entstanden, so z. B. die halben Lisenen (an den kurzen Schrägmauern zu beiden Seiten des Triumphbogens) und die Abgrenzung ihrer Kapitäle gegen die anschließende Wand. Entsprechend den Abschrägungen der Triumphbogenwände ist auf der anderen



Schmalseite des Raumes die Abschlußwand der Hofloge gleichfalls beiderseits abgeschrägt, so daß ein symmetrisches Raumbild entsteht. Die Gliederung der Langwände durch Pfeilerordnungen mit Gebälk ist im Gesamtmaßstab nicht schlecht, dagegen sind die Kompositkapitäle zu hoch und ihre Ornamentik, auch die des Frieses, zu flau. Eine Hauptzierde der Kirche bilden die trefflichen Schreinerarbeiten der Kanzel, der Chorempore, Hofloge und der Stuhlwangen. Über der Hofloge ist die Orgelbühne nntergebracht, unter und vor ihr die Beichtstühle. Die Zusammenfassung dieser drei Raumgruppen ist eine treffliche künstlerische Leistung. (Man beachte den Bewegungskontast der großen, ruhigen, geometrisch geteilten Oberwand gegen die reichbewegte Beichtstuhlgruppe und den Farbenkontrast des satten, tiefen Brauntons des Holzes gegen die sparsam angebrachten goldigen Aufhöhungen.) Die Konzeption des Aufbaus stammt wohl von Schüsser, aber die handwerkliche Leistung hat einen guten Teil an der erreichten Wirkung.

6. Obwohl ich Neumanns bedeutendstem Werke auf württembergischem Boden, der Abteikirche zu Neresheim, schon früher[1]) eine genauere Untersuchung gewidmet, schien es mir doch erwünscht, seiner überragenden historischen und ästhetischen Bedeutung den anderen fränkischen Kirchenbauten gegenüber dadurch gerecht zu werden, daß ich von ihm insbesondere seinen stilistischen Aufbau, hier das Wesentlichste zusammenfassend, wiederhole. Durch neuere Forschungen wurde die Urheberschaft Balthasar Neumanns zweifelsfrei festgestellt, gleichzeitig aber auch die Tatsache, daß der jetzige Zustand des Baues nur zum Teil den ursprünglichen Absichten des Baumeisters entspricht. Schon vor Beginn des Baues erfuhren die Pläne Neumanns, die aus der Sammlung Eckert[2]) bekannt sind, die mannigfaltigsten Abänderungen und das Merkwürdige dabei ist, daß in ihnen genau derselbe Entwicklungsprozeß sich wiederholt, den seine kirch-

---

1) In der früher genannten Schrift: „Die Abteikirche zu Neresheim und die Kunst Balthasar Neumanns".

2) Im Besitz der Stadtverwaltung Würzburg.

liche Raumgestaltung überhaupt schon durchlaufen hatte: von der mittelalterlichen Halle seines ersten Baues bis zu dem komplizierten System von Vierzehnheiligen. Aber auch die endlich der Ausführung zu Grunde gelegten Pläne sollten nicht unverändert zur Wirklichkeit werden, denn kurz nach Beginn der Bauarbeiten starb Neumann und seine Nachfolger fühlten sich nur zum Teil an sein Vermächtnis gebunden. Die Jahre zwischen Neumanns Tod (1753) und der Vollendung des Baues (1792) sind die Zeit der Stilwandlung vom Rokoko zum Klassizismus. Es ist deshalb wohl verständlich, daß sowohl Bauherr wie Architekt dem Zeitgeschmack Rechnung zu tragen suchten. Diese auch den heutigen Anschauungen durchaus entsprechende Tendenz hätte zu einem guten Ende führen können, wenn die Architekten, die sich der Aufgabe unterzogen, vollwertige Künstler gewesen wären. So aber bilden ihre Zutaten äußerst störende Momente in der Gesamterscheinung, als da sind: der viel zu zierliche französisierende Giebelaufbau, die unförmigen Vasenaufbauten auf den Ecktürmen, die kraftlose Farbengebung des Innenraums und seine auch im Maßstab gänzlich verfehlten Altarbauten. Dagegen ist die Westfassade bis auf Hauptgesimshöhe im großen Ganzen nach den Neumannschen Plänen ausgeführt.

Die Form des Grundrisses ist die eines lateinischen Kreuzes mit langem Chorarm und kurzen Querarmen. Langhaus und Chor sind durch mächtige Pfeiler in drei Schiffe geteilt, die Seitenschiffe sehr schmal und von derselben Höhe wie das Mittelschiff (ähnlich den durch eingezogene Streben gebildeten Seitenschiffen mittelalterlicher Hallenkirchen); eine Anordnung, wie er sie schon bei seinen Kirchen von Gößweinstein und Münsterschwarzach verwendet und die auf Weiterentwicklung des Schöntaler Raumes beruht. Dieses System der „Barockhalle mit aufgeteilten Seitenschiffen" verbindet Neumann hier in Neresheim mit einem ganz verschiedenen von Banz und Brevnow herrührenden und in Vierzehnheiligen bis zur letzten Konsequenz durchgeführten System (Aneinanderreihung von Ovaljochen) zu einem völlig neuen Raumorganismus.



Der Raumrhythmus der Ovaljoche ist so stark, daß er nicht einmal vor der starken westlichen Abschlußwand des Langhauses Halt macht, sondern sie mit in Schwingung versetzt. Die Schweifung der Westfassade ist aber nicht einem willkürlichen Fassadengedanken entsprungen, sondern dem Ausdruckswillen des inneren Raumsystems; technisch ermöglicht ist sie durch Verzicht auf Anordnung einer Vorhalle, so daß also die Abschlußwand des ersten Kuppeljochs gleichzeitig die Außenwand bildet. Zu beiden Seiten der geschwungenen Fassade sind turmartige Bauteile angeordnet, die zur Aufnahme der Emporentreppen dienen und gleichzeitig den ästhetischen Zweck erfüllen, der ganzen Fassade eine größere Breite und der starken Ausbauchung ihres Mittelteils ein Gegengewicht zu geben. In der von Langhaus und Kloster gebildeten Ecke steht der aus früheren Zeiten stammende in seinen oberen Teilen umgebaute Turm. Wie aus den Bauakten hervorgeht, hat Neumann mit der späteren Erbauung eines zweiten Turmes, symmetrisch zum alten gerechnet, seinen Aufbau aber in den der Zeit entsprechenden Formen gedacht. Über einem hohen Sockel baut sich die monumentale Westfassade in zwei Stockwerken auf, die durch ein kräftig ausladendes Gebälk getrennt und in sich durch Kolossalordnungen von Pfeilern aufgeteilt sind. Charakteristisch für die natürlich-naive Auffassung des deutschen[1]) Barocks sind die gebrochenen Pilaster der Ecken, die am Zusammenschnitt der geraden Teile der Fassade mit dem geschwungenen Mittelteil entstehen. Die Pilaster treten soweit vor die Mauerflucht vor, daß eine Verkröpfung des Sockels notwendig wurde. Dadurch, daß das Hauptgesims der Fassade etwa 3 m über dem Traufgesims des Langhauses sich befindet, entstehen zwischen jenem und der oberen Fensterreihe große Wandflächen, die durch Blenden gegliedert sind. Das tief reliefierte Hauptportal mit den flankierenden Bildsäulen ist eine echt Neumannsche Erfindung. Als Abschluß der Fassade hatte Neumann wie immer einen

1) Das italienische oder französche Barock hätte in solchem Fall gewiß Doppelpilaster angeordnet.



flachen mit Ornament gefüllten Giebel (von der Breite des Fassadenmittelteils) geplant, auf den seitlich figurengeschmückte Balustraden austreten sollten. Die Vierung ist nach außen nicht zum Ausdruck gebracht. Neumann hatte wie bei seinen früheren Bauten eine äußere Kuppel geplant, aber seine Nachfolger wagten es nicht blos nicht, die innere Kuppel in Stein auszuführen, sondern reduzierten auch die Höhe der holzgewölbten Kuppel ganz erheblich, und damit fiel sinngemäß auch die äußere Kuppel weg. Der in seiner jetzigen Gestalt unverständlich scheinende rechteckige Ausbau vor der Mitte der Chorapsis sollte nach des Meisters Plan als Meßglockenturm hoch über Dach geführt werden. Bei den Seitenfronten wurde das von Neumann an Bauten dieser Bedeutung stets verwendete Dekorationsmittel einer Pilastergliederung — wohl aus Ersparnisgründen — noch während des Bauens weggelassen. Infolge dieser Vernüchterung der Seiten und Rückfassaden steht nun die prächtige Hauptfassade gänzlich isoliert da, wie die Kulissenfassade einer italienischen Stadtkirche, deren Seitenfronten engen Gäßchen zugekehrt oder eingebaut sind und deßhalb keines Schmuckes bedürfen. Bei Neresheim fehlen jedoch diese Voraussetzungen, es wäre also widersinnig anzunehmen, daß Neumann gerade hier von seiner Gewohnheit, die Seitenfassaden mit der Hauptfassade in Einklang zu bringen, abgewichen wäre. Tatsächlich ist dies auch nicht der Fall, denn in seinen Originalplänen (Grundrissen) finden wir eine Lisenenteilung vorgesehen. Die großzügige Detailbehandlung der Westfassade wurde durch das grobkörnige, lebhafte Steinmaterial wesentlich begünstigt.

Die mächtige Wirkung des nach Neumanns Plänen ausgeführten Innenraums und der ihn schmückenden Fresken ist schon mehrfach und zum Teil mit dichterischem Schwung gefeiert worden.[1]) Die in Langhaus und Chor durch die Pfeilerstellungen gebildete Travéen-Folge wird durch den Vierungsraum

1) Paulus in der Beschreibung des Oberamts Künzelsau und P. Keppler in „Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten" (Histor.-polit Blätter für das katholische Deutschland, 1888).

unterbrochen, aber ihr Rhythmus findet in den Wandpfeilerstellungen der Querschiffe seine Fortsetzung. Auch die Chorapsis besitzt solche Wandpfeiler. Das so den ganzen Raum durchziehende Stützen- und Pfeilersystem bewirkt eine große Ruhe und Einheitlichkeit der Gesamterscheinung. Sämtliche Frei- und Wandpfeiler mit den anschließenden Wandteilen sind auf hohe, beinahe zu hohe, Sockel gestellt. Den oberen Abschluß des Pfeilersystems bildet ein mächtiges Gebälk, das sich über Pfeiler und Rücklagen verkröpft und somit die perspektivisch reizvolle Bewegung der vor- und zurücktretenden Mauerteile begleitet und verstärkt. Zu der ruhigen Wirkung des Raumes und seines dekorativen Aufbaues trägt wesentlich bei die konsequente horizontale Zusammenfassung aller Teile, die durch die ununterbrochene Durchführung der Gesimse, auch über Bögen und Öffnungen hinweg, erzielt wurde.

Sämtliche Mauersteine, behauene wie rohe, sowie die äußeren Stufen und Balustraden sind aus den Brüchen des in dortiger Gegend entstehenden Jurakalktuffs gewonnen. Aus demselben Material sind auch die Turmmauern. Seine unteren Stockwerke, fünf an der Zahl, stammen noch aus den Jahren 1618 bis 1627. Zu dem rauhen Gefüge seines Mauerwerks bilden die später aufgesetzten fein detaillierten Renaissanceplastiken einen reizvollen Gegensatz. Die Geschmacksrichtungen zweier Zeiten haben damit eine unvorhergesehene Kontrastwirkung hervorgebracht, deren Schönheit erst wieder die Bahnbrecher moderner deutscher Baukunst wie G. v. Seidl, Th. Fischer und andere entdeckten und an ihren Werken zur Geltung brachten. Eine Erhöhung des Turmes war schon von Neumann geplant, wurde aber erst im Jahre 1789 nach den Plänen desselben Architekten ausgeführt, dem wir den häßlichen Giebelaufbau der Westfassade verdanken. Auch der Fußboden des Kirchenraumes ist aus heimischem Material, dem sogen. Solenhofer Kalkstein, gefertigt. Daß Neumann alle baulichen Teile massiv geplant hatte, entspricht seiner soliden, jedem Schein abholden Bauweise, und es ist deshalb seine Entrüstung verständlich, der er in einem Brief an den Abt über den vom Konvent vorgeschlagenen —



später ausgeführten — Plan der hölzernen Wölbung Ausdruck gibt. Aber nicht genug damit: sogar die das Vierungsgewölbe tragenden acht Pfeiler wurden von seinen ängstlichen Nachfolgern, statt wie von ihm geplant massiv, in Eichenholzstämmen aufgeführt. Auch die Ausführung der Balustraden, Gesimse u. dergl. in Holz hätte wohl kaum seine Zustimmung gefunden. Aber alle die geschilderten Unzulänglichkeiten und Mängel der Ausführung haben nicht vermocht dem Hauptgedanken Neumanns Abbruch zu tun, einem der großartigsten Raumgedanken, die je erdacht und in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Der Neresheimer Raum ist eine künstlerische Leistung, die über dem Geschmack aller Zeiten steht, und wenn Neumann sonst nichts geschaffen hätte, so hätte er sich allein damit einen großen Namen in der Kunstgeschichte verdient.

(Schluß folgt.)

XLII.

P. Eusebius Truchseß S. J.

Von Wilh. Kratz S. J.

(Schluß.)

Große Sorge bereitete dem neuen Provinzial die vom Kaiser infolge der Kriegsunruhen geplante Verlegung der Universität Freiburg im Breisgau nach Konstanz. Die Einkünfte waren so gering, daß sie kaum für die weltlichen Professoren reichten, und so stand zu befürchten, daß die Patres schließlich aller Subsistenzmittel beraubt würden. Infolge der allgemeinen Unsicherheit mußte man mit der Einstellung der Vorlesungen, ja mit dem vollständigen Verlust der theologischen Fakultät für die Gesellschaft rechnen.[1]) Glücklicherweise ging die Gefahr noch einmal vorüber.

---

1) Truchseß an Grueber d. 27. November und 14. Dezember 1682. M. R. Jes. 333.



Am 20. März 1683 dankt der General dem P. Truchseß für dessen Bericht über den günstigen Stand des Münchener Kollegs, er wünsche nur, es möchten ihm öfters Briefe ähnlichen Inhalts zukommen. Das Lob des Provinzials für die Prediger und Kongregationspräsides habe ihm große Freude bereitet, er möge nun auch dahin zu wirken suchen, daß die Operarii den gleichen Eifer betätigten, und dafür sorgen, daß die einen nicht überlastet, die andern dagegen nicht ohne genügende Arbeit seien. Für die Missionen seien nur solche Leute auszuwählen, von denen man Großes für den Nutzen des Volkes und den guten Ruf der Gesellschaft erwarten könne.[1])

Mit den Missionen, von denen der General andeutungsweise spricht, waren die „Lagermissionen" gemeint. Der junge Kurfürst Max Emanuel von Bayern stand damals gerade im Begriff, dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe zu ziehen, und hatte sich für die Seelsorge seiner Truppen mehrere Jesuiten als Feldkapläne erbeten. Näheres darüber entnehmen wir einem Briefe von Truchseß an den Prokurator der oberdeutschen Provinz, P. Grueber in München, vom 9. April 1683: „Ihren Brief vom 5. dieses Monats habe ich erhalten und daraus ersehen, wie viele Feldgeistliche man erwartet. Aus den von den Konsultoren vorgeschlagenen Patres werde ich eine Auswahl treffen und Ew. Hochwürden die Liste derselben zuschicken. Hoffentlich kommt inzwischen das (offizielle) Gesuch um Missionäre. P. Johann Frank wäre wohl sehr geeignet für die Lagermission, aber da er in München viel Gutes wirkt und in der ganzen Stadt beliebt ist, glaube ich ihn zur Zeit nicht abberufen zu sollen. Zudem kann P. Frank nicht Superior werden, da er zu jung ist und die letzten Gelübde noch nicht abgelegt hat. Wenn (General) Degenfeld wegen des Vertrauens, das er zu P. Johannes hat, ihn zum Beichtvater begehrt, mag er das immerhin tun, aber er kann nicht verlangen, daß ich ihn zum Obern der übrigen älteren Patres mache. Auch scheint es zu den Befugnissen des Generals zu gehören, den Obern zu er-

1) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. X (1670—1683) 446.



nennen. Ich gedenke zwar einen P. Frank zum Superior zu bestellen, aber nicht den Johann, sondern den Joseph. Ew. Hochwürden haben sehr gut daran getan, sich von der österreichischen und böhmischen Provinz eine Instruktion zu erbitten über das, was man in jenen Provinzen den Feldgeistlichen zu geben pflegt. Ebenso klug war es von Ihnen, die betreffenden zu mahnen, alles Notwendige zur Darbringung des hl. Meßopfers zu besorgen. Das Reisegeld für jene Patres, welche aus andern Orten zu dieser Mission berufen werden, wird Ihnen sicherlich vergütet werden, dagegen müssen die Kollegien die Reisekosten für deren Stellvertreter selber bestreiten; die können wir nicht vom Fürsten verlangen, das ist unsere ‚Rittersteuer'."[1])

Einige Tage später (18. April 1683) meldet der Provinzial dem genannten Pater: „Da Ew. Hochwürden auch zustimmen, bin ich jetzt endgültig entschlossen, den P. Joseph Frank zum Superior der Lagermission zu bestimmen, werde ihn aber mahnen, seinen ungestümen Eifer zu zügeln; ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er meiner Mahnung nachkommen wird. Ew. Hochwürden wollen dafür sorgen, daß er sich mit Degenfeld in gutes Einvernehmen setzt, sobald er seine Ernennung erhalten hat. Unsere Schwaben zeigten sich dem Vernehmen nach auf dem Kreistag zu Augsburg wenig bereitwillig, was Herrn Degenfeld wohl sehr verstimmen wird, da er sich viel von ihnen versprochen zu haben scheint. Vielleicht wird das auch hemmend auf den Aufbruch des bayerischen Heeres einwirken. Ich wünschte sehr, daß die Briefe des Kurfürsten an mich expediert würden, bevor er nach Österreich zieht. Angenehm wäre es mir auch zu wissen, wann das bayerische Heer aufbricht; denn alsdann muß das Tertiat abgebrochen werden, weil die Stellen derer, die mit den Truppen ziehen, nur mit Tertiariern besetzt werden können."[2])

Endlich war alles fertig, es galt nur noch die letzten Formalitäten zu erledigen. Am 11. Mai 1683 langte das offizielle

1) M. R. Jes. 333. 2) M. R. Jes. 333.



Schreiben der Regierung an, worin 16 Patres als Feldgeistliche verlangt wurden.[1]) Mit Freuden gab der Provinzial seine Zusage, die er durch P. Grueber dem obersten Kriegsrat übermitteln ließ.[2]) Das ungewohnte Lagerleben und der anstrengende Dienst forderten bald ihre Opfer aus den Reihen der Feldpatres. Als erster fiel der Missionsobere P. Joseph Frank, der ein Opfer seines übergroßen Eifers geworden zu sein scheint, wie P. Truchseß von Anfang an befürchtet hatte.[3]) Auch die übrigen waren nicht alle den ungewöhnlichen Anstrengungen und Strapazen auf die Dauer gewachsen. Von Ingolstadt aus beauftragt P. Truchseß am 7. Februar 1685 den P. Grueber: „Herr Berchem ist zu mahnen wegen der Rückkehr der drei Lagermissionäre, die aus Gesundheitsrücksichten nicht länger im Felde bleiben dürfen. Falls auch P. Loferer abberufen werden müßte, kann das Amt des Obern dem P. Schnierle übertragen werden, sobald die Vereinigung der bayerischen und schwäbischen Truppen vollzogen ist." [4]) Von den 19 Patres, welche 1683 mit dem Heere ausgezogen waren, starben vier, andere mußten wegen Krankheit zurückberufen werden. Die Lücken wurden ausgefüllt, aber von den 18 Feldgeistlichen, welche das Verzeichnis von 1684 aufführt, bezahlten nicht weniger als 9 ihren Seeleneifer mit dem Opfer ihres Lebens.[5])

Zu den großen Opfern, welche der Krieg an Leib und Leben forderte, kamen noch schwere finanzielle Belastungen für die oberdeutsche Provinz hinzu. Zur Bestreitung der Kriegskosten sah sich der Kurfürst genötigt, eine größere Anleihe aufzunehmen. Einige interessante Einzelheiten darüber bietet der Briefwechsel zwischen Truchseß und Grueber: „Zunächst billige ich Ihren Rat, das Darlehen zu gewähren, das im Namen des Fürsten gefordert wird. Da der Herr Vizekanzler meint, man könne nicht gut weniger als 20 000 fl. anbieten, so ist es mein sehnlichster Wunsch, daß wir diese Summe zusammen-

---

1) M. R. Jes. 288. 2) M. R. Jes. 333.
3) Starb am 9. Okt. 1683 zu Preßburg in Ungarn. M. R. Jes. 204.
4) M. R. Jes. 333. 5) M. R. Jes. 204.

bringen. Das dürfte sich am besten in der Weise ermöglichen lassen, daß das Kolleg und die Kirche von München 10 000, Ingolstadt 4000, Amberg 3000, Oettingen, das ja genug bares Geld hat, 1000 oder 1500 fl. gibt. Was dann noch an den 20 000 fl. fehlen sollte, könnte man aus den Gugler'schen oder Plaz'schen Geldern beisteuern, falls dieselben in die Kasse Ew. Hochwürden fließen. Auch das Regensburger Kolleg vermöchte nach meiner Ansicht ganz leicht 1000 oder 1500 fl. zu geben. Doch darüber läßt sich erst nach Rücksprache mit den Rektoren von München und der anderen Kollegien urteilen."[1]) Am 8. Oktober war die Angelegenheit bereits zur allseitigen Zufriedenheit geregelt. „Der Amberger Rektor", meldet P. Truchseß dem Prokurator, „ist bereit, 4000 fl. zu geben, ebensoviel der Rektor von Ingolstadt. So können wir nun den Anforderungen der kurfürstlichen Minister entsprechen." [2])

So bereitwillig der Provinzial seine Hilfe lieh, wo wirkliche Not vorhanden war, so ungern ertrug er es, wenn man ihn und seine Untergebenen überfordern wollte. „Die päpstlichen Kommissäre", klagt er am 25. Juni 1685 dem P. Grueber, „scheinen mir ziemlich unbillig (satis inique) gegen unsere Kollegien zu verfahren. Von unserm Kolleg in Straubing verlangen sie ebensoviel wie vom ganzen Straubinger Kapitel. Ich meine, man müsse endlich einmal ihren Forderungen Widerstand leisten." [3])

Ebensowenig war P. Truchseß mit überflüssigen Ausgaben, die von seinen Untergebenen gemacht wurden, einverstanden. Als sich das Münchener Kolleg im Jahre 1685 in große Unkosten stürzte, um den Empfang des kurfürstlichen Brautpaares möglichst prunkvoll zu gestalten, ließ er dem Obern durch den Prokurator einen, wenn auch in sehr milde Form gekleideten, Verweis erteilen. „Wie ich vernehme, sind die Vorbereitungen zum Empfang der Fürstlichkeiten bereits zu weit gediehen, als daß sie noch rückgängig gemacht werden könnten. Ich überlasse

1) Truchseß an Grueber den 19. Sept. 1685. M. R. Jes. 333.
2) M. R. Jes. 333. 3) Ebd.



darum die Angelegenheit dem Urteile des Rektors, wünsche jedoch, daß er Ihren Rat einholt" (25. Juli 1685).[1] Eine Woche später kommt er nochmals darauf zurück: „Den Antrag des Rektors von München, die übrigen Kollegien möchten zur Bestreitung der Kosten für die Empfangsfeierlichkeiten beisteuern, habe ich anfangs als schlechten Scherz aufgefaßt. . . . Zwar kann ich jene maßlosen Ausgaben nicht mehr verhindern, dazu ist es jetzt zu spät, aber ich heiße sie auch nicht gut. Daher möchte ich auch auf diesen Titel hin dem Kolleg jene 1000 fl. nicht nachlassen, welche Ew. Hochwürden erwähnen; eher werde ich diese Summe ihnen schenken wegen der Auslagen, die das Münchener Kolleg für unsere Flüchtlinge aus Österreich zu machen hatte." [2])

In Fällen wirklicher Bedürftigkeit zeigte P. Truchseß stets ein weites Herz und eine freigebige Hand. Von den vielen Beispielen, die sich aus den „Grueberbriefen" nachweisen ließen, sei hier nur eines herausgegriffen. Von Eichstätt aus benachrichtigt er am 14. Mai 1683 den Prokurator: „Ich bin gern bereit, dem Ansuchen der Rektoren von Eichstätt und Trient, die um Nachlaß ihrer Schulden bitten, zu willfahren. Kein Kolleg ist der Hilfe bedürftiger als Trient." [3])

Für seine Untergebenen war P. Truchseß nicht so sehr der gestrenge Vorgesetzte als der treubesorgte Vater, der stets das Glück und Wohlergehen seiner Söhne vor Augen hat und ihnen die schweren Opfer ihres Berufes nach Möglichkeit zu erleichtern trachtet. Hier einige Proben aus seiner Korrespondenz. „Die Unsrigen in Burghausen", schreibt er am 13. November 1683, „bedürfen dringend einer neuen Küche, eines neuen Refektors und eines heizbaren Rekreationszimmers, denn das alte macht die Leute ganz melancholisch. Sobald es daher irgendwie angängig ist, soll ihnen eine Unterstützung dafür gewährt werden." [4])

Seine wirkliche Herzensgüte offenbart sich auch in dem folgenden Briefe (13. Mai 1684): „Der gute P. Prokurator

---

1) Ebd. 2) Ebd.
3) M. R. Jes. 333. 4) Ebd.

in Mindelheim ist so voller Angst und Sorgen wegen der Schulden vom letzten Jahre, von denen er mir ein langes Verzeichnis geschickt hat, daß er deshalb ganz krank geworden zu sein scheint. Um ihn etwas zu trösten und aufzumuntern habe ich ihm Hoffnung auf eine Unterstützung aus der Gugler'schen Erbschaft gemacht. Ich habe aber den Rektor gemahnt, angesichts dieses Standes der Finanzen die größte Sparsamkeit walten zu lassen und zu überlegen, ob man die Gewohnheit beibehalten solle, den Magistri und Laienbrüdern täglich einen Becher Wein als Tischtrunk zu geben." [1])

Die jüngeren Ordensgenossen auch wissenschaftlich zu fördern, war dem Provinzial ein wirkliches Herzensbedürfnis, für das er keine Auslagen scheute. „Da unsere Rhetoriker in Augsburg nicht hinreichend mit Büchern versehen sind und mir ihr Fortschritt sehr am Herzen liegt, so möchte ich gern etwas zum Ankauf der notwendigsten Bücher beitragen, vorläufig jedoch nicht mehr als 50—60 fl." (13. Nov. 1683.) [2])

Als Oberer lag dem P. Truchseß die strenge Verpflichtung ob, für die Aufrechterhaltung der Ordensdisziplin zu sorgen und alle Verstöße gegen die Regel zu ahnden. Wie gut er es verstand, Klugheit und weise Mäßigung mit den Forderungen der Gerechtigkeit zu vereinen, zeigt uns folgende Stelle aus einem Briefe vom 3. Sept. 1685: „Ich bin entrüstet darüber, daß sich P. Moll so lange zu Passau und Linz aufgehalten, besonders aber, daß er auch noch nach Salzburg gereist ist. Ich hatte schon eine Strafe für ihn bestimmt, weil ich jedoch befürchtete, er möchte sich allzusehr darüber aufregen, wollte ich die Entscheidung dem Rektor und dessen Konsultoren überlassen. Da ich jetzt vernehme, daß die Unsrigen in München wie in Österreich über sein Benehmen äußerst ungehalten sind, halte ich es für notwendig, daß dem P. Adam eine Refektorbuße auferlegt werde, was ich auch dem Rektor mitteilen werde." [3])

Die wenigen hier mitgeteilten Züge aus des P. Truchseß

1) M. R. Jes. 333. 2) Ebd.
3) M. R. Jes. 333.



Verwaltungstätigkeit lassen es leicht begreiflich erscheinen, daß er sich bei Untergebenen wie Vorgesetzten eines großen Ansehens erfreute. Als er beim Rücktritt von seinem Amte den General für die begangenen Fehler um Verzeihung bat, antwortete dieser in einem Briefe, der ebenso ehrenvoll ist für den zurücktretenden Provinzial wie für die von ihm verwaltete oberdeutsche Provinz: „Da ich aus Ihrer Provinz bisher nur großen Trost empfangen habe, so ist es mir vollständig klar, daß ich denselben der Sorge und Wachsamkeit Ew. Hochwürden verdanke. Ich wüßte darum auch nicht, was ich Ihnen verzeihen sollte, im Gegenteil habe ich allen Grund, Ihnen meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank abzustatten. Es ist mein innigster Wunsch, daß die Übernahme Ihres neuen Amtes in gleicher Weise zu Ihrem und unserem Glück gereichen möge. Darum, herzlichste Gratulation und des Himmels reichsten Segen! Ich empfehle mich dem hl. Opfer Ew. Hochwürden." [1])

Das vom General erwähnte neue Amt hatte P. Truchseß am 3. März 1686 angetreten, als er zum zweiten Male das Rektorat des Münchener Kollegs übernahm.[2]) Seiner Wirksamkeit in dieser Stellung war indes nur eine kurze Dauer beschieden. Am 12. Dez. desselben Jahres wurde P. Noyelle durch einen frühzeitigen Tod im besten Mannesalter dahingerafft. Unter den Wählern, welche die oberdeutsche Provinz zur Generalkongregation (21. Juni bis 7. Sept. 1687) entsandte, befand sich wiederum P. Truchseß. Bei der Wahl des neuen Ordensobern war die Zahl der Stimmen für den Rektor des Münchener Kollegs beständig gestiegen (13, 17, 24) und es schien, als ob er zum Haupte der Gesellschaft ausersehen sei.[3]) Mehrere Patres glaubten indes, daß es mehr dem Wunsche des Papstes entspreche, wenn der Spanier Thyrsus Gonzalez

1) Rom, 9. März 1686. Orig.-Reg. Ad. Germ. Sup. XI (1684—1701) 43 v.

2) M. R. Jes. 204.

3) Narratio de electione P. Thyrsi Gonzalez 1687. Von P. Wals an P. D. (Wien, Staatsarchiv, Geistl Akten 418). Acta Congreg. gen. XIII.

Ordensgeneral werde, und so wurde dieser im dritten Wahlgang am 6. Juli 1687 mit 48 von 86 Stimmen gewählt, nachdem der spanische Assistent und P. Caneda, der Prokurator der spanischen Assistenz in Rom, die Versicherung gegeben hatten, derselbe werde als General die Probabilismusfrage ruhen lassen.[1]) Um jedoch P. Truchseß ihr Vertrauen zu bekunden, bestimmte ihn die Generalkongregation zum Assistenten für Deutschland. Es war nicht das erstemal, daß er für dieses Amt in Frage kam. Schon bei der früheren Assistentenwahl (1682) waren mehrere Stimmen auf ihn gefallen, aber die Mehrheit entschied sich damals für den als Dichter und aszetischen Schriftsteller bekannten P. Nikolaus Avancini.[2]) Nach dessen Hinscheiden hatte P. Noyelle bereits beschlossen, Truchseß zum Nachfolger zu ernennen, als der unverhoffte Tod des Generals diesen Plan zunichte machte.[3])

Die neue Würde sollte für P. Truchseß eine Quelle vieler Leiden und Widerwärtigkeiten werden, indem sie ihn in den damals innerhalb des Ordens einsetzenden Probabilismusstreit verwickelte. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Streitigkeiten an dieser Stelle auch nur flüchtig zu skizzieren, nur soviel sei gesagt, als zum Verständnis der folgenden Ausführungen notwendig erscheint.[4]) Nicht zufrieden mit dem 18. Dekrete der 13. Generalkongregation, welches den Theologen der Gesellschaft sowohl den Probabilismus, wie auch den Probabiliorismus zu lehren gestattete, versuchte der neue General dem Orden seine Lehrmeinung als ausschließliche Ordensdoktrin aufzudrängen und ließ zu diesem Zwecke in Dillingen ein Werk drucken, in dem

1) P. Gonzalez an P. Fried. Wolff in Wien. 21. Februar 1693. Epistulae Nostrorum 41 (1689—1695) 107 f. Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten I 131 f.

2) M. R. Jes 353.

3) Elog. defunct.

4) Eine ziemlich vollständige, wenn auch einseitige Darstellung dieser Vorgänge nebst wertvollem Quellenmaterial bietet Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche I 120 ff. Die Akten in München, Reichsarchiv, Jes. 330 a, 353 und 353 a, gedruckt bei Döllinger-Reusch II.

er den in der Gesellschaft bisher allgemein angenommenen Probabilismus aufs schärfste bekämpfte.[1]) Da die Schrift, die den Titel trug: Tractatus succinctus de recto usu opinionum probabilium, ohne Ordenszensur und ohne Druckerlaubnis des Magister Sacri Palatii erschienen war, untersagte der Papst am 19. Juni 1692 auf eine Anregung der Assistenten hin ihre Veröffentlichung, bis die nächste Prokuratorenkongregation die Frage entschieden habe, ob die Schriften des Generals der Ordenszensur zu unterbreiten seien oder nicht.[2]) Allein Gonzalez gab nicht Ruhe. Mit Beihilfe guter Freunde gelang es ihm, die Aufhebung des päpstlichen Verbotes zu erwirken.[3])

---

1) P. Gonzalez an P. Furtenbach. Rom, 7. Juli 1691. Epp. NN. 41 (1689—1695) 263 ff.

2) Zur Entscheidung dieser Angelegenheit war die Prokuratorenkongregation nicht zuständig ohne besondere päpstliche Ermächtigung. Sie hatte nur zu bestimmen, ob vor dem Jahre 1696 eine Generalkongregation stattfinden solle, auf der dann über das Buch des Generals und die damit zusammenhängenden Fragen eine Entscheidung getroffen werden konnte. Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten I 164.

3) P. Gonzalez an den österreichischen Provinzial. 21. Febr. 1693. „Postquam ergo Va. Ra. sinopsin legerit, adeat Augustissimum Caesarem et humiliter precetur, ut Sua Maiestas melius informata mandet suo Romae Oratori, ut significet Pontifici, se valde desiderare, ut Sua Sanctitas mandet Assistentibus, ut rem hanc componant intra domesticos parietes efficiendo, ut salva tota substantia doctrinae et abscissis (?) accidentibus, quae offendere possint, liber prodeat in lucem, vel mandet Oratori, ut vocet ad se Assistentem Germaniae ipsique edicat, gratissimum futurum Suae Maiestati, si controversia haec intra nos componatur et Assistentes descendant ad conditiones sibi oblatas a Generali. Hoc agat Va. Ra. secreto.“ Epp. NN. 41 (1689—1695) 97.

P. Gonzalez an P. Friedrich Wolff. 20. Juni 1693. Seine Gegner suchten die Angelegenheit bis zur Prokuratorenkongregation hinauszuziehen... „Unde eo debet colimare studium Vae. Rae., ut Augustissimus Imperator urgeat, ut ante Congregationem Procuratorum liber correctus supponatur novo praelo in ea forma, quam proposui Vae. Rae.“ 9. Maii. Epp. NN. 41 (1689—1695) 116.



Nach mancherlei unangenehmen Zwischenfällen und vielen Umarbeitungen erschien das Buch zu Anfang des Jahres 1694 in Rom unter dem Titel: Fundamentum theologiae moralis i. e. tractatus theologicus de recto usu opinionum probabilium.[1]) Die Art und Weise, wie Gonzalez diese ganze Angelegenheit betrieb, verursachte zwischen ihm und seinen Assistenten eine langwierige Kontroverse, die sich auch auf weitere Kreise innerhalb und außerhalb des Ordens ausdehnte. Die Schuldfrage mag hier unerörtert bleiben; das müssen aber auch die eifrigsten Verteidiger des Generals einräumen, daß die Hartnäckigkeit, mit der er auf seinen Ansichten und Plänen beharrte, öfters die Klugheit vermissen ließ, und daß er sich zur Erreichnng seiner Zwecke zuweilen solcher Mittel bediente, die nicht schlechtweg als einwandfrei bezeichnet werden können. Wenn P. Truchseß bei diesen Vorgängen am meisten hervortritt, so ist das ganz naturgemäß, weil ein Teil derselben sich in der von ihm vertretenen Assistenz abspielte. Auch dürfte Truchseß wohl der geistig bedeutendste unter den damaligen Assistenten gewesen sein.[2]) Erst durch die im Jahre 1696 ab-

P. Gonzalez an den Beichtvater der Königin von Spanien 1. Aug. 1693. „Per litteras R. P. de Truxillo mihi innotuit, quantum debuerim zelo et prudentiae Vae. Reverendissimae Paternitatis in negotio libri de recto usu opinionum probabilium. . . . Enixe precor Vam. Rmam. Paternitatem ut me humillime prosternat ad pedes Serenissimae Reginae nostrae eique impensissime gratias agat meo nomine meo pro officiis praestitis in causa tanti momenti, in qua de salute agitur animarum; quo in negotio imitata est zelum et prudentiam Augustissimae Imperatricis, sororis suae, et secuta est iudicium Augustissimi Caesaris. Deus erit remunerator et remuneratio tam egregii operis.“ Epp. NN. 41 (1689—1695) 545.

1) Sommervogel, Bibliothèque III 1595 ff.

2) Ter Haar, Das Dekret des Papstes Innozenz XI. über den Probabilismus (1904) 103 Anmerkung. Vgl. Arndt, De conciliationis tentamine nuper iterato inter Aequiprobabilistas et Probabilistas. Romae 1902. P. Gonzalez selber bezeichnet in einem Briefe an P. Willi vom 17. Nov. 1691 den P. Caneda, in einem Schreiben



gehaltene 14. Generalkongregation wurde der Zwist, der zur Absetzung des Generals zu führen drohte, innerhalb der Gesellschaft, wenn nicht völlig beigelegt, so doch in ruhigere Bahnen gelenkt.[1])

Die ebengenannte Versammlung war die erste und einzige sogen. Congregatio novennalis, die auf Grund des Dekretes Innocenz X. vom 1. Januar 1646 zusammentreten mußte, um u. a. auch neue Assistenten zu wählen. Da die bisherigen nicht wiederwählbar waren, so war damit für P. Truchseß die Zeit gekommen, von Rom zu scheiden und in seine Ordensprovinz zurückzukehren. Eine auffallende Tatsache ist es nun, daß in den Jahreskatalogen der oberdeutschen Provinz von 1697—1706, also während der ganzen Zeit vom Schluß der Generalkongregation bis zum Tode von P. Gonzalez (27. Okt. 1705) hinter dem Namen des P. Truchseß niemals ein Amt verzeichnet ist, ganz entgegen der sonstigen Sitte.[2]) Dieser auffällige Umstand läßt die Angabe des Nekrologes[3]) und der Chronik Pappenheims,[4]) als habe der abtretende Assistent aus Demut das ihm angebotene Münchener Rektorat abgelehnt, mindestens sehr zweifelhaft erscheinen, und für die Nachricht Steinhubers,[5]) daß Truchseß die letzten 17 Jahre seines Lebens in verschiedenen Ämtern in Deutschland zugebracht habe, dürfte sich schwerlich ein Beleg beibringen lassen. Die Vermutung legt sich nahe — und es würde ganz dem Charakter von Gonzalez und seiner Regierungstaktik entsprechen —, daß er seinen bisherigen Gegner auf die eine oder andere Weise kaltstellen ließ. Eine indirekte Bestätigung erfährt diese Annahme durch die andere ebenso auffällige Tatsache, daß in dem ersten nach des Gonzalez Tode herausgegebenen Kataloge 1706/1707 P. Truchseß als

an P. Friedrich Wolff vom 21. Febr. 1693 den P. Truchseß als seinen Hauptgegner. Epp. NN. 41 (1689—1695) 75. 107. Nach einem Briefe des Generals an P. de la Chaise (9. März 1694) hatte Kardinal Aguirre den letzteren beim König von Spanien als Urheber des Sturmes verdächtigt. Epp. NN. 40 (1693).

1) Kirchenlexikon VI 1396.

2) M. R. Jes. 199. 3) M. R. Jes. 197. 4) II 378.

5) Germanicum I 441.

Consultor Provinciae, somit in einer hervorragenden Vertrauensstellung erscheint.[1]) Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir darin eine Art Genugtuung erblicken, welche der neue Ordensobere und die oberdeutsche Provinz ihrem ehemaligen hochverdienten Provinzial schuldig zu sein glaubten.

Von Alter und Krankheit gebrochen, war P. Truchseß nur mehr zwei Jahre imstande, seine großen Talente und reichen Erfahrungen dem Wohle seiner Ordensprovinz widmen zu können. Vom Jahre 1708 ab wird er im Katalog nur noch als valetudinarius (krank) aufgeführt.[2]) Eine lange Leidenszeit war ihm beschieden. Erst nach fünf Jahren, am 25. Januar 1713 löste der Tod die letzten Fesseln, die ihn noch mit dieser Erde verknüpften.

Trotz der 27 Jahre, die P. Truchseß im Ausland zubrachte, wußte er sich auch in der Ferne deutsches Denken und Fühlen zu bewahren. Auf eine Schilderung von den Greueln der Franzosen in der Pfalz, die ihm Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels nach Rom gesandt hatte, antwortete er am 2. Juli 1689 im Gefühle tiefster Erbitterung: „Mit großem Abscheu haben wir hier die Nachricht von der Zerstörung so vieler Städte und von der Verheerung so vieler und reicher Länder vernommen. Das gleiche Schicksal steht für Lothringen und Elsaß zu befürchten, wenn unsere Heere heranrücken. Hat man je eine solche Raserei gesehen? Es sei Furcht, behaupten einige. Keinesfalls ist das ein hinreichender Grund, diese Art von Kriegsführung zu entschuldigen, die man nicht mehr christlich, ja nicht mehr menschlich nennen kann. Armes Speier, wo sich die Asche unserer alten Kaiser und die der ganzen Stadt miteinander mischten! Über diese Untat wird gegenwärtig dahier eine scharfe Satire verbreitet, die den Titel trägt: „Galliae Regi Ludovico XIV. Magni cognomentum, quod immerito usurpaverat, gentium omnium consensione abrogatum, Immanis, quo dignus est, inditum.“ [3])

---

1) M. R. Jes. 199. 2) M. R. Jes. 199.

3) Kratz, Landgraf Ernst v. Hessen-Rheinfels und die deutschen Jesuiten S. 79.

Steinhuber schließt seinen Bericht über P. Truchseß mit den schönen Worten: „Er war ein Mann von feiner Bildung, gründlichem Wissen, ein bedeutender Prediger in deutscher wie in italienischer Sprache, aber vor allem ein Ordensmann von seltener Klugheit, Demut und kindlicher Frömmigkeit.“ [1]) Dieses Lob ist vollauf verdient. Obwohl Truchseß der Ratgeber vieler Fürsten und Herren war, obwohl ihn seine Zeitgenossen vielfach als den Pallavicino Deutschlands feierten, so blieb er doch stets der schlichte, bescheidene und demütige Religiose, der niemals von seiner Herkunft und seiner vornehmen Verwandtschaft sprach, und der die Unterhaltung immer auf einen anderen Gegenstand lenkte, wenn zufällig das Gespräch darauf kam. Nicht als ob ihm seine Familie und deren Schicksal gleichgiltig gewesen wäre. Er unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit seinen Verwandten und wurde bei allen wichtigen Vorfällen oft und gern zu Rate gezogen. [2])

Nach München zurückgekehrt lebte P. Truchseß dort in äußerster Zurückgezogenheit, nur mit Gott und dem Heile seiner Seele beschäftigt. Von den Fehlern anderer sprach er nie. Eine wahre Scheu hatte er vor allen Ausnahmen, niemals verlangte er etwas besonderes für sich. Bis zu seinem 80. Lebensjahre erhob er sich jeden Morgen pünktlich um 4 Uhr gleich den übrigen Hausgenossen von seinem Lager. So lange er noch den Fuß vor sein Zimmer setzen konnte, beteiligte er sich regelmäßig an den öffentlichen Geißelungen im Refektor. Als ihn dann die Krankheit Jahrelang an sein Zimmer fesselte, vernahmen die Besucher nie ein Wort der Klage von seinen Lippen. Selbst von Gicht gelähmt, ließ er sich auf einem Fahrstuhl zu seinen kranken Mitbrüdern bringen, um sie zu trösten und aufzumuntern. Kurz vor seinem Tode mußte der Laienbruder, der ihn bediente, in seiner Gegenwart einen großen Stoß von Schriften in den Ofen werfen, darunter fast seine gesamte

1) Germanicum 1² 441.

2) Diese Korrespondenz, welche sich im Fürstl. Wolfeggschen Familienarchiv befindet, wird voraussichtlich von anderer Seite zur Darstellung gebracht werden.

Korrespondenz und seine mit peinlicher Sorgfalt ausgearbeiteten Predigten, deren Verlust man allgemein bedauerte.[1])

Alle, die dem P. Truchseß in seiner letzten Lebenszeit näherzutreten das Glück hatten, erklärten, daß ihnen dieser Mann niemals größer vorgekommen sei als gerade damals, als er der Welt und sich selbst abgestorben, nur Gott allein lebte.[2]) Da zeigte sich sein durch die Tugend geläuterter und verklärter Charakter in seiner ganzen Größe und Erhabenheit. „Sein Angedenken verblieb in Segen nicht nur in Deutschland, sondern auch zu Rom, solang der Orden der Jesuiten bestand, und sein Bild wurde zu München in dem Zimmer, das er bewohnt hatte, in Ehren aufbehalten.“ [3])

XLIII.

Dr. Heinrich Hansjakob 1837—1916.

Von Dr. J. Karl Kempf in Karlsruhe (Baden).

(Schluß).

Ein ungarischer Minister hatte auf seinem Schreibtisch den Spruch vor seinen Augen: „Bezähme deine Zunge, und es wird dir viel Ärger erspart bleiben“, und Molière schrieb: „Mitunter ist es gut, wie's uns auch widerstrebt, daß wir verbergen, was uns tief im Busen lebt“. Das hat aber unser Hansjakob am wenigsten fertig gebracht. Die Tugend der Klugheit vermißt man an ihm nicht selten. Die ungesuchte, offene und gewiß auch ehrliche Art, wie er erzählte, hat wohl da und dort Widerspruch und Anstoß erregt, ihm aber auch Freunde, eine große

1) Eine Predigt, die er bei Gelegenheit der Fußwaschungsfeier vor dem Papst und den Kardinälen gehalten hatte, wurde gegen seinen Willen veröffentlicht und erntete großes Lob von der französischen Akademie. Ihr Titel lautet: Cristo riconnosciuto et onorato ne poveri.

2) Elog. defunct.

3) Pappenheim, Chronik der Truchsessen II 379.



Gemeinde von Verehrern erworben. Selbst bei dem zarten Geschlechte, den „Wibervölkern“, das er in seinen Schriften oft wenig kavaliermäßig, ja sogar unzart behandelt, fand er eine zahlreiche Anhängerschaft.[1]) Das Bemängeln moderner Zustände war Hansjakob zur zweiten Natur geworden und doch, das bin ich aus meiner Erfahrung mit ihm sicher, hat er es nicht immer so gemeint, wie er es in seinem Gedankenfluge aufs Papier brachte. Hansjakob arbeitete sehr rasch und überlas oft das Geschriebene nicht mehr.

Wenn auch im Urteile und in der Auffassung manchmal naiv, schief und wenig tiefgründig, betätigte Hansjakob doch im allgemeinen Scharfblick und eine Toleranz, die ihm Ehre macht. Er war eine wahre Dichternatur mit einem offenen, klaren Auge. Mit reicher Phantasie ausgestattet, veranlagt und sehr gewandt in der Handhabung der Sprache, war es ihm ein Leichtes, dem Leser Sentenzen darzubieten, die ihn überraschen oder fesseln. Man bekommt von ihm den Eindruck: Nihil humani a me alienum puto. Hansjakob war ein Naturpoet im vollen Sinne des Wortes. Seine Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, seine große Leichtigkeit Zustände anschaulich zu schildern und mit passenden Bildern und historischen Überlieferungen zu schmücken, erregt Bewunderung.

Nicht gerade Sanftheit des Charakters war es, die anzog, aber wenn er in guter Laune war und nicht seinen Grillen nachhing, hielt seine lebhafte Unterhaltung, in der er mehr fragte als mitteilte, einen fest.

Der Begriff, den sich hervorragende Männer von ihrem Wert bilden dürfen, veranlaßte auch Hansjakob sich für etwas

1) Noch in seinen alten Tagen konnte Hansjakob im persönlichen Verkehr mit Damen den Liebenswürdigen spielen; denn vor einigen Jahren hat er von jenen „Wibervölkern“ aus Bayern, die mit ihm von seinen „Sonnigen Tagen“ (1905) an der schönen, blauen Donau bekannt wurden, Besuch erhalten und sie auf den Vogtshof im Harmersbachtale, den Schauplatz der besten und echtesten Hansjakobischen Dorferzählung — „Der Vogt auf Mühlstein“ — begleitet.



zu halten und anderen den Kopf zurecht zu setzen. Niemals aber wird er roh, und wenn er wild wird und noch so wuchtig dreinschlägt, so bleibt er uns trotz seiner da und dort in seinen Büchern auftretenden Widersprüche doch eine sympathische Erscheinung. Sein köstlicher Humor und Mutterwitz versöhnen wieder; denn die echt humorvolle Art, womit er das Leben seiner Helden schildert, teilt sich auch den Lesern mit und versetzt sie in eine heitere Stimmung. In dieser Hinsicht war er ein praktischer Philosoph. Hansjakob war keiner, der Worte und Beispiele anderer brauchte. Wohl ging auch er auf die Stoffjagd, so oft sich ihm nur Gelegenheit bot, wie er als früherer Waidmann mit der Flinte im Arm die Hasen- und Rehjagd nicht versäumte. Er drang in das Kleinleben der Bauern ein, das in ihm einen der meisterhaftesten Schilderer fand. Nichts von sensationellen Bankerotten, Ehescheidungen, verführten Töchtern, Mord, Diebstahl und Vergiftungen bringt er, sondern er schildert seine Bauernhelden, wie sie leibhaftig lebten und wirkten. —

Die elegische Stimmung Hansjakobs, der er so oft in seinen Werken Ausdruck verleiht, wurzelt in dem Heimweh nach seiner paradiesischen und poesievollen Jugendzeit, nach jenen gemütlichen, zufriedenen und anspruchslosen, von Kulturplagen unbeschwerten Menschen jener Zeit, nach jenen heimatlichen Charakteren, die er uns in den „Wilden Kirschen" und „Schneeballen" so meisterhaft dargestellt hat. Sein Mitempfinden als Sohn des urwüchsigen Volkes, denn seine Vorfahren waren alle Handwerker und Gewerbetreibende, führt ihn, und damit ähnelt er Tolstoi, immer wieder zurück in die einfachen, natürlichen und gesünderen Verhältnisse des Landlebens. Und dieses Landleben, in das Hansjakob mit seinem Scharfblick und seiner Sachkenntnis tief eindrang, verherrlichte er in seinen Bauernmodellen, die er dem gebildeten Teile als wohlgelungene, Seele atmende, unverwischbare Kulturbilder vorführt. Aus dieser Stimmung heraus entsprossen seine Volks- und Dorfdichtungen und deshalb muß er, trotz seiner idealen Auffassung für sein liebes Bauernvolk, in die Klasse der realistischen Dorfdichter



eingereiht werden. Am nächsten kommt Hansjakob dem Schweizer protestantischen Pfarrer und Volksdichter Jeremias Gotthelf. Hansjakob mit Anzengruber oder Rosegger zu vergleichen, halte ich für verfehlt. Die Weltanschauung der beiden ist grundverschieden von der Hansjakobs. Bei ihm herrscht religiöse und kirchliche Überzeugung, er ist also trotz seines politischen Freisinns konservativ, und dort herrschen Freigeisterei und verschwommene religiöse Ansichten.

Hansjakob gehörte nicht zu den zünftigen Schriftstellern. Wie sonst, ging er auch hier seine eigenen Wege. Er schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war und bekümmerte sich nicht um die geschlossene Kunstform. In wenig Strichen, wie ein guter Maler die Natur nachahmt, zeichnete er mit seinem geschärften Auge Skizzen und Momentbilder von unvergleichlicher Naturtreue. Er wollte kein Kunstschreiber und kein Schönfärber sein, und doch schaut in seinem eigen gebildeten Stile überall der Künstler heraus.

In der Einleitung zu seiner Dichtung „Der Leutnant von Hasle" (1903) sagt Hansjakob: „Ich nenne sie absichtlich eine Erzählung und nicht etwa einen geschichtlichen Roman. Ein solcher ist eine Kunstleistung und die steht mir fern. Wie ein alter, einsamer Buchfink, auf einem stillen Tannenast sitzend, sein Lied komponiert und singt, wie es ihm aus der Kehle dringt, ohne sich zu kümmern, ob es der Harmonielehre oder dem Kontrapunkt entspricht, so erzähle ich meine Geschichten."

Nicht immer erfuhr Hansjakob die Wertschätzung in den Fachkreisen, weil eben seine Schriften selbst sehr ungleichen Wert haben. Neben ganz vorzüglichem befindet sich auch geringes, ja selbst unbedeutendes Erzeugnis. Es hat oft beinahe den Anschein, als wollte Hansjakob unbedingt etwas auf den Markt bringen. Er war übrigens so ehrlich, einzugestehen, daß nicht alles gut sei, und illustrierte es mir gegenüber, als ich ihn einmal in seinem Dichterheim „Kartause" besuchte, mit den Worten: „Hat ein Schriftsteller einen Namen, so kann er auch weniger Gutes verzapfen. S'ist gerade wie beim Bäcker, der



mal auch schlechtes Brot backt, seine guten Kunden bleiben aber nicht weg, sie essen auch das mangelhafte Brot."

„Wilde Kirschen" ist das erste Werk Hansjakobs auf dem Gebiete der Dorfliteratur, und gerade mit diesem Werk war die Zeit gekommen, wo er seiner Erzählergabe sich selbst gewahr wurde, sich seine weiteren Verhältnisse selbst schuf und den Grund zu seinem Schriftstellerrufe legte. Seine Vorlagen zu dem Buche waren ihm die von Kindheit an bekannten Handwerker und Bürger seines Heimatstädtchens Haslach, und diese Originalgestalten wollte er „nicht unbeschrieen aus der Welt gehen lassen". Mit diesen Personen lebte und verkehrte Hansjakob als Altersgenossen, oder er verfolgte mit reger Teilnahme die Schicksale und Erlebnisse älterer oder jüngerer Originalhaslacher. In den „Wilden Kirschen" tritt auch zum ersten Mal jene Eigenart der Erzählung auf, die ohne dichterische Schminke nur der Wirklichkeit und dem wahren Volksleben nachgeht. Die Darstellung Hansjakobs ist daher frisch und wahr, fern von allem barocken Gigerltum des Stils. Viele Gedanken hat er scharf geprägt.

Wenn ich heute in den „Wilden Kirschen" lese, so treten mir als Mithaslacher jene Gestalten, die zum größten Teil noch während meiner Jugendzeit lebten, lebhaft vor meine Augen, es ist mir, als ständen sie in nackter Wirklichkeit vor mir. So der Nagler Valentin, der Hieverreck, der Kritisch Hans, der Stadtbaumeister Jöck mit seiner gewählten Sprache, der Sattler Sandhas, der Philosoph, der Närrisch Maler, den wir Buben manchmal ärgerten, Sieferts Rudolf, ein kreuzbraver Mann, der heute noch, und zwar als Postsekretär a. D., in Freiburg (Breisgau) in geistiger Frische lebt und immer noch dichtet und Erfindungen macht, sodann der Trompeter Christian, der Amerikaner, Stubenwirts-Aloise, der Tauben- und Vogelhändler und andere.

Man wird mich vielleicht fragen: Entsprechen denn die Schilderungen Hansjakobs auch der Wirklichkeit? Ich kann getrost mit einem „Ja" antworten. Es sind Skizzen von so großer Naturtreue und Lebenswahrheit, wie sie nur ein Künstler,



der mit Leib und Seele bei der Sache ist, hervorzuzaubern vermag. Allerdings waren jene Modelle keine Engel, manch einer davon hatte „Dreck am Stecken“. Immerhin waren es dabei gut ausgewählte Originale, wert, für die späteren Generationen registriert zu werden; ob nun Hansjakob den einen oder anderen seiner Freunde besser hingestellt hat, als er in Wirklichkeit war, tut nichts zur Sache.

Das Sprichwort: de mortuis nil nisi bene soll nicht außer Geltung gesetzt werden, aber es wäre nur ein einseitiges Bild vom Leben des seltenen Mannes Hansjakob, wenn wir nicht auch versuchten, in sein Seelenleben einzudringen. Weil wir alle Menschen und keine Engel sind, haben wir unsere angeborenen und anerzogenen Fehler, und Hansjakob war gewiß nicht davon ausgenommen.

Sehr früh, noch nicht 28 Jahre alt, rückte Hansjakob in die selbständige und leitende Stelle als Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut und nachher in die Pfarrstelle zu Hagnau ein. Unmittelbare Vorgesetzte, auf die der jüngere Akademiker in anderen Berufen Rücksicht nehmen muß, gab es also bei Hansjakob nicht. Seinen freiheitlichen und ungezwungenen Gefühlen konnte er vollen Ausdruck geben, und da stoßen wir auf das Fehlen der Unterordnung und des erzieherischen Elements, ein Mangel, der durch sein ganzes Leben hindurchzieht.

Es wäre ein vieles Hin und Her vermieden worden, wenn Hansjakob sich mehr Zurückhaltung und Selbstverläugnung auferlegt hätte. Ja, der Inhalt manches seiner Bücher würde mehr ansprechen und den Leser mehr befriedigen, wenn er in seinen Abschweifungen (Schlenkern) sich nicht in oft unhaltbarer Kritik und anfechtbaren Behauptungen gefallen hätte. Von der Eigenart Hansjakobs, wie er über kirchliche Dinge spricht, ohne aber seiner Kirchlichkeit nahe zu treten, muß gesagt werden, daß er dadurch nicht wenig Ärgernis bei guten Katholiken gegeben, was er als Priester hätte vermeiden müssen.

Sehr stark wurde Hansjakob nach Erscheinen seines Buches „Allerseelentage“ im Jahre 1912 angegriffen. Es ist wahr, gerade in diesem Buche, das bedeutende Mängel zeigt, und be=



sonders durch seine Art über katholische Amtsbrüder, hoch- und niedergestellte, zu urteilen, hat er viel Widerspruch erzeugt, der seine Widersacher in den Schützengraben und zu einem Vorstoß gegen ihn rief. So vertritt Hansjakob in seinem „Allerseelentage“ den ungeheuerlichen Satz: „Ein gebildeter Mensch ist ein unglücklicher Mensch, wenn er sich das Denken nicht gänzlich abgewöhnt.“

Wir wollen einen gewiß unverdächtigen Zeugen, den Schriftsteller Otto Hörth von der Frankfurter Zeitung, der Hansjakob zeitlebens sehr nahe stand, anführen, der in Nr. 220, III. Morgenblatt, vom 10. August 1912, also schrieb: „Hansjakob ist eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit. Sein „Ich“ ist das Zentrum seiner Welt; nicht wie die Dinge, die Verhältnisse und die Menschen an sich sind, sondern wie sie auf ihn wirken, ist ihm die Hauptsache. Da aber die Dinge nicht vollkommen sind und der Mensch sie nur selten und in ganz geringem Maße nach seinem Wunsch und Willen gestalten kann, so gibt es viele Unebenheiten und Widerwärtigkeiten, unter denen am empfindlichsten jener leidet, dessen Welt in seinem Ich, in seinem Fühlen und Wünschen aufgeht. So auch Hansjakob. Er liegt in fortwährendem Kampf mit der „Tücke des Objekts“, wie Fr. Th. Vischer die hartnäckige Eigenschaft der Dinge, sich nicht nach uns zu richten, genannt hat, und unaufhörlich hat er zu klagen und zu jammern. Am meisten wurmt ihn die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des menschlichen Lebens; er zitiert die Aussprüche aller Pessimisten vom Prediger Salomon bis zu Leopardi und Schopenhauer; er trauert um das verlorene Jugendglück und schwelgt förmlich in trübseligen Betrachtungen an dem Grabe, das er sich selbst im voraus zubereitet hat. Das ist etwas mehr an unerquicklicher Allerseelenpredigt, als der normal angelegte Leser vertragen kann. Man könnte dem Verfasser entgegenhalten: die Vergänglichkeit ist der natürliche Preis des Lebens; das eine ist nicht ohne das andere denkbar; wer das eine will oder hat, muß das andere in Kauf nehmen. Das alles geht nach ehernem Gesetze und da ist, wie Goethe



sagt, „nichts, was den Menschen verletze". Und was ist wertvoller als ein wohl vollbrachtes, gut angewendetes Leben?"

Man hätte meinen dürfen, daß Hansjakob mit zunehmendem Alter sich eine mäßigere Kritik angeeignet hätte. Dem ist aber nicht so, im Gegenteil, wir können feststellen, daß er gerade in seinen Büchern aus den letzten Jahren seines Lebens, wie in „Allerlei Leute und Allerlei Gedanken" und dann besonders in „Allerseelentage", heftiger wurde.

Ruhiger und gemäßigter, aber auch ernster und objektiver, aus patriotischem Herzen heraus, klingen seine Worte in dem uns vorliegenden letzten Broschürchen Hansjakobs vom Jahre 1916: „Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund."

Oft meint man beim Lesen dieses kleinen Buches, daß der Verfasser noch seine ungebrochene Schriftstellerkraft habe, und doch merkt der aufmerksame Leser, daß eine Wandlung der Seelenstimmung, die auf langsame Entkräftigung zurückzuführen ist, vor sich ging. Er kommt gleich im Anfang auf seine schlaflosen Stunden zurück und sagt: . . . „und ich beschäftige mich allermeist nur mit dem Krieg, seinen Ursachen und seinen Folgen"; und das ist der Inhalt der Broschüre.

Endlich wird er auch seinen verhaßten Preußen gerecht, und nach einigen spitzigen Vorbemerkungen über sie und über den Verlust seines Heckerhutes schreibt er Seite 38, 39 unter anderem: „Die Preußen haben schon in den Befreiungskriegen vor 100 Jahren das Beste geleistet", dann: „Moltkes Schule und das eifrige Lernen auch nach den Siegen schufen die deutsche Reichsarmee, die heute der ganzen Welt die Spitze bietet, sieghaft die Hauptlast des Weltkrieges trägt und ihren Verbündeten vom heiligen Land Tirol bis Konstantinopel mit Rat und Tat zum Siege hilft."

Hansjakob verweist in dieser Broschüre (S. 31) in Ansehung des Zwiespaltes, Widerspruchs, des Krieges und Kampfes auf Goethes Worte im Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen", und da kommen wir auf Hansjakob selbst wieder zurück, wenn wir



vorher von seiner Zweinatur sprachen. Verschiedene Male lesen wir in den Werken Hansjakobs, daß dieses oder jenes Buch nun das letzte von ihm sein soll.

Jeder Mensch, ob Schriftsteller, Künstler oder Staatsmann, ja, jedes Volk erreicht einen Höhepunkt, von dem es wieder abwärts geht. Hansjakob stand in der letzten Hälfte seines vierten Dezenniums, als er selbst sein Schriftstellertalent entdeckte, auf dem Höhepunkt. Er hat aber später den richtigen Zeitpunkt verpaßt, seine Feder niederzulegen, und es entstand manch Minderwertiges. Indes seine Gestalten in den Dorfgeschichten werden bleiben, wenn auch vieles andere von ihm den Weg alles Zeitlichen gegangen sein wird. Hansjakob hat nicht nur zur besseren Kenntnis der Volksseele wie kaum ein zweiter in den letzten 40 Jahren beigetragen (Vogt auf Mühlstein), sondern auch durch seine geschichtlichen Darbietungen, denen er im Rahmen der Landschaft einen lebendigen Hintergrund verleiht, verstanden, die Liebe zur Heimat zu erwecken und zu steigern. Auch um die Erhaltung alter, guter Volkssitten und insbesondere der schönen Trachten im Schwarzwalde hat er sich bleibende Verdienste erworben.

Wer Hansjakob nur aus seinen Büchern zu erkennen sucht, kommt nicht auf seine Rechnung. Seine ganze Eigenart, die Beurteilung seines „Ich" mit den Schrullen und Widersprüchen kann nur der richtig und gerecht darstellen, der seine Lebensumstände, Vererbung u. a. persönlich kennt. Im direkten Verkehr gab er sich oft anders, d. h. günstiger, in einem besseren Lichte, als er schrieb. Nicht selten verurteilte er die Angriffe auf die Zentrumspartei, obgleich er seit Jahrzehnten sich von der Politik ganz zurückgezogen hatte, anderseits aber liebäugelte er wieder mit Vertretern der Sozialdemokratie.

Immerhin muß Hansjakob zu den katholischen Schriftstellern gerechnet werden; denn sein hervorragendes Talent als Volksschriftsteller und Prediger hat er letzten Endes doch in den Dienst seiner gläubigen katholischen Überzeugung gestellt. So viel steht fest, daß Hansjakob ein besonderer Verehrer der Gottes-



mutter war. Ein Band seiner im Druck erschienenen Predigten gilt auch ihrer Verherrlichung.

Gern hat sich Hansjakob als armen Mann aufgespielt; er hat aber weder des Lebens Lust noch Wohlhabenheit verschmäht. Daß er nicht zu den schlechten Rechnern zählte, wissen wir, und wenn er auch nur noch, wie er mir einmal sagte, die gewöhnlichen vier Rechnungsarten verstand. Fleißiges Arbeiten, zusammenzählen und vervielfachen und nicht zuletzt der vom Großvater, dem Eselsbeck, ererbte gewisse kaufmännische Geist haben den ehemaligen armen Landpfarrer zum Villenbesitzer gemacht.

Im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart befinden sich 35 Schriften, von welchen 28 in 3 und mehr Auflagen erschienen sind, nämlich 8 in 3, 5 in 4, 7 in 5, 5 in 6, 2 in 7 und 1 (Wilde Kirschen) in 9 Auflagen. Bei dieser umfassenden Schriftstellerei muß Hansjakob als Inhaber einer sehr großen Pfarrei weiteste Rücksicht und Nachsicht von seiner Behörde zuteil geworden sein. Aber auch hübsche Einnahmen muß er erzielt haben. Wir freuen uns dessen, denn es ist nicht unbekannt geblieben, daß er für caritative, künstlerische und allgemeine Zwecke eine freigebige Hand hatte. Von seiner Anwendung des Bibelwortes: „Wenn du gibst, so soll die Linke nicht wissen, was die Rechte tut“, werden wohl arme Verwandte, dann der Sepp, der Landel, der Xaveri, der Toni und wie sie alle heißen, erfahren haben.

Seiner Heimatsgemeinde Haslach ließ Hansjakob in der umgebauten und erweiterten Stadtkirche eine prächtige Kanzel aus Sandstein und eine Gedenktafel aufstellen; auch hat er anläßlich seines 50jährigen Priesterjubiläums die aus dem 17. Jahrhundert stammende, arg vernachlässigt und baufällig gewesene Lorettokapelle beim alten Kapuzinerkloster, in der er hinter verschlossenen Türen im Beisein von nur 3 bis 4 zugelassenen Personen am 9. August 1913 seine Jubiläumsmesse hielt, auf seine Kosten schön instandsetzen lassen.

Mit zunehmendem Druck des Alters, der seine seelsorgerische Tätigkeit immer mehr hemmte, sah sich Hansjakob genötigt, im Spätjahr 1913 in den Ruhestand zu treten. Ur=



sprünglich dachte er daran, in Freiburg, in seiner liebgewordenen Kartause am Hirzberg seinen Lebensabend zu beschließen; aber es ging ihm wie der Muschel vom Meere, die ihre Herkunft nicht verläugnet und ihre Sehnsucht nach der Heimat fort und fort ertönen läßt. So entschloß sich Hansjakob noch in seinen alten Tagen, in Haslach, an der Berghalde des „Roten Kreuz", eine umfangreiche Villa im Schwarzwaldstil, die aber mehr einem großen Schwarzwaldwirtshaus gleicht, erbauen zu lassen. Noch im Herbste 1913 übersiedelte er dahin, und seine Landsleute begrüßten mit großer Freude seinen Wiedergewinn. Ihm zu Ehren nannte die Stadtverwaltung die Straße, an der die Villa liegt, „Hansjakobstraße".

Lange sollte aber dem greisen Volkspoeten der Genuß der trauten Heimat nicht beschieden sein. Auch in dieser herrlichen Gegend und ländlichen Ruhe wurden die Beschwerden seines Alters immer fühlbarer, und fast ganz war er im letzten Jahre seines Lebens auf sein künstlerisch, mit einer kleinen Erkerkapelle ausgestattetes Eigentum angewiesen, von dem er eine herrliche Aussicht auf das Kinzigtal und sein geliebtes Paradies Hofstetten genoß. Geistig noch durchaus rege und arbeitssam, nahm er weiter lebhaft an allen Ereignissen teil, und schwer lastete der schreckliche Weltkrieg auf seinem Dichtergemüte. Hansjakob mußte sich aussprechen, und so entstand noch im Frühjahr 1916 die schon erwähnte kleine originelle Broschüre: „Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund". Für ein letztes Werk „Feierabend" soll das Manuskript fast fertig sein.

Am weißen Sonntag wars, als ein Schlaganfall den alten Herrn aufs Krankenlager warf. Kapuziner waren zeitlebens seine Lieblinge und Schützlinge, und so sollte es auch ein Kapuzinerpater sein, den er sogleich herbeirufen ließ, der ihm den letzten Liebesdienst, die hl. Sakramente reichte.

Am 22. Juni löste sich der Geist des seltenen Mannes von diesem Erdendasein und am Sonntag, den 25. Juni, fand seine Beisetzung an seinem selbst gewählten Ort bei Hofstetten statt. Die Wahl seiner Ruhe entspricht ganz der Eigenart des



Dahingeschiedenen. In einem seiner Bücher schrieb er: „Seit einem halben Jahrhundert bin ich ein Einsamer und viele Menschen um mich machen mir Unbehagen, darum wäre mir der Gedanke, einmal unter vielen Toten ruhen zu müssen, sehr unsympathisch. Deshalb habe ich dem Einsamen eine einsame Grabstätte errichtet. Zudem will ich die anderen nicht stören. Es gibt Leute, die würden sich im Grabe herumdrehen, wenn ich neben sie zu liegen käme."

Ja, „droben stehet die Kapelle, schauet tief ins Tal hinab" und drin ruht nun einsam der mit großen Geistesgaben beliehen gewesene Priester und erfolgreiche Volkspoet, umrauscht von den Birken und Tannen seines heißgeliebten und verherrlichten Schwarzwaldes.

Quieti ab inquieto lautet seine selbstgewählte Grabschrift und aus der gewaltigen Sequenz der Totenmesse die Stelle:

Qui Mariam absolvisti et latronem exaudisti,
mihi quoque spem dedisti.

XLIV.

Das Bildungsproblem und die realistischen Schulen.

Eine Erwiderung von Dr. Eduard Ebner, München.

Im fünften Heft des 158. Bandes der „Historisch-politischen Blätter" wendet sich ein ungenannter Verfasser in einem Artikel „Bildnng des Menschen oder Ansammlung von Wissensstoff" gegen die realistischen Schulen. Ich muß gestehen, die Ausdrücke, die da gegen das realistische Bildungswesen gebraucht werden, sind das Stärkste, was ich seit langer Zeit in der im allgemeinen nicht zarten pädagogisch-polemischen Literatur gelesen habe.

Ist sich der Herr Verfasser auch bewußt gewesen, welch furchtbare Anklage er gegen Tausende von Vertretern des höheren Lehrfaches schleudert, wenn er schreibt: „Von dem Siege oder

der Niederlage der alten d. h. humanistischen Schule hängt der geistige Hoch- oder Tiefstand der kommenden Generation in einer der ersten Linien ab?"

Vielleicht ist es einem Vertreter dieser verderblichen realistischen Schulen gestattet, zu ihrem und ihrer Lehrer Schutz ein paar Worte zu sagen.

Der bewußte Aufsatz hat zwei Tendenzen: er wendet sich gegen die Ansammlung von Wissenstoff im Unterricht im allgemeinen und gegen die realistischen Schulen im besonderen.

Was den ersten Punkt betrifft, kann man dem Verfasser nur zustimmen. Aber hier werden die humanistischen Anstalten genau so wie die realistischen getroffen, was übrigens in dem Artikel gar nicht geleugnet wird, denn wir lesen da: „Die humanistisch-klassische Bildung, das humanistische Gymnasium, wurde in den letzten Jahrzehnten unablässig, unter Mißachtung der Tradition und damit in verhängnisvollster Weise, ‚reformiert'. Reformiert meist in der Weise, daß die Einheit des Gymnasialunterrichtes vernichtet ist, daß die Schüler zum mündlichen Gebrauch des Latein unfähig geworden sind, daß ihnen die Pedanterie und Silbenstecherei des sprachlichen Unterrichtes in den oberen Klassen zur nachwirkenden Qual geworden ist und sie die Stunde herbeisehnen, wo sie der neunklassigen Anstalt den Rücken kehren und die klassischen Sprachen in einigen Jahren bis zur Unkenntnis der regelmäßigen Deklination und Konjugation — wenn es möglich wäre — vergessen können".

Wenn daraus dann im folgenden Abschnitt der Schluß gezogen wird, daß das Gymnasium eine Reform „schreiend notwendig" hat, so kann man das nur begreiflich finden und gerade eine Reform, wie sie der Verfasser wünscht, eine Zurückführung auf die alte Form des Gymnasiums kann uns von der realistischen Seite nur erwünscht sein.

Aber wir fragen uns bei dem vernichtenden Urteil, das hier gefällt wird, doch auch wohl mit Recht: ist da das humanistische Gymnasium wirklich den realistischen Schulen so überlegen, daß diese in Grund und Boden verdammt werden dürfen?

Und wir fragen uns weiter: warum kam dann in das Gymnasium die Zersplitterung, die der Verfasser so sehr beklagt? Sie kam, weil eben die Zeit fortschritt, weil seit der Zeit des Neuhumanismus eine Fülle neuer Aufgaben und neuen Wissensstoffes an unser Volk und damit auch an die Schule herantrat und weil das Gymnasium mit dieser neuen Zeit Schritt halten wollte.

Das unterliegt doch keinem Zweifel: die Schule folgt in gewissem Abstande den Forderungen der Zeit; mit innerster Notwendigkeit paßt sie sich früher oder später ihnen an. Wo aber wäre ein Beispiel zu finden, das uns zeigen könnte, daß die Schule eine Zeitrichtung aufgehalten, gehemmt, verhindert habe? Auch das humanistische Gymnasium, selbst wenn es im Sinne des Verfassers reformiert würde, wird dazu niemals imstande sein.

Die realistischen Schulen kamen und wurden an Zahl mehr und mehr trotz der Schwierigkeiten, die man ihnen bereitete und die man ihnen (man denke an die Berechtigungsfrage) noch bereitet. Sie kamen als Ausdruck einer neuen Zeit. Jene geruhigen Tage vom Beginn des 19. Jahrhunderts sind eben ein für allemal vorbei, in denen praktische Anforderungen an den gebildeten Menschen kaum herantreten und in denen, „da politische Betätigung unerwünscht war, literarisch-ästhetische Interessen fast das einzige waren, was über die Arbeit des Alltags hinaus blieb". Man vergißt manchmal, so schrieb jüngst Alfred Hettner, daß wir ohne Industrie und Handel, die beide von der ganzen Welt leben, weder unsere heutige Zahl von Menschen und demnach auch von Soldaten, noch auch unsere Waffen und überhaupt unsere militärische Technik haben würden (A. Hettner, die Ziele unserer Weltpolitik, Stuttgart, S. 8). Diese aber sind es, die auch unsere Kultur schützen, von der man auf altphilologischer Seite gerne so tut, als ob man sie allein gepachtet habe.

Aber wird man mir erwidern, darin liegt ja eben das Elend; die Zeit, die Gegenwart, die diese Forderungen stellt, so daß sich ihnen die Schule beugen muß, die ist eben ohne



Ideale, sie steckt bis oben im Materialismus. „Realistische Kultur mit der Spitze der Händlerkultur“, „technisch-kapitalistische Kultur“, so kennzeichnet sie der Verfasser in dem bewußten Artikel der Historisch-politischen Blätter.

Ist nun der moderne Geist wirklich so rein utilitaristisch? Gewiß liegt in der neuen Zeit seit dem Einsetzen des Humanismus eine „immanente Richtung auf Welt und Wirklichkeit“, wie P. Wust in einem jüngst erschienenen Aufsatz sagt (in „Monatsschrift für höhere Schulen“, 1916, Heft 1, dessen trefflicher Beweisführung ich mich hier anschließe). Aber dieser Wirklichkeitsbegriff befaßt nicht nur die technischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften der letzten drei Jahrhunderte unter sich. Vielmehr trat neben diese „natürliche Wirklichkeit“ eine neue Wirklichkeitssphäre in der Welt der Geschichte im weiteren Sinne: „Die Welt der historischen Prozesse, das Gebiet der historischen Vernunft“. In diesen Bereich der historischen Wirklichkeit fallen zugleich alle die nationalen Gedanken, die im Laufe des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu den weltbürgerlichen Ideen des 18. Jahrhunderts bei den europäischen Kulturvölkern zu Tage getreten sind. In geistvollem Vergleich zeigt Wust, wie auch im Altertum z. Zt. des Perikles die Dinge daran waren, die Herrschaft über den Geist zu gewinnen, bis in den Ideen eines Sokrates und Plato dieser Entwicklung halt geboten wird, und deckt die parallelen Züge im Leben des 19. Jahrhunderts auf. Hier liegt das Gegengewicht in dem fruchtbaren Feld der Geisteswissenschaften, die das 19. Jahrhundert neben seinen glanzvollen Verdiensten auf naturwissenschaftlichem Gebiet „geradezu zu einem saeculum historicum gemacht haben“. Seitdem aber die historische Wirklichkeit in der Wissenschaft neben die natürliche trat, milderte sich allmählich der tatsächlich vorhandene sinnliche und händlerische Zug des Weltbildes. „Überall wo man auf die große Macht der Geschichte seinen Blick richtet, da schwindet der herbe materialistische Sinn der Menschheit. Der Mensch lernt mit der Unterwürfigkeit unter die erhabene Gewalt des Geistes auf die Dinge verzichten. Das ist der neue, wenn man will platonisch-



transszendente Geist, der sich mit dem Realismus der Gegenwart verbunden hat".

Da die Schulen, wie oben schon festgestellt wurde, in einem gewissen Abstand dem Geist der Zeit folgen, so haben die aus der Richtung auf die „natürliche Wirklichkeit" entstandenen realistischen Schulen auch diese weitere Entwicklung mitgemacht. Sie waren tatsächlich einmal utilitaristisch. Der Baconsche Geist, den der Verfasser des Anklageartikels in ihnen fürchtet, war tatsächlich vorhanden. Aber der Wandlung des Zeitgeistes entsprechend, haben sie die rein utilitaristische Richtung überwunden.

Schon ein Blick in die Lehrpläne zeigt dies (ich beschränke mich dabei zunächst auf die oberen drei Klassen): der Religion sind au den Oberrealschulen ebenso wie am Gymnasium 2 Wochenstunden zugewiesen, dem deutschen Unterricht je 3 Wochenstunden (wie am Gymnasium), ja in der Oberklasse sogar 4 Wochenstunden (gegenüber 3 am Gymnasium). Dazu vermerkt die Schulordnung: Die Lehraufgaben sind die gleichen wie am Gymnasium. Vollkommen decken sich auch an beiden Schulgattungen Stundenzahl und Stoff im Geschichtsunterricht (nur daß die alte Geschichte der 7. Klasse zugewiesen ist, wo die Schüler schon reifer sind). Lehrziel und Lehrverfahren sind in der neuen Schulordnung ohne jede Ausscheidung gemeinsam für humanistische und realistische Schulen festgelegt.

Deutsch und Geschichte aber sind die hervorragend ethischen Fächer, die in die Kulturen einführen und Kultur und Weltanschauung vermitteln. Wie sie dies an der Oberrealschule tun können und wirklich tun, das hier zu entwickeln, steht der Raum nicht zur Verfügung; es ist auch schon anderweitig in bester Weise geschehen: ich verweise auf den herrlichen Vortrag, den Fritz Graef auf dem Philologentag in Marburg 1913 gehalten hat (abgedruckt im Pädagogischen Archiv Jhrg. 1913 Heft 12) oder auf den Vortrag von F. Sametinger „Humanistische Ziele in der Realschulbildung", gehalten auf dem 18. Realschulmännertag in Augsburg (abgedruckt in der Bayer. Zeitschrift f. d. Realschulwesen 1911 Heft 7) und auf zahlreiche andere



Arbeiten, die besonders in der „Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen" im Laufe der Jahre erschienen sind.

Oder glaubt der Verfasser des Artikels in den „Historisch-politischen Blättern", daß die Lehrer des Deutschen und der Geschichte an den Oberrealschulen die humanistischen Werte aus den Fächern Deutsch und Geschichte nicht so herauszuholen verstehen, weil sie nicht Altphilologen sind? Wenn er diesen Glauben nicht hat, dann brechen seine Behauptungen in sich selbst zusammen; denn in den idealen Werten, die Religion, Deutsch und Geschichte an den realistischen Schulen vermitteln, müßte doch das Gegengewicht liegen gegen die „Gefahren" der anderen Fächer — wenn solche überhaupt vorhanden wären.

Aber es fehlt die Bekanntschaft mit der Sprache und Kultur der Alten! Gewiß, es fehlt die Bekanntschaft mit deren Sprache, nicht aber mit deren Kultur. Wieder gibt uns die Schulordnung Auskunft. Sie fordert für die VII. Klasse: Im Anschluß an die Geschichte des Altertums Einführung in die antike Welt durch Lektüre ausgewählter Gesänge der Odyssee und Ilias, durch Proben antiker Lyrik, geeigneter Abschnitte eines Lesebuches aus Herodot und geschichtlichen Aufsätzen über die Antike und noch für die Oberklasse fordert sie ausdrücklich die Lektüre eines Dramas von Sophokles.

Übersetzungen! Das ist wie Gipsabgüsse edler marmorner Bildwerke — diesen Vergleich gebrauchte jüngst ein Philologe. Gips und Marmor! Wer wird nicht das edle Gestein vorziehen! Aber ist mir nicht schließlich, um Gesamtwert und Wirkung zu erfassen, ein das Ganze bietender Gipsabguß lieber als Marmortrümmer, die so zerbröckelt und zermürbt sind, daß ich das Bildwerk nie und nimmer daraus zusammensetzen kann? Wie schrieb noch unser ungenannter Gegner über Übersetzungstätigkeit an den Gymnasien? Ich habe die Stelle oben zitiert! Ist das Marmor?

Und muß denn der deutsche Unterricht, der Geschichtsunterricht nicht immer wieder Bezug nehmen auf die Antike? Wie könnte Lessing, Goethe, Schiller den Schülern nahe gebracht werden ohne Beziehungen zur Antike? Aber muß ich



deswegen die Schüler erst 9 Jahre Latein und 5 Jahre Griechisch lernen lassen?

Der Forscher, der zu den tiefsten Quellen steigt, er muß die Originale kennen und er wird immer wieder Neues und Schönes ans Licht fördern. Aber kann nicht den Schülern auch ohne diese mühselige Arbeit ein Verständnis aufgetan werden für die Größe der Antike und für die Zusammenhänge der Kultur?

Was hier an Zeit erspart wird, kann anderem zugute kommen. Die realistischen Schulen gewinnen Zeit, in die Entwicklung der europäischen Kultur von 1500—1800 einzuführen und hiebei werden besonders die neueren Sprachen zu vermitteln haben. Nur wer den Betrieb der modernen Fremdsprachen an den Oberrealschulen nicht kennt, kann meinen, daß es sich dabei um Vermittlung rein praktischer Sprachkenntnisse handle. Ich zitiere wieder als objektive Quelle die Schulordnung: „Es ist vor allem darauf zu sehen, daß den Schülern die fremde Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert in ihren besonders charakteristischen Vertretern zugänglich gemacht wird; es sind daher nur Werke zu wählen, die wirklich in das fremde Kultur- und Geistesleben einführen und zugleich eine tiefere, allgemein erziehliche Wirkung ausüben."

Diese Anweisung gilt für humanistische und realistische Schulen. Wo liegen also hier die materialistischen Gefahren? Wenn die alten Sprachen ein kulturelles Bildungsmittel sind, weil sie mit der Religion, der Philosophie und Kunst der Antike bekannt machen, kann man da denselben Wert bei den neueren Sprachen einfach vollkommen leugnen, die mit Religion, Philosophie, Kunst und Leben der Hauptvölker Europas bekannt machen, die das Weltbild der Gegenwart geformt haben?

So haben wir in all den bisher genannten Lehrfächern der realistischen Schulen nichts finden können, was auch nur im geringsten ein Recht gäbe zu behaupten, daß sie zu einer „technisch-kapitalistischen Kultur", zu einer Händlerkultur hinführten.

Also müßten Mathematik und Naturwissenschaften diese



traurige Rolle spielen. Bis zu einem gewissen Grade vermitteln auch die humanistischen Schulen Mathematik und Naturwissenschaften ihren Schülern. Da aber diese Schulen Deutschland Rettung vor dem Niedergang seiner Kultur bringen (siehe das obige Zitat!), so müßte das Gefährliche in dem Stück mathematisch-naturwissenschaftlichen Stoffes liegen, in dem die realistischen Schulen über die humanistischen hinausgehen.

Nun sind das aber gerade Teile der Mathematik, die mit „Händlerkultur" auch nicht das geringste zu tun haben. Was sollte der „Kapitalist" mit höherer Mathematik anfangen? Dagegen scheint mir gerade der mathematische Unterricht für die Erziehung zu dem doch auch von humanistischer Seite hoch eingeschätzten scharfen, logischen Denken von höchster Bedeutung zu sein, ebenso wie der physikalisch-naturwissenschaftliche Unterricht und nicht zuletzt die an der Oberrealschule bis oben hinauf durchgeführte Erdkunde das kausale Denken fördern werden. Die Anschauung, daß der naturwissenschaftliche Unterricht nur reines Sachwissen vermittle, ist doch schon längst abgetan. Er ist nicht mehr trockene Systematik, sondern lebensvolle Biologie. Der biologische Unterricht aber hat ethische Bedeutung: er weckt „die Achtung vor den Gebilden der organischen Welt, das Empfinden der Schönheit und Vollkommenheit des Naturganzen und wird so zu einer Quelle reinsten, von den praktischen Interessen des Lebens unberührten Lebensgenusses. Gleichzeitig führt die Beschäftigung mit den Erscheinungen der lebenden Natur zur Einsicht von der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und somit zu innerer Bescheidenheit." (B. Schmid, Der naturwissenschaftliche Unterricht. Leipzig 1907 S. 5.) Doch dem Urteil des Fachmannes, der ja immerhin befangen erscheinen könnte, füge ich wieder die Leitsätze unserer Schulordnung an. Sie sagt über den naturkundlichen Unterricht unter anderem, er soll „in den Schülern das Verständnis des Zusammenhanges der Naturerscheinungen wecken und die Erkenntnis ihrer im Großen wie im Kleinsten sich kundgebenden Schönheit und Zweckmäßigkeit erschließen. Es kommt daher nicht sowohl auf den

Umfang des darzubietenden Stoffes als auf seine pädagogische Durcharbeitung an."

Gerade auf die letzte Stelle möchte ich auch noch in anderem Sinne verweisen und ich reihe ihr eine Bemerkung der Schulordnung über den Betrieb des Physikunterrichtes an, die lautet: „Es ist darauf zu sehen, daß das Wichtigste des Lehrstoffes bleibendes Eigentum der Schüler wird." Dadurch wird dem Lehrer ein gewisser Spielraum gewährt in der Auswahl und Sichtung des Stoffes; es liegt in dieser einschränkenden Bemerkung ein Gegengewicht gegen die vorhandene Gefahr des allzugroßen Stoffes. Deutlich aber geht daraus hervor, wie die Oberrealschule gerade das vom Verfasser des ersten Artikels geforderte Prinzip der Bildung statt der Ansammlung von Wissenstoff verfolgt, womit keineswegs gesagt sein soll, daß sie nicht in Stoffbeschränkung noch manche Verbesserung vertragen könnte.

Ich habe mich bisher auf die oberen Klassen der realistischen Schulen beschränkt. Ich gebe zu, daß in den unteren Klassen, bis zur 6. Klasse einschließlich, tatsächlich ein mehr praktischer Zug vorherrscht, vorherrschen muß. Das ist ja gerade das Vortreffliche am Aufbau der Oberrealschule: in den unteren sechs Klassen gewährt sie eine Ausbildung, die dem Schüler ermöglicht ins Leben überzutreten, mit einer Summe von Kenntnissen, die ihn in Handel und Verkehr, in Gewerbe und Industrie, als geeignet vorbereitet, unterkommen lassen. Die fremden Sprachen sind bis zu einem gewissen Grade gefördert, der Gang durch die Geschichte ist einmal gemacht, der Schüler ist in Mathematik, Physik und Chemie eingeführt, er hat eine in sich geschlossene Bildung, oder wenn man lieber will, Ausbildung, die der vom Progymnasium oder von der 6. Klasse eines Gymnasiums abgehende Schüler nicht besitzt. An zahlreichen Realschnlen sind auch Handelskurse eingerichtet. Ja, warum soll denn der junge Mensch, der dann in die Handelswelt übertritt, nicht die Gelegenheit wahrnehmen dürfen, sich hier vorzubilden! Der Besuch ist den Schülern übrigens



vollkommen freigestellt. Gerade diese Handelskurse jedoch scheinen dem Herrn Verfasser ein besonderer Dorn im Auge zu sein.

Aber wir brauchen eben Gewerbe, Handel und Industrie. Ackerbau und Kleingewerbe können unser 70-Millionenvolk nicht mehr ernähren. „Ein tüchtiger Gewerbestand, ein technisch durchgebildetes Bürgertum, gründlich vorbereitete Spezialberufe sind für unsere an Entdeckungen und deren Verwertung reiche Zeit notwendig. Die Verkürzung der naturwissenschaftlichen Studien, wie sie in früheren Jahrzehnten beklagt werden mußte, konnte nicht länger mehr getragen werden.“ So schrieb ein warmer Verehrer humanistischer Bildung, Exzellenz Dr. D. von Bezzel, Oberkonsistorialrat und Reichsrat der Krone Bayern in der Rundfrage, die 1914 der Bayerische Realschulmännerverein über die Bedeutung des realistischen Bildungswesens veranstaltete (veröffentlicht Bayer. Zeitschrift f. d. Realschulwesen 1914 Heft 4, auch als Sonderheft im Buchhandel Verlag C. Koch, Nürnberg) und er sah diese Zeitforderung in der Realschule erfüllt. An der Beantwortung dieser Rundfrage haben auch Gegner des realistischen Bildungswesens teilgenommen, aber an dem Wert und der Bedeutung der Realschulen für das praktische Leben hat keiner gerüttelt. Das Todesurteil, das die „Historisch-politischen Blätter“ gefällt haben: „Von allen sogenannten Bildungsanstalten ist die Realschule die entbehrlichste“, steht einzig in seiner Art da.

Mit der 7. Klasse der Oberrealschule beginnt dann der Oberbau. Alle Schüler, die ins praktische Leben übertreten wollten, haben die Schule verlassen, sie arbeitet nur mit denen weiter, denen sie allgemeine Bildung als Vorbereitung für die Hochschule in der ihr eigenen, oben geschilderten Art vermitteln will. —

Vielleicht veranlassen meine Zeilen den Herrn Verfasser, seine Urteile über die realistische Schule, die er als wüste Ausgeburt einer wüsten Zeit dargestellt hat, zu revidieren. Vielleicht sind sie auch imstande, den Lesern der Historisch-politischen Blätter, die den Schulbetrieb nicht aus eigener Anschauung kennen, die namentlich den Betrieb einer modernen Oberreal-



schule nicht kennen, ein freundlicheres Bild dieser jüngsten bayerischen Schulgattung zu zeichnen.

Man lasse doch den Realschulen Zeit zu zeigen, was ihre Schüler zu leisten vermögen. Es ist ein billiges Kampfmittel, das leider auch von meinem verehrten Herrn Gegner angewandt wurde, zu schreiben: „Fast alle Geistesgrößen der christlichen Geschichte sind durch die humanistische Schule gegangen". Ja, andere gab es eben nicht! Und noch heute verwehrt man den Absolventen der Oberrealschulen, ja sogar der Realgymnasien den Zutritt zu manchen Berufen. Man lasse die drei Schulgattungen (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) sich nebeneinander entwickeln; jede soll zeigen, was sie leisten kann mit ihren Schülern. Jede will das Beste der ihr anvertrauten Jugend und jede will und kann ihre Zöglinge emporführen zu wahrer Bildung und echtem Menschentum.

Die große Gegenwart ist eine Probe auf die Erziehungsprinzipien unserer Schulen. Auch von den Realschulen, von den Oberrealschulen und Realgymnasien, also von jenen Anstalten, die nach der Ansicht meines Gegners „der idealen Kultur, der selbstlosen Kultur der Väter den Todesstoß versetzen", sind die Schüler freiwillig hinausgeeilt zum heiligen Kampf fürs Vaterland! Sie hätten nicht einrücken brauchen die Siebzehnjährigen und Achtzehnjährigen, sie hätten zuhause bleiben können, niemand rief sie als der Idealismus, den ihre Lehrer an den „realistischen Schulen" (o, unglücklicher Name für eine schöne Sache), den Schulen mit dem „Händlergeist" ihnen eingepflanzt hatten.

Viele von ihnen sind tot, viele von ihnen zu Krüppeln geworden, viele ringen noch draußen in Not und Tod. Woher haben diese „realistischen" Kriegsschüler diese Kraft?

* * *

Hiezu bemerkt der verehrte Herr Verfasser der Studie in Heft 5 S. 273 ff.: Mir ist diese „Entgegnung" unerklärlich; und noch unerklärlicher ist mir, daß Herr Dr. Ebner meinen Aufsatz als „als eine furchtbare Anklage.. gegen Tausende von Vertretern des höheren Lehrfachs" auffaßt.



Bei einer derartigen, geradezu ungeheuerlichen Auffassungsweise ist eine Besprechung von Schul- und Prinzipienfragen überhaupt nicht mehr möglich. Und es handelt sich in meiner Studie lediglich um Prinzipienfragen. Personen sind Nebensache. Zur Erörterung von Personen- und internen Fachfragen sind die Gelben Hefte überhaupt nicht vorhanden.

Herr Dr. Ebner wird selbst wissen, daß der Kampf gegen die alte, humanistische Schule seit Jahren in der schärfsten Weise entbrannt ist, und daß dieser Kampf selbst während des Krieges nicht eingestellt wurde. Er wird auch wissen, daß ihn nicht die Anhänger der humanistischen Bildung eingeleitet haben. Ich habe wiederholt bekannte und publizistisch tätige Vertreter der realistischen Bildung gehört, die sich in einer Weise über die humanistische Anstalt äußerten, wogegen meine beanstandeten Ausführungen fast wie eine Anerkennung der realistischen Anstalt klingen. In Tagesorganen, die von fünfzigtausend und mehr Lesern gelesen werden, laufen die Verfechter der „Einheitsschule" gegen die alte Schule Sturm, ein wahres Trommelfeuer wird z. Zt. auf sie eröffnet — und da sollte es nicht gestattet sein, in einem nur von einem kleineren Leserkreis gelesenen Halbmonatsorgan einmal eine scharfe Lanze für die humanistische Anstalt einzulegen? — —

Es hat wenig Zweck auf die Ausführungen Dr. Ebners eingehend zu erwidern. Sie enthalten sehr viel Wahres und Allbekanntes, bilden aber in keiner Weise eine Widerlegung meiner zum Teil etwas abrupten, zum Teil gänzlich mißverstandenen Ausführungen. Hier steht nun einmal Anschauung gegen Anschauung, und es bleibt nichts übrig, als die Verschiedenheit der beiden Anschauungen zu tolerieren.

Der patriotische Schlußsatz, der sich gegen den von Herrn Dr. Ebner unnötig generalisierten Ausdruck „Händlerkultur" wendet, und die Frage, woher die ehemaligen Besucher realistischer Anstalten draußen im Felde ihren Todesmut herhaben, beweist bezüglich dieser Anstalten gar nichts. Denn diese Frage kann man, wie z. Zt. die Dinge liegen, bei allen Schulen, Berufen usw. stellen. — Zum Schlusse wollen wir dem Ein-



sender der Erwiderung noch bemerken, daß wir die Realschule sehr gut kennen. Aber wir erachten es nicht als eine Pflicht, daß man, wenn man durch die Verhältnisse an eine derartige Schule gebracht worden ist, für sie auch eingenommen sein muß. Der denkende Mensch steht nicht unter, sondern über der Sache. Und wenn wir die Realschule für entbehrlich halten, so haben wir das auch bewiesen. (Vergleiche den Artikel in Band 155, Seite 327—336 der „Histor.-polit. Blätter": „Realistische oder fachliche Bildung?")

XLV.

Brief aus Holland.

I.

Die Haltung vieler unserer katholischen Blätter in dieser ernsten Zeit gegenüber der Loge hat mich des öfteren sehr befremdet. Beim Ausbruche des Weltkrieges beobachteten sie eine gewisse Zurückhaltung in ihrem Urteile, mitunter ein förmliches Schweigen. Als Entschuldigung möge gelten, daß den allermeisten Menschen jene Unbefangenheit der Auffassung fehlt, die unbedingt notwendig ist in unseren Tagen, wo ein krankhafter Nationalismus viele gute Elemente in allen Volkskreisen verwirrt und Wahrheit und Recht verschleiert hat. Ich möchte noch hinzufügen, daß gerade in unserem Lande die vermeintliche Rechtsverletzung der belgischen Neutralität viele Geister in eine solche blinde Aufregung versetzt hat, daß jede sachliche Auseinandersetzung einfach eine Unmöglichkeit wurde; denn ein vernünftiges Eingehen in die geschichtlichen Vorgänge der letzten Jahre wird eben nicht gestattet. Außerdem haben die aufgebauschten Greuel dem klaren Denken und gerechten Urteile schweren Abbruch getan. Darin liegt unbedingt der tiefere Grund, daß unsere Presse das Treiben der Loge in dem Weltkriege nicht durchschaute und richtig einschätzte. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie das Buch: Die .˙. Brüder im Weltkriege von Dr. H. Brauweiler gelesen hätten. Es gewährt einen neuen Ausblick in die geheimen Werkstätten der Freimaurer und führt uns ein

in ihre einflußreiche Stellung in der Entente. Allerdings kam in unserer Presse eine Wendung, als das wortbrüchige Italien in den Weltkrieg eintrat auf das anhaltende Drängen und Hetzen der Freimaurer. Dennoch blieb die Haltung unserer Presse bei aller Verehrung des hl. Vaters noch ziemlich matt. Ihre Hinneigung zur Entente und ihre einseitige Vorliebe für Belgien wurde ihr verhängnisvoll. Sie würde so gerne auf politischem Wege eingreifen zugunsten des hl. Vaters durch einen öffentlichen Protest gegen die Erklärung der italienischen Regierung, welche keine Behandlung der römischen Frage beim Friedensschlusse dulden will und dafür die Zustimmung der Ententemächte verlangte, die natürlich gegeben wurde, vermutlich auch von der belgischen Regierung in Havre unter dem Drucke der Freimaurer. Kurz nach dem Ausbruch des Krieges in Italien ließ sich die „Tijd“ durch ihren Korrespondenten aus Rom melden: Die Lage des hl. Vaters im Vatikan wäre nicht so traurig und würde durch deutsche und ungarische Blätter falsch dargestellt; auch der freie Verkehr mit den Vertretern und Gesandten des hl. Stuhles wäre keineswegs unterbunden. Dem irrig unterrichteten Korrespondent von „de Tijd“ wurde bald aus dem Vatikan mit der Antwort heimgeleuchtet, daß die derzeitige Lage des hl. Vaters unwürdig und der freie Verkehr mit den Gesandten geradezu unmöglich sei. Es wird unserer Presse bekannt sein, daß die belgische Regierung durch den Eintritt von drei zielbewußten Freimaurern ihrem katholischen Empfinden Gewalt antut. Unter der Führung der Entente ist ihre Stellung zur römischen Frage sehr gering einzuschätzen. Das ist eben der Fluch der bösen Tat!

Der Pariser „Temps“, ein bekanntes Regierungsorgan, brachte am 1. August einen Artikel: Die Neutralität des Papstes, aus der Feder eines Diplomaten, der die Tendenz der Entente zeigt, den hl. Vater zu zwingen aus seiner Neutralität herauszutreten und den Verbandsmächten diejenigen Dienste zu leisten, welche diese von ihm verlangen. Am Schlusse droht der Diplomat mit einer in Frankreich zu schaffenden Nationalkirche, die vom römischen Stuhl losgerissen werde, wenn der Papst der Entente nicht zu willen ist. Wahrlich, ein deutsches liberales Blatt, das es wagen sollte, eine solche freche Forderung an den



hl. Vater zu stellen, würden unsere katholischen Organe ungesäumt in verdienter Weise abkanzeln. Darf man vom hohen katholischen Klerus in Frankreich einen energischen Protest erwarten?

Kürzlich hat unser Ministerpräsident auf das Drängen nach einer teilweisen Abrüstung erklärt, daß die jetzige Kriegslage noch viel zu ernst sei, daran denken zu können. Allerdings klagt das Volk über die ungemein hohe Zahl der im Felde stehenden Truppen sowie über die höchst ungeregelten Beurlaubungen. Man glaubt, daß eine Einschränkung unserer Heeresmacht ohne Schaden für unsere Verteidigung gewährt werden könne. Wie dem auch sei, die Antwort unserer Regierung muß uns genügen. Die Liebe zu unserm Vaterlande, sowie unser volles Vertrauen in unsere Regierung legen uns die Pflicht auf, gegen ihre Entscheidung in keiner Weise zu reagieren. Ohne mir ein Urteil anzumassen ist man wohl berechtigt zu der Annahme, daß man im Haag durch die feindliche Stellung Englands zur obigen Erklärung veranlaßt wurde. Die Besetzung unserer Ostgrenze ist nach menschlichem Ermessen unnötig, weil uns dort keine Kriegsgefahr droht; dahingegen würde die Zurücknahme unserer Truppen von der Ostgrenze und eine daraus folgende Demobilisierung einiger Regimenter in den Augen Englands als eine Verletzung der bewaffneten Neutralität gelten. Knirschend im Hinblick auf die gefährliche Lage von Java, die Perle der Antillen, müssen wir uns große Demütigungen gefallen lassen. Die Maßnahmen, welche die Engländer sich erlauben durch die Beschlagnahme unserer Post aus Indien bei der Ankunft im Kanal, wo die Privat- und Regierungskorrespondenz einer strengen Kontrolle unterworfen ist, sind empörend und ein wahrer Hohn auf den viel gerühmten Schutz der neutralen Staaten. Aus dem Haag verlautete dieser Tage, daß die Regierung sich ernstlich Sorge mache um unsere Kolonien in den Antillen. Sie hat bereits eine außerordentliche Marinekriegsvorlage von 3½ Millionen Gulden in der zweiten Kammer eingebracht. Ich fürchte nicht ohne Grund, daß wir mit unserer Abwehr zu spät kommen. Mittlerweile fahren die Engländer fort, unsere Häringfischer ihrer Existenz zu berauben und schleppen deren Schiffe als echte Seeräuber nach



England, in der einzigen Absicht, die Aushungerung Deutschlands zu beschleunigen. Jegliche Moral, die nicht ihren Zwecken dient, wird durch sie verworfen. Nun möchte man etwa in Deutschland glauben, daß das niederträchtige Auftreten der Briten gegen unsere Fischer einen Wechsel in der Gesinnung zu Deutschland angebahnt hätte. Man irrt sich, wenn man eine solche Erwartung hegt. Allerdings hat in den Volksklassen der größeren Städte sowie an der Ostgrenze die Sympathie für England einen starken Stoß erlitten; aber das gilt nicht für die besseren Stände und die Börse. Noch kürzlich antwortete mir ein katholischer Kaufmann, als ich ihn hinwies auf das verletzende Treiben der Engländer gegen Holland: Befände sich Deutschland in der Lage Englands, dann würde sein Auftreten gegen uns noch schlimmer sein. Wahrlich Leute, die eine solche Voreingenommenheit bekunden, sind eben nicht fähig einer besseren Ueberzeugung. Das hieße, gegen Windmühlen kämpfen.

In der jüngsten Zeit, wo eine tiefe Sehnsucht nach einem endlichen Frieden in der ganzen Welt immer stärker erwacht, ist es natürlich, daß wir uns mehr vertiefen in das Schicksal unseres Landes bei den nächsten Friedensunterhandlungen. Die belgischen Heißsporne und Franzosen verlangen die Annexion von Zeeland an dem linken Scheldeufer und den südlichen Teil der Provinz Limburg. Inzwischen verlautete aus Havre an die Adresse unserer Regierung, daß man einem solchen Treiben ganz ferne stehe. Belgien würde sich der größten Undankbarkeit schuldig machen für die so reichlich genossene Gastfreundschaft und liebevolle Pflege der Flüchtlinge auf niederländischem Boden. Doch die Sentimentalität, wie der Reichskanzler von Bethmann Hollweg zu Recht behauptet, hat in der jetzigen Politik aufgehört. Außerdem ist die belgische Regierung in Havre nicht mehr der treibende, sondern der getriebene Teil. England verlangt die freie Fahrt nach Antwerpen, die ihm ermöglicht wird durch den Anschluß von Holländisch-Flandern an Belgien. Unsere Regierung wird sich mit Kopf und Kragen dagegen wehren und kann in dieser wichtigen Lebensfrage auf die unbedingte Unterstützung Deutschlands rechnen. Unseren Landsleuten, die durch die Suggerierung einer einseitigen Presse die Notwehr Deutschlands beim Einfall seiner



Truppen in Belgien nicht anerkennen wollen, empfehlen wir einen Artikel eines in Kopenhagen erschienenen Blattes für das Studium der sozialen Folgen des Weltkrieges. Darin werden nach Angaben des Roten Kreuzes die Verluste Rußlands in den zwei ersten Kriegsjahren auf 8'597,000 Mann geschätzt. Davon sind 5'181,000 nicht mehr zur Armee zurückgekehrt, nämlich 1'687,000 Verwundete und Kranke, 1'171,000 Gefallene, 242,000 an ihren Wunden Gestorbene, 81,000 an Krankheiten Gestorbene und 2'000,000 Kriegsgefangene Diese Zahlen mögen einstweilen genügen, um den eklatanten Beweis zu liefern, welch furchtbaren Gefahren Ostpreußen, Posen und Schlesien ausgesetzt waren beim Ausbruch des Weltkrieges. Und die Millionenheere der Franzosen und Engländer, die bereits vor dem Kriege mit der belgischen Regierung liebäugelten, zwangen die Deutschen zum Durchbruche durch einen kleinen Grenzteil Belgiens und zwar unter den für Belgien günstigsten Bedingungen, die schnöde abgewiesen wurden. Wenn dereinst die Akten in den verschiedenen Kabinetten Europas zugänglich werden, dann wird auch an's Tageslicht kommen die besondere Rolle, welche die Freimaurerei in dieser Frage des Durchbruchs gespielt hat.

II.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß infolge des Weltkrieges auch die flämische Bewegung nach langem Harren einer Lösung entgegengeht. Die flämische Bevölkerung kann sicher darauf rechnen, daß die ihr verbürgten Rechte in dem kommenden Friedensschlusse zur Anerkennung und Ausführung gelangen werden, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Deutschen den endlichen Sieg erringen werden. In den ersten Monaten nach dem Ausbruch des Krieges scheute man sich in Flandern, seine gerechten Forderungen zur Sprache zu bringen. Der Schrecken über den unerwarteten Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien, sowie über die angeblichen Greuel der Verwüstung wirkte betäubend auf die Massen. Die französische und englische Presse sorgte für die nötige Hetze, um das Volk in allen Schichten zu vergiften. Inzwischen kam die Erkenntnis, daß die deutschen Soldaten nicht so schlechte Menschen wären, als man den Flamen

vorgefabelt hatte, allmählich zum Durchbruch. Man lernte sich gegenseitig kennen und vertragen. Die Ideenassoziation mit anderen Völkern, das Sichhineinleben in ihre Wünsche und Ansichten, ist eben den Deutschen von Natur eigen. Es lag auf der Hand, daß die Flamen auch durch die Verwandtschaft mit den Germanen in Sprache und Kultur eine Annäherung an die Deutschen fanden, sobald ihre Regierung freimütig die verbrieften Rechte der Flamen verteidigte und nicht zögerte, diese tunlichst bald zur Geltung zu bringen. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Deutschen in ihrem eigenen Interesse, insbesondere zum Zwecke eines dauerhaften Friedens sich eines festen Anschlusses an Flandern vergewissern wollen. Die Wallonen und Franskillons nehmen trotz ihrer Minderheit in der Verwaltung und Regierung des Landes die höchsten und einflußreichsten Stellen ein und behandeln die Flamen nicht als ebenbürtige Mitbürger. Die ersteren betrachten sich als die berufenen Träger der französischen Kultur und Sprache in Belgien und dulden in den besseren und einflußreichen Kreisen nicht den Gebrauch der flämischen Sprache. Aus diesem Grunde konnte man ja von einem Ministerpräsidenten französischer Abstammung beim Ausbruche des Krieges eine feindliche Haltung gegen Deutschland erwarten. Ob ein echter Flame solch eine Rolle gespielt hätte, ist jedenfalls sehr fraglich. Die Antwort bleibt der Zukunft vorbehalten, die noch manches Räthsel von geschichtlicher Bedeutung für diesen Weltkrieg lösen dürfte. Tatsächlich ist die in Havre weilende Regierung gegen die unterdrückten Flamen sehr herausfordernd und verletzend. Ihr Ziel bleibt die Unterdrückung der flämischen Kultur bezüglich der brennenden Hochschulfrage in Gent. Sie sieht darin eine Bedrohung der französischen Sprache, weil die Flamen — o Schrecken — germanischen Ursprungs sind. Sie setzt alle Hebel in Bewegung, um die Eröffnung der flämischen Universität, welche die deutsche Obrigkeit angeordnet hatte, um jeden Preis aufzuschieben. Dahingegen finden die Flamen in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Verflamschung der Hochschule in Gent durchaus gesetzlich auf Grund der durch die Kammer ausdrücklich bestätigten Artikel der Haager Konvention. In einem Manifest an die gesamte flämische Bevölkerung, welches die Unter-



schrift zahlreicher Akademiker und vieler Katholiken des Davidsbundes trägt, wird mit Fug und Recht von der Regierung die Eröffnung der Hochschule am 15. Oktober verlangt. Unsere Presse war bis dahin zurückhaltend in ihrem Urteil über die Forderung der uns verwandten Flamen, weil die Eröffnung durch die deutsche Regierung in Fluß gebracht worden sei. In einem katholischen Blatte las man sogar die lächerliche Behauptung: Es wäre undenkbar, daß die Flamen aus der Hand der deutschen Feinde die Eröffnung der Gentner Universität erwarten dürften. Ein belgischer Patriot müßte ein solches Anerbieten mit Entrüstung von sich abweisen. Mit solcher Phrase wird indessen der guten Sache nicht gedient. Mittlerweile hat das feindliche Auftreten der französischen belgischen Blätter gegen Holland große Besorgnis geweckt, insbesondere durch ihre Annexionsgelüste, sodaß die Regierung in Havre sich veranlaßt sah, vor diesem Treiben zu warnen. Wir haben in diesem Weltkrieg gelernt, daß die Flamen in politischem Sinne unsere natürlichen Bundesgenossen sind gegen die Gefahren, die uns aus dem Süden und Westen drohen. Aus Flandern kam daher die Bitte an unser Volk, es in seinem Streite gegen die Franskillons zu schützen in seiner Sprache und Kultur. Dieser Appell an unser Volk fand einen herzlichen Widerhall im ganzen Lande. Unter Führung dreier Ehrenpräsidenten, welche die nationalen Parteien vertreten und worin an erster Stelle steht unser Erzbischof von Utrecht Monseigneur H. van de Wetering, hat sich ein nationales Komitee gebildet, um die bedrängten Flamen zu unterstützen in ihrem Kampfe gegen die Franskillons in den Grenzen und soweit es uns durch die Neutralität vorgeschrieben und von Rechtswegen gestattet ist. Wir begrüßen aus vollem Herzen dies Manifest, das von vielen hochstehenden Männern in Staat und Kirche unterzeichnet ist. Zum Schlusse sei uns folgende Klarstellung gestattet zum Aufruf des flämischen Hochschulbundes. Die Unterzeichner nehmen darin Kenntnis von der Verordnung des deutschen Generalgouverneurs, auf Grund deren die Verflamschung möglich wurde. Sie stellen indessen fest, daß diese durchaus im Sinne der flämischen Bevölkerung gewesen sei, die seit Jahren schon mit allen rechtlichen Mitteln den Kampf dafür geführt habe. Auch



ohne das Dazwischentreten des Krieges wäre es wahrscheinlich gewesen, daß das flämische Volk die Verflamschung aus eigener Kraft durchgeführt hätte. Dem gegenüber dürfen wir, ohne auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen, feststellen, daß im Falle eines Sieges der Entente die flämische Hochschule den Todesstoß empfängt und die flämische Nation als solche in ihrer Sprache und Kultur dem Siechtum entgegengeht. Dann wird es heißen: Lasset alle Hoffnung fahren! Sowohl England als Frankreich werden unter keiner Bedingung eine germanische Kultur in Belgien dulden, dahingegen werden die Flamen einen kulturellen Aufstieg nehmen, wenn die Deutschen siegreich aus dem schrecklichen Kampfe heimkehren. Wahrlich höchst merkwürdig und tragisch ist das Schicksal Belgiens! Dieses Land bewohnen zwei in Sprache und Kultur verschiedene Völker. Romanen und Germanen, die jetzt einen gemeinschaftlichen Gegner bekämpfen. Siegen die ersteren, dann wehe den Flamen! Siegen hingegen die letzteren, dann werden die Wünsche der Flamen bezüglich Sprache und Gleichberechtigung in der Regierung und Verwaltung erfüllt, dann darf man auch mit Sicherheit erwarten, daß die jetzt noch feindliche Stimmung gegen die Deutschen auf die Dauer einer dankbareren Anerkennung weichen wird, denn nur durch ihr energisches Eingreifen wurde die Erlösung aus der Unterdrückung der Franskillons gezeitigt. Allerdings noch viele hochstehende und verdienstvolle Männer in Flandern stehen grollend zur Seite. Sie wurden durch eine verblendete Regierung getäuscht. Sie kannten nicht die geheimen Umtriebe der Loge und die Verkettung der politischen Ursachen und Wirkungen. Sie wurden hinter's Licht geführt durch ihre eigene Presse, welche leidenschaftlich ohne die erforderlichen Vorkenntnisse der Geschichte und Politik ihre Leser verführte, bewußt oder unbewußt — das wollen wir nicht entscheiden. Doch sie hat unter wohlmeinenden, leider arglosen Geistern eine furchtbare Verheerung angestiftet, deren Beseitigung nach dem Kriege eine ungeheuere Arbeit und Geduld erfordern wird.

XLVI.

Kürzere Besprechungen.

1. **Deutsche Gebete.** Wie unsere Vorfahren Gott suchten. Ausgewählt und herausgegeben von Br. Bardo. Mit einem Vorwort von Universitätsprofessor Dr. Engelbert Krebs in Freiburg i. Br. kl. 12° (XIV u. 208 S.; 1 Titelbild). Freiburg 1916, Herdersche Verlagshandlung. Kartoniert in feldgrauem Umschlag Mk. 1.50. (Gewicht 200 gr in einem Feldbrief zu 10 Pf. verschickbar.)

Deutsche Gebete nennt der Herausgeber seine Sammlung. Man könnte, um auch die Katholizität des Ausdrucks zu betonen, „Gebete unserer Väter" sagen. Denn was an Denkmälern der Frömmigkeit unserer Vorzeit in Handschriften und wissenschaftlichen Werken oft nur dem Forscher zugänglich war, ist hier in einer herzerfreuenden Art zusammengestellt. Nicht nur Gebete allein, auch Lesungen und Sprüche katholischer Lebensweisheit! So treffen wir Namen wie St. Hildegard, Elisabeth v. Schönau, Gertrud d. Gr., Albert d. Gr., Tauler, Seuse und Eckhart; daneben aber auch Walther von der Vogelweid, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Berthold von Regensburg und Angelus Silesius. Auch Sammelwerke, wie der Hortulus animae von 1505 und das Seelengärtlein von 1882, sind herangezogen. Gute Namen! Und in einem prächtigen Deutsch sprechen sie zu uns. Nicht nur in einem, trotz aller sachlichen Treue, dem modernen Empfinden angepaßten Text, sondern vor allem mit dem einzig deutschen Gemisch von Kraft und Innigkeit. Diese trutzige Kraft, die schon aus dem beigegebenen Bild Dürers Ritter Tod und Teufel spricht: Laß kommen die Höll, mit mir zu streiten, ich will durch Tod und Teufel reiten. Und diese Innigkeit, die aus des Kriegers Morgengebet von Walther von der Vogelweid spricht!

Mit Segen laß mich auf nun stehn,
Herr Gott von dir behütet gehn
Und reiten, wo hinaus mein Weg sich kehre.

Herr Christ, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.



Wir ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als ein Mensch, als Gott so alt,
Klein vor dem Esel und dem Rinde,
Und doch mit seligfrohen Sorgen
Hielt wohl dich Gabriel geborgen
Mit Treuen vor Gefahr und Not:
So schütz auch mich, und hilf, daß man mich finde,
Treu deinem göttlichen Gebot.

Oder wie das Abendgebet einer Mutter so rührend fleht:

Ach, lieber Herre Jesu Christ,
Weil du ein Kind gewesen bist,
So gib auch diesem Kindelein
Die Gnad und auch den Segen dein ....

Nun schlaf, nun schlaf, mein Kindelein,
Jesus, der soll dich schläfern ein,
Er wolle, daß du träumest wohl
Und werdest aller Tugend voll.
Jesus, der Herre mein,
Behüt dies Kindelein!

Man müßte das Büchlein ausschreiben, wollte man versuchen, eine Vorstellung von den darin verborgenen Schätzen zu geben, von denen manches Stück sicher berufen ist, volkstümlich zu werden.

Sicher darf man unter den Kriegern im Feld auf verständnisvolle Freunde für das Büchlein rechnen. Sie, die mit Gottvertrauen dem Tod stündlich ins Auge schauen, werden wohl die Worte und den Geist unserer Väter gut verstehen, und es würde nichts schaden, wenn ein Teil jener alten Ehrlichkeit und Gradheit, gepaart mit großem Gottvertrauen, auch bei uns zu Haus Gebliebenen wieder lebendig würden. Den allzusehr in süßen Gefühlen schwelgenden Gebetbüchern unserer Zeit gegenüber ist die kernige Art dieser deutschen Gebete geradezu eine Wohltat.

Der Gegenwartswert der Sammlung beruht wohl m. E. darin, daß sie zeigt, daß deutscher Geist und deutsche Art und Katholizismus keine unvereinbaren Gegensätze, wie das manchmal behauptet wird, sondern daß diese Art ihre ganze Größe und Zartheit mit allem Tiefsinn und ihrer Ehrlichkeit gerade in der Äußerung katholischen Lebens wunderbar verklärt darstellt.

Dr. X.

2. Windischmann. Als Karl Josef Windischmann[1]) am 24. August 1775 in Mainz als Sohn eines Advokaten am kurfürstlichen Hofgerichte das Licht der Welt erblickte, saß auf dem Stuhle des hl. Bonifazius Karl Josef Freiherr von Erthal (1774—1802), welcher mit anderen Kirchenfürsten seines aufgeklärten Jahrhunderts glaubte, gegen Rom Sturm laufen zu müssen, um das Ansehen des vielfach verweltlichten Episkopats Deutschlands zu heben. Die Kurzsichtigen sahen die Wetterwolken nicht, welche sich unheildrohend am westlichen Horizonte zusammenballten, und nur allzubald nach dem Emser Kongresse entlud sich das schauerliche Gewitter der französischen Revolution auch über Deutschland, die bisherige kirchliche und staatliche Ordnung über den Haufen werfend. Am 21. Juli 1802 entschlief der letzte Kurfürst von Mainz, der so gerne die Rolle eines deutschen Papstes gespielt hätte, in Aschaffenburg, wohin er 1798 beim zweiten Einfalle der Franzosen in seine bisherige Hauptstadt die Residenz verlegt hatte. Seinem Landesherrn war mit einem Teile der Universität auch der Hofmedikus Karl Josef Windischmann gefolgt, der dort Vorlesungen über Naturgeschichte und Philosophie hielt. Im Jahre 1808 errichtete Karl von Dalberg, welcher in blinder Verehrung dem Günstlinge der Revolution, dem Advokatensohne aus Korsika, ergeben war, in Aschaffenburg eine vollständige Hochschule, welche beim Übergange dieser Stadt an die Krone Bayerns 1814 in ein sog. Lyzeum umgewandelt wurde. Windischmann, obwohl Illuminat und wahrscheinlich auch Mitglied des Freimaurerordens, fand bei dem allmächtigen Montgelas, der Weishaupts kirchenpolitische Ideen bestmöglichst zur Durchführung brachte, keine Gnade. Es ist daher begreiflich, daß derselbe einem Rufe an die neugegründete preußische Universität in Bonn Folge leistete. Windischmanns Lehrauftrag umfaßte medizinische und philosophische Gebiete; mehr und mehr wurde

1) Karl Josef Windischmann (1775—1839) und sein Kreis. Von Dr. Adolf Dyroff. Erste Vereinsschaft der Görresgesellschaft 1916. Köln, Bachem.



jedoch die Geschichte der Philosophie das Hauptarbeitsfeld des sinnigen Professors, welcher in zahlreichen Schriften seine Anschauungen einem weiteren Kreise mitteilte. An der neuen Hochschule, die nur sehr schwer mit tauglichen Lehrkräften der katholischen Theologie besetzt werden konnte, fehlte es auch nicht an Eifersüchteleien und Nörgeleien; gar manche Kollegen konnten dem katholischen Windischmann seine kirchliche Haltung nicht verzeihen. Von Münster war im Frühjahr 1820 Georg Hermes als Professor der katholischen Dogmatik nach Bonn gekommen, der als Kantianer gar bald die Aufmerksamkeit der kirchlichen Behörden auf sich lenkte. Auf Wunsch der päpstlichen Nuntiatur in München verfaßte Windischmann unter Beihilfe seines Sohnes Friedrich 1834—1835 ein umfangreiches Gutachten über das theologische System des im Jahre 1831 verstorbenen Hermes, das bis heute seinem Wortlaute nach noch nicht bekannt gegeben worden ist — es ruht sicherlich in den römischen Archiven. Am 26. November 1835 erfloß ein päpstliches Breve gegen den Hermesianismus; Braun und Elvenich versuchten durch persönliche Vorstellungen in Rom das kirchliche Urteil rückgängig zu machen; als jedoch dieser Versuch mißlang, griffen sie Windischmann sehr scharf an, gar oftmals wissenschaftlichen Ernst und persönliche Würde vergessend. Mitten im Streite erlosch am 23. April 1839 die Lebenskraft des unentwegten Kämpen. Windischmanns Name ist mit dem Bayernlande, insbesondere mit der Erzdiözese München-Freising auf das engste verknüpft durch seinen schon genannten Sohn Friedrich, dem Döllinger 1836 die Primizpredigt hielt[1]), den Karl August Graf von Reisach, als er den Stuhl des hl. Willibald mit jenem des hl. Korbinian vertauschte, zehn Jahre später als seinen arbeitsfreudigen Generalvikar bestellte. Der jüngere Windischmann ist der Verfasser jener monumentalen Freisinger Denkschrift vom Oktober 1850, in welcher Bayerns Bischöfe an der Hand des Konkordates die gerechten Forderungen ihrer Kirche für alle Zukunft niedergelegt haben.

Greding. Hirschmann.

---

1) Nach Kirchenlexikon von Hergenröther-Kaulen XII, 1694 erhielt Fr. Windischmann am 2. Januar 1836 in München die theologische Doktorwürde und zwei Monate später die Priesterweihe, während Dyroff (S. 64) behauptet, Windischmann sei am 14. Januar 1836 zum Priester geweiht und am 2. Februar desselben Jahres zum Doktor der Theologie befördert worden. Wer hat Recht?



XLVII.

Zur Psychologie und Ethik des Krieges.

Von Dr. phil. Johannes Hönig.

Eine Psychologie und eine Ethik des Krieges werden erst nach diesem Kriege geschrieben werden können. Erst dann, wenn die Zurückkehrenden Ruhe und Muße gefunden haben, ihr gewaltiges seelisches und sittliches Erleben nach Wichtigem und Unwichtigem zu sondern und sich objektiv dazu zu verhalten; erst dann, wenn die Daheimgebliebenen aus den sittlichen Folgen und seelischen Wirkungen des Weltkrieges auf alle von ihm Betroffenen, wie auch immer er enden mag, unbeeinflußt von Tagesmeinung, Presse und voreiliger Kriegsliteratur, zurückschließen können auf das Wirkende selbst.

Dennoch drängen die Probleme schon jetzt zu einer Erörternng. Denn es ist einem aus geistiger Bildung erwachsenen Volke unmöglich, einen Rauschzustand der Begeisterung Jahre hindurch zu tragen und nur in der Gegenwart zu leben, ohne Vergangenheit und Zukunft in ihrer inneren und äußeren Entwicklung gegeneinander abzuwägen. Mögen militärische Gründe zu den verwickelten Fragen der künftigen äußeren Gestaltung des Vaterlandes und der Staaten untereinander Schweigen gebieten, obwohl die Erörterung auch dieser Fragen durch Bücher wie Naumanns „Mitteleuropa" und die zahlreichen Meinungsäußerungen dazu in der Presse längst in Fluß gekommen ist, während



sie bei den Politikern des Biertisches schon vom ersten Kriegs-tage an den Hauptgesprächsgegenstand bildeten, so liegt doch kein triftiger Grund vor, den sittlichen und religiösen Erscheinungen des Krieges nicht schon jetzt klar und scharf ins Auge zu sehen und sie öffentlich zu besprechen.

Wie die machtpolitischen Fragen durch einen bedeutenden Vertreter der Wirtschaftspolitik, so sind die religiössittlichen Fragen des Krieges durch einen unserer hervorragendsten Vertreter der Sozialethik und Pädagogik so laut geworden, daß sie im ganzen Volke widerhallten. Der Fall Förster hat mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, in welcher Gefahr wir waren, unser sittliches Gewissen in bloßer nationaler Ethik verkümmern zu lassen, und welcher Unterschied zwischen einer christlichen und einer nur national gerichteten Ethik überhaupt besteht. Es ist klar geworden, daß diese beiden Arten von Ethik, die in ihren Fußpunkten eng aneinander-stehen und scheinbar kaum getrennt werden können, in ihren Gipfelpunkten, in ihren letzten Folgerungen doch ungeheuer weit auseinandergehen.

Viel Mut gehörte gerade in unserer Zeit dazu, dem eitlen Nationalismus den Spiegel vor die Seele zu halten und ihm klar zu machen, wie sehr er in seiner Anmaßung von dem christlichen und dem natürlichen Sittengesetz abirrte, wie falsch es sei, die Forderungen der Sittlichkeit auf das Begegnen der einzelnen Menschen untereinander einzuschränken und für das Begegnen der Staaten von sittlichen Grundsätzen abzusehen oder sie nach nationaler Willkür abzuändern. Förster vergleicht jene politischen Doktrinäre, die den Atemzug einer neuen, nach Frieden und Gerechtigkeit dürstenden Zeit nicht vernehmen, die nicht glauben wollen, daß auch die Staatsmoral einen Schritt nach vorwärts tun müsse, mit jenen Stubenhockern, die einst die schwarzrotgoldene Freiheit des Vaterlandes nicht aufkommen ließen. Mit noch besserem Recht könnte man wohl auch auf die Unverträglichkeiten der Religionskriege hinweisen. Wie die Geschichte jetzt voll Mitleid auf Opfer und Streiter in diesen furchtbaren



Kämpfen des Gewissens herabschaut, die doch zu dem von keinem der beiden Parteien erstrebten Ziel duldsamen und friedlichen Nebeneinanderwirkens der Konfessionen sich durchkämpfen mußten, so wird die Geschichte wohl auch einst das Abwirtschaften derjenigen segnen, die das Heil des Vaterlandes unter Verkennung der feindlichen Gegenmacht und Gegenrechte nicht in einem Herrschen neben, sondern in einem Herrschen vor den andern Staaten erblicken.

So warnte schon 1890, nachdem die Kriegswolken von 1888 sich verzogen hatten, ein deutscher Historiker, der durch jahrelanges Studium und Leben im Auslande seinen beschränkten nationalen Horizont geweitet hatte, Ferdinand Gregorovius, am Ende seines Lebens in der Festrede über „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" sein Volk. In diesem Gange durch die Geschichte der Welt und sein eigenes reiches Lebenswerk führte er aus:

„Deutschland strebt nicht nach eitler Herrschaft auf Kosten anderer Nationen. Sein schönster Ruhm würde einst dieser sein, wenn man von ihm sagen könnte, was Isokrates von Hellas gesagt hat: daß es eine Schule der Völker sei. Allein dieser Ruhm ist schwer zu verdienen in Zeiten, wo sich die Bildung immer allgemeiner über die Länder erstreckt. Wenn wir mit freudigem Selbstbewußtsein die Höhen und Tiefen der deutschen Wissenschaft ermessen, aus deren Gold- und Silberminen schon seit lange fremde Völker Schätze ziehen, so sollen wir uns doch hüten, deshalb in pedantischen Größenwahn zu verfallen, als ob wir allein ‚an der Spitze der Zivilisation marschieren'. Wir sollen nicht auf die Träume derer achten, welche die intellektuelle Weltherrschaft Deutschlands prophezeien. Keine einzelne Nation kann mehr weder die politische Hegemonie noch die Monarchie der Wissenschaft für sich allein beanspruchen. Alles Wissen aber bleibt ein totes Meer, wenn nicht über ihm der belebende Hauch des höheren bildnerischen Geistes schwebt. Sehen wir zu, daß nicht im neuen Zeitalter unserer politischen Macht jener an Volk und Welt weiterbildende hohe und ideale Geist von uns entweiche, der im Zeitalter der Ohnmacht in



den Heroen unserer klassischen Literatur erschienen ist. Die erste germanische Idee ist: das Reich der sittlichen Freiheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Pflicht und Arbeit in der menschlichsten Kulturform zu verwirklichen. In den Kämpfen um sie, wie bei ihrem Triumphzug in der Geschichte wird Deutschland immer in der ‚vordersten Reihe der Völker zu finden sein‘." [1])

Darüber wird man sich leicht hinwegtrösten können, daß nach einem Friedensschluß, sollte er der Mehrzahl des Volkes noch so günstig und befriedigend erscheinen, eine große Zahl Außenseiter der Regierung den Vorwurf machen werden, sie sei in ihren Forderungen zu nachsichtig gewesen.

Auch der Gegner wird sich mit den Leuten abfinden müssen, und es werden nicht wenige sein, die durch nichts befriedigt werden können.

Förster scheidet scharf zwischen den Männern, die an der Front und in der Schlacht stehen und zwischen den „Kriegsromantikern hinter der Front". Mit dieser Scheidung, die er in der jüngsten Sammlung vaterländischer Aufsätze „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg" [2]) auch durch zahlreiche Briefe von der Front und Urteile von Soldaten, die den Kampf kennen, erhärtet, hat er durchaus recht, wie jeder bestätigen wird, der Gelegenheit hatte, den Soldaten an der Front, unbeeinflußt von dienstlichen und zufälligen Rücksichten, kennen zu lernen und sich in sein Seelenleben zu vertiefen. An Pflichtgefühl gebricht es den wenigsten, eine große Zahl zeichnet sich durch hervorragende Tapferkeit aus, aber wer nur einmal das Grauen der Schlachten erlebt und vor allem die passive Not des Artilleriefeuers durchkostet hat, der zergrübelt auch seine Seele darnach, wie diesem grauenhaften Zustand ein dauerndes Ende gemacht werden kann. Allen schwebt im Kampfe ein sittliches und

1) F. Gregorovius „Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur". III. Bd. Leipzig 1892. S. 257.

2) Leipzig 1916. Verlag Naturwissenschaften. G. m. b. H.



religiöses Ideal vor Augen, alle sind sie bereit, für dieses in den Tod zu gehen, aber dieses Ideal der Pflicht heißt nicht Staat, sondern Vaterland. Nur insoweit sich diese Begriffe decken, ist der Mann bereit das Schwerste auch für den Staat zu tragen, aber wenn man ihm das rein gedankliche, ohne Gefühlsinhalte erscheinende Wort Staat im entscheidenden Augenblicke vor die Seele halten wollte, so befiele ihn eine schneidende Kälte, die ihn zu irgendeiner heroischen Leistung unfähig machte. Alles, was ihm lieb und teuer ist, was er schützen zu müssen glaubt, das liegt ihm im Begriffe des Vaterlandes verborgen. Was dagegen den Kriegsromantikern hinter der Front — und zu ihnen gehören fast ausschließlich Gebildete, jugendlich Urteilslose und Veteranen von 1870 — als begehrenswert erscheint, das ist die Vervollkommnung und Vergrößerung der äußern Machthoheit des Staates.

So kommt es, daß bei den Frontsoldaten der defensive, bei den Kriegsromantikern der offensive Charakter des Krieges schwerer in die Wagschale fällt und auch ihre sittliche Auffassung dem Kriege gegenüber bestimmt.

Welche Auffassung erfüllt nun die Anforderungen des Sittengesetzes in höherem Grade, welche ist vom Stande eines innerlichen Christentums allein möglich? Darüber sind sich trotz der vielen Versuche, durch biblische Begründungen den Krieg als sittlich erlaubt darzustellen, doch alle einig, daß es nur die defensive Auffassung sein kann. Daher auch die Rechtfertigung aller Kriegshärten, die ungerechten Urteile über unsere Gegner, die Neigung, bei den Feinden das Schlechte zu suchen, bei uns nur das Gute zu finden, den Gegner zu verdammen und uns zu entschuldigen, vielmehr bei den Leuten hinter der Front als beim Soldaten zu suchen sind. Das Gegenteil sollte man erwarten. Sucht man nun nach den psychologischen Gründen für diese Erscheinung, so treten die folgenden besonders deutlich hervor:

Unter den Daheimgebliebenen, besonders unter den familienärmeren gebildeten Schichten, gibt es doch eine be-



trächtliche Anzahl von solchen, die keinen näheren Angehörigen im Felde oder in wirtschaftlich schlechter, lebensbedrohter Kriegsstellung haben. Sie können deshalb nur mit halber Seele nachfühlen, was der Kämpfer draußen erlebt. Das einfache sittliche Naturgesetz „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu", mit andern Worten die sittliche Grundforderung: Versetze dich mit deinem Urteil immer in die Lage des Betroffenen, aus deren Befolgung allein ein Leben und Lebenlassen möglich ist, sie wird ja so leicht von den beati possidentes vergessen. Was nicht gegen das eigene Fleisch und Blut geht, das wirkt, besonders wenn die Fälle sich häufen, nur stumpf. Der Arzt wird weich am Sterbelager des eigenen Kindes, aber unmittelbar vom Sterbelager des Fremden in eine fröhliche Gesellschaft zu gehen, das lernt er sehr schnell. Als der Krieg ausbrach, durchflogen alle ohne Ausnahme mit bebender Seele die Verlustlisten, als die Zeitungen sie nicht mehr vollständig veröffentlichten, hat kaum einer sie mehr vermißt. Zeit und Raum mildern den Schmerz, das Naheliegende verschleiert das Ferne. Weil wir die Leute im Lande, wenn sie Sonntags auf die Straße und in die Gasthäuser gehen, froh und heiter sehen, so glauben wir, daß es dem Volke noch gut geht; denn die, deren Herzen aus tausend Wunden bluten, die sind ja nicht zu sehen, die, die draußen im Felde keinen Sonntag und Feiertag kennen, die kommen uns ja nicht in den Weg, und das ohrenbetäubende, seelenmarternde Gebrüll der Geschütze, es schweigt ja für sie. Das sind die, die vom Kriege nicht unmittelbar berührt werden, die aber Zeit und Gelegenheit haben, politischen Träumen nachzuhängen und sich gern als Bürger eines mächtigen see- und landbeherrschenden Weltstaates sehen möchten.

Die Stimmen dieser Minderbetroffenen werden noch verstärkt durch die Veteranen von 1870 71. Dieser Krieg der Vergangenheit bildet mit Recht in ihrem Herzen den Höhepunkt der Erlebnisse. Für die neuen Verhältnisse sind sie nicht mehr anpassungsfähig genug. Daher glauben sie



den vergangenen Krieg, entsprechend dem wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands in der neueren Zeit nur steigern zu müssen, um dem neuen Geschlechte einen gleichen Fortschritt militärischer Art, einen gleichen Lohn staatlicher Vervollkommnung zum Ziel setzen zu können, indem sie Deutschland als den Triumphator, nicht nur über ein mächtiges Land, sondern über ganz Europa erblicken. Dabei verkennen sie, daß die Einigung Deutschlands, die uns so mächtig machte, in kein feindliches Recht eingriff, daß wir mit der unabhängig von Elsaß Lothringen gekommenen Einigung keinem Franzosen etwas nahmen, was er ehedem besaß. Und als wir Elsaß-Lothringen nahmen, konnten wir uns auf historische Rechte berufen, wenn auch heute noch nicht zu sagen ist, ob diese Rechte ein Segen oder ein Fluch für uns waren.

An dritter Stelle derjenigen, die des tieferen Mitleids und Verständnisses bar sind, stehen die, die ihre Kinder und Lieben schon dem Vaterlande geopfert haben und nun nicht einsehen können, warum der Herr nicht auch anderen ein ähnliches Opfer auferlegen soll, oder warum der Feind, dem der Teure zum Opfer fiel, nicht weiter büßen soll für den vermeintlichen Frevel. Auch sie sind, unter dem Eindruck ihres persönlichen Schmerzes stehend, nicht in der Lage einzusehen, daß sie den Leiden des Krieges gegenüber keinen objektiven Maßstab anwenden können. Bei vielen verhärtet ja das Leid die Seelen gegen andere.

Betrachtet man den gegenwärtigen sittlichen Zustand, wie ihn der Krieg geschaffen hat, so entspricht er, selbst bei dem besseren Durchschnitt, höchstens den sittlichen Grundsätzen des alten Bundes: „Aug um Aug, Zahn um Zahn", und das „Liebet Eure Feinde", das Christus uns als sein Vermächtnis hinterließ, findet taube Ohren. Wir wünschen zwar den Frieden, aber nur einen Frieden, wie er uns gefällt. Dabei bedenken wir nicht, daß mit dem gleichen Rechte und unter der gleichen subjektiven Überzeugung ihrer Schuldlosigkeit den Feinden der Friede nur nach ihrem



Wunsche erstrebenswert erscheint. Wie aber zwischen zürnenden Menschen eine dauernde Versöhnung nur zustandekommen kann, wenn sie sich auf halbem Wege begegnen, und wenn sie einsehen, daß sie sich gegenseitig wehe und unrecht getan haben, oder wenn die Großmut, die unaufdringliche, schlichte, selbstvergessene, dem Gegner den Weg des Friedens leicht macht, so kann es auch unter Völkern nicht anders sein. Die Mißverständnisse, die nach einem Worte Goethes den größten Teil aller Feindschaften unter den Menschen veranlassen, haben neben vielem, was diesen Krieg als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit der Geschichte und ein für ganz Europa wohlverdientes göttliches Strafgericht erscheinen läßt, auch ihren guten Teil an den furchtbaren diplomatischen und politischen Wirrnissen dieses Krieges.

Diese Mißverständnisse, die das objektive Bild des Geschehens wie auch eine vorurteilsfreie Beurteilung der Völker und ihrer Berechtigungen trüben, werden zum großen Teil noch erhöht durch die Presse. Niemand konnte vor dem Kriege ahnen, welch ungeheure Macht die Zeitung für die öffentliche Meinung bilden werde, wie einheitlich und gewaltig andrerseits die Zensur selbst auf die größten und selbständigsten Blätter wirken könnte. Zugegeben, daß die Zeitungen wohl sämtlicher Parteirichtungen ihre vaterländische Pflicht der Belehrung, Ermahnung und Aufmunterung zum Kampfe, der Bestärkung in den Tagen schwankenden Waffenglücks aufs höchste erfüllt haben, so wird nach dem Kriege doch auch offenbar werden, wie sehr sie andrerseits dazu beitragen mußten, ein objektiv-falsches Weltbild ihren Lesern aufzutun. Nicht als ob ein Teil ihrer Nachrichten bewußt falsch gewesen wäre, obwohl sie besonders in der ersten Zeit übertriebenen Greuelberichten gern ihre Spalten öffneten, oder als ob sie in der Auswahl ihrer Quellen, Büros und Berichterstatter fahrlässig gehandelt hätten, sondern weil unter dem eigenartigen Zwange der politischen Verhältnisse und bei dem aussichtslosen Daseinskampf, den sie im Falle der Weigerung hätten führen müssen, vorwiegend solche Nachrichten in sie gelangten,



die nur von den Schattenseiten des Gegners und nur von den Lichtseiten des eigenen Landes und Volkes sprachen.

Wie sehr hat sich die katholische Presse und mit ihr die Verfügungen einzelner Generalkommandos gegen eine grundlose Verdächtigung belgischer Geistlicher wehren müssen! Und doch nur deshalb, weil die Menschen zu leicht geneigt sind, Einzelfälle zu verallgemeinern, und Leuten, über die sie von vornherein eine falsche und geringe Meinung haben, auch falsche und geringe Beweggründe unterzuschieben. Ob wir nicht vielleicht in der allgemeinen Beurteilung unserer Feinde ähnlich verfahren wie ein Teil der deutschen Presse in der Beurteilung der belgischen Priester, ob nicht Taten, — man denke an Schill! — die wir vom rein nationalen Standpunkt aus als Heldentaten preisen würden, von uns als Greuel verdammt werden, weil sie ein Feind in mißverstandener Vaterlandsliebe verübt? Wie haben wir mit unseren ostpreußischen Landsleuten gebangt und getrauert, als die Härten des Krieges sie von ihrer Scholle vertrieben, als Hab und Gut deutscher Bürger in Flammen aufging! Aber ob nicht den Bewohnern des von uns besetzten und von Freund und Feind beschossenen Gebietes genau ebenso zu Mute sein muß wie unseren Ostpreußen? Ich sehe sie noch vor mir, die französische Frau und ihre Tochter, die mir die Wäsche wuschen, wie sie in Tränen aufgelöst waren, als die französisch-englische Somme-Offensive sie zwang, ihr Heim, ihr kleines Grundstück zu verlassen, alles, was ihnen lieb und teuer war, dranzugeben unter dem Gedanken, daß sie bei ihrer Rückkehr wohl nichts als Schutt und Trümmer finden würden. Der Hauptmann hatte es befohlen. Freiwillig wären sie nicht gegangen. Sie wollten es nicht glauben, daß die Granaten bis zu ihnen kommen würden.

Zum Glück bewahrt gerade der Frontsoldat solchen armen Opfern des Krieges gegenüber ein größeres, tieferes Verständnis als der Daheimgebliebene. Aber wer so glücklich gestellt ist, daß er bei einem ähnlichen Ereignis im eigenen

Lande in der Lage wäre, sein Hab und Gut, seine Wertpapiere und Hypotheken einzupacken und nach dem Inneren zu fliehen, was viele der unversöhnlichen Kriegsanhänger doch eiligst täten, der sollte sich nicht anmaßen, eine Entscheidung dieses Krieges lediglich von seinem Standpunkt aus herbeiführen zu sehen. Wie Parzival nur durch reines Mitleid der höchsten Krone des Lebens teilhaftig wurde, wie sich in ihm erst Tapferkeit und Milde einigen mußten, so werden auch wir die Frucht völkischen Friedens nicht erlangen können, wenn wir unsere Herzen verschließen vor dem Weh, das dieser Krieg nicht bloß uns, sondern auch den Feinden geschlagen hat.

Es besteht kein Zweifel, daß dieser Krieg in mancher Hinsicht die Kräfte des Willens, der opferfreudigen Entsagung, der hingebenden Caritas ganz gewaltig gesteigert und auch veredelt hat, und gerade die erste reine Begeisterung, die ohne einen Einblick in die Wirren europäischer Politik, aus reiner Liebe zum Vaterlande große Opfer an Gut und Blut zu bringen verstand, hat bei Kriegern und Daheimgebliebenen Wunderdinge bewirkt. Aber wie im Lande recht bald ein anderer Geist aufkam, der Geist des Wuchers und des Geldgewinns, der Geist der Eigensucht und der habgierigen Unvernunft, dem nur durch behördliches Eingreifen Schranken auferlegt werden konnten, so dürfen wir uns auch über dauernde versittlichende Wirkungen des Krieges auf unsere Kämpfer nicht allzugroßen Hoffnungen hingeben. Ein Teil der jungen Männer ist gereift, ein andrer Teil schon gereifter Menschen konnte sich durch den Krieg innerlich vertiefen und wird die Wirkungen nie mehr im Leben ganz preisgeben können, einem andern Teil aber sind auch, abgesehen davon, daß er in geistiger Entwicklung gehemmt worden ist, herrliche Ideale zusammengebrochen. Und wie viele haben nie Ideale besessen und auch im Kriege keine gewonnen! Alle die jungen, ungefestigten Menschen, die gewohnt waren von der Hand in den Mund zu leben, die als Freiwillige das Kriegshandwerk ergriffen, lediglich



um der Abwechslung und um der Hoffnung auf ein frisch-fröhliches Leben oder Sterben willen, sie können wohl, wie Förster richtig bemerkt, in der Zeit der höchsten seelischen Spannung, in dem Augenblick, der zwischen Sein und Nichtsein entscheidet, Wunderkräfte an sittlichem Tun aufbringen, aber sie sinken ebenso leicht zurück in den Zustand sittlicher Gleichgültigkeit und Trägheit, wenn diese Spannung aufhört. Wer längere Zeit im Staffelgebiet lebte, weiß davon ein Lied zu singen, wer als gemeiner Mann den müßigen Unterhaltungen der Soldaten in Lazaretten beiwohnen konnte, kennt den Ideenkreis dieser Armen, die lange Monate den sehenden Augen der Mutter, den bildenden Einwirkungen edler Frauenliebe, den belebenden und verpflichtenden Anforderungen der Familie entrissen sind. Nicht viel besser steht es daheim mit der Familienzucht und mit der alten Sitte, worüber nicht nur Jugenderzieher, sondern auch Volkserzieher bitter zu klagen haben. Welch reiches Arbeitsfeld für alle die, die aus vaterländischem Pflichtgefühl über Teuerung in England, Hungersnot in Rußland, Geburtenrückgang in Frankreich so gut unterrichtet sind, daß sie aus dieser negativen Leistung für den Feind die positive Leistung für das eigene Volk versäumen!

Wir haben viel Grund gehabt darauf hinzuweisen, wie Franzosen, Engländer und Russen Religion und Politik verquicken und wie bei ihnen der Zweck die Mittel heiligen hilft. Mit Pharisäerblick stehen wir da und danken, daß wir nicht sind wie sie. Aber wird in dieser Beziehung nicht auch bei uns — auch auf Seiten des Klerus und in der sogenannten katholischen Presse — gefehlt, mehr als man glauben möchte; jedenfalls mehr als gut ist. Man kann im Felde draußen mitunter eine ganz eigentümliche Reaktion beobachten, auf solche übertriebene Verquickung von Politik und Religion der Daheimgeblieben. Da draußen werden oft Folgerungen gezogen, welche für unser religiöses Leben nach dem Kriege keineswegs erfreuliche Aussichten eröffnen. Frei-

lich macht auch die lange Dauer des Krieges die Leute nur zu sehr geneigt, in ihrem Gottvertrauen zu wanken.

So kehre jeder erst vor seiner eigenen Tür, ehe er sich bemüht, den Schmutz vor fremden Häusern zu beseitigen. Tun wir es für uns und überlassen wir es dem Feinde, es für sich zu tun! Wollten wir alle die Stimmen derer vernehmen, die in der ausländischen Presse den Groll der Feinde zu immer helleren Flammen zu schüren suchen, so hätten wir nicht Zeit, in unserem eigenen Lande den Zustand des Friedens anzubahnen. Der Friede ist doch der letzte Zweck des Krieges. Je weniger wir zu besorgen brauchen, daß die da draußen nicht ihre Pflicht tun, umso mehr müssen wir im Lande ihnen den Weg der Rückkehr bereiten. Denn nach ihr sehnen sich alle, ob Freund, ob Feind. Unsere amtlichen Kriegsberichte verweigern dem Feinde nicht die Anerkennung, die ihm gebührt. Der ritterliche deutsche Soldat rühmt die Tapferkeit der Franzosen, die Kriegstüchtigkeit des Engländers, den Todesmut des Russen. Wir alle wissen, daß solche Berichte dadurch mittelbar mehr sagen über die Vortrefflichkeit des deutschen Soldaten, als wenn wir uns selbst mit prunkenden Worten rühmten. Wonach wir Soldaten beim Zeitungslesen in Feindesland uns sehnten, das waren keine Greuelberichte über unsere Gegner — denn auch ohne sie tut der deutsche Soldat seine Pflicht — wir sehnten uns nach dem ernsten Willen der Daheimgebliebenen durch gerechtes Urteil den gordischen Knoten der Kriegsverwicklungen zu entwirren und der Regierung der kriegführenden Länder die Mittel in die Hand zu geben, einen Weg der Verständigung zu finden. Dieser Weg wird umso schneller gefunden werden, je aufrichtiger die Völker zur Selbsteinkehr und zum gegenseitigen Verstehen bereit sind.

XLVIII.

Zur See nach Nauplia.

I. Piräus.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Schluß).

Im 6. Buch seines Geschichtswerkes schildert uns Thukydides den Beginn des Sizilischen Seezuges. Wenige Striche nur. Aber welch großartige Wirklichkeit zaubern sie vor unsere Augen hin! Ein Menschenstrom wälzt sich von der Stadt zum Piräus. Die Kerntruppen Athens, begleitet von ihren Lieben und Angehörigen und viel neugierigem Volk. Mannschaft, Bekleidung, Bewaffnung, Ausrüstung, Schiffsmaterial — alles war auserlesen und von fast unerhörter Pracht, „mehr eine Schaustellung des Reichtums und der Macht als eine Kriegsrüstung gegen Feinde“ (VI 31). Jubel und Begeisterung brandeten um Ufer und Schiff. Furcht und Hoffnung machten in flüsternder Rede und in bangen, ahnungsvollen Seufzern sich Luft. Allüberall festliches Getümmel und Gewimmel, ein endloses Summen und Klirren und Tosen und eine wogende Unruhe, als wolle die Stunde eine Zeitenwende gebären und eine gewaltige Zukunft. Plötzlich ein Posaunenstoß und mit einem Schlag verstummt der Lärm. Das Gebet und Opfer beginnt. „Das Volk betete vom Lande aus mit, sowohl die Bürger als wer sonst anwesend und mit dem Herzen bei der Sache war. Alsdann stimmten sie den Kriegsgesang an, und nachdem das Spendopfer vollendet war, fuhren sie ab, anfangs in Kiellinie fahrend und bis Ägina an Schnelligkeit wetteifernd.“ Elf Jahre später. Athen ist gefallen. Lysander erläßt seine Vernichtungsbefehle. Auch den Mauerharnisch um den Piräus zerbricht er und Flöttenspiel begleitet wie Grabmusik das jammervolle Zerstörungswerk. Konon stellte die Mauern wieder her. Im Jahre 86 v. Chr. aber erschien der römische



Feldherr Sulla racheschnaubend vor dem Piräus und brannte Stadt und Hafen bis auf den Grund nieder. Von diesem Schlag hat sich der Piräus nie mehr erholt. Selbst sein Name schwand aus dem Gedächtnis der Menschen. Fischer richteten sich zwischen den Trümmern ein. Diese elende Siedelung erhielt den prunkenden Namen Porto Leone nach dem erhalten gebliebenen antiken Löwen, den schließlich die Venezianer 1687 aus seiner Einsamkeit erlösten und in Gesellschaft von drei anderen aus dem Altertum stammenden Löwenstatuen vor dem Arsenal der Lagunenstadt aufstellten.

Als sich in neuerer Zeit das zertretene Griechenland aus der türkischen Knechtschaft befreite, blühte auch der Piräus wieder auf. Man trug sich sogar mit dem Gedanken ihn zur Hauptstadt des Landes zu erheben. Aufs neue bedeckte sich der Hafen mit Schiffen und Masten und mit amerikanischer Schnelligkeit krystallisierte sich um ihn eine junge Stadt von fast amerikanischer Struktur herum. Breite, mit dem Lineal gezogene Straßen, quadratische Häuserblöcke, Fabriken, Kaufläden neben Kaufläden, Börse, Händler, Matrosen, Barkenführer, Geldwechsler, internationaler Straßenmob — aus diesen Elementen ward hier eine Stadt zusammengeknetet, wie sie Gottlob nur einmal in Griechenland sich findet. Die Gesamtbevölkerung beträgt heute etwa 60000 Einwohner. Wir sind eben im Begriff die Hafenmündung zu passieren. Nochmals kehren die Gedanken in die Tage der Vorzeit zurück. Dort drüben an der Südwestspitze des Königlichen Parkes ragt der Leuchtturm in die Höhe. In seine Nähe verlegt die Überlieferung die letzte Ruhestätte des Themistokles, des genialen Schöpfers des Piräushafens und der attischen Seemacht. Die Geschichte dieses Grabes hat Thukydides (I 138) geschrieben und Geibel dichterisch umschrieben in den ergreifenden Versen:

> Wo am zackigen Fels das Gewog' sich brandend emporbäumt,
> Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themistokles' Leib
> In heimatlichen Grund. Festgaben und Totengeschenke
> Brachten sie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins



Aber den Zorn des verblendeten Volkes kleinmütig befürchtend,
Stahlen sie leise sich heim, ehe die Dämmerung erschien.
Denksteinlos nun schlummert der Held. Doch drüben im Spätrot
Ragt ihm, ein ewiges Mal, Salamis' Felsengestad'.

Themistokles gehört zu jenen Gestalten des Altertums, denen das Herz der Jugend auf der Schulbank im Sturme zufliegt. Glanzlichter kommen ihr in die Augen, wenn sie, den Atem anhaltend, den sich überstürzenden Gang der Dinge bei Salamis verfolgt und zum ersten Mal im Leben vernimmt, wie kräftig der athenische Seeheld in die Nebel des Zweifels und Pessimismus seiner Mitfeldherrn im Kriegsrat hineinblies und mit welch unheimlich kalter Entschlossenheit er den verschlungenen Knoten entzweihieb. In weher Trauer und Scham senkt sich dann aber ihr Auge, wenn das tragische Geschick und Ende dieser großen, starken Persönlichkeit sich allmählich entschleiert und der Bruch zum Vorschein kommt, der durch den Stahl dieses ungewöhnlichen Charakters hindurchgeht. Wie schön steht dieser Zwiespalt der Gefühle dem Herzen der Jugend an! Was weiß sie und will sie von Kritik und psychologischer Analyse! Sie ist immer Partei. Sie will lieben und hassen und was ihrem starren Ideal von Ehre und Treue nicht entspricht, ist schwarzer Verrat und moralischer Selbstmord. Die wachsende Erfahrung lehrt tiefer blicken und findet, daß der Perserkönig auf den Grund der Themistoklestragödie hinabgesehen hat, wenn er urteilte, die Athener hätten verblendet einen ihrer Besten von sich gestoßen (Plutarch, Themistokles 28). Nachdenklichen Gemütes sah ich zu der Gruft des Gewaltigen hinüber und weiche Gefühle schlichen durch die Brust, fast wie die eines abbittenden Kindes. Dem Themistokleion gegenüber hat man sinnig das Grabmal des großen Seehelden Miaulis aus dem neugriechischen Befreiungskriege plaziert. So hat der Tod über Jahrtausende hinweg ein Heroenpaar von einiger Ähnlichkeit des Charakters und Schicksals in geradezu plutarchisierender Weise vereinigt. Miaulis, überhaupt eine Gestalt von antikem Schnitt, glich dem Temistokles an Ent-



schlußkraft und Unternehmungsgeist nicht minder als durch angebornen Scharfsinn und politischen wie militärischen Instinkt. Er war ohne die elementarsten Schulkenntnisse und „es liegt etwas Ergreifendes für uns Occidentalen, die wir alles auf Bildung und Prüfungsnote zu stellen pflegen, darin, daß . . . Miaulis kaum seinen Namen zu schreiben verstand, trotzdem aber an Verständigkeit die gelehrtesten Männer übertraf" (Mendelssohn Bartholdy I 254). Und ein selbstgemachter Mann, ein Zögling der Natur war auch Themistokles. „Er war bloß durch seinen natürlichen Verstand, ohne ihm durch früheren oder späteren Unterricht aufzuhelfen, imstande, bei plötzlichen Vorfällen nach kurzer Überlegung die trefflichsten Entschließungen zu fassen" (Thukydides I 138). Nach seinen eigenen Worten hatte er singen und Zitherspielen nicht gelernt, verstehe aber eine Stadt groß und reich zu machen. Themistokles führte die Griechen auf die See und lehrte sie gegen asiatische Übermacht kämpfen. Miaulis deckte zuerst die Schwächen der türkischen Marine auf und gewöhnte seine Landsleute durch sein unerschrockenes Draufgehen daran, den überlegenen Türken in der Schlacht Trotz zu bieten. Beiden ward das Stigma der Rebellion und des Verrates angeheftet. Beide hat der Areopag der Geschichte und die Stimme des eigenen Volkes freigesprochen. Und beide schlummern nun, von den Wellen ihres Lebenselementes umsungen, den ewigen Schlaf in der Mitte eines Königlich hellenischen Parkes und wie von Themistokles gilt auch von dem spätgebornen Miaulis das prophetische Wort des alten Dichters:

> Dein Grabeshügel, schön am heitren Ort erhöht,
> Wird von Kauffahrers Ruf begrüßt sein weit umher,
> Wird, was hinaus- und was hereinfährt, übersehn,
> Und, ringt die Flott' im Wettkampf, mit das Spiel anseh'n.
>
> (Plutarch, Themistokles 32.)

Uns sehen sie aber schon nicht mehr. Wir haben uns den schützenden Armen des Hafens entwunden. Der salzigfrische Odem des Meeres schlägt uns entgegen. Die Stimme



katarrhalisch heiserer Möven umkreischt unser Schiff, dessen Tempo sich merkbar verschärft. Das Andante wird zum Impetuoso. Wenden wir uns um, zu einer kurzen Rückschau! Jetzt erst ist der Abstand genügend, um den ganzen Komplex des Piräus zu überblicken. Unmittelbar vor uns erhebt sich nach der Mitte zu stark ansteigend und nur auf der Nordseite überbaut die blattartige Halbinsel Akte, ein Ausläufer jener größeren Piräushalbinsel, aus der Natur und Menschenhand drei Häfen von verschiedener Gestalt und Größe herausgeschnitten haben. Der größte und bedeutendste ist der eigentliche Piräus, den wir soeben verließen. Ein schmaler Landhals scheidet ihn von dem polygonen Becken des benachbarten Zeahafens ab. Im Altertum war Zea stark befestigt und bildete den Hauptkriegshafen Athens. 196 Schiffshäuser boten den Trieren sicheres Obdach. In dem gewaltigen, unter Lykurgs Finanzverwaltung erbauten Arsenal (Skeuotheke), sowie in den zahlreichen Schuppen, Magazinen, Depots lagerten Vorräte und Kriegsmaterial jeglicher Art. Spuren der antiken Anlagen sind noch allenthalben zu sehen. Weiter nach Osten erscheint das kleine, wundervolle Eirund des Munychiahafens, eine mit dem Zirkel umrissene Wasserorchestra, auf der die Wellen winzigen Nereiden gleich lispeln und tanzen. Wie zwei dunkelblaue Augäpfel blinzeln diese beiden Wasserrondelle aus dem rußigen Antlitz der Piräusstadt heraus. Beherrschend wölbt sich (bei 86 m) hinter dem dreigliedrigen Hafensystem der Munychiahügel auf, die weißschimmernde „einsame“ Akropolis des sagenhaften Königs Munychos, baumlos und völlig ausgebrannt, so wüst und leer, daß man alle Schimpf- und Schandworte auf dieses Steinhaupt häufen möchte. Hier hatte sich nach Hipparchs Ermordung Hippias festgesetzt und noch zwei volle Jahre seine Gewaltherrschaft zu behaupten vermocht. Hier hat Thrasybul seine Angriffsbasis gehabt. Hier unterhielt Mazedonien eine starke Besatzung, um Athen in Schach zu halten. Ein Zwinguri also, von dem der Kreter Epimenides prophetischen Geistes gesagt haben soll: „Wenn die

Athener wüßten, wieviel Unheil ihnen dieser Ort noch bringt, sie würden ihn mit den Zähnen herauswühlen“ (Plutarch, Solon 12). Rechts von der Anhöhe öffnet sich in weitgeschweiftem Bogen die Phalerische Bucht, die Athen in vorthemistokleischer Zeit als Schiffsreede gedient hatte. In den beiden Ecken der Bucht liegen die vielbesuchten Seebäder Alt- und Neuphaleron. Lange schon drängt sich ein anderes Bild mit sanfter Gewalt in den Blickpunkt, das duftige Goldgewebe dort auf jener Felsenhöhe, das sich märchenhaft durch den Äther spannt, schimmernd gleich einer Königskrone. Wie es hoch und leicht und frei, als wäre es keinem Gesetz der Schwere untertan, im blauen, sonnendurchfluteten Raume schwebt! Das ist das stolze, weiße Säulenwunder des Parthenon. Die Last von Jahrtausenden drückt auf seine alten, müden Füße. Aber noch immer steht er aufrecht und die räumliche Entfernung wischt ihm auch die gröbsten Spuren des erlittenen Unglücks aus dem Gesicht. Und gleich einer feinen Perle hängt und prangt das Erechtheion an diesem güldenen Geschmeide. Nicht wie Werke menschlicher Kunst ragen diese hehren Gebilde auf ihrem kyklopischen Natursockel da oben, aus olympischen Höhen und aus Götterhand scheinen sie herabgekommen zu frommen Erdensöhnen, ein abgebröckeltes Stück Ewigkeit, die Platonische Tempelidee selbst. Ein Überirdisches, von der Weihe und Würde der Religion umstrahlt, ein Göttliches, vor dem das weißgewandige Häusergewimmel in der Ebene drunten ehrfürchtig zurücktritt und huldigend zu Füßen liegt — Athen, die schicksalgeprüfte Stadt, so oft zu Boden geworfen und immer wieder erstanden, so oft verwüstet und immer wieder erneuert, so oft geplündert und immer noch reich, unvergänglich in ihrer Vergänglichkeit.

In einem Brennpunkt der landschaftlichen Ellipse, die Athen einschließt, baut sich turmartig der spitze Lykabettus auf, sein plumpes, breit hingesetztes Untergestell mit einer immergrünen Pflanzendecke verhüllend, auf dem kahlen Scheitel ein Kirchlein tragend, um ein Beträchtliches (121 m)



höher als die Akropolis, die sich aber gleichwohl als geschichtliches und schönheitliches Zentrum spielend behauptet und durchsetzt und immer wieder mit magischer Gewalt die Gedanken und Blicke auf sich zieht. Dieses Stadt- und Landschaftsjuwel ist von einem Kranz schmückender und schirmender Berge umzogen. Vom scharf an die Küste vortretenden Aigaleos wandert der Blick im Halbkreis über den wilden Parnes zum schöngegiebelten Pentelikon hinauf, biegt hier nach Süden um, läuft auf dem Kamm des violett schimmernden Hymettosmassivs zum Meere herab und weiter und weiter nach Südosten die endlose Hügelkette entlang in die Ferne bis zum blau verdämmernden Vorgebirge Sunion. So stellt von unserer schwankenden Warte aus dieses heroische Landschaftsbild dem Auge sich dar, im rosigen Morgenlicht leuchtend, klar und markant gegliedert, abwechslungsreich, in das durcheinanderspielende Hell und Dunkel von Geschichte und Sage getaucht, die unaustilglichen Spuren einer großen und harten Vergangenheit im Antlitz, klassisch vornehm und höchst eindrucksvoll, durch ihre Vermählung mit der See aber und die Ausblicke auf die nahe und ferne Inselpracht wie auf die formwuchtigen peloponnesischen Bergfirsten geradezu großartig und erhaben, trotz aller räumlichen Enge ins Unermeßliche gedehnt durch das beispiellose geistige Sehfeld. Alles um uns atmet trunkene Lebensfreude und im Tauatem der Natur durchströmt die Adern und Nervenbahnen des Körpers ein erfrischendes Licht- und Morgengefühl. Rauhe Frühlingsfröste halten oftmals die steigenden und kreisenden Lebenssäfte der Natur gewaltsam zurück und doch steht mit einem Mal die Welt am ersten sonnigen Tag im frischesten Blumenflor. So bricht mitunter nach der Saftstockung der Krankheit das leibliche Wohlbefinden hervor.

Die Atmosphäre ist nicht sonderlich bewegt. Und doch ist ein spukhaftes Wühlen und Wogen und Schäumen ringsum. Mit mussierenden Gischtkrausen springen die Wellen über das warme Blau der See daher, spritzen klatschend die Bordwand hinauf, von der sie in Perlengefällen wieder ablaufen.



Immer tiefer verneigt und verbeugt sich unser Schifflein vor der zornigen Majestät des Meeres. Woher dessen Unmut und Erregung? Woher die kräftige Dünung unter dem blauesten Sommerhimmel, im strahlendsten Sonnenschein? Wie heißen die Kobolde, die so mutwillig und scheinbar unmotiviert in den Wassermassen herumquirlen? Es sind die Passatwinde, von den Alten Etesiä, von den Heutigen Mel(n)temia genannt. Im Mai beginnend und im August ihren Höhepunkt erreichend, führen sie die sommerliche Trockenperiode herauf. Um diese Zeit können sie wochenlang fortwehen und sich bis zur Sturmgewalt steigern. Erst der Oktober macht ihrer Herrschaft ein Ende. Ein fremdartiges Naturphänomen, das den Nordländer anmutet, als erlebe er plötzlich ein oft gehörtes Märchen des Orients. Wie erklärt sich dieses Geheimnis der atmosphärischen Welt? Schon die alten Forscher hat das Etesienrätsel lebhaft beschäftigt. Immer wieder bliesen die neckischen Passate das Kartenhaus der wechselnden Theorien über den Haufen. Begreiflicherweise suchte man die Ursache zunächst in der Himmelsgegend, aus der diese Winde wehten. Einzelne machten die sommerliche Schneeschmelze im hohen Norden für das Entstehen dieser Lufterscheinung verantwortlich. Wir wissen es besser. Die moderne Naturwissenschaft hat Licht in das Dunkel dieser alten „windigen" Frage gebracht. In den Sommermonaten liegt über dem Atlantischen Ozean im Westen des Mittelmeergebietes eine inselförmige Region hohen Luftdruckes. Über den sonnedurchglühten Landmassen Südwestasiens und Nordafrikas dagegen lockert sich die Luft wie über heißen Herdplatten und steigt, weil unter geringerem Druck des eigenen Gewichts stehend, in die Höhe. Die Folge ist, daß die schwereren Luftmassen, von der asiatisch-afrikanischen Saugmaschine angezogen, aus dem nordwestlichen Hochdruckgebiet in das des niederen Luftdruckes abfließen. Ihren Weg nehmen diese Luftströme, wie aus dem Gesagtem erhellt, eben über das Mittelmeergebiet, namentlich auch Griechenland und das Ägäische Becken. Wenn diese Winde



gerade hier Nord- und Nordostnordrichtung haben, so kommt das bekanntlich daher, daß die aus Nordwesten herströmende Luft von der Erddrehung mitgerissen und nach rechts, in unserem Falle also ostwärts abgelenkt wird.[1] Ein wahres Gnadengeschenk des Himmels für das sommerheiße Griechenland, diese Passate, als solches schon von Cicero (de natura deorum II 131) gepriesen, ein Ventilierapparat größten Stils, dessen Tätigkeit freilich auch minder erwünschte Nebenerscheinungen auslöst.

Es war an einem glühend heißen Nachmittag in Athen. Ich lag krank zu Bette. Mein schon genannter Landsmann Dr. Schw. war eben ausgezogen, um zur Akropolis hinaufzusteigen. Durchs Fenster verfolgte ich im Geiste sehnsüchtig seinen Weg, als mit einem Male vereinzelte Staubfontänen in die Luft schossen und auseinandersprühten. Wahre Sturzbäche von Staub sammelten sich in der Luft, bis zuletzt eine einzige, dichte, gelblichweiße Staublawine einherwölkte und hoch durch alle Straßen wirbelte. Im Nu war die ganze Stadt, war Berg und Burg der Pallas, waren alle Landmarken und Orientierungspunkte Attikas unter einer fahlen, grauen Decke begraben. Kein Haus, kein Baum, kein Hügel war in weitem Umkreis mehr zu sehen. Staub- und schweißgebadet kehrte unser Akropolispilger zurück und erzählte, wie er vor dem wütenden Staubgewitter hinter die Säulen und Mauern des Parthenon habe flüchten müssen. Solch loses Spiel treiben die Passate am staubigen Lande. Gegen die Staubplage sind wir auf den feuchten Pfaden des Meeres gefeit. Um so mehr verkosten wir eine andere Wirkung. Unsere Nußschale schaukelt auf dem empörten Element wie eine Kinderwiege. Man spürt die kurzen, stößigen Mittelmeerwellen nachgerade im Magen. Das Rauschen erzeugt einen Rausch und viele tun, was sie nicht lassen können.

1) S. die interessante Dissertation von Krugler, Die Windverhältnisse im östlichen Mittelmeer und seinen Randgebieten. Berlin 1912. Dazu A. Philippson, Das Mittelmeergebiet. Berlin 1914, S. 91.



Kinderstimmen gellen beängstigend auf wie zerspringendes Glas. Auch von den Frauen halten nur wenige dem Rollen und Schlingern des Schiffes stand. Das Gespenst der Seekrankheit lief giftgrün übers Deck in gurgelnder Not und bald schien es, als habe man alles Gestöhn und Erdenelend auf unseren kleinen Dampfer verladen. Sonst, wenn das große Opfern an Bord beginnt, hat alles Meergetier gute Stunden. Hier war es anders. Wo gerade jeder ging und stand, entrichtete er in aller Öffentlichkeit und mit mehr Geräusch, als unbedingt nötig war, den bitteren Seezoll. Und die verschwiegenen Schiffskabinen waren doch so greifbar nahe. Aber vielleicht untersteht man in solchen Augenblicken dem Zwang des psychologischen Gesetzes, das der Dichter so formuliert hat:

> Das ist kein Glück, das ist ein Leiden,
> In seinen Wonnen einsam sein.

Ein Verkehrshindernis nach dem andern entstand, und es wurde immer schwerer, sie zu umgehen. Und das Schiffspersonal, nach dem wir anderen so sehnsüchtig ausschauten? *Unsere* Lage ging niemanden zu Herzen und niemand schien des Euripides Wort zu kennen und zu begreifen: All Menschenweh wäscht ab die See. Ihr Eimer, Näpfe, Schrubber, Besen und ihr übrigen Tröpfe! Warum tut ihr nicht, nachdem das Unheil losgebrochen, was eures Amtes ist? Saget warum? Antwort: Stubenreinheit und ihre irdenen und eisernen Gehilfen sind europäisches Fabrikat und zur Zeit offenbar noch unerschwinglich für das arme Griechenland. So mußte denn Helios, der Reine, den lieben, langen Tag das Geschehene beschauen, und als wir nachts gegen 10 Uhr in Nauplia ans Land gesetzt wurden, warf auch Selene noch ihren bleichen Schein auf das mehr groteske als pittoreske Deckgemälde hin. Schön bist du, mein Griechenland, himmlisch schön, und eine Fahrt durch dein Inselmeer gewährt ein Götterglück. Aber *immer* bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich.

XLIX.

Fränkische Kirchenbaukunst des 18. Jahrhunderts in Württemberg.

Von Dr. Ing. Willy P. Fuchs.

(Schluß.)

7. Im Jahre 1730 befahl der Deutschmeister Franz Ludwig, Herzog von Pfalz-Neuburg, um den kurz zuvor in Rom erworbenen Reliquien eine würdige Stätte zu schaffen, die baufällig gewordene Schloßkapelle in Mergentheim abzubrechen und durch einen Neubau zu ersetzen. Frühjahr 1736 wurde der Bau der Kirche des Deutschmeisterschlosses[1]) fertiggestellt und am 29. September desselben Jahres anläßlich eines Generalkapitels vom derzeitigen Hoch- und Deutschmeister geweiht.

Bei der Grundrißgestaltung war der Baumeister zweifellos durch die zwischen die bestehenden Schloßflügel eingezwängte Lage gebunden. Die Anordnung von sogenannten Fassadentürmen war dadurch von vorneherein ausgeschlossen, denn ein Hineinrücken der Westfassade in den an sich schon beschränkten Hofraum war nicht zweckmäßig und zudem wären hier die Türme nicht zur erwünschten Wirkung gekommen. Wollte man also auf die Türme nicht verzichten, so blieb nur ihre Stellung zu beiden Seiten des Chors übrig, wie sie sowohl für den davorgelegenen Platz als für die gesamte Baugruppe des Schlosses die gegebene Dominante bilden. Die Hoffassade ist durch ihre konkave Grundrißform geschickt dem Zug des runden Schloßflügels angereiht. Was ihr an Abmessungen in der Höhe und Breite dazu fehlt, um ihr die nötige Auszeichnung vor den langen Schloßfronten zu verschaffen, wird durch das starke, schattengebende Relief der

1) Näheres über die Baugeschichte der Kirche in: Das Hoch- und Deutschmeisterschloß in Mergentheim von Hans Klaiber, Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst 1912, I. Halbband.



gekrümmten Fläche ersetzt. Auch der Fläche in sich sind starke Reliefs gegeben, in konkavem Sinne durch Blenden und Nischen, im konvexen durch stark hervortretende Gesimse und plastische Schmuckteile. Bemerkenswert ist die wohlgelungene Aufteilung der Fläche durch Fenster, Nischen und Blenden. Die drei übereinander gestellten Fenster der Hauptaxen sind durch Rahmenwerk zu einem großen Vertikalmotiv zusammengezogen, während die horizontale Bindung der Axen durch das verlängerte Architravgesims der seitlichen Kolossalpilaster erzielt wird. In der freien Umrißlinie des Giebels und dessen Endigung mit stark ausladendem Gesims begegnen wir wieder dem Charakteristikum fränkischer Deutschordenskirchen, allerdings in einer durch Bamberger Barock beeinflußten reicheren Ausbildung. Die Architekturglieder, Gesimse, Rahmenbildungen und Sockel sind wiederum nach fränkischer Sitte in Werkstein ausgeführt, die übrigen Mauerteile verputzt. Die nach dem Stadtplatz zu gelegenen Fronten zeigen die den fränkischen Münstern eigene von der Komburger Kirche hergeleitete Durchbildung: ein System von weitgestellten Pilastern, dazwischen die mit reichem Rahmen- und Verdachungswerk versehenen hohen Fenster, hoher Sockel und stark ausladendes Hauptgesims, alles in Werkstein, das übrige Mauerwerk verputzt. Die Fenster bestehen hier aus zwei Teilen, dem hohen Hauptfenster und einem unmittelbar darüber angeordneten Oberlicht. Im Sinne der einheitlichen Fassadenwirkung setzt sich das Gliederungssystem — auf Kosten der inneren Wahrheit — an den Türmen fort, allerdings mit Blenden statt der Fenster, da zur Beleuchtung der dahinterliegenden Räume minimale Öffnungen genügen. Die Stellung der Türme bringt es mit sich, daß ihre Obergeschosse eine größere Höhe und damit eine größere Bedeutung gegenüber dem übrigen Baukörper erhalten, als dies bei Fassadentürmen der Fall ist, deren Untergeschosse die überwiegende, mit der Fassade gleich laufende Höhe und ihre Obergeschosse nur die Funktion von Endigungen besitzen. Über dem das Traufgesims des Langhauses fortsetzenden weitausladenden Gesims erheben sich die freigewordenen Türme zunächst mit einem niederen noch quadra-



tischen Zwischenstock, das gewissermaßen ein kurzes Atemholen bedeutet vor dem mächtigen Auftreten des achteckigen Glockengeschosses. Die schmalen Ecken dieses Geschosses sind kräftig betont durch vorgesetzte Kolossalpfeiler; deren untere Enden verschwinden hinter hochgestellten reichverzierten Schnecken, die den Übergang vom Quadrat zum Achteck vermitteln. Die Schallöffnungen wiederholen das zweiteilige Motiv der Langhausfenster, ihre Brüstungen sind durch Steinbalustraden abgeschlossen. Die Breite der Kolossalpfeiler an den Ecken setzt sich über dem verkröpften Hauptgesims in den Gurten des stark konkaven, gebrochenen Dachhelms und weiterhin auf der Laterne und deren Bedachung fort. Die achteckige Laterne ist ebenso wie die Wahnspitze des Chordachs durch eine Vase mit Kreuz bekrönt.

Das Innere ist ein einschiffiger Raum mit langem, eingezogenen Chor und hohen nicht unschönen Verhältnissen. Der hintere Teil des Schiffs und besonders der Chor wirken infolge der zahlreichen hohen Fenster umso heller, als der vordere eingebaute Teil des Schiffs jeglichen direkten Lichts entbehrt. Zu der weißen Schmucklosigkeit der Wände bildet die reiche Rokokodekoration der Deckenwante, der Fensterumrahmungen und Leibungen, sowie die Farbenpracht der Deckenfresken einen reizvollen Gegensatz, der noch durch den Farben- und Formenreichtum der Ausstattungsgegenstände gesteigert wird. Im Chor rechts führt eine kleine Pforte zu der runden im Südturm befindlichen Sakristei mit schön stuckierter Decke. Durch die Pforte der linken Chorseite gelangt man über eine schmale Treppe zu der mit flachen Kreuzgewölben überspannten Gruft, einem durch den Reiz seiner Verhältnisse und den Reichtum seiner Stuckaturen gleich ausgezeichneten Raum.

Als alleiniger Schöpfer des Baues galt bis vor kurzem Balthasar Neumann. Den Grund dieser Annahme bildete wahrscheinlich einmal Neumanns eigene Aufzählung der unter der Regierung seines Fürsten erbauten Kirchen, die auch die Mergentheimer Schloßkirche enthält, dann die Tatsache, daß Neumann schon vorher zum Residenzbau Pläne geliefert hatte. Erst vor wenigen Jahren hat Klaiber, in seiner obenerwähnten



Schrift, die Frage nochmals untersucht und ist zu dem Schluß gekommen, daß Neumann aus der Baugeschichte der Kirche gänzlich auszuscheiden und der Ellinger Baumeister Roth als der Erbauer der Kirche anzusehen sei. Klaiber stützt seinen Schluß auf das Fehlen von Neumanns Name in den Bauurkunden und weiterhin darauf, daß zu der Zeit, als Neumann um den Residenzbau konkurrierte, ein Neubau der Kirche noch nicht geplant gewesen und man später auf Neumann nicht zurückgekommen sei. Andererseits ist auch die Berufung Roths als Baumeister der Kirche Tatsache, denn die Urkunden enthalten eine Verordnung des Fürsten Franz Ludwig vom 8. Juli 1730, die lautet: „daß nach denen von dem Postverwaltern zu Mergentheim und Baumeistern zu Ellingen, Joseph Roth, verfasseten Abrissen Unsere in zimblichem Unstandt sich befindenden Mergentheimer Schloßkirchen gebaut und damit der ungesäumbte Anfang gemacht werden möge." [1]) Trotz alledem kann ich mich der Ansicht Klaibers nicht in vollem Umfang anschließen. Schon ein oberflächlicher Vergleich der Hoffassaden und der Stadtfronten hat mich zu der Vermutung geführt, daß die beiden Bauteile jedenfalls nicht von ein und demselben Baumeister stammen und daß doch auch Neumann bei dem einen derselben beteiligt gewesen sein muß. Die eingehende stilistische Prüfung, deren Hauptpunkte ich hier anführe, hat meine Vermutung bestätigt. Daß die Hoffassade das Werk Roths ist, beweisen mir ihre stilistischen Eigenarten mehr als die Angaben der Bauurkunden. Sie zeigt sowohl im ganzen als im einzelnen eine sofort in die Augen springende Ähnlichkeit mit einer Reihe von Ellinger Bauten. [2]) So hat sie mit einigen dortigen Privatbauten gemein: die Giebelbildung, die Betonung des Giebelansatzes durch vasenbekrönte Postamente (als Fortsetzung der Fassadeneckpilaster); mit dem dortigen Rathaus: die Flankierung

1) Die Berufung Roths ist wohlverständlich, da Ellingen der Sitz des Deutschordenskomturs der Ballei Franken war.

2) Abbildungen in: „Die Architektur der Barock- und Rokokozeit in Deutschland und der Schweiz" von Hermann Popp, Stuttgart 1913.



des Haupteingangs durch Figuren[1]) auf weitauskragenden Konsolen, die starke Plastik der Wappenschilder über Haupteingang bezw. Hauptfenster (sämtliche Bildhauerarbeiten sind vom Ellinger Bildhauer Joh. Wagner ausgeführt!). Demnach steht für mich fest, daß der Schöpfer der Mergentheimer Westfassade und der Schöpfer dieser Ellinger Bauten, dessen Name bis jetzt unbekannt, dieselbe Person sind, nämlich der aus Wien gebürtige Ellinger Baumeister Franz Joseph Roth. Die Straßenfronten des Chors und Langhauses dagegen zeigen, wie früher erwähnt, den Typus des fränkischen Münsters, der nach Greising von vielen Baumeistern verwendet wurde und deshalb auch hier in sich etwas Unpersönliches hätte, wenn nicht einzelne für Neumann charakteristische Fassadenelemente auf seinen Einfluß schließen ließen. Es sind dies: die auffallend schmalen Chor- und Turm-Pilaster (vergl. Neumanns Schloß zu Werneck), der obere das Kapitäl ersetzende Schmuck dieser Pilaster (vergl. Kloster Langheim), die Schneckenendigung der Achteckpilaster der Türme (vgl. Kloster Oberzell) und endlich die Einbeziehung der Türme in das System der Fassadengliederung (vgl. Kirchen von Vierzehnheiligen und Neresheim). Ich glaube also nicht fehlzugehen, wenn ich Neumanns Mitwirkung, zum mindesten in beratendem Sinne, an der Gestaltung der Straßenfronten annehme. Warum sie nicht ebenso wie die Westfassade nach Roths Plänen ausgeführt wurden, darüber kann man nur Vermutungen aussprechen. Als eine solche möchte ich auch nachstehende Erklärung bezeichnen, die ich mir selbst zurechtgelegt. Roth hatte sich bisher nur beim Privatbau betätigt und bewährt — auch die Westfassade der Mergentheimer Kirche macht einen mehr profanen als kirchlichen Eindruck —; als deshalb der Bau so weit gediehen war, daß mit den kirchlich-monumentalen und für das Stadtbild überaus wichtigen Straßenfronten begonnen werden sollte, kamen dem Bauherrn Bedenken, ob der bisherige Architekt

1) Diese Figuren sowohl als die Nischenfigur des Giebels und die beiden Vasen wurden im Jahre 1885 wegen Schadhaftigkeit entfernt und bedauerlicherweise nicht mehr ersetzt.



dieser Aufgabe gewachsen sei oder die vom ihm gelieferten Pläne den gewünschten künstlerischen Wert besäßen. Da lag die Berufung des schon damals als Autorität geltenden ersten Baumeisters des Deutschordens zur Entscheidung dieser Fragen wohl sehr nahe. Sollte sich dann als Ergebnis des Neumannschen Urteils die Notwendigkeit einer Änderung der Pläne herausstellen, so war diese nicht schwer zu nehmen, da ja die beiden Fassadenfronten des Hofes und der Straße nicht in räumlichem Zusammenhang stehen, also eine einheitliche Gesamtwirkung doch nicht möglich ist. Und so geschah es auch. Die beratende Mitwirkung Cuvilliés am Äußeren der Kirche, welche Klaiber annimmt, kann nach dem Vorhergehenden nicht von Bedeutung gewesen sein, und sich jedenfalls nicht auf den architektonischen Aufbau, sondern höchstens auf die ornamentale Detailbildung (z. B. das französisierende Detail des dreiteiligen schabrackenartigen Schmucks der Turm- und Chorpilaster) erstreckt haben. Dagegen ist der Innenausbau, wenigstens in der Gesamtdisposition, das Werk Cuvilliés. Roth, der gleichfalls Pläne hiefür geliefert hatte, bekam die Ausführung wohl unter der Voraussetzung, daß er die Pläne und Angaben Cuvilliés als Grundlage annahm. Im Detail ist Roth jedoch seine eigenen Wege gegangen, denn es ist nicht das französische Louis XV. Cuvilliés', sondern das deutsche Rokoko des Ellinger Baumeisters. Eine ganz selbständige Arbeit Roths scheinen die vortrefflichen Stuckaturen der Sakristei und der Gruft zu sein, eine Arbeit aus einem Guß, voll natürlicher Empfindung und kräftiger Durchführung.

8. Nicht weit von dem durch seine prächtigen mittelalterlichen Kirchen und Straßenbilder allbekannten Wimpfen liegt auf einer Höhe des Jagsttales das Pfarrdorf **Duttenberg**. Urkundliche Beweise für eine Urheberschaft oder Mitwirkung Neumanns an dem Bau der im Jahre 1731 erstellten **Kirche** zum hl. **Kilian** habe ich nicht finden können, aber zwei architektonische Einzelheiten lassen mich an das eine oder andere glauben. Einmal das Übergangsmotiv des Turmes vom Quadrat ins Achteck: eine aufgedrehte Schnecke als untere Endigung des Eckpilasters, ein Motiv, wie man es bei keiner Kirche der



näheren und weiteren Umgebung und nur an den Türmen der Mergentheimer Schloßkirche angewendet sieht. Zum zweiten das Vierungsmotiv am oberen Ende desselben Eckpilasters: das schildförmige Rokokoornament an Stelle des Kapitäls, ein bei Neumann mehrfach vorkommendes, der württembergisch-fränkischen Art sonst fremdes Motiv. Auch die in den Massen gut abgewogene Chorausbildung mit den gequaderten Eckfassungen spricht jedenfalls nicht gegen die Annahme, daß ein Meister wie Neumann Einwirkung auf den Bau hatte.

9. Die Kapelle zum Hl. Johannes im Weiler Saverwang, Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut (genaueres Datum nicht feststellbar), ist wohl der unscheinbarste kirchliche Bau Neumanns. Es ist eine Wallfahrtskapelle in der Nähe Ellwangens, der Stadt, wo eine ganze Reihe von Profanbauten[1]) durch Neumann geplant und ausgeführt wurden. Von dem anspruchslosen kleinen Bau ist natürlich nicht viel zu sagen. Erwähnt sei nur der feine Ansatz zur Giebelendigung, deren Spitze leider nicht mehr vorhanden und durch einen unschönen Dachreiter ersetzt ist.

10. Die evangelische Stadtkirche in Aalen wurde auf dem Platze einer früheren abgebrannten Kirche im Jahre 1766 erbaut. Die ersten Pläne stammen von dem herzoglich württembergischen Baumeister J. A. Groß dem Jüngeren, wurden aber später von dem Gemünd'schen Baumeister Johann Michael Keller aus Dinkelsbühl — demselben, der mit Widemann aus Donauwörth zusammen die Neresheimer Kirche vollendete — abgeändert und ausgeführt. Der Grundriß der Kirche ist ein langgestrecktes Rechteck von ca. 34 m Länge und 15 m Breite mit querschiffartigen Ausbauten von ca. 1,60 m Tiefe: also der Typus einer Quersaalkirche. Da der Vater des Planfertigers, der Landbaumeister Groß der Ältere (1697—1757), etwa 30 Jahre früher — wohl unter dem Einfluß von Do-

1) Vergl. Balth. Neumanns Bautätigkeit in Ellwangen von Hans Klaiber, Monatshefte für Kunstwissenschaft, VI. Jahrgang 1913, Heft 3.



minikus Zimmermann — ebenfalls eine Quersaalkirche, die evangelische Kirche in Königsbronn[1]), erbaut hatte, ist wohl anzunehmen, daß der jüngere Groß dorther die Anregung für seinen Aalener Bau sich holte. Eine Parallele zu der auf mittelalterlicher Grundlage beruhenden Entwicklung des katholischen zentralen Querschiffsystems (Köln-St. Gerson, St. Gallen, Wiblingen) bildet die auf altchristlichen Vorbildern und den Bedürfnissen des protestantischen Kults fußende spontane Erfindung der Hugenotten, die Quersaalkirche. Daß die beiden Groß, wenn sie auch Anregung von katholischer Seite empfingen, sich schließlich doch mehr an die strenge hugenottische Ausbildung des Systems (straffere, lineare Grundrißbildung) hielten, zeigen ihre Kirchen von Königsbronn und Aalen. Dabei ist nicht verwunderlich, daß der Jüngere diese Richtung konsequenter verfolgte als der noch ganz in der Zeit des übermächtigen katholischen Barocks stehende Vater.

Auch der innere Raumaufbau ist meines Erachtens noch Groß zuzuschreiben. Der fränkisch-katholische Baumeister Keller hätte gewiß, selbst unter Beibehaltung des hugenottischen Grundrisses, eine lebhaftere Rahmenentwicklung gewählt (bewegtere Linienführung der Emporen, lebhaftere Gestaltung des Deckensystems). So aber bildet der Raum eine sinngemäße Entwicklung aus dem Grundriß und ist damit ein Vorläufer jener Kirchen eines anderen württembergischen Baumeisters, des französisch geschulten R. F. H. Fischer, die eine völlige Erfüllung des protestantischen Gedankens darstellen.[2]) Infolge seiner geringen Tiefe kommt das Querschiff in der Raumwirkung nicht als solches, sondern nur als Raumerweiterung des Langhauses

1) Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg. Inventar Jagstkreis, S. 202 u. ff.

2) Die Kirchen Fischers (Hohenheim, Birkach, Oberdischingen) nenne ich deshalb eine völlige Erfüllung des protestantischen Gedankens, weil ihre Grundrißgestaltung dem Kultus und ihre klassizistische Raumdekoration dem Empfinden der Protestanten völlig entsprechen, während z. B. die Aalener Kirche noch eine barock-katho- tholische Raumdekoration zeigt

zur Geltung. Der 10 m hohe Raum ist flach abgedeckt und besitzt auf allen 4 Seiten geradlinig begrenzte durch schlanke Säulen gestützte Emporen, die nur durch die Kanzelwand des südlichen Querschiffs unterbrochen sind.

Einen reizvollen Gegensatz zu der straffen Haltung des Groß'schen Raumaufbaues bildet die Keller'sche Raumdekoration in echt deutschem Rokoko, dessen Elemente sind: weiche Ausrundung der Ecken (der vertikalen Ecken des Querschiffs und der horizontalen Ecken zwischen Wand und Decke), freibewegte Ornamentik und Schmuck der sonst glatten Decke durch Freskenspiegel. Die in ihrer Zartheit beinahe profan wirkende Ornamentik der Deckenraute stammt von Winnenberg aus Mergentheim, ebenso die Stuckumrahmung der drei Deckenspiegel, deren Fresken von Wintergerst aus dem Kemptischen gemalt sind. In dem Verfertiger der Emporensäulen, des Taufsteins und der Kanzel aus künstlichem Marmor begegnen wir einem alten Bekannten, dem der Wessobrunner Stuckaturenschule angehörigen Thomas Scheithauf aus Raisting in Bayern. Die Berufung dieses berühmten Bildhauers ist wohl Keller zu danken, der mit ihm an der Neresheimer Kirche zusammen arbeitete. Die schöne Gesamtwirkung des Innern beruht einesteils auf den wohlabgewogenen Raummaßen, anderenteils in dem Gegensatz des Reichtums der Einbauten (Säulen, Emporenbrüstungen, Kanzel) und der Deckendekoration gegenüber der schlichten Form und Farbe der Wände.

Jedenfalls noch eingreifender als bei der Raumdekoration waren die Keller'schen Abänderungen der Groß'schen Pläne bezüglich des äußeren Aufbaues. Der Aufbau des Langhauses zeigt — wenn auch noch nicht ganz ausgebildet — die Eigenart der späteren von ihm erstellten Deutschordenskirchen und dieser überhaupt: große Silhouettierung und Schmucklosigkeit der Fassadengiebel, trockene Ausbildung der Kolossalordnungen der Langfronten und der Portalbildungen nach Art einer nüchternen deutschen Renaissance. Die merkwürdige Erscheinung, daß ein anderer Orden, der Jesuitenorden, der sonst wenig mit dem Deutschorden gemein hat, ähnliche Eigenarten aufweist, er-

kläre ich mir daraus, daß eben die strenge Zucht eines jeden Ordens auch das künstlerische Empfinden des Bauherrn wie des Architekten in eine gewisse Unfreiheit zwängt. Wenn die Architektur — ich rede jetzt nur von der Außenarchitektur — der Jesuiten im Vergleich zu derjenigen des Deutschordens noch akademischer, noch unfreier und „geregelter" ist, so beruht dies folgerichtig auf der weitaus strengeren Organisation dieses Ordens. Die Querschiffe und die westliche Schmalseite sind nach Art schwäbischer Barockhallenkirchen, insbesondere Bregenzer Meister (die Schönenbergkirche bei Ellwangen das nächstgelegene Beispiel), mit Giebelaufbauten versehen, deren formale Durchbildung jedoch wieder den obengeschilderten Fassadengiebeln nahesteht. Die Flächenbehandlung des Langhauses ist die in Franken übliche: verputzte Wandflächen, die Architekturteile wie Pilaster, Fenster- und Türgewände und Gesimse in Werkstein. Auch die Giebel sind hier ausnahmsweise ganz in Werkstein ausgeführt, wohl um sie in Einklang mit den großen Werksteinflächen des Turmes zu bringen. Der Aufbau des Turmes zeigt den im ganzen fränkischen-württembergischen Kunstgebiet bei Stadtkirchen üblichen Typus, der eine Verbürgerlichung des von Neumann geschaffenen Typs der Klosterkirchtürme darstellt: das untere Stockwerk quadratisch, die Ecken beiderseits durch Pilaster betont, ebenso wie bei dem achteckigen Obergeschoß; das Obergeschoß von dem unteren durch ein weitausladendes Gesims getrennt, das die Anordnung eines Umganges[1]) ermöglicht; den Abschluß bildet das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgekommene, mit Metall gedeckte Zwiebeldach, das als Bekrönung eine gleichfalls mit Zwiebeldach versehene offene Laterne trägt.

11. Die Pfarrkirche zum St. Moritz in Westhausen, O/A. Ellwangen, wurde von dem Deutschorden im

1) Der Umgang ist begehbar und dient als Galerie für die Stadtbläser. Bei den außerhalb von Ortschaften gelegenen Klosterkirchen war ein Bedürfnis hiefür naturgemäß nicht vorhanden, daher bei ihnen eine andere Lösung des Überganges vom Quadrat zum Achteck.

Jahre 1780 durch J. M. Keller ausgeführt. Der Orden war stets ein starker Hort fränkischer Kunst, und es ist deshalb erklärlich, daß er denjenigen Baumeister berief, der den bedeutendsten fränkischen Kirchenbau (Neresheim) vollendete. Die Hauptfassade zeigt den entwickelten Kellerschen Typ der Deutschordenskirchen: der steile, wenig geschweifte, schmucklose Giebel mit flachem Abschlußdreieck und dieses ringsum mit starkausladendem Gesims versehen,[1]) die Ecken der Fassade mit klassizistischen Kolossalpilastern flankiert, das Hauptportal in fränkisch barocker Art ausgebildet. Das Innere besitzt bei weitem nicht die künstlerischen Qualitäten des Aalener Raumes. Die Querschnittform des Schiffes ist unschön, ebenso der Zusammenschnitt von Schiff und Chor, die Gliederung des Raumes ungenügend. Ebenso unbefriedigend ist die Dekoration des Raumes: die Wandpilaster und der Anschnitt der großen Kante zu flach, der malerische und stuckierte Schmuck zu wenig konzentriert. All dies zusammengenommen führt mich zu dem Schluß, daß Keller mit der Gestaltung des Innern nichts mehr zu tun, oder jedenfalls sie nicht fest und allein in der Hand hatte. Die aus Stuckmarmor gefertigte Ausstattung der Kirche (Altäre, Kanzel usw.) sind wie in Neresheim schon klassizistisch und deshalb nicht geeignet, die Unordnung der Raumwirkung zu vermindern.

12. Die Dominikanerkirche in Gmünd wird ebenso wie die Pfarrkirche von Türkheim, O/A. Geislingen, J. M. Keller zugeschrieben. Die Urheberschaft Kellers an der letzteren ist zwar verbürgt, aber sie gehört sowohl ihrer geographischen Lage als ihrer architektonischen Ausbildung nach völlig dem oberschwäbischen Kunstgebiet an und scheidet deshalb aus der vor-

---

1) Dieses, der deutschen Renaissance entstammende Giebelmotiv wurde, wie schon bei der Aalener Kirche erwähnt, auch zur Barockzeit vorzugsweise vom Deutschorden in Franken verwendet. Ein weiterer Beweis hiefür sind die Giebel mehrerer Gebäude in Ellingen in Bayern, dem Sitz des Deutschordens-Komturs der Ballei Franken, wo sie eine, dem Bamberger Barock verwandte, reichere Ausbildung zeigen.

liegenden Erörterung aus. Die Urheberschaft Kellers an der Gmündener Dominikanerkirche, die bisher nur vermutet wurde, scheint mir unzweifelhaft zu sein und zwar nicht sowohl deshalb, weil Gmünd der Hauptsitz seiner reichen Privatbautätigkeit war, sondern ebensosehr aus inneren Gründen. Die Ausbildung der Giebel ist nämlich beinahe dieselbe wie an seiner Westhausener Kirche und Einzelheiten wie Fensterumrahmungen und Verdachungen sind gleichfalls charakteristisch für Keller. Mehr noch als seine anderen Bauten deutet der Aufbau der Gmünder Kirche auf Dientzenhofersche Schule hin: einfache Gruppierung der Massen, klare Teilung der Flächen und harmonische Aufreihung der Fensteraxen, sowie die Zartheit des architektonischen Details sind hervorstechende Eigentümlichkeiten der noch der Renaissance angehörigen Frühkunst J. Leonhard Dientzenhofers (vergl. Hauptbau des Klosters Banz und Schloß zu Bamberg). Die Baumassen von Kloster und Kirche zusammen mit der schönen Baumgruppe ergeben, von der anderen Seite des ihnen vorgelagerten Platzes aus gesehen, ein Bild von erheblichem malerischen und architektonischen Reiz (beachte insbesondere den Richtungskontrast von Kloster und Kirche!). Bezüglich der interessanten Vorgeschichte des Baues verweise ich auf das württembergische Denkmalswerk.[1])

13. Die Stadtpfarrkirche von Neckarsulm wurde an Stelle einer kleineren, gotischen Kirche, wiederum vom Deutschorden, in den Jahren 1706—10 errichtet. Entwurfsfertiger und Leiter des Baues war ein Baumeister Carrasqui aus Heidelberg; ihm zur Seite stand als Bildhauer der dortige Meister Jakob Holbusch. Geweiht wurde das Gotteshaus im Jahre 1712 durch den Bischof von Würzburg. Da die Mittel zu einem neuen Turm fehlten, scheint damals die Absicht bestanden zu haben, den alten gotischen Turm zu belassen und erst 40 Jahre später (1750) entschloß man sich zu einem Neubau.

Die Kirche ist ein einschiffiger Hallenbau von 40 m Länge, 17 m Breite und einer größten Höhe von 17 m. Die über

1) Inventar 29/30 Lieferung S. 409 u. ff.

dem Schiff in Holz gewölbte Tonne ruht auf einem weitausladenden Gebälk, das sich über den schwach vortretenden dreiteiligen Wandpilastern verkröpft. Die nicht unschöne Raumwirkung wird stark beeinträchtigt durch die in den achtziger Jahren erfolgte Renovierung. Die Ausstattung der Kirche ist spärlich und ohne Kunstwert.

Das System des Aufbaues von Schiff und Chor zeigt die bekannte Eigentümlichkeit der Deutschordenskirchen noch stärker nach der Jesuitenbauweise hin entwickelt als die späteren Kirchen von Aalen und Westhausen, denn es sind nicht nur die Seiten- und Chorfronten, sondern auch die Westfront mit streng klassizistischer Pilasterordnung versehen. Ja die Detailausbildung dieser Ordnungen — sehr flache, breite Pilaster und darüber ein Gebälk mit übermäßig hohem, flau modelliertem Triglyphonfries — läßt sogar einen direkten welsch-jesuitischen Einfluß vermuten, dessen Träger der Italiener Carrasqui wäre. Einen wohltuenden Gegensatz zu dieser in Ordensregeln erstarrten Architektur bildet der frei entwickelte Aufbau des Hauptgiebels mit den deutsch-herben Konturen der Seitenteile, deren feinprofiliertem Sockelgesims und der naiv-deutschen Giebelendigung. Auch der Hauptgiebel zeigt die Formen einer schmuckfrohen deutschen Renaissance.

Bei dem Neubau des Turmes stellte dessen Baumeister, Franz Häfele aus Neckarsulm, die Beziehung zu der Architektur des Schiffes dadurch her, daß er den Eckpilastern des untersten Geschosses dasselbe Gebälk gab. Im übrigen zeigt der Turm das schon bei Aalen erwähnte System des Aufbaus der württembergisch-fränkischen Stadtkirchen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dazu kommt noch eine echt barocke, später häufig vorkommende Ausbildung des Dachgesimses, bestehend in einer segment-bogenförmigen Schweifung,[1]) die ein giebelförmiges Einschneiden der Turmwände in den Helm zur Folge hat. Wie

1) Die Schweifung von Gesimsen ist wohl italienischen Ursprungs, aber ihre freie Anwendung auf Turmgesimse ist erst bei deutschen Barockmeistern (zuerst wohl bei Joh. Dientzenhofer) festzustellen.



bei den meisten fränkischen Türmen besitzen die Ecken sowohl des unteren quadratischen als des oberen achteckigen Geschosses eine Doppelung von Pilastern, die ebenso wie die übrigen Architekturteile in Werkstein vorgeblendet sind, während das glatte Mauerwerk verputzt ist. Die Pilasterkapitäle, die Fensterverdachungen und die Ballustraden der Schallöffnungen zeigen Ähnlichkeit mit den entsprechenden Architekturgliedern der Mergentheimer Schloßkirche. Die schildartigen Verzierungen unterhalb der Pilasterkapitäle sind sogar eine besondere Eigenart Neumann'scher Rokokodekoration, die wir ebenfalls in Mergentheim kennen lernten (dort sind es dreiteilige, hier einteilige Schilde), so daß der Gedanke nahe liegt, einen wenn auch nur indirekten Einfluß des fränkischen Großmeisters anzunehmen.

Die Lage der Kirche ist vom Standpunkt des Städtebauens außerordentlich geschickt gewählt. Für die obere Hauptstraße bildet die Westfassade einen wirksamen Abschluß, während der Turm die tiefer gelegenen Straßen beherrscht, deren niedrige Häuser einen guten Vergleichsmaßstab abgeben. Die Abrückung der Kirche von der Hauptstraße lag sowohl im Interesse der ruhigen Abwicklung der gottesdienstlichen Handlungen, als im Verkehrsinteresse, da hiedurch eine Kollission des Straßenverkehrs und der Masse der Kirchenbesucher vermieden wird.

14. Die erste, mittelalterliche **Franziskanerkirche in Heilbronn** a/N. wurde im Jahre 1688 durch die Franzosen eingeäschert und erst 40 Jahre später der Grundstein zu einer neuen gelegt. Zur Ausführung kam jedoch lediglich der Turm nach den Plänen des Straßburger Baumeisters Meyer. Der Aufbau ist im Prinzip derselbe wie in Neckarsulm, zeigt aber im einzelnen manche Abwandlungen, die wohl auf französische Schulung des Erbauers zurückzuführen sind. Gegenüber der kräftig deutschen Betonung der Ecken durch Doppelpilaster bedeutet die mit einem schwächlichen Pilaster versehene geringe Abschrägung der Ecken eine Verwässerung des fränkischen Aufbausystems. Das Obergeschoß ist in den Abmessungen viel zu kurz gekommen, was sich namentlich bei der Entwicklung des Dachhelms geltend macht, dessen Unklarheit in der Erscheinung



noch durch die zu starke Unterteilung (2maliger Bruch) vermehrt wird. Die Schweifung des Dachgesimses ist ähnlich wie bei Neckarsulm. Mit dem Aalener Turm hat er die Verblendung sämtlicher Wandflächen gemeinsam, die hier bei der Unruhe der Gesamtverhältnisse besonders wertvoll ist.

L.

Zur Erforschung des religiösen Volkslebens am Ausgange des Mittelalters.

Von Dr. P. Nonnosus Bühler, O. S. B.

Der Historiker ist dem Vertreter manch anderer Wissenschaften gegenüber dadurch wesentlich im Vorteile, daß er noch weite Strecken Neuland bearbeiten kann. Trotzdem macht sich auch in der Geschichte, zumal in der Dissertationenliteratur, zuweilen eine gewisse Einförmigkeit und Mangel an neuen Gesichtspunkten und Aufgaben geltend. So kommt es — übrigens nicht immer zum Nachteile der Wissenschaft —, daß sich an einen glücklichen Griff bei der Auswahl geschichtlichen Stoffes eine Reihe ähnlicher Untersuchungen anschließt. Ich erinnere nur an die Studien über Eigenkirchen oder über die Standesverhältnisse der Mönche in mittelalterlichen Stiften. Diese Beobachtung veranlaßt mich, hier an eine neuere Einzelforschung eine Reihe von Bemerkungen anzuknüpfen. Die Arbeit Dr. Schairers über „Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters nach Augsburger Quellen"[1]) ist zwar weder an sich so bedeutend, noch hat sie in der gelehrten Welt solchen Anklang und solche Zustimmung gefunden,[2]) daß an dieser Stelle eine weiter aus-

1) „Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters nach Augsburger Quellen" von Dr. phil. J. Schairer, Tübingen. Druck und Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1914. Heft 13 der Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance Herausgegeben von Walter Goetz. (VII und 136 ff.)

2) Vgl. die Besprechung von O. Clemen in: „Zeitschrift für Kirchengeschichte." Gotha 1914. S. 304 f. Nr. 97.



holende Besprechung geboten erscheint; aber der Gedanke, das religiöse Volksleben des ausgehenden Mittelalters in einzelnen lokalgeschichtlichen Arbeiten zu ermitteln, ist ein so dankbarer und könnte auch ein so fruchtbarer werden, daß sich ein näheres Eingehen auf denselben wohl rechtfertigt. Und wenn wir dies im Anschlusse an ein nicht durchaus geglücktes Buch tun, so lassen sich gerade auch seinen Mängeln wertvolle Winke entnehmen.

Einleitend sagt Dr. Schairer: „Das Jahrhundert vor der Reformation steht als ein Chaos und Wirrwarr durcheinanderlaufender Strebungen und Kräfte vor dem Beschauer. Schwer ist es, diese Erscheinungsfülle in den Rahmen einzelner Stichworte zu zwängen — und für tendenziöse Geschichtsschreibung ist hier ein reiches Gebiet. Zugunsten oder zuungunsten der Reformation Luthers wird aus dem 15. Jahrhundert entweder eine schwarze Folie oder ein herrlicher Bau konstruiert. — Bei dieser Sachlage muß Klarheit in der Erfassung solcher Zeit doppelt wertvoll erscheinen — einmal um ihrer selbst willen: es ist ein Land voll ungehobener Schätze, dann zur Förderung einer illusionsfreien Beurteilung der nachfolgenden großen Umwälzung."

Der Auffassung, das Spätmittelalter verdiene eine eingehende Bearbeitung, können wir vollständig zustimmen. Diese Zeit birgt wirklich ein „Land" voll ungehobener Schätze", und wir dürfen noch hinzufügen voll wertvoller und interessanter Schätze. Dagegen ist es wohl bedenklich, dem Streben, die Zeit an sich kennen zu lernen, als gleichwertig den zweiten Gesichtspunkt „die Förderung einer illusionsfreien Beurteilung der nachfolgenden großen Umwälzung" anzureihen. Zu leicht führt dies zu falschen Maßstäben und trübt das Urteil bei der Wertung dessen, was Haupt- und Nebensache, was der eigentliche Charakter der Zeit und was zufällige Erscheinungen an derselben waren. Jede Zeit verlangt, daß man sie für sich betrachtet. Gewiß ist die Zeit, die man untersucht, mit der Vorzeit zu verbinden, gewiß bietet gerade das ausgehende Mittelalter reichstes und wichtiges Material für das Studium der folgenden Periode, der gewaltigen Revolution, die man Refor-



mation nennt; aber wer sich nicht in diese Zeit um ihrer selbst willen versenkt, wer in ihr vor allem die Keime und Wurzeln der späteren Verhältnisse sucht, dem wird es selten gelingen, das Spätmittelalter selbst klar zu schauen. Die groben und feinen Linien und Fäden, die zur Reformation hinübergehen, müssen von selbst gesehen werden, die Förderung ihrer illusionsfreien Beurteilung muß sich von selbst ergeben, all das darf nicht als gleichberechtigter Mitzweck bei der geschichtlichen Arbeit hereinspielen. Daß dies keine aprioristischen, unbegründeten Forderungen sind, zeigt der nächste Abschnitt Dr. Schairers:

„Es soll hier versucht werden, an *einem bestimmten Punkt* in dieses lockende Gebiet[1]) einzudringen. Der Blick auf die durch Luther hervorgerufene Bewegung, die sich doch wesentlich auf dem Boden des *religiösen Volkslebens* vollzieht, bestimmt die Wahl dieses Punktes. Eben das religiöse Volksleben des 15. Jahrhunderts soll untersucht und also ermittelt werden, was damals an gedankenmäßiger und praktischer Frömmigkeit im deutschen Volke lebte, wie diese sich zu der offiziellen Kirche und ihren Repräsentanten stellte, wie sie einerseits durch den Gang der Entwicklung bestimmt wurde, andererseits selbst zu einem bestimmenden Faktor im Zeitganzen erstarkte."

Das religiöse Leben eines Kulturvolkes und einer Zeit bietet immer reiche Ausbeute für eine Untersuchung, besonders das des ausgehenden Mittelalters, das einen so starken religiösen Einschlag zeigt. Hat schon damals die Religion nicht mehr den bestimmenden Einfluß wie in früheren Jahrhunderten gehabt, so war sie doch noch einer der mächtigsten Faktoren der Zeit. Zu untersuchen also, was im 15. Jahrhundert im deutschen Volke an gedankenmäßiger und praktischer Frömmigkeit lebte, muß ebenso anregend als ertragreich sein. Große Fragen stellen sich da von selbst ein. Zunächst wie stand es mit den theologischen Kenntnissen in deutschen Landen beim Klerus? Wie verwertete er diese Kenntnis dem Volke gegenüber in der Schule, in der Predigt? Wie nahm das Volk diese Lehren

1) Spätmittelalterliche Verhältnisse.



auf, zeigte es sich religiös interessiert? Und vor allem wie übte es praktisch Religion? Wie stand es mit dem Sakramentenempfang, wie stellte es sich zu den Sakramentalien, wie war der Kirchenbesuch? Diese großen Hauptfragen zerfallen natürlich in eine große Zahl von Unter- und Nebenfragen. Es ist sicher nicht leicht diesen überreichen Stoff geschickt zu gruppieren, doch ergibt sich bei genauerer Sachkenntnis und einem Einblick in das Wesen des Katholizismus — denn katholisch war doch wohl Deutschland beim Ausgange des Mittelalters — nicht allzu schwer eine brauchbare Einteilung. Diese ist aber für derartige Untersuchungen von größter Wichtigkeit.

In welche Abschnitte hat nun Dr. Schairer seine Arbeit zerlegt? Nach einigen Vorbemerkungen gliedert er seine Studie in zwei Hauptteile: 1. die formale Verselbständigung des religiösen Volkslebens und 2. die materiale Gestaltung des religiösen Volkslebens. Dazu kommen eine große Anzahl von Untertiteln, so zum 1. Hauptteile: A. Negative Faktoren der Verselbständigung: das religiöse Volksleben in seiner Auseinandersetzung mit der Kirche. I. Unmittelbar trennende Tatsachen. II. Mittelbare Lösung von der Kirche auf Grund von Beobachtung und Reflexion. 1. Beobachtete Erschütterungen der kirchlichen Unfehlbarkeit, 2. die beobachtete Lebenshaltung des Klerus. B. Die Verselbständigung des religiösen Volkslebens durch Zuführung positiver neuer Werte (wie Humanismus, Kunst). Der 2. Hauptteil zerfällt in: I. Die religiöse Gedankenwelt im Volke (Theorie). 1. Die Quellen (die verschiedenen Schriften), 2. der Inhalt der religiösen Volksliteratur. a) Über allgemeine Prinzipien der Frömmigkeit und Charakterbildung, b) Theorie der kirchlichen Einrichtungen: Taufe und Abendmahl, Bußsakrament (Buße, Beichte, Ablaß) letzte Ölung und letzte Dinge; c) Messe und Sonntagheiligung, Familienleben, Kirchenbesuch, Wertung der deutschen Predigt, deutsche religiöse Lieder; d) private Frömmigkeitsübungen (Bibellesen, Gebet, Heiligenverehrung, Mariendienst), Aberglaube (Astrologie) und Wunderglaube. II. Die tatsächliche Wirklichkeit — Praxis — des religiösen Volkslebens. 1. Benutzung der kirchlich gebotenen Güter, Sakramente, Ablaß,



Predigt und Prediger, 2. Teilnahme bei besonderen Anlässen, fremde Geistliche, Türkenzüge ... 3. Reliquiendienst, 4. Wallfahrten und Prozessionen, 5. Laienbruderschaften, 6. Stiftungen ..., 7. außerordentliche Probleme des religiösen Volkslebens: a) fremde Heilige, b) Sekten, c) Juden-Abschluß.

„Diese Disposition ist künstlich und unglücklich, sie zerreißt organische Zusammenhänge", sagt D. Clemen.[1]) Dieses Urteil ist in keiner Weise zu hart; seine Berechtigung wird noch klarer, wenn man das Raumausmaß der einzelnen Teile betrachtet. So wird die „Theorie" der damaligen Abendmahlslehre in 13 Zeilen erledigt. „Das praktisch wichtigste Stück in der kirchlichen Jenseitslehre ist das Fegfeuer" (S. 99); es erhält acht Zeilen, der Beweis für die oben angeführte Aufstellung von der Bedeutung des Fegfeuers innerhalb der kirchlichen Eschatologielehre wird dabei natürlich gar nicht versucht. Dr. Schairer widmet der „Benutzung der kirchlich gebotenen Güter" einen eigenen Abschnitt, der aber viel zu kurz und oberflächlich ist. Der Sakramentenempfang ist immer mit einer der wichtigsten Gradmesser für das religiöse Leben einer Zeit, hier muß für dieses wichtige und schwierige Kapitel eine Seite genügen.[2]) Zudem sind diese Ausführungen im wesentlichen nur ein paar Bemerkungen über Verweigerung der Sakramentespendung als kirchliche Strafen. Dies nur ein paar Beispiele über die mangelhafte Stoffauswahl!

1) A. a. O. S. 305.

2) Es läge da wirklich wertvolles Material in den Augsburger Quellen. So enthält München lat. 4416 fol. 1r die Abschrift des Augsburger Bischofes Johannes (von Werdenberg) nach Rom über den Pfarrer und Kanonikus der Kollegiatskirche von St. Moriz wegen mißbräuchlicher oder wenigstens ungewöhnlicher Spendung der Eucharistie. Es heißt da unter anderem über diesen Pfarrer: „Qui multis retroactis annis cottidianam erga laicos practicavit communionem erga mulierculas quasdam utriusque sexus ... et unam ex eisdem una die ter communicavit eukaristie sacramento et inter alia agens contra ritum universalis ecclesiae, quibus ad me perlatis et quia videbantur haec vergere in non modicum scandalum ..."



Woher kommt nun diese und ihre völlig mißglückte Gruppierung? Zweifelsohne von einem Fehlen nötiger dogmengeschichtlicher Kenntnisse, aber vor allem auch daher, daß der Verfasser in erster Linie seinen „Blick auf die durch Luther hervorgerufene Bewegung" richtet und daß er von dieser Bewegung ganz feste Anschauungen hat und diese Vorurteile in seine Arbeit hineinträgt. Wäre Dr. Schairer an das Spätmittelalter ohne seine vulgar-protestantischen Ansichten herangetreten, dann hätte er zunächst gesehen, daß ihm für eine derartige Arbeit noch ein reichliches Maß von Vorkenntnissen zu erwerben gewesen wäre, und hätte er sich der Mühe unterzogen sich diese zu verschaffen, dann hätten sich die richtigen Gesichts- und Einteilungspunkte von selbst eingestellt.

Daß sich das religiöse Volksleben im ausgehenden Mittelalter in einer der kirchlichen Hierarchie und Organisation feindseligen Weise entwickelte und es so zum Bruch kommen mußte, das ist in diesem Buche nicht das Ergebnis sorgfältiger Untersuchung, sondern die Voraussetzung; das zeigt die schon oben angeführte Einteilung. So tritt die eine Seite des religiösen Lebens jener Zeit, das Verhältnis der Laien zum Klerus, unter dem Einflusse der folgenden Ereignisse auf Kosten der Gesamtdarstellung und auch der Wirklichkeit unverhältnismäßig in den Vordergrund.

Aber auch diese eine von Dr. Schairer so stark betonte Erscheinung ist nicht genügend behandelt und gewürdigt. So hat er sich das für ihn doch so dankbare und an mancherlei Auswüchsen so reiche Gebiet des kirchlichen Benefizienwesens entgehen lassen.

Zu den Ursachen, welche die schnelle und weite Verbreitung der Ideen der Reformatoren mitbedingten, werden wie überall so auch in dieser Arbeit besonders die Mißstände in der Lebensführung des Klerus und das Versagen der Klöster höheren Aufgaben gegenüber angeführt.

Es ist dies mit eines der ungeklärtesten und wissenschaftlich fast noch gar nicht verarbeiteten Gebiete des Spätmittelalters. Über Quelldatensammlungen und Anhäufung gelegentlicher Skan-



dale ist die Geschichtsforschung meist noch nicht hinausgekommen. Werke wie Janssen — Pastor [1]) können hier Klarheit nicht bringen. An dieser Stelle vor allem hat die spezialisierende Lokalforschung einzusetzen. Aus dem reichen Materiale, wie es fast durchwegs für einigermaßen bedeutende Klöster aus jener Zeit erhalten ist, ließe sich ein ziemlich richtiges Bild zeichnen. Vor allem ist darauf zu sehen, wie der Durchschnitt des Klerus aß und trank und ob seine Lebenshaltung für jene Zeit eine so üppige war, daß sie zu schwerer Mißstimmung weiter Laienkreise führen konnte und mußte. Einzelvorkommnisse dürfen in ihrer Tragweite für allgemeine Verhältnisse nicht überschätzt werden. Wann hat sich je der Klerus aus lauter untadeligen Mitgliedern zusammengesetzt? Wie schon bemerkt, kann hier nur die Lokalforschung unser Wissen wesentlich weiterfördern; denn nur sie kann an Stelle der Zufälligkeiten eine zuverlässige Gesamtdarstellung geben.

Augsburg gehört da zweifelsohne mit zu den wichtigsten Städten. Hätte Dr. Schairer nur die eine Aufgabe, wie lebte der Klerus zu jener Zeit in Augsburg und wie wirkte sein Leben auf das Volk, gründlich gelöst, so wären wir wenigstens in diesem einen Punkte weiter gekommen.

Aber auch diese Geschichte des religiösen Volkslebens bleibt ganz auf der Oberfläche und macht sich ein Bild aus gelegentlichen Chronikbemerkungen zurecht. Freilich konnte Dr. Schairer kaum tiefer kommen, da er nur einen sehr kleinen Teil des Quellenmaterials heranzog; er beschränkte sich fast ganz auf die gedruckt vorliegenden Städtechroniken. Wer über irgend eine Seite des ausgehenden Mittelalters arbeitet, muß unbedingt auch den gesamten ungedruckten Stoff benützen. Chroniken sind zudem — so wertvoll sie sein mögen — immer eine sehr unvollständige Quelle. Der Chronist schreibt naturgemäß das Auffallende, das von der Regel Abweichende auf, die Zeit wird

1) Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters. Neunzehnte und zwanzigste . . . . Auflage besorgt durch Ludwig von Pastor. Freiburg 1913.



aber selbstverständlich vom Normalen, Gesetzmäßigen, von der ruhigen Pflichterfüllung bestimmt. An die Äußerungen des gesunden Lebens kommt man freilich nicht so schnell und leicht heran als an die des Abnormalen, aber wer tief genug bohrt, findet auch hiefür überreiche Belege. Rechnungen, Briefwechsel, dann die positiven Leistungen selbst, wie zahlreiche Handschriften, aszetische Schriften usw. führen meist zu einem anderen Resultate als ein Durchblättern und Exzerpieren von Chroniken; was sich übrigens Dr. Schairer auch leicht machte.[1])

Besonders gilt dies für Klosterchroniken. Aus ihnen wird man meist eine zu ungünstige Ansicht von dem betreffenden Kloster bekommen. In Augsburg war die Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra. Dr. Schairer mußte sich selbstverständlich mit ihr beschäftigen. Nach ihm befand sich das Stift in keinem guten Zustande. „Beständiger Hader löste alle Ordnungen und Regeln — und wie sehr rasch alles mühsam wieder Hergestellte und Bewahrte aufs neue zunichte wurde, das erscheint doch als Zeichen, daß wenig innerer Wert und Lebenskraft mehr im Klosterleben steckte." „Deutlich macht dieser Überblick, daß jeweils der Stand des Klosters rein Persönlichkeitsfrage war, und daß es im Grunde keinen inneren Halt mehr hatte." (S. 15.) Merkwürdigerweise überstand dies haltlose Kloster die Stürme der Reformation unter sehr schwierigen Verhältnissen und erreichte in den folgenden Jahrhunderten eine herrlichere Blüte als in seinen besten mittelalterlichen Tagen. So scheint schon von vorneherein die ungünstige Auffassung von Dr. Schairer sehr fraglich. Sehen wir uns die Quellen an, aus denen er für seine Aufstellungen schöpfte, so wundert uns das eigentümliche Resultat nicht mehr. Er benutzte einfach Wilhelm Wittwers „Catalogus abbatum . . ."[2]); nur für den letzten

1) Ein Beispiel hiefür in meinem Referate in den „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige" 1916.

2) Wilhelm Wittwer, Catalogus Abbatum Monasterii SS. Udalrici et Afrae Augustensis, herausgegeben von Dr. A. Steichele, Archiv für Geschichte des Bistums Augsburg, III. Band (1860)



hierhergehörenden Abt führt er Brauns Geschichte der Bischöfe von Augsburg und für 1441 eine gelegentliche Bemerkung der Welser'schen Chronik an. Die Geschichte der Äbte von 1360—1513 wird kurz behandelt. Sechs schlechten oder doch nur recht mittelmäßigen Äbten stehen bloß drei gute gegenüber. So begreift man die oben angegebenen Urteile Dr. Schairers. Aber diese Zusammenstellung nach Wittwer und damit auch die Wertung der Klosterverhältnisse und ihres Einflusses auf die nachfolgende Zeit leidet sehr darunter, daß sie die beiden wesentlich verschiedenen Perioden vor und nach der Einführung der Melker Reform nicht klar unterscheidet. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und in der ersten des 15. stand es, wie übrigens in beinahe allen süddeutschen Stiften, auch bei den Augsburger Benediktinern nicht gut. Dann aber setzte die Melker Reform ein und diese brachte in zahlreichen Klöstern, auch in St. Ulrich und Afra, geordnete, zum Teil blühende Zustände, wenn sie auch nicht alle Mängel beseitigen konnte und in einzelnen Punkten in ihren Bestrebungen nicht ganz glücklich war. Es wären also für das 15. Jahrhundert in der Klostergeschichte von St. Ulrich und Afra die erste und zweite Hälfte zu trennen gewesen, die erste war schlecht, die zweite gut. Freilich weiß Wittwer auch aus diesem zweiten Teile manch Unerquickliches zu erzählen, zumal er sich, wie wohl fast alle Menschen, über manches in seiner Umgebung ärgerte, aber das übrige Material, das unbedingt hätte beigezogen werden müssen, ergibt ebenso wie die spätere Geschichte der Abtei unwiderleglich, daß noch viel innerer Wert und Lebenskraft in dem Kloster steckte. Man muß eben auch das Klosterleben selbst kennen, um aus Bemerkungen, wie sie Wittwer zu den Streitigkeiten zwischen Abt Conrad Moerlin und dem Konvente macht, kein falsches Urteil über den Gesamtzustand des Klosters zu fällen. Auch wenn einmal ein Abt,

Diese Ausgabe kann in vielen Fällen genügen, doch muß man zuweilen zum Autograph im bischöflichen Archiv in Augsburg zurückgreifen, weil die Ausgabe nicht vollständig ist und weil die Hs außer diesem „Catalogus" einzelne wertvolle Notizen enthält.



wie Johann Schott, abgesetzt werden muß, kann ein Kloster in der Wurzel noch recht gesund sein, wenn natürlich auch solche leidige Zustände die monastische Disziplin stark beeinträchtigen. Es kann jetzt, wo sich so viele mit Klostergeschichte wissenschaftlich beschäftigen, nicht entschieden genug darauf hingewiesen werden, daß Gelehrte, die nicht einen klaren Einblick in das Ordensleben haben, nur selten in der Lage sind, aus einzelnen Vorkommnissen zuverlässige Schlüsse auf die Gesamtlage eines Klosters zu machen; es müßte denn sein, daß offenkundig alles darniederliegt. Was ist an dem deutschen Heere und seinen Führern vor dem Weltkriege alles getadelt worden; ein oberflächlicher Beurteiler konnte wohl nach den zahllosen mißvergnügten Stimmen meinen, es wäre alles bis aufs innerste Mark faul; da kam die Kraftprobe und glänzend ward sie bestanden, wenn natürlich auch früher viele Schattenseiten da waren und in der großen Organisation bleiben werden. So meint auch Dr. Schairer den Ausführungen Wittwers entnehmen zu können, „daß jeweils der Stand des Klosters rein Persönlichkeitsfrage war". Gewiß hängt gerade in einem Benediktinerstifte von der Person des Abtes sehr viel ab, vor allem die innere Zufriedenheit und der Eindruck auf die Außenwelt; aber den ganzen Konvent könnte nach dem Abte allein nur Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beurteilen. Wir haben vom Jahre 1492 ein Verzeichnis des Konvents von St. Ulrich und Afra.[1]) Es waren damals 21 Professen und 2 Novizen im Hause. Von 16 dieser 21 Mönche und von einem der beiden Novizen läßt sich noch heute nachweisen, daß sie regen Anteil am damaligen Geistesleben nahmen, daß sie gerne Bücher abschrieben und aus dem Inhalt der von ihnen geschriebenen bezw. abgeschriebenen Handschriften erkennt man auch ihren echt religiösen Geist.[2]) Daß solch ein Konvent

1) Monumenta boica XXIII p. 626.

2) Vgl. Schröders Archiv für die Geschichte des Hochstiftes Augsburg I (1910) S. 372 ff. und meine Dissertation „Die Schriftsteller und Schreiber des Benediktinerstiftes St. Ulrich und Afra während des Mittelalters" 1916.

nicht als lebensunfähig anzusehen ist, weil sein Oberer verschiedene Fehler wie eben jeder Mensch hat, oder weil er vielleicht sogar abgesetzt werden muß, dürfte wohl keine ungerechtfertigte Annahme sein.

Wir konnten hier im Anschlusse an die Arbeit von Dr. Schairer nur einige gelegentliche allgemeine Bemerkungen zur Erforschung des ausgehenden Mittelalters anknüpfen und die Berechtigung dieser Bemerkungen nur an ein paar Beispielen nachweisen. In Verbindung damit und mit Rücksicht auf den allgemeinen Stand des Wissens jener Periode können wir sagen, Spezialarbeiten sind im Interesse der Wissenschaft gerade für diese Zeit notwendig. Mit großen, umfassenden Studien kommen wir zunächst nicht viel weiter, die Grundlagen sind ja seinerzeit durch Janssen und die an ihn anschließenden Kontroversen gelegt. Spezialarbeiten aber brauchen wir vom sachlichen und lokalen Gesichtspunkt aus. Forschungen wie die von N. Paulus über den Ablaß führen weiter als Gesamtdarstellungen, die doch nur immer längst Bekanntes zusammentragen; Untersuchungen örtlicher Natur wie z. B. über die wichtigsten Reichsstädte sind sicherlich auch wichtig und ertragreich. Unbedingt notwendig ist es aber, soll der Wissenschaft wirklich gedient werden, daß vorurteilsfrei gearbeitet wird. Dies wird sich aber im allgemeinen nur ermöglichen lassen, wenn man das Spätmittelalter für sich betrachtet, nicht als Vorläufer der kommenden Ereignisse. Der Katholik sieht sonst vielleicht im Hinblick auf die folgenden Wirren die Schäden der Zeit nicht scharf genug oder übertreibt sie andererseits, um die Erfolge der Reformatoren zu motivieren; für den protestantischen Forscher ist die Gefahr noch größer, die durch und durch katholische Zeit mit wirklich noch nicht vorhandenen Anschauungen zu durchsetzen. Ebenso wichtig wie das mehr negative Moment der Vorurteilsfreiheit ist das positive: gründliche Kenntnis des katholischen Lebens, diese wird sich der Katholik naturgemäß leichter erwerben als ein Andersgläubiger. Die Ergebnisse, die so ohne Voreingenommenheit und mit der nötigen Sachkenntnis gewonnen wurden, kann dann natürlich die reformationsgeschichtliche Forschung verwerten.



So selbstverständlich wohl diese Ausführungen sind, scheinen sie mir doch nicht überflüssig, weil die Zahl der Untersuchungen aus dem späteren Mittelalter und der Ordensgeschichte überhaupt, welche den hier ausgesprochenen notwendigen Forderungen genügen, keine große ist.

LI.

Der blaue Montag.

Eine kulturgeschichtliche und soziale Studie von H. F. Singer, Darmstadt.

III. Woher der Name „Blauer Montag"?[1])

Wenn wir einen Blick in unsere Lexika und verwandte literarische Erzeugnisse werfen, finden wir über den blauen Montag fast durchweg folgende Ausführungen: Blauer Montag, ursprünglich der Montag vor Aschermittwoch, in den Niederlanden der nach Invocavit, in Schlesien und Ostpreußen der Montag nach Palmsonntag. Die Benennung rührt nach einigen von dem Gebrauche der katholischen Kirche her, während der Fastenzeit, die für die Geistlichen schon am Montag nach Estomihi begann, die Altäre blau zu behangen, nach anderen von dem Nebensinn des Wortes blau, welcher sich noch in den Redensarten: ins Blaue (d. h. ins Leere) schießen oder reden, und blau machen statt feiern, erhalten hat. Gewiß ist, daß der blaue Montag das Beiwort leer verdient, und daß die Unsitte der Handwerksgesellen, aus jedem Montag des Jahres einen blauen zu machen, d. h. einen ganzen oder halben Feiertag zu halten, trotz aller Verbote, die seit dem 12. Jahrhundert dagegen erlassen wurden, sich bis in die neueste Zeit erhalten hat. Daher bedeutet auch die Redensart: blauen Montag halten, oder wie man in Frankreich, Italien und Böhmen spricht,

1) s. Bd. 157 S. 313 ff. u. 404 ff.



den Montag halten,[1]) überall so viel wie müßig gehen.[2]) In Deutschland, Österreich und Holland sagt man „blauer" Montag, in Dänemark und Schweden „freier" Montag und in England „heiliger" Montag. Der neueste „Meyer" (1903) hat folgende Erklärung: „Blauer Montag, der Fastnachtsmontag, in der Schweiz Hirsemontag,[3]) am Oberrhein guter Montag, der dort und in Süddeutschland mit Volksbelustigungen gefeiert wird oder wurde. Die Benennung rührt vielleicht von dem Gebrauch der katholischen Kirche her, während der Fastenzeit, die für die Geistlichen schon am Montag nach Estomihi begann, die Altäre blau zu behängen; nach anderen ist das Wort vom altdeutschen bliuwan, d. h. bleuen, durchprügeln herzuleiten und würde soviel wie Prügelmontag bedeuten, nach den Schlägereien, mit denen er gewöhnlich beschlossen wurde usw." In dem Deutsch-Amerikanischen Konversationslexikon von Prof. Rhein lesen wir: Blauer Montag hieß ursprünglich der Montag vor den Fasten, an dem Altar und Kanzel blau behängt waren. Da er zur Nachfeier des letzten Sonntags vor den Fasten diente, nannte man später jeden Nachfeier-Montag so, namentlich den jetzt des häufigen Unfugs wegen meist verbotenen freien Montag der Handwerksgesellen, die sich an diesem Tage für die erzwungene Sonntagsarbeit zu entschädigen suchten.[4]) Ganz ähnlich schreibt G. Wunderlich; er fügt aber noch bei: „Oder sollte diese Bezeichnung vielleicht daher kommen, daß die Nachfeier des Montags häufig in Schlägereien ausartet, bei denen es blaue Flecken und blaue Augen gibt?[5]) Durch diese oder ähnliche

1) In Frankreich und dem französisch redenden Belgien sagt man: faire le lundi und faire journée blanche.

2) Vgl. Meyer, Konversationslexikon, 3. Aufl. 1874.

3) Am „Hirsmontag" werden heute noch in der Schweiz (Luzern, Freiburg) die aufs Land gehenden Stadtleute bewirtet. Der Hirsebrei war im M.A. und bis in die neuere Zeit hinein ein beliebtes und sprichwörtlich gewordenes Volksgericht.

4) Deutsch-Amerik. Konversations-Lexikon. New-York 1869.

5) G. Wunderlich, Sprichwörtliche und bildliche Redensarten, Langensalza 1882. Vgl. Zirvas Sonntagsruhe, S. 35 Akten des II. internationalen Kongresses für Sonntagsruhe. — Als Kaiser Karl VI.

Darlegungen haben sich manche zu ganz verkehrten und unhistorischen Erklärungsversuchen des blauen Montags verleiten lassen. So lesen wir z. B. in dem Hess. Evangelischen Sonntagsblatt (Nr. 6 v. 9. Febr. 1896): „Wie der blaue Montag entstanden ist. Vor etwa 400 Jahren war es in Deutschlaud vielfach Sitte, zur heiligen Fastenzeit die Kirchen blau auszuschmücken an Wänden und Altar. Um dieselbe Zeit fing es auch an Mode zu werden, daß die Handwerker am Montage vor Fasten ihre Werkstatt zuschlossen und sich auf die Bärenhaut legten. Zuerst haben es die Meister getan und hernach auch die Gesellen und Knechte, welchen ja nicht verwehrt werden konnte, was sich die Meister erlaubten. Sie überließen sich aller Art Lustbarkeit, Gelage und Fresserei trotz aller Fastenzeit, daher in jener Zeit das Sprichwort aufkam: ‚Heut' ist blauer Freßmontag.' War man doch in der römischen Kirche seit lange gewohnt, gerade die heilige Fastenzeit durch Jubel, Schwänke und Zoten, die auch bis heute nicht ausgestorben sind, und von denen selbst die Kirchen entweiht wurden, zu entheiligen! Wie nun einmal den Gesellen der Montag zum Müßiggang gelassen worden, waren sie bald nichtmehr zufrieden, bloß diesen einen Tag sich also gütlich zu tun, sondern der Fastenmontag (oder Freßmontag) sollte Eier legen, nämlich soviel als das Jahr Monate zählt und jeder Monat begann blau anzulaufen. Die Meister ließen sich das schon gefallen; denn ihnen däuchte das Feiern schmackhafter denn das Arbeiten und der Faulenzer-Katechismus mit zwei Schlaraffentagen schien ihnen besser denn der Luther'sche mit einem göttlichen Ruhetag.

Wie sehr hierdurch der Handwerkerehre Schaden getan,

i. J. 1726 eine Beratung über den bl. M. hielt, soll er den stadtbekannten zwerghaften Stephan Molk, genannt der kleine Steffel, zugezogen haben. Molk soll bei dieser Gelegenheit folgenden Witz gemacht haben, über den die Wiener lange lachten: „Der blaue Montag heißt vollberechtigt so von den durch die kräftigen Fäuste und derben Stöcke hervorgebrachten blauen Farben auf den Rücken und in den Gesichtern der lüderlichen Handwerker." S. Kreuzer Magazin, Mainz 1882, Nr. 17.

sowie andere ehrbare Hantierung und bürgerliche Ordnung gefährdet wurde, dafür gibt die Geschichte nur allzu traurige Exempel, darum die Obrigkeit alsbald sich gezwungen sah, ernstlich dawider einzuschreiten. Soviel bekannt, ist zuerst im Jahre 1571 durch Kaiser Maximilian der Mißbrauch des Blaumontags verboten und davor gewarnt worden; aber gleichwohl dauerte das Unwesen fort und wuchs so sehr an, daß auch zu zweien Malen hierüber auf deutschem Reichstage beraten worden ist, das erste Mal damals, als die Schuhknechte in Augsburg Anno 1726 eine schändliche Rebellion angerichtet, dabei 20 Gesellen zur Stadt hinausgejagt und die Namen etlicher an den Galgen geschlagen wurden — das andere Mal im Jahre 1731, da von Reichswegen daran gegangen ward, viele böse Mißbräuche und Sünden aus dem Handwerkerstand mit ihrer Wurzel auszureißen. — Allein was hat's geholfen? — Wenn die Handwerker nicht selbst Fleiß tun, Wandel zu schaffen, so werden die Gesetze allein nichts helfen. Darum sollen Meister und Gesellen ernstlich darauf bedacht sein, den Montag durch Arbeit zu heiligen. Oder fege man zuerst vor der eigenen Tür und lege dann Hand in Hand zu gemeinsamem Wirken! Den Segen wird man davon bald spüren. (Aus Oldenbergs ‚Neuen Flugschriften'.) R. G.-B."[1])

Diese Erklärungen scheinen zunächst zurückzugehen auf die Ausführungen in Hermann Wageners Staats- und Gesellschafts-Lexikon (Berlin 1860), worin erzählt wird, daß um 1571 die allgemeine Nationalsitte geherrscht habe, zur Fastenzeit die Kirchen und Kapellen blau auszuschmücken und die Montage als Ruhetage zu feiern, an denen man sich anfangs bloß dem Gebete und Müßiggange, später aber lediglich den Gelagen und der Völlerei überlassen habe, usw.[2]) Auch A. Fleischmann über-

1) Vgl. hierzu „Der Aufstand der Wiener Schuhknechte und der blaue Montag" in Kreuzer Magazin, Mainz 1882, Nr. 17. Auch hierin ist die falsche Ansicht vertreten, daß der blaue Montag aus dem sechzehnten Jahrhundert stamme und von der blauen Kirchenfarbe seinen Namen erhalten habe.

2) Vgl. auch Lichtenberg (Schr. VI Nr. 413) und Moritz Busch, „Bruder Straubinger".



nimmt diese Ansicht in seinem kleinen Schriftchen „Der blaue Montag" (Hildburghausen 1878) und gestaltet sie folgendermaßen aus: „Unser alter Dr. Martin Luther", sagte er, „hat richtig geweissagt: Jedes Land muß seinen eignen Teufel han. Unser deutscher Teufel wird ein groß Bierfaß sein und muß Sauf heißen, und hab ich Sorge, daß solch ewiger Durst Deutschlands Plage wird bleiben bis zum jüngsten Tag". „Der Protestantismus hatte zum Besten der Volkswirtschaft", so fährt Fleischmann fort, „die große Mehrzahl katholischer Feiertage abgeschafft, indem er sie auf die Sonntage verlegte. Damit sollte dem Volk die Wochenarbeitszeit unverkürzt bleiben. Aber man wußte für solche Einbuße sich zu entschädigen und setzte statt der kirchlichen Bettage die ‚lustigen' oder ‚blauen' Montage ein." Der letzte Satz enthält zwar ein Körnchen Wahrheit, aber auch dies nicht im Sinne Fleischmanns. Wie sehr man gerade vonseiten der Gesellen den Abgang der katholischen Feiertage beklagte, beweist z. B. die Eingabe der Straßburger Kürschnergesellen wegen Änderung der alten Artikel durch die Meister aus dem Jahre 1529. Die Gesellen, so heißt es dort, hätten nach der alten Ordnung in einer ganzen Woche einen halben Feiertag gehabt; jetzt aber, wo durch die Reformation alle Feiertage gefallen seien, und ihr Wochenlohn um kein Heller aufgebessert sei, wäre es doch billig, daß die Meister hierin ein ‚christliches Einsehen' hätten. Ja, noch mehr, ihr Lohn sei statt aufgebessert für die Zeit zwischen Weihnachten und St. Jakobstag noch herabgemindert worden; eine gleiche Bezahlung das Jahr über, meinen sie, sei wegen der eingetretenen Vermehrung der Arbeitstage, bei der umfangreicheren Arbeit, wie sie jetzt verlangt werde,[1]) und bei der Gewinnvermehrung auf seiten der Meister — keine unbillige Forderung.[2]) — Der alte Brockhaus bringt ebenfalls den blauen Montag mit der blauen Altarbekleidung in Verbindung. Zum Schlusse fügt er noch den

1) Besonders bei Stückarbeit (bei großen, damals modernen Pelzen).

2) Straßburger Stadtarchiv, Lade 11, Nr. 25, abgedr. bei Schanz, a. a. O. S. 246.



weiteren Gedanken an: Der unter den Handwerkern stattfindende Mißbrauch, ihre Gesellen auch an Sonntagen arbeiten zu lassen, hat bei diesen die Feier des blauen Montags zur stehenden Sitte gemacht.[1]) Dieser Gedanke ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Sonntagsarbeit wurde nämlich von den Meistern manchmal begünstigt und damit der blaue Montag gefördert; andererseits wurde sie aber von den Zunft- und Kirchensatzungen streng untersagt und damit auch das Montagmachen bekämpft.

Wenn unsere Lexika in der Blaumontagsfrage auf Wagener zurückgehen oder mit ihm aus einer Quelle schöpfen, so müssen wir uns fragen, wo ist diese Quelle? Wagener, Lichtenberg, Grellmann und andere haben ihre Gedanken über die Entstehung des blauen Montags offenbar aus Hausens „Staatsmaterialien" geschöpft. Hausens Gedankengang ist kurz folgender: Nach Nationalsitte des 16. Jahrhunderts wurden in den Fasten die meisten deutschen Kirchen blau ausgeschmückt; um die nämliche Zeit fingen auch die Handwerker an, Montags von aller Arbeit zu ruhen. Die Meister machten den Anfang, die Gesellen folgten ihrem Beispiele und führten das Sprichwort ein: „Heute ist blauer Fraßmontag". Die Gesellen gingen bald weiter und entzogen sich nach und nach auch der Arbeit an den übrigen Montagen des Jahres. Die Meister hatten umsoweniger etwas dawider, weil sie selbst Neigung zum Müßiggange hatten und Behagen an einem zweiten Ruhetage fanden. Am Schlusse dieser Erklärung versichert Hausen, „daß in Thüringen auf diese Art die Feyer des blauen Montags ihren Ursprung genommen, lese ich in einer alten noch ungedruckten Chronik von Thüringen, die im 16. Jahrhundert abgefaßt worden ist".[2]) Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten,

1) Brockhaus, Konversationslexikon 1875, Bd. III, 510. Die neue Auflage (1894) hat ungefähr dieselbe Erklärung wie der neue „Meyer" (1903). Auffallend ist, daß unsere alten Lexika vielfach bessere Notizen über den blauen Montag aufweisen als die neuen.

2) Hausen, Staatsmaterialien, Bd. I St. III S. 287 f. Vergl. Grellmann, Historische Kleinigkeiten, Göttingen 1794, S. 153 f. und die daselbst verz. Literatur. Frisch, Gloss. I, 182 und Adelung, Versuch eines vollst. grammatisch-kritischen Wörterbuchs. III, 573.



daß sich von den angeführten Angaben Hausens streng genommen nicht eine einzige historisch beweisen läßt. Auch ist es sehr befremdend, daß Hausen gar keine näheren Angaben über die zitierte Urkunde macht, und daß dieselbe bis jetzt unbekannt geblieben ist. Aber selbst dann, wenn es mit dieser Urkunde seine Richtigkeit hat, ist sie viel zu spät verfaßt, um uns einen authentischen Beweis für die Entstehung des blauen Montags liefern zu können, jenes Feiertags, der bereits im 16. Jahrhundert als ein „Mißbrauch" durch landes- und reichsherrliche Verordnungen öffentlich und gesetzlich verfolgt wurde (Österr. Edikt Maxim. II. vom 12. Nov. 1571).[1]) Hausen behauptet allerdings, er habe bezüglich der Etymologie des blauen Montag alle Glossaria von Du Fresne bis auf das Kalendarium des Pilgram nachgeschlagen; am meisten aber habe ihm die Erklärung Adelungs[2]) zugesagt, welche durch die bereits erwähnte Chronik von Thüringen bestätigt werde. Damit bleiben Hausen und Adelung für die bekannte Ansicht, zum mindesten für deren Propagierung verantwortlich. Aber schon ihr Zeitgenosse Voigt hält die Ableitung des Ausdruckes blau von der blauen Kirchenfarbe für unbewiesen.[3])

1) Cod. Austriac. T. I, 462.

2) Adelung, a. a. O.

3) Voigt, Gemeinnützige Abhandlungen. Leipzig 1792. S. 345. V. versucht eine neue Lösung. Er erinnert daran, daß Hausens Rezensent in der Hallischen gelehrten Zeitung im 82. St. 1783 versichert, daß der Ausdruck blau zur Zeit noch in Thüringen für toll, rasend, unvernünftig gebraucht werde, z. B. in der Redensart: Er ist ganz blau betrunken. Voigt hält nun an dieser Idee fest, geht insbesondere von der damit verwandten Redensart aus: Er hat sich betrunken, daß er den blauen Himmel nicht mehr sieht — und verbindet damit die natürliche Folgeerscheinung des Betrinkens: Raserei, Tollheit; er findet eine Parallele in der Redewendung: Du kommst blau d. h. du kommst nicht gut an, du kommst übel weg; es glückt dir nicht. Um seine Ansicht: blauer Montag gleich „toller" Montag — noch mehr zu stützen, erinnert V. daran, daß der gemeine Kornbranntwein vom Volke gewöhnlich „blauer Zwirn", „blauer Bindfaden" genannt werde und kommt zu folgendem Schluß: „Der blaue Montag [ist] also soviel als der freie, tolle



Auch die „Schlesische Zeitung" weiß vom blauen Montag zu erzählen: Wenn man weder so witzig, noch so trival sein will, die Benennung „blauer Montag" mit den Folgen der Stöße und Schläge, welche an diesem Tage gemeiniglich empfangen oder ausgeteilt wurden (werden?) in Verbindung zu bringen, so kann man wohl die im 16. Jahrhunderte übliche blaue Ausschmückung der deutschen Kirchen an Festtagen[1]) als den wahren historischen Ursprung dieses Ausdruckes annehmen. Die Meister, nicht die Gesellen, der verschiedenen Zünfte überließen sich an den Montagen nach besonders festlichen Sonntagen einer sogenannten Nachruhe, welche freilich meistenteils eine notwendige Ausruhe von den Schwelgereien des vorhergehenden Tages gewesen sein dürfte. Bald ahmten diese Sitte die Gesellen nach und dehnten sie allmählich auf alle Montage im Jahre aus, die sie bald mit größerer Völlerei als die Sonntage zu feiern anfingen, daher auch der Ausdruck „blauer Fraßmontag" entstand.[2])

Daß alle diese Erklärungsversuche mittelbar oder unmittelbar auf die eine bereits genannte Hauptquelle zurückgehen, zeigen schon ihr Wortlaut und nicht minder ihr Gedankengang. Unseren Lesern aber brauchen wir keine Widerlegung derselben im einzelnen mehr zu geben. Es sei nur

---

Montag, und die Veranlassung zu dieser Benennung ist ebenso unerwartet, als die Veranlassung zu der Benennung des roten Buches, welches beim Anfang der jetzigen französischen Revolution so viel Aufsehen gemacht hat, oder die Benennung des blauen Buches, der blauen Gesetze. Man erinnere sich hiebei, daß die blaue Farbe fast allen Völkern ein Sinnbild der Freude ist." Ebenda, S. 348. Daß derartige Erzählungen anachronistisch sind und auf einer Verwechselung mit den tollen Fastnachtsmontagen beruhen, haben wir schon Bd. 157 S. 417 nachgewiesen.

1) Könnte nur heißen: „Fasttagen"; damit wird aber die ganze hier gegebene Deduktion hinfällig.

2) Schlesische Zeitung 1841, Nr. 49, S. 336. Vgl die Glocke, Leipzig 1860, Nr. 100, S. 350. Gesellschafter von Gubitz 1828, Nr 136, S. 684. Frommann, die deutschen Mundarten, III, 355, Breslauischer Erzähler 1801, S. 119.



kurz darauf hingewiesen, 1. daß der freie Montag (in Österreich sicher seit 1550 „blauer Montag“ genannt) schon 250 bis 300 Jahre vor der Glaubensspaltung ein bekannter Programmpunkt in den fortwährenden Kämpfen der Gesellen zur Verbesserung ihrer sozialen Lage war; 2. daß es historisch falsch ist und auch logisch und sachlich unverständlich wäre, daß die Meister den blauen Montag sollten eingeführt haben. Cui bono? — Die eine oder andere Gesellenurkunde, die den Meistern häufige Zechereien vorwirft, wird von den Meistern selbst mit guten, glaubwürdigen Gründen widerlegt und erscheint als einseitige Übertreibung vonseiten der Gesellen; 3. daß andererseits es mit vielen Dokumenten sich erhärten läßt, daß die Meister in der Blütezeit der Zünfte — die Einführung des ständigen freien Montags fällt aber zeitlich damit zusammen — sehr wohlhabend geworden sind und nur allzusehr mit Lohn, freier Zeit und Kost den Gesellen gegenüber gegeizt haben, so daß Schmoller, einer der besten Kenner des deutschen Zunftwesens, geradezu von einem „zynischen“ Erwerbstrieb in der Zunft redet. Wie aber die Handwerksmeister durch ständiges Zechen, Verschwenden, Faulenzen, „Blaumontagmachen“ hätten reich werden können, ist doch schwer einzusehen; 4. daß die Sitte, während der Fastenzeit den Altar blau auszuschlagen, schon vor dem 16. Jahrhundert bekannt war. — Den kirchlichen Farbenkanon hat bereits Innozenz III. (1198—1216) aufgestellt; er wurde allerdings erst im 16. Jahrhundert in der ganzen Kirche allgemein angenommen. — 5. Daß bis jetzt kein urkundlicher Beweis dafür erbracht werden konnte, daß der blaue Montag irgendwie zusammenhänge mit der blauen Kirchenfarbe; 6. daß es geradezu unsinnig ist, anzunehmen, die Kirche habe, zudem noch in der hl. Fastenzeit, „Fraß und Völlerei“ gefördert oder auch nur fördern wollen.[1]) 7. Daß endlich der Mißbrauch des blauen Montags im 16. Jahrhundert nicht ab, sondern stetig zunahm.[2]) Auch die etwaige Behauptung, die

1) Vgl. Mainzer Journal Nr. 95 vom 23. April 1896.

2) Werden wir in einer besonderen Abhandlung urkundlich nachweisen.



Kirche hätte in dieser Sache viel energischer eingreifen müssen, wäre sehr naiv. Die Kirche ist und war jederzeit für alle Gläubigen ohne Ausnahme da, nicht bloß für die Armen, sondern auch für die Reichen, nicht bloß für die Meister, sondern auch für die Gesellen. Man denke auch einmal an die vielen und großen Schwierigkeiten der heutigen Gewerkschaftsfrage! Dergleichen Schwierigkeiten waren aber im Mittelalter in einer Art noch größer, weil jede Zunft auf eigene Faust wirtschaftete und daher ein einheitliches Vorgehen fast unmöglich war. Überdies steht es geschichtlich fest, daß die Kirche nicht bloß die Gesellenbrüderschaften förderte, sondern auch im Interesse des kulturellen, sozialen und ethischen Fortschrittes gegen zu weitgehende Bestrebungen der Gesellen tatsächlich angekämpft hat.[1]) Der Kirche kann demnach in keiner Weise ein Vorwurf gemacht werden, sie ist weder an dem „freien", noch an dem „blauen", noch an dem „tollen" Montag schuld. Der blaue Montag ist ebensowenig ein kirchliches Fest wie der Karneval, sondern eine arg weltliche Feier, von der das Sprichwort sagt:

Blauer Montag, volle Kröpfe,
Leere Beutel, tolle Köpfe! (Simrock)[2])

Selbst wenn das Epitheton „blau" mit der blauen Kirchenfarbe in Beziehung stände, so könnte hieraus höchstens die Entstehung dieses Beiwortes, nicht aber die Entstehung des blauen Montags erklärt werden.

Woher stammt nun aber der Ausdruck „blauer Montag"? Manche glauben, er sei auf eine dialektische Entstellung in den alten Handschriften zurückzuführen und habe sich allmählich hergeleitet aus: Palm-Ostertag, Palm-Sonntag, Palm-Montag, Polm = Plom = Plum = Plumontag. Als Ergebnis jener dialektischen Entstellung, so meinen manche, lesen wir schließlich in den Geschichtsquellen des Mittelalters: an dem plumontag, an dem

1) Strenges Verbot der Sonntagsarbeit, Reduktion der Feiertage, Einführung der Halbtagsfeste, Eifern gegen Luxus und Verschwendung in Kleidung, Essen und Trinken, besonders bei den arbeitenden Klassen.

2) Vgl. Köln. Volkszeitung Nr. 230 vom 29. März 1897.



pluen, blauen Montage. Später übertrug man die Bezeichnung „blau“ auf jeden arbeitslos verlebten Montag, und „blau“ für betrunken stammt wohl erst aus dieser zweiten Bedeutung, nicht etwa umgekehrt. Übrigens war die Palette der Chronologen mit weiß, grün und blau noch nicht erschöpft, man hatte auch einen „schwarzen“ Sonntag (Judica) und einen „güldenen“ (Trinitatis).[1]) Wir können noch Folgendes hinzufügen: War bei den Steinmetzen ein Stein am Lohnabend nicht fertig geworden, sodaß er also nicht zur Berechnung kam, so hieß ein solcher Stein ein — „Kapuziner“. Machte nun der Steinmetz am Montag einen Blauen, oder Grünen (Dienstag), Roten (Mittwoch), sodaß der Stein erst am Donnerstag an die Reihe kam, so „hat der Kapuziner einen Bart bekommen“.[2]) Wenn der blaue Montag mit der Kirchenfarbe zusammenhängen soll, womit hängen dann der „grüne“ oder „graue“ Dienstag und der „rote“ Mittwoch zusammen?

Die Volksphantasie hat sich in der Blaumontagsfrage sogar die Legende dienstbar zu machen gesucht. Manche Handwerker wollen wissen, daß der Patron ihrer Zunft an einem Montag gestorben sei und ihnen diesen Tag zum ewigen Gedächtnisse als Feiertag hinterlassen habe. Machen z. B. die Schuhmacher blau, so sagt man im Volksmunde: Sie suchen den Crispinus, oder sie betrauern den Crispinus, ihren Zunftheiligen.

Diese angeführten Lösungen befriedigen nicht. Zwei anderen geben wir den Vorzug, weil sie den Beinamen „blau“ am einfachsten und natürlichsten erklären und in vielen Analogien sich historisch und wissenschaftlich nachweisen lassen, ohne daß wir damit behaupten wollen, eine von beiden sei unfehlbar richtig. Den ersten Weg zeigt uns die mittelhochdeutsche Bedeutung des Wortes blaw (blau). Blau heißt „heilig“. „Blau Feuer“ d. h. „heilig Feuer“. (Schärtlins Fluch.)[3]) „Die sêlen

1) Uhl, W. Unser Kalender in seiner Entwicklung. Paderborn 1893. S. 40 u. 143.

2) Janner, a. a. O. S. 126.

3) Schärtlin von Burtenbach (1496—1577).

im fegfeuer haben alle sonntag einen blauen montag" (Fischart).[1]) Einen blauen Tag machen heißt demnach einen Tag feiern, heilig halten, einen erquickenden Ruhetag machen. Bei Hans Sachs lesen wir:

> eins montags frue zu pet ich lage
> gedacht heut ist gueter montage
> da wil dem maister feiern ich.[2])

Wohl schon etwas früher sang Manuel:

> „er blibt doch nit daheim lang sitzen,
> der lur ouch nit wol werken mag
> und bsunders am guten mentag."[3])

Wenn man bedenkt, daß die blauen Montage im Volksmunde „heilige Tage", „Feiertage" hießen, so ist diese Erklärung überaus naheliegend und ungekünstelt.

Einen zweiten Weg zur Lösung zeigt uns die ebenso alte Bedeutung des Wortes „blau" als „leer", „unecht"; blauer Montag hieße demnach soviel als unechter Montag, unechter Arbeitstag, also ein Arbeitstag, der in Wirklichkeit gar kein Arbeitstag ist, weil an ihm nicht gearbeitet wird.[4]) „Am einfachsten ist es ‚blau' mit leer, gehaltlos, des Zwecks enteignet zu übertragen."[5]) Der Ausdruck blau gleich leer, gehaltlos, unecht, dunstig, nebelhaft, schwindelhaft, trügerisch, unbestimmt, schalkhaft usw. kommt in der deutschen Sprache sehr oft vor, z. B. in's Blaue reden, in's Blaue schießen (schon im Altertum: ἐς τον οὐρανον τοξευεις), in's Blaue starren, jemanden

---

1) Grimm, Jakob, Grammatik 1843. S. 337. Grimm, J. u. W., Deutsches Wörterbuch 1885. II, 82 u. 83. Fischart, Dichter und Publizist (1545—1590). Vgl. Eiselein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Freiburg 1840. S. 82.

2) Meisterl. fol. 23. nr. 231.

3) Manuel, Maler und Dichter (1484—1530). Vergl. J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch 1885. VI, 2514.

4) S. Herders Konversationslexikon unter blauer Montag.

5) Knebel K., Handwerksgebräuche früherer Jahrhunderte insbesondere in Freiberg in den Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein. H. 23, Freiberg 1886. S. 48.



blauen Dunst, blauen Nebel vormachen, das Blaue vom Himmel herunterholen, . . kriegen, . . versprechen, . . herunterschwätzen, herunterlügen; blaues Wunder sehen, . . erleben, . . vormachen; blaue Schlösser bauen (Luftschlösser!); „Seze din ding nit uf blaw Aenten und Gänse!“ (Geiler).[1]) Blau anlaufen lassen; jemand anlügen, daß er blau wird; jemand blau machen, d. h. etwas weis machen, anlügen, betrügen; blau pfeifen müssen, d. h. leer ausgehen, das Zusehen haben; blaue Berge versprechen; in blauer (nebliger) Ferne liegen, d. h. unerreichbar, vorab wertlos sein; blau sein soviel als schalkhaft, närrisch sein; vgl. hierzu:

> disz jahr wird ein schalkjahr sein
> von halbhundert guten faulen montagen.[2])

Endlich „blau sein“ gleichbedeutend mit benebelt, betrunken sein. — Zum größten Teil hängen diese sprachlichen Redewendungen damit zusammen, daß das Blaue des Himmels, der Luft, des Horizontes, etwas „Leeres“, Unbestimmtes, Ungreifbares, Unerreichbares (Luftspiegelung, Täuschung) für uns ist. Und auch diese Bezeichnung paßt für den blauen Montag ausnehmend gut; zudem entspringt sie unmittelbar der Naturbeobachtung und der täglichen Erfahrung im Volks- und Menschenleben. Die Handwerker gingen also am Montag hinaus in's Blaue, in die Luft, in's Leere oder mit anderen Worten: sie machten einen leeren, inhaltslosen, tauben Tag. Daß aber gerade an den Fastnachtstagen nach allen Richtungen hin „blau gemacht“ und die Mitmenschen „blau“ gemacht wurden, ist etwas ganz Selbstverständliches.

Dies sind u. E. die beiden besten Erklärungen für das Epitheton „blau“. Der erst ziemlich spät auftauchende Erklärungsversuch, wonach das Beiwort blau mit der gleichnamigen Kirchenfarbe, die aber streng genommen violett heißt, im Zusammenhang stehen soll, ist fast ohne Analogien. Wir wollen ihn jedoch ohne zwingende Beweise nicht als total falsch hin-

1) J. Geiler von Kaysersberg (1445—1510); vgl. Eiselein, a. a. O. S. 82.

2) Fischart, grosm. 18. (a. 157 2).



stellen, zumal die Erfahrung lehrt, daß die Benennung einer Sache nicht selten von äußeren Zufälligkeiten abhängt.[1]) Im Gegenteil, wir möchten einen solchen Konnex fast wünschen. Es wäre sicherlich für die Kirche keine Schande, sondern eine Ehre, wenn sie bei der Taufe des blauen Montags gleichsam Pate gestanden; denn dies wäre ein sprechender Beweis dafür, wie innig auch damals noch trotz der Auflösung der kirchlichen Gesellenbrüderschaften die Kirche und ihre Gebräuche mit dem Zunft- und Handwerksleben verwachsen waren.[2]) Und wie einfach und natürlich mutet folgende Darstellung an: „Den Anfang und die Dauer der Fastenzeit machte man im Mittelalter für das Auge dadurch bemerkbar, daß man einen großen Vorhang zwischen Schiff und Chor (über des Kommunionbank) aufhängte. Dort blieb er bis Ostern. Er diente dem gemeinen Mann von damals als Kalender. Der Vorhang war blau (violett), und darum hieß der Montag, wo jenes blaue Tuch aufgehängt wurde, „blauer Montag". Am „blauen Montag" wurde damals auch nicht gearbeitet[3]) (er war ein Feiertag) und so ist unsere Redensart entstanden: „Blauen Montag machen", d. h. einen Montag nicht der Arbeit, sondern dem Vergnügen widmen. Der Vorhang hieß Fastentuch, im Volksmund aber „Hungertuch", weil nun die Zeit des Hungerns (Fastens) anfing. Und so ist die Redensart entstanden: „Am Hungertuche nagen".[4]) Für Schulkinder mag diese Erklärung genügen; wenn man aber die historisch-kritische Sonde anlegt, kommt man hierbei aus den vielen sich ergebenden Widersprüchen nicht mehr heraus.

Wenig glücklich erscheint uns auch die Lösung eines Pastor

---

1) Vgl. die Bezeichnung „Blaustrümpfe".

2) Vgl. Schanz, a. a. O. S. 101: Seit der Reformation lösen sich in den von ihr berührten Orten die Brüderschaften meist auf; die weltlichen Gesellenschaften gewinnen fast überall die Oberhand.

3) Folglich war der blaue Montag schon vorher da! Warum sollte man das Tuch am Montag aufgehängt haben und nicht am Tage vor Aschermittwoch oder vor Septuagesima?!

4) Vgl. Bendel, a. a. O. S. 80.

Goeze, wonach sich die Faulenzer am blauen Montag vom „Bläuen", d. i. von der Arbeit losgemacht hätten.[1]) Gegen diese Ansicht wurde schon von den Zeitgenossen geltend gemacht, man könnte demnach viel richtiger die Arbeitstage blaue Tage nennen, besonders da man im Volksmunde sage: Er bläuet (arbeitet) sich zu Tode.[2]) Der Forscher Eichholz war augenscheinlich auf einer sicheren Spur bei seinen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen. In einem Aufsatze in „Halberstädtische gemeinnützige Blätter"[3]) stellte er eine ganze Reihe analoger Ausdrücke zusammen z. B. von Blauenten predigen, „blaufärben" (bei den Gerbern soviel als „stehlen"), einen „Blaumüller" machen (Mehlbrei ohne Butter backen) usw.; aber dann verirrte er sich auf das Gebiet der Naturbetrachtung und meinte, der heitere blaue Himmel habe der blauen Farbe einen freudigen, angenehmen Nebenbegriff verliehen und daher sei der blaue Montag der heitere, angenehme Montag, an dem die Arbeiter sich ihres Lebens freuten.

Ganz unwahrscheinlich ist die Ableitung des Beiwortes blau von keck, ausgelassen, wie es z. B. in den norddeutschen Ausdrücken: blauer Junge (vergl. Grünschnabel!), kecker, geriebener Junge, der aller losen, mutwilligen Streiche voll ist, vorkommt.

Nicht unmöglich wäre es, daß der Ausdruck „blau" in unserem Falle auch eine Anspielung auf die blaue Arbeitskleidung der Handwerksgesellen enthielte; denn die grauweißen, grauen und blauen Arbeitskleider waren auch im Mittelalter schon beliebt.[4]) Die Böttchergesellen in Magdeburg, welche Arbeit für die Zugewanderten suchten (Umschaugesellen), trugen blaue Mäntel mit einem mit goldenen Treffen besetzten Kragen.[5]) Bekannt ist die Vorliebe der Deutschen für blaue Kleidung und für blaue Uniformen. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen

1) Goeze, Nützliches Allerlei 5, 414.
2) Voigt, a. a. O. S. 344.
3) Jahrg. 1786; 29. Stück.
4) Vgl. Janssen, a. a. O.
5) Schanz, a. a. O. S. 126. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker. Magdeburg 1844, S. 51.

(1713—1740), förderte ganz besonders die Blautuchfabrikation; Soldaten und Beamten mußten die blaue Uniform tragen; Private wurden durch die gewaltsamsten Verbote gezwungen, ausländische Fabrikate zu meiden, und mußten sich preußischblau kleiden, wenn sie in der Öffentlichkeit unbehelligt sein und bleiben wollten. Der König selbst nannte seine Soldaten seine „lieben blauen Kinder".[1]) Selbst der reisende Handwerksbursche zog sogar bis in die letzte Zeit hinein „auf der Walz" seinen blauen Kittel oder Bluse zur Schonung und auch um sich schon äußerlich als ehr- und arbeitssamer Handwerksbursche kenntlich zu machen, über seinen Rock. Ja, der frühere stereotype „Ranzen" wurde im 19. Jahrhundert vielfach durch den wurstförmigen in blaues Leinen eingehüllten „Berliner" ersetzt. So herrschte immer die blaue Farbe in der Arbeiterkleidung vor bis auf diese Stunde. Immer war man stolz auf das blaue Ehrenkleid; man nannte die Handwerksgesellen „Blauröcke", ähnlich wie heutzutage die Matrosen „Blaujacken"; ja, Abraham a Santa Clara (1642—1709) nennt sogar in seinen Predigten den blauen Montag und den feiernden Gesellen „Blaurock" und apostrophierte sie folgendermaßen: „Lorenz Blaurock, Handwerks-Gesell! ihr habt auch ein Teil darbey; euer Handwerk träget zwar ein sehr ehrliches Geld, gleichwohlen gehet euch nichts von der Hand. Der hl. Lorentz oder Laurentius, dessen Namen ihr führet, ist auf dem Rost gebraten worden; hat dannenhero einen schweren Rost-Tag gehabt; ihr machet aber aus dem Rost-Tag einen Rast-Tag, und heißet nicht umbsonst Blaurock, dann ihr liebet nichts mehr als die blaue Farb, sonderbar den blauen Montag; aus dem blauen Montag aber wird ein fauler Dienstag und darauf ein durstiger Mittwoch, aus diesem entstehet ein schläfriger Pfingsttag,[2]) so gehet's die ganze Wochen durch. Das Wochen-Lohn kann nicht erklecken, beym Meister bleibt die Arbeit stecken, die Leute werden nicht befördert." Ferner: „Der

1) Das althistorische Preußischblau ist durch die vorjährige Kabinetsorder über die neuen Uniformen des Heeres abgeschafft.

2) Donnerstag (feria quinta!)



heil. Crispinus und Crispinianus seynd Schuster gewest. Ich bin nicht darwider, sagt der Meister Pechpatz, ich hab' zwar die ganze Wochen einen blauen Montag gemacht, nun aber kömmt mir die Arbeit auf Ein Mahl zusammen."[1]) Allem Anschein nach hat man damals schon das Wort gekannt: Montag wird nicht wochenalt, d. h. was Montags begonnen wird, glückt nicht, dauert nicht lange, hat keinen Bestand. „Montagswetter wird nicht wochenalt" (Simrock). Der blaue Montag führt zum grünen (alias grauen) Dienstag. Montag blau — Dienstag grau! Montag blau — Dienstag flau! Rauher Montag — glatte Woche! Blauer Montag — rauhe Woche! Der Montag war im Volksglauben ein Tag der Veränderlichkeit; was dauerhaft sein sollte, was Glück bringen sollte, wollte man am Montag nicht beginnen.[2]) Er war ein Unglückstag, ein verwünschter Tag.

„drümb rat ich darzw hever als vert,
das wir in auf den montag henken."[3])

Dafür war der Montag gut genug. Vielleicht hat man ihn deshalb zum blauen Montag gestempelt, damit es einem umso weniger einfallen möchte, an demselben irgend etwas Ernstes zu beginnen. Blauer Montag bedeutet ein „unnützer, vergeblicher Tag".[4]) Dieses Urteil der gelehrten Brüder Grimm, das allerdings auch von ihnen nicht urgiert wird, wird wohl das richtige sein und bleiben. Die andere Ansicht, daß blauer Tag ein heiliger Tag bedeutet, läßt sich damit sehr leicht vereinigen. Der blaue Montag war ein durch Handwerksbrauch und Handwerksrecht geheiligter Arbeiterfeiertag. Daß auch diese Bedeutung

1) Abraham a Santa Clara, Auserlesene Werke I, 471. Vgl. Ebenda I, 463. Die Schilderung des Müßiggangs. Schnell, Abraham a Santa Klara. Würzburg 1876, S 59.

2) Der Mond ist ein Bild des Wechsels und der Veränderlichkeit. Vgl. Grimm, J. u. W., a. a. O. VI, 2514. (Leyermatzs lustiger Korrespondenzgeist [1668] S. 176.)

3) Hans Sachs, fastn. spiele 5, 99; 17.

4) Grimm, J. u. W. a. a. O. II, 83. Vgl. Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Leipzig 1861 S. 322.



von blau zurecht besteht, weisen die beiden genannten Autoren ebenfalls einwandfrei nach. Der Vollständigkeit wegen fügen wir noch die Erklärungsversuche von Mülhause bei. Er sagt: „Da jede Gottheit an einem besonderen Tage in besonderer Weise verehrt wurde, so mag dieses auch mit dem Monde, desgleichen mit dem von demselben abgeleiteten Mani der Fall gewesen sein, und wir glauben daher, uns dahin aussprechen zu dürfen, daß, wie der grüne Donnerstag auf die Verehrung Donars hinweist, so der blaue Montag im Mondkultus seinen Ursprung hat. Dieser Tag, welchen die Handwerksgesellen in ganz Deutschland zu feiern pflegen, wurde einst nur am ersten Montag in den Fasten festlich begangen, d. h. es fand ein allgemeiner Gottesdienst statt, bei welchem die Kirchen mit blauem Tuche ausgeschlagen waren. Vielleicht sollte hierdurch die Farbe des Himmels vorgestellt werden, wenn der Mond in heiteren Nächten die Erde erleuchtet; vielleicht wollte man auch an die Treue und Beständigkeit erinnern, welche der Gott des Mondes durch sein allnächtliches Erscheinen den besorgten Menschen erwies; wenigstens ist die blaue Farbe seit geraumer Zeit der Schmuck der Treue und Beständigkeit. Gegenwärtig zeichnet sich der einst kirchliche blaue Montag von dem allwöchentlichen nur durch erhöhte Lustbarkeit der Handwerksgesellen aus.“[1]) Von einem „kirchlichen“ blauen Montag, wie Mülhause meint, weiß die Geschichte nichts. Den blauen Montag vom altheidnischen Mond- und Manikultus herzuleiten und ihn als einen Tag der Treue und Beständigkeit zu feiern, ist gewiß ein ganz eigenartiger Gedanke. Es fehlt nur noch, den blauen Montag mit den blauen liturgischen Gewändern im alttestamentlichen Tempel und mit der „blauen Wunderblume“ im Märchenlande der Romantiker in irgend eine Beziehung zu setzen, dann ist das Thema „Blau“ und „blauer Montag“ vollständig erschöpft. Man sieht, wie die kühne Seglerin „Phantasie“ auch in dieser Frage schon manchem Gelehrten einen bösen Streich gespielt und ihm „blauen Dunst“ vorgemacht hat.

---

1) Mülhause, Die Urreligion des deutschen Volkes in hess. Sitten, Sagen, Redensarten, Sprichwörtern und Namen. Cassel 1860. S. 122 f.

LII.

Dr. Georg von Orterer.

Am 5. Oktober segnete der langjährige Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer Dr. Georg v. Orterer, Exzellenz, Geheimer Rat und Rektor des Luitpoldgymnasiums in München, kurz vor Vollendung des 67. Lebensjahres das Zeitliche. Mit ihm schied eine scharf umrissene Charaktergestalt, eine starke Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben Bayerns, die durch ihre natürliche, in jahrzehntelangen Erfahrungen ausgereifte politische Begabung und ihren historisch-politisch geschulten Weitblick Personen und Dinge scharf erfaßte, sie entweder im Kampfe mit unbesiegbarer Dialektik bezwang oder, um ein Wort Windthorsts zu gebrauchen, in „stiller Liebe" umfing und damit zum Ziel gelangte. Aber alle Vorzüge dieses klugen politischen Strategen kamen nur dadurch zur Auswirkung, daß er zäh und beharrlich eine grundsätzliche Politik betrieb, daß er fest stand auf der Grundlage christlich-konservativer Staatspolitik und eine gesunde Entwicklung des stets sich erneuernden, fortschreitenden öffentlichen Lebens nur in der Harmonie von Staat und Kirche erblickte. König Ludwig rühmte in seiner Beileidskundgebung an die Abgeordnetenkammer dem Verstorbenen nach, daß er „sich durch sein von warmer Liebe zum Vaterland erfülltes Wirken große Verdienste erworben" hat. Das maßgebende Urteil des Herrschers gibt dem heimgegangenen Politiker, der in den letzten zwei Jahrzehnten wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Geschicke Bayerns hatte, eine der „Parteien Haß und Gunst" überragende geschichtliche Prägung.

Man würde den Aufstieg des Präsidenten Dr. v. Orterer aus dem bescheidenen Dasein eines durch die kümmerlichen Verhältnisse eines Landlehrerssohnes und armen Studenten hindurchgegangenen Studienlehrers zum Führer einer großen

Partei und Machtfaktor im öffentlichen Leben nicht richtig würdigen, wenn man nicht den geschichtlichen Hintergrund der politischen Bestrebungen in Bayern ins Auge faßte. In dem Gesamtwirken Dr. v. Orterers ist klar erkennbar das Erfassen der jeweiligen Notwendigkeiten und Geschehnisse im Zusammenhang mit der historisch-politischen Vergangenheit Bayerns.

Das Zeitalter Maximilian II. hatte in Bayern den Rationalismus und im Gefolge desselben einen religionsfeindlichen Liberalismus aufkommen lassen, der sich an den Nationalverein anlehnte, welcher eine Lösung der deutschen Frage unter Aufsaugung der deutschen Klein- und Mittelstaaten anstrebte. Noch bei Beratung der jetzigen Reichsverfassung im Norddeutschen Reichstag bemerkte der liberale Abgeordnete Dr. Lasker: „Es ist die Schuld Deutschlands, daß ein Staat wie Bayern sich neben dem mächtigsten Staat Preußen entwickelt hat und wir müssen die verjährte Schuld büßen". (Stenogr. Bericht vom 5. Dezember 1870.) Später, 1878, sagte der ehemalige Führer im Nationalverein Dr. Miquel in einer Wahlrede zu Forbach, die deutschen Bundesfürsten würden dereinst nur noch Ehrenrechte besitzen und die Bundesstaaten vom Reiche aus wie Provinzen verwaltet werden! Das Gründungsprogramm des deutschen Zentrums vom Frühjahr 1871 stellte nicht umsonst die Selbstbestimmung und Selbsterhaltung der Bundesstaaten in den Vordergrund, dem es unmittelbar die Förderung des moralischen und materiellen Wohles aller Volksklassen und den Schutz der bürgerlichen und religiösen Freiheit anreihte. In diesem geschichtlichen Prozeß, der sich in Bayern mit besonderer Nachhaltigkeit gezeigt hat, wurzelte die Denkweise des verstorbenen Politikers Dr. v. Orterer und aus ihm entnahm er die Richtlinien für seine Betätigung im öffentlichen Leben.

In den sechziger und siebziger Jahren schon breitete sich der Umschwung vor, eine neue Zeit warf bereits ihre Schatten voraus. Noch einmal erfocht der Liberalismus in



Bayern bei den Landtagswahlen vom 28. Februar 1863 einen vollen Sieg. Von da an ging es dann abwärts. Die Erklärung Hohenlohe's im Landtag am 19. und 23. Januar 1867, daß die bayerische Regierung mit Preußen einen Bund erstrebe, in welchem die Souveränität der Krone Bayern sich bei einem Krieg mit dem Ausland Preußens Führung unterstelle, das Gresser'sche unchristliche Schulgesetz von 1867 und die Hohenlohe'sche Konzilsdepesche vom 9. April 1869 wurden zu Sturmsignalen, und bei den Landtagswahlen von 1869 gerieten die Liberalen in die Minderheit. Gleichwohl wurde die liberale Regierungspolitik fortgesetzt. Sie fand in der Reichspolitik eine Stütze. Im Reiche war der Liberalismus herrschend, der (Nationalliberale und Fortschrittler zusammen genommen) 1871 schon 171 und 1874 gar 204 Mandate gewonnen und damit die absolute Mehrheit erlangt hatte. Der Kulturkampf im Reiche und in Preußen schoß üppig in die Halme. Es wäre die Herrschaft des Liberalismus in Bayern, dem ja durch die Wahlen von 1869 der Boden unter den Füßen entzogen war, gleichwohl nicht fernerhin möglich gewesen, wenn nicht die Krone auf dem Haupte eines Königs gesessen wäre, dessen Geistesverfassung 1886 nach der Katastrophe am Starnberger See auf lange Jahre zurück als die eines unheilbar Irrsinnigen enthüllt worden ist. Der edle König Ludwig II. war mit seinen Auffassungen nicht auf seiten des Liberalismus und 1875 beauftragte er den Zentrumsführer Freiherrn von Franckenstein mit der Neubildung des Ministeriums, ein Befehl, dessen Ausführung infolge der Krankheit des Königs keine Folge hatte. Die Haupttriebfeder war, daß das liberale Ministerium durch gewisse Vorgänge, die nur wenigen bekannt sind und geschichtlich nie aufgeklärt werden können, Sukkurs von Preußen aus erhielt und so für die Regierungszeit König Ludwig II. ihren Bestand sicherte. Charakteristisch ist ein Vorgang bei der Entmündigung des Königs. Die Regierung hatte den beiden Parteien ein Promemoria über die finanzielle Lage der Krone

und die Krankheitserscheinungen ihres Trägers zugehen lassen. Es kam zu einer vertraulichen Besprechung der Regierung mit den Parteihäuptern, in der vom Landtag die Bewilligung von 13½ Millionen Mark zur Deckung der Schulden der Zivilliste angefordert wurden. Der Abgeordnete Dr. Orterer stellte die verfängliche Frage, ob, wenn die 13½ Millionen bewilligt würden, die Entmündigungsaktion fortgesetzt würde, und Ministerpräsident Dr. v. Lutz gab die Antwort: Dann wird der König nicht entmündigt! Dieser Vorgang sei hiemit festgestellt, so wie ihn Dr. v. Orterer gelegentlich mitgeteilt hat. Er bildet eine Denkwürdigkeit für sich und leuchtet in das Dunkel der damaligen Zeit, in welcher die liberale Regierung noch mit solchen Mitteln sich am Ruder zu halten vermeinte.

Die Gedankengänge und Kampfmethoden des Politikers Dr. v. Orterer waren das Ergebnis seines geschichtlichen Wissens und seiner Erlebnisse, die er schon als Student mit seinem offenen Sinn und seinem lebhaften Interesse für die Bewegung seiner Zeit gesammelt und die sich bei ihm als aktivem Politiker verdichteten. Die Niederkämpfung des Liberalismus war ihm darum die nächste Forderung der Zeit. Von einer Vernichtung desselben, wie in diesen Tagen behauptet wurde, war bei Dr. v. Orterer keine Rede, denn er war sich bewußt, daß auch bei politischen Bewegungen Strömung und Gegenströmung den Stillstand verhindern. Er wollte, wie ein führendes Zentrumsorgan in einem Nachruf für Dr. v. Orterer bemerkte, daß der Liberalismus in Bayern, der im Gegensatz zu seiner mangelnden Bodenständigkeit eine überragende, beherrschende Stellung hatte, entthront und auf seine eigene Kraft zurückgeführt werde. (Augsb. Postztg. Nr. 461 vom 7. Okt. 1916 Seite 3.)

Das ist die richtige Formulierung eines Hauptzieles des Politikers Dr. v. Orterer. In seiner Aktensammlung war das Faszikel über das bayerische Wahlrecht eine Zeit lang das umfangreichste, alle einschlägigen Vorgänge, Parlamentsberatungen und öffentlichen Erörterungen sind da sorgfältig



registriert gewesen. An der letzten Reform von 1881 in der Königszeit war Dr. v. Orterer noch nicht beteiligt, da er erst 1883 in die Abgeordnetenkammer gewählt wurde. Viel wurde damals nicht erreicht. Bei der Reform von 1881 waren die liberalen Führer Dr. v. Schauß, v. Fischer und Louis im Ausschuß sogar gegen die geheime Wahl, die energische Erklärung des Zentrumsführers Dr. v. Daller, die Reform wegen ihrer Belanglosigkeit dann scheitern zu lassen, führte jedoch die Wendung herbei, sodaß es zur Einführung der geheimen Wahl kam und die öffentliche Abstimmung wegfiel. Von einer Ersetzung der auf adminstrativem Weg erfolgten Wahlkreiseinteilung durch eine verfassungsgesetzliche wollten die liberalen Führer nichts wissen, insbesondere nicht Dr. v. Schauß in Rücksicht darauf, daß die liberale Partei hauptsächlich ihre Stärke aus der Wahlkreisgeometrie mit den die katholischen Minoritäten in Oberfranken, Schwaben und Pfalz tot teilenden Drei- und Viermännerwahlkreisen zog. Von da an ruhte die weitere Reformarbeit. Das Hindernis für die Reform des Wahlrechts bildete von nun an der auf den Staatsrechtslehrer v. Seydel zurückzuführende staatsrechtliche Lehrsatz von der Unabänderlichkeit der Verfassung während der Regentschaft, denn das Landtagswahlgesetz ist Verfassungsgesetz. Außerdem: wie sollte eine Zweidrittelsmehrheit zustande kommen bei der bekannten Haltung der liberalen Fraktion? Nach dem Eintritt der Sozialdemokratie in den Landtag bei der Wahl von 1893 kam ein neues Agens. Die Sozialdemokratie konnte lediglich bei einer gründlichen Wahlreform auf eine Ausdehnung ihres parlamentarischen Besitzstandes rechnen. Hier griff Dr. v. Orterer ein. Die liberale Publizistik und Parlamentsvertretung operierten gegen das Zentrum, das sie als Hindernis der Reform hinstellten, weil es gegen eine Verfassungsänderung sei. In der Zentrumsfraktion, die ein lebhaftes sachliches Interesse an der Wahlreform hatte, nahm man denn jetzt die Frage auf. Es wurde versucht, Wahlrechtsgrundsätze für die Reform festzustellen, es gelang, wie

hervorgehoben werden muß, unter lebhafter Anteilnahme der liberalen Fraktionsmitglieder, die sich sogar auf eine gesetzliche Wahlkreiseinteilung einigten. Die Wandlung ist schwer verständlich, wenn man nicht annimmt, daß die liberale Partei, deren jüngere Elemente allerdings ein neues Wahlrecht wollten, damit rechnete, die Reform werde am Zentrum scheitern, das den Grundsatz von der Unabänderlichkeit der Verfassung während der Regentschaft festhalten werde. Darin sah sich die liberale Partei getäuscht. Dr. v. Orterer brachte die Wendung in der Zentrumsfraktion hervor, daß man sich auf eine Verfassungsänderung einigte, was dann der staatsrechtlich so zäh am Grundsätzlichen festhaltende Zentrumsführer Geiger in die Worte kleidete, die Unabänderlichkeit der Verfassung dürfe kein Hemmnis für staatliche Lebensfragen sein, es gebe Verhältnisse, in denen der Jurist dem Politiker auszuweichen habe. Die liberale Partei war nun festgelegt. Das war vorzugsweise das Werk des Dr. v. Orterer, wenn es auch natürlich nach außen wegen seiner Stellung an der Spitze des Präsidiums der Kammer nicht hervortrat. Der Gesetzentwurf, aufgebaut auf den von den beiden Kammern angenommenen und von der Krone sanktionierten Wahlgrundsätzen kam, Entsetzen ging durch die Reihen der liberalen Partei, die nun die Wahlkreiseinteilung auf einmal wieder zu einem Werk administrativer Praxis machen und aus der Wahlreformvorlage herausnehmen wollten. Beim Ministerium Podewils wurde von Reichsräten und Abgeordneten im Sinne der liberalen Wünsche gewirkt, allein das Zentrum blieb fest und die Liberalen stimmten gegen den Gesetzentwurf, sodaß er nicht die Zweidrittelsmehrheit erlangte. Darauf trat etwas ein, was die Liberalen nicht erwartet hatten: die Regierung erklärte durch den Mund des Ministers Frhrn. v. Feilitzsch, daß sie sich verpflichtet halte, bei der Wahlkreiseinteilung für die Neuwahl nach den Regeln der beschlossenen Wahlrechtsgrundsätze zu verfahren. Ein Sturm der Entrüstung brauste aus der liberalen Fraktion des Landtags, angefacht durch den liberalen Abgeordneten



Dr. Hammerschmidt, durch die liberale Partei. Allein es blieb dabei. Zuletzt wurde hinter den Kulissen noch versucht, den Allgäuer Wahlkreis unversehrt zu erhalten, schon schwankte die Regierung, da wurde Dr. v. Orterer, der auf einer Schulvisitation auswärts weilte, herbeigeholt, und in einer Besprechung in später Abendstunde festigte er neuerdings die Situation, wie sie durch die Regierungserklärung geschaffen worden war. Das Weitere ist bekannt. In die Vorgeschichte des jetzigen bayerischen Wahlrechts ist der Name Orterer tief eingegraben. Es ist jetzt die Bahn frei für die Kräfte des Volkes in allen Lagen, und an den christlich-konservativen Bayern ist es, ihre Kraft auch wirklich zur Geltung zu bringen und energisch die Wege zu gehen, welche die Staatskunst Orterers ihnen hat öffnen helfen.

Auf Bayern hat sich Dr. v. Orterer in seiner politischen Betätigung selbstverständlich nicht beschränkt. Sein oberster Grundsatz war, die enge Verschmelzung zwischen deutschem und bayerischem Zentrum ist eine unabänderliche, das deutsche Zentrum bildet mit allen bundesstaatlichen Organisationen eine Wesenheit und kann darum nicht in Einzelteile zerlegt werden. Als 1893 und 1898 Schwierigkeiten aufzutauchen schienen, hat Dr. v. Orterer mit aller Kraft ihnen entgegen gewirkt. Dr. v. Orterer wollte das deutsche Zentrum dauernd gestützt wissen durch die konservativen Kräfte aus Bayern, um eine schlagfertige starke Partei im Reiche zu erhalten, welche eine Wiederkehr der Zeiten verhindern sollte, die Dr. v. Orterer erlebt hatte. Daß sie wiederkehren könnten, war seine Sorge auch während dieses Weltkriegs, nach welchem gar mancher hervorragende Politiker ein erneutes Hervortreten ungesunder Zentralisationsbestrebungen und kulturkämpferischer Gelüste befürchten zu müssen glaubt. Dr. v. Orterer ist nur wenige Jahre im Reichstag gewesen und dort selten aufgetreten. Er weilte nicht oft in Berlin, doch unterhielt er rege Beziehungen mit den führenden katholischen Persönlichkeiten im Reiche, um so für all das, was ihm förderlich erschien zur Verwirklichung christlich-konservativer

Ziele, zu interessieren und zu wirken. Über diesen Kreis hinaus ist Dr. v. Orterer im katholischen Deutschland bekannt geworden durch seine ausgezeichnete Präsidialführung bei Katholikentagen, die zweimal in Köln in seine Hand gelegt war.

Die hochstrebenden Pläne und unausgesetzte Beschäftigung mit konstitutionell-politischen Fragen haben bei Dr. v. Orterer keine Einseitigkeit in der politischen Arbeit hervorgerufen. Er wandte den Universitätsfragen, den Mittel- und Volksschulen in intensiver Weise seine Aufmerksamkeit zu, er behielt scharf und unverwandt ebenso die materiellen Fragen des werktätigen Volkes, der Landwirtschaft, des Handwerks und der Arbeiterwelt im Auge. Die Gründung und Dotierung einer Handwerker-Zentralgenossenschaftskasse hat er in der Abgeordnetenkammer beantragt und damit vollen Erfolg gehabt. Auch nachdem Dr. v. Orterer Präsident geworden war, hat er in Versammlungen von Vereinen und politischen Organisationen mit Vorliebe gerade solche Fragen besprochen. Er ist Realpolitiker im besten Sinne gewesen, der davon durchdrungen war, daß die politischen und kulturellen Bestrebungen nicht einseitig allein betrieben werden können, sondern im Zusammenhang mit einer volkstümlichen konservativen Wirtschafts- und Sozialpolitik ihre Befriedigung finden müssen.

Seit 1899 war Dr. v. Orterer Präsident der Abgeordnetenkammer, nachdem er zuvor als Vorsitzender des Finanzausschusses fungiert hatte. Seine Präsidialführung war nicht nur rein objektiv die beste, die Bayern seit 1818 hatte, sie war nicht nur glänzend in ihrem äußeren Hervortreten, sondern sie war eine politische Macht für sich im Staate Bayern geworden. Mit juristischer Schärfe und unfaßbarer Gewandtheit, in fließenden langen Satzperioden, die ihm eigen waren und die er stets in korrektem Gefüge zu Ende brachte, hat Präsident von Orterer die schwierigsten Abstimmungsfragen klargelegt. Das erregte oft allenthalben Staunen und es war stets ein ästhetischer Ge-



nuß. Daß dieser schlagfertige Parlamentarier mit seiner unerreichten Rednergabe ein ausgezeichneter Präsident werden würde, wußte man, als 1899 die Frage seiner Wahl zum ersten Kammerpräsidenten aktuell wurde. Es gab indes Widerspruch in den eigenen Reihen der Zentrumsfraktion. Manche zauderten, weil sie dagegen waren, daß der erste Politiker und beste Debatter in der Abgeordnetenkammer „kalt gestellt“ und eine große Kraft still gelegt werde. Diese Erwägung ist auch heute noch stichhaltig, wenn sie auch durch das Beispiel Orterers für ihn selbst widerlegt ist, der dem Präsidium eine hohe Bedeutung gegenüber den Regierungsfaktoren durch die Stärke seiner Persönlichkeit zu geben wußte, der das Präsidium heraushob aus dem Rahmen einer parlamentarischen Geschäftsverwaltung und es zu einem autoritativen Faktor umgestaltete. Die Präsidial-Periode Orterer in der Abgeordnetenkammer gewann von Ministerwechsel zu Ministerwechsel an Schwergewicht, zumal Dr. v. Orterer, so deutlich er werden konnte, auch an sich zu halten wußte und die Grenzen kannte, die zu respektieren sind, soll der Zweck erreicht werden.

Der Tod des Kammerpräsidenten Dr. v. Orterer reißt eine klaffende Lücke im öffentlichen Leben Bayerns und der Katholiken Deutschlands. Sein Name wird nicht verwehen, sein Beispiel und seine Taten werden ein reiches Kapital für die sein, welche an seiner Seite gearbeitet und gestritten, und für jene, welche nachkommen, um die Alten abzulösen.

LIII.

Polen und Magyaren im jetzigen Krieg.

— 7. Oktober.

Erörterungen über Kriegsziele, nämlich über bestimmte, durch den Krieg zu erreichende politische, wirtschaftliche, nationale Gestaltungen, haben vom Standpunkt der Zentralmächte wenig oder gar keine Berechtigung. Die Zentralmächte haben ja nicht zur Eroberung, also auch nicht zur Erreichung bestimmter politischer usw. Gestaltungen, sondern nur zu ihrer Verteidigung das Schwert gezogen. Folglich bestehen die Kriegsziele der Zentralmächte wesentlich nur in der Herbeiführung und Erreichung solcher Zustände und Verhältnisse, welche geeignet sind, die eigene Ruhe und Sicherheit zu verbürgen. Diese Bürgschaften können in sehr verschiedenen Formen sich ergeben, und es würde der Sache des Friedens, der doch unter allen Umständen das oberste Ziel des Krieges sein und bleiben muß, gar schlecht gedient sein, wenn die Zentralmächte schon von vorneherein akkurat und justament auf die eine Form sich festlegen und jede andere Form unbedingt ausschließen wollten. Der Verlauf des Krieges hat aber gewisse Resultate herbeigeführt, denen gegenüber, zwar noch immer nicht die Zentralmächte selber, wohl aber andere beachtenswerte Faktoren schon jetzt zu einer bestimmten Stellungnahme sich genötigt glauben.

Da sind zunächst die Polen Russisch-Polens, dann aber auch die Polen Galiziens, die sich die Frage vorlegen und auf dieselbe schon jetzt gerne eine Antwort erhalten möchten: was wird beim Friedensschluß mit uns geschehen? Und im Grunde genommen ist es dieselbe Frage, die auch die Magyaren, wenigstens gewisse magyarische Parteien, welche aber nahezu die Gesamtheit zu vertreten vorgeben, beunruhigt und die im Laufe des September zu den bekannten langen Debatten



im ungarischen Abgeordnetenhause geführt hat. Die Polen wünschen und verlangen, daß über die Gestaltungen im Nordosten nicht ohne sie entschieden werde. Und die Magyaren tun dasselbe, denn sie besorgen, vor unerwünschte vollendete Tatsachen gestellt zu werden, die für die bevorzugte Stellung, deren sie sich seit beinahe fünfzig Jahren erfreuen, präjudizierlich wären, und zwar hegen sie diese Besorgnis sowohl hinsichtlich der Gestaltungen im Nordosten, wie auch in Betreff jener im Südosten. Beide, Polen wie Magyaren, glauben zu fühlen, daß ihre Schicksalsstunde nahe sei. Doch ist es nicht blos diese selbe Empfindung, sondern es sind auch noch andere Umstände, welche die Beiden schon im vorigen Jahre und im abgelaufenen September wieder veranlaßt haben, öffentliche Sympathiekundgebungen zu wechseln.

Aber verstehen wir uns: es liegt auf der Hand, daß Polen und Magyaren in der Gesamtheit am Ausgang des Krieges in besonders hohem Grade interessiert sind. Weniger verständlich dagegen ist es, daß sie gerade auch für den Fall des glücklichen Ausganges noch Besorgnisse zeigen. Da ist es doch wohl nicht die Bevölkerung selbst, das Volk im Allgemeinen, welches so denkt, fühlt und spricht, sondern es sind, wie so oft, wieder nur gewisse Interessenkreise, die besorgen, nicht im gewünschten oder erhofften Maße auf ihre Rechnung zu kommen. Das Volk im Allgemeinen, sowohl in Polen wie in Ungarn, kann gewiß vollkommen beruhigt sein; keine Regierung der Zentralmächte-Gruppe hat ein Interesse daran, die Bedingungen des geistigen und materiellen Gedeihens der polnischen oder magyarischen Bevölkerung zu schmälern. Anders mag es sich mit gewissen politischen Meinungen oder sonstigen Aspirationen derjenigen Kreise verhalten, die, ob berufen oder unberufen, die politische Führung der Bevölkerung in die Hand zu bekommen trachten oder diese Führung auch wirklich schon ausüben. Nur von diesen Kreisen also gilt, was wir gesagt haben, daß sie nämlich außer durch wirklich gemeinsame Interessen auch noch durch besondere Umstände sich verbunden fühlen.

Vor allem muß wohl daran erinnert werden, daß das alte Polen und das alte Ungarn lange Zeit unmittelbare Nachbarn gewesen sind. Denn die Gebiete, die jetzt unter dem Namen Galizien zusammengefaßt sind und die jetzt Ungarn von Russisch-Polen scheiden, haben in früheren Zeiten ebenfalls zu Polen gehört. Wiederholt auch waren Polen und Ungarn unter gemeinsamen Herrschern vereinigt gewesen. Diesen der Vergangenheit angehörigen Gemeinsamkeiten reiht sich aber noch eine andere an, eine solche, die bis in die heutige Zeit fortdauert, nämlich der Begriff der herrschenden Nation oder, wie der neuere Terminus lautet: des Herrenvolkes. Mit aller Deutlichkeit übrigens erscheint dieser Begriff nur bei den Magyaren ausgeprägt. Die herrschenden Magyaren machen hinsichtlich der Stellung und der Rechte der Nationalitäten in Ungarn einen Unterschied zwischen politischer und nationaler Gleichberechtigung; die nationale Gleichberechtigung, wie sie dieselbe auffassen, gestehen sie den Slovaken, Ruthenen, Rumänen ꝛc. ja zu, aber eben nur die nationale, nicht auch die politische Gleichberechtigung. Dieser Auffassung gemäß unterscheiden sie auch zwischen der Staatssprache und den anderen im Lande vertretenen Sprachen. Um es kurz zu sagen: durch alle bisher geltenden Gesetze und Einrichtungen Ungarns zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß die politische Vollberechtigung im Lande **nur** den Magyaren zukommt. Ähnlich halten es in dieser Beziehung auch die Polen den Ruthenen gegenüber, nur tritt der Gedanke bei den Polen aus dem Grunde nicht so scharf hervor, weil hier nicht, wie in Ungarn, mehrere Nationalitäten, sondern eben bloß die Ruthenen — von den Lithauern spricht kaum Jemand mehr — in Frage kommen. Andererseits jedoch gewinnt die Frage bei den Polen um so größere Bedeutung, als die Ruthenen, mit denen man es in den polnischen und angrenzenden Gebieten zu tun hat, an Zahl jede einzelne ungarische Nationalität weit überragen.

Doch wären alle diese Umstände wohl schwerlich hinreichend gewesen, um die erwähnten polnisch-ungarischen



Sympathiekundgebungen hervorzurufen, und der äußere Anlaß zu denselben war auch wirklich ein ganz anderer, nämlich ein Artikel, den Graf Julius Andrassy im vorjährigen September in einem Wiener Blatt veröffentlicht hat und der sich mit den künftigen politischen Einrichtungen im Nordosten der österreichisch-ungarischen Monarchie beschäftigte. Graf Julius Andrassy genießt als Sohn jenes Grafen Julius Andrassy, der mit Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis begründet hat, in der politischen Welt ein gewisses Ansehen, und er macht von diesem Ansehen, das ihm gezollt wird, ziemlich ausgiebigen Gebrauch. In dem erwähnten Artikel erörterte Graf Andrassy die Frage, was mit dem glücklich eroberten Russisch-Polen geschehen solle, und er meinte, dieses Polen dürfe keinesfalls mehr an Rußland zurückgegeben werden, es solle auch nicht zwischen Österreich und Deutschland geteilt, sondern weitgehend selbständig gemacht werden, und wenn man es irgendwie mit Österreich verbinden wollte, so solle es mit Galizien vereinigt werden. Dieser Artikel also war der Anlaß, daß dem Verfasser von vielen polnischen Notabilitäten in lebhaftester, zum Teil begeisterter Weise Dank und Anerkennung ausgesprochen wurde und daß sich die hoffnungsvollen Blicke vieler Polen, auch solcher aus Russisch-Polen, auf Ungarn richteten.

Es ist uns gestattet gewesen, zu diesen Ausführungen des Grafen Andrassy im vorjährigen Oktober in diesen Blättern eine Anzahl von Zweifeln und Einwendungen zu veröffentlichen, die sich namentlich darauf bezogen haben, daß der Autor den so ernsten Gegenstand in allzu vager, äußerst oberflächlicher Weise behandelt hat. Diese Oberflächlichkeit war so auffallend, daß sie als geradezu beabsichtigt erscheinen konnte. Nun man braucht auch in der Tat nicht zu besorgen, daß man dem Grafen Andrassy etwa großes Unrecht antut, wenn man sagt, es sei ihm bei jenem Artikel überhaupt gar wenig um die polnische, sondern hauptsächlich um eine ungarische Frage zu tun gewesen. Es liegt nämlich System in der Sache. Denn zu den heurigen Ostern



hat Graf Andrassy im selben Wiener Blatt einen anderen Artikel veröffentlicht, in welchem er in anonymer Weise, d. h. ohne Serbien ausdrücklich zu nennen, gegen eine etwaige Angliederung Serbiens an die österreichisch-ungarische Monarchie Stellung nahm. Es geschah dies in scheinbar rein akademischer Weise, nämlich in der Form einer theoretischen Erörterung der Frage, wann der Eroberer das eroberte Land annektieren soll und wann nicht. In dieser Theorie hat auch richtig die andere im ersten Artikel verschwiegene Theorie von den herrschenden und beherrschten Nationalitäten ihren bestimmten Platz gefunden. Diesem Artikel ist einige Tage darauf im selben Blatt eine Entgegnung zuteil geworden, in welcher Graf Andrassy „der Sohn des großen Andrassy" genannt und unter Anderem in folgender Weise apostrophiert wurde: „In welche Schule ist der Autor gegangen?" Es war eben auch dieser Artikel in Bezug auf die Sache selbst von so augenfälliger Leichtigkeit, daß man auch für ihn einen ganz anderen als den angegebenen Zweck supponieren mußte; in manchem Punkte schien dieser Artikel auch dem ersten direkt zu widersprechen.

Beide Artikel erklären sich — außer aus der Oppositionsstellung des Verfassers — aus der schon angegebenen, in Ungarn anscheinend ziemlich weit verbreiteten Besorgnis, daß die bevorzugte Stellung der Magyaren in der Donau-Monarchie durch die Kriegsresultate beeinträchtigt werden könnte. Es wiederholt sich hier in etwas anderer Form dasselbe Schauspiel, das in Ungarn schon im Jahre 1878 wegen und gegen die damalige bosnische Okkupationspolitik aufgeführt worden ist. Auch damals befürchtete die Opposition von der erwähnten Politik eine wesentliche Verschlechterung der politischen Stellung Ungarns, und sie trachtete diese Politik sogar durch Anzettelung förmlicher Putsche zu durchkreuzen. Andrassy-Vater und Tisza-Vater hatten in jener Zeit schwere Stürme zu bestehen. Heute steht an der Spitze der Oppo-

sition Andrassy-Sohn, während Tisza-Sohn dieselbe Stellung einnimmt, die sein Vater im Jahre 1878 innehatte.

Angenommen nämlich, das eroberte Russisch-Polen würde in mehr oder weniger enger Weise an die österreichisch-ungarische Monarchie angeschlossen, so könnte bei dem jetzigen dualistischen Charakter der Monarchie dieser Anschluß natürlich nur an die Westhälfte erfolgen. Dadurch aber würde das wenigstens numerisch schon jetzt bestehende große Übergewicht dieser Westhälfte gegenüber Ungarn eine neue erhebliche Stärkung erfahren, die im Verhältnis der beiden Reichsteile bald auch politisch sich geltend machen dürfte. Darum also, um dieser Schwächung der magyarischen Stellung zu begegnen, soll Russisch-Polen keinesfalls enger mit Österreich verbunden, eher noch Galizien davon abgetrennt werden. — Man sieht wohl: die gewissen Polen irren ganz gewaltig, wenn sie sich einbilden, die Stellungnahme Andrassys sei ein Ausfluß irgendwelcher speziellen Sympathie für die Polen. Es verrät überhaupt eine geringe Erfahrung oder eine recht oberflächliche Beobachtung, wenn Jemand glaubt, jene Elemente, gleichviel ob oppositionell oder ministeriell, die seit 1867 in Ungarn die politische Führung in Händen haben, hätten ihre Politik jemals von wirklichen Sympathien für dieses oder jenes Volk beeinflussen lassen.

Was aber Serbien betrifft, so könnte dieses Land, wenn es annektiert werden sollte, bei Fortbestand des jetzigen Dualismus natürlich nicht an die Westhälfte, sondern nur an die Osthälfte, also nur an Ungarn angeschlossen werden. Den Serben gegenüber versagt aber die Theorie von den herrschenden und beherrschten Nationalitäten oder Herren- und Herdenvölkern nicht bloß teilweise, sondern gänzlich, denn die Serben sind schon in alten Zeiten lange selbstständig gewesen und waren es die letzten hundert Jahre wieder. Den Serben dürfte also außer der nationalen auch die politische Gleichberechtigung nicht versagt werden, dies insbesondere auch aus dem außerordentlich triftigen Grunde nicht, weil es einfach gar nicht möglich wäre. Dann aber



wäre es mit der alleinigen politischen Vollberechtigung der Magyaren in Ungarn natürlich vorbei, es wäre in diesem Sinne einfach finis Hungariae. Es ginge auch nicht an, Serbien etwa an das Reichsland Bosnien anzugliedern, denn dadurch würde Bosnien so groß und stark gemacht, daß man, nachdem jetzt die Annexion ausgesprochen ist, von einem Dualismus in der Monarchie nicht mehr reden, sondern schon von einem förmlichen Trialismus sprechen müßte, wobei noch ganz davon abgesehen sein mag, daß in diesem letzteren Falle auch andere Teile des Gebietes der Stefanskrone nach dem so vergrößerten Bosnien gravitieren dürften. Wieder also ist es nicht etwa irgendeine Regung von Sympathie für die Serben, die Andrassy-Sohn für die unbedingte Aufrechthaltung der serbischen Selbständigkeit sich ereifern läßt, sondern auch hier ist die causa movens wesentlich die Sorge für die Integrität der Vorzugstellung Ungarns.

Mag ja sein, daß dem Andrassy-Sohn, wenn er einmal nicht mehr in Oppositions- sondern in leitender Minister-Stellung sich befinden sollte, manches in der Welt sich anders darstellen wird, als die Dinge ihm jetzt erscheinen, aber man erinnert sich, daß selbst der „große Andrassy" bei der Okkupation Bosniens die formale Souveränität des Sultans über dieses Land ausdrücklich aufrecht gehalten hat. Und wenn auch jetzt, wie gesagt, die Annexion Bosniens feierlich ausgesprochen ist, so weiß man noch immer nicht, unter welchen ungarischen Vorbehalten dies geschehen ist, denn praktisch, resp. staatsrechtlich ist die Annexion auch noch gar nicht durchgeführt.

Mittlerweile haben auch die Polen selber neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Krakau, der alten polnischen Krönungsstadt, ist am 3. Oktober der österreichische Polenklub wieder zusammengetreten. Die polnischen Blätter sprechen zwar über die gepflogenen zweitägigen Beratungen meist nur in unbestimmten, fast mysteriösen Wendungen. Einige Angaben aber lauten doch sehr positiv. So erfährt man da, daß noch vor der Klubsitzung einige Klubmitglieder

in Budapest waren und dort mit Tisza, Andrassy usw. konferierten. In der Klubsitzung selbst wurde — wohl vom Obmann R. v. Bilinski, der einige Tage vorher bei Kaiser Franz Joseph eine längere Audienz gehabt hatte — berichtet, daß jetzt „eine modifizierte Art der Lösung der polnischen Frage" in Erwägung steht. Darüber wäre es beinahe wieder zu einer Obmannkrise gekommen. Der Klub sprach sich gegen das Projekt aus und erklärte, von seinem bisherigen Standpunkt absolut nicht abgehen zu wollen. Das Stimmenverhältnis soll 28 gegen 16 gewesen sein. Somit stände also die Majorität des Klubs gegenwärtig zur Wiener Regierung in entschiedener Opposition.

Das gibt wieder einen Fingerzeig, wohin es, wenigstens im vielsprachigen Österreich, führen und wohin man kommen würde, wenn den parlamentarischen Außenseitern auf die sogenannten Kriegsziele ein mitbestimmender Einfluß eingeräumt werden wollte. Die Polenfrage ist, wie Jedermann weiß, eine sehr delikate Angelegenheit, weil sie, wie viele Blätter der Geschichte warnend berichten, gar so leicht zu Reibungen gerade auch unter den Zentralmächten Anlaß geben kann. Es mutet deshalb nicht wenig befremdlich an, daß die Klub-Polen glauben, Fragen solcher Art mit parlamentarischen Majoritätsbeschlüssen behandeln und lösen zu können, und das in dem Momente, wo die Russen ganze Armeen aufs Spiel setzen, um die Hauptstädte der altrussischen Fürstentümer Wladimir-Wolynsk, wovon Lodomerien, und Halicz, wovon Galizien seinen Namen hat, in ihre Gewalt zu bekommen. Da ist man wohl versucht, ebenfalls zu sagen: Hände weg!

Die Zentralmächte, wenn sie irgendwo in die Lage kommen, neue Ordnung zu schaffen, müssen dabei selbstverständlich auch wohl darauf Bedacht nehmen, daß in die neue Ordnung nicht Keime neuer Konflikte hineingeraten, vor allem nicht Keime neuer Konflikte unter ihnen selber. In dieser Beziehung aber sind nur die Regierungen der Zentralmächte selber und allein kompetent; nur sie können



wissen und beurteilen, was ihrer Eintracht in Zukunft abträglich sein müßte. Interessen der Völker im Allgemeinen können bei solcher Bedachtnahme kaum je ungünstig berührt werden, höchstens, wie schon gesagt worden ist, Meinungen und Aspirationen einzelner beschränkter Kreise. Und das gilt wie von der Polenfrage ganz ebenso auch von der Serbenfrage, in die, wie aus den geographischen und nationalen Verhältnissen von selbst hervorgeht, auch albanische und in diese wieder auch griechische Interessen hineinspielen. Wir glauben also bei der Ansicht verharren zu sollen, daß die Herstellung einer neuen Ordnung, wenn und wo die Kriegsereignisse solches notwendig machen, in allen wesentlichen Belangen der Verständigung und Vereinbarung der beteiligten Regierungen vorbehalten bleiben soll. J....l.

LIV.

Max Fürst, Historienmaler und Kunstschriftsteller.

Zum 70. Geburtstag.

(15. Oktober).

Die „Histor.-polit. Blätter", welche mitten in der Not nebelhaft unbestimmter Zeitläufe entstanden, stets klärend und wolkenteilend eingriffen, den jeweiligen Konjunkturen und Konstellationen das Horoskop stellten, als pflichtgetreue Wächter überhaupt auf höheren Zinnen standen als im windflatternden Zeltlager, haben wohl jeweilige Fest- und Freudentage gefeiert, ohne dem neuestens üblich gewordenen, meist schon mit vier oder fünf Dezennien einsetzenden Jubiläums-Rummel besondere Folge zu leisten. Selbst der Eintritt in das anderthalb Hundert von Bänden der „Gelben Hefte" gab keinen Anlaß, ihre Existenz in nutzbare Erinnerung zu bringen. Eher führte die Ankunft oder der Abgang eines Hausfreundes oder biographischen Jahrtags zu einer kurzen

Kenntnisnahme. Als solcher mag die Erinnerung des vorstehenden Namens dienen. Max Fürst, geboren am 15. Oktober 1846 im schöngelegenen Traunstein, erhielt als eines Pfarrmesners Sohn von Vaterseite guten Unterricht im Zeichnen, in der Lateinschule weitere Bildung und konnte, da seine Begabung unzweifelhaft hervortrat, Aufnahme an der Münchener Akademie erwarten. Hier fand er, wie jung Parçival beim alten Ritter Gurnemanz, durch Johann von Schraudolph glücklicherweise einen treu beratenden Meister — ohne an dessen Lehre je irre zu werden — auf dem Wege zum heiligen Grale der Kunst. Er wagte sich an hohe Stoffe. Die Lesung des Tacitus — vielleicht auch unbewußt J. A. Koch's Prophezeiung der Schicksals-Schwestern an Macbeth oder Schnorr's Vorhersagung der Donau-Meerminnen an Hagen, den Troß der Nibelungen — von der Drohung jener Alraune gegen Drusus an der Elbe, gab ihm die Idee zum ersten, kühnen Bilde, welches trotz seines grausigen Inhalts nicht allein einen verständigen Kenner sondern auch Käufer fand. Eine Preiskonkurrenz mit der „Vertheidigung von Jethro's Töchtern durch Moses gegen die rohen Hirten" brachte eine akademische Medaille und klingenden Erfolg. Bestellungen auf Altarbilder für Inzell und Vachendorf, darunter auch ein streitbarer „St. Michael" und eine „Himmelfahrt der hl. Jungfrau", verwirklichten die vielersehnte Fahrt nach Italien. Lebendige Reiseschilderungen aus Padua, Bologna, Florenz, durch Umbrische Städte, welche damals schon in der „Augsburger Postzeitung" erschienen, gaben glänzenden Beweis für die schriftstellerische Begabung des Malers, welcher während seines längeren Aufenthaltes in Rom das in Linienfluß und Farbe zusammenklingende große Bild „Katakomben-Begräbnis der Martyrin Sabina" zurückbrachte, welches durch letztwillige Verfügung des Besitzers Monsignore Hermann Geiger, des Verfassers des Romanes „Lydia", einer damals vielgelesenen Imitation der „Fabiola", 1892 in den Besitz des Kgl. Max-Josef-Stifts kam und in dessen Stiegenhaus eine günstige Stelle erhielt.

Nun drängten sich Aufträge zu cyklischen Öl- und Frescogemälden für die Kirchen zu Grabenstätt, Bergen, Oberaudorf am Inn und die St. Antonius-Kapelle des Minoritenklosters Maria-Eck im Chiemgau. Die umfangreichste Arbeit Fürsts gipfelte in 30 größeren und kleineren, die St. Oswald-Pfarrkirche seiner Vaterstadt Traunstein schmückenden Deckenbildern. Vier große Wandgemälde fanden (1879—83) bei den Karmeliten zu Straubing ihre Stelle; eine figurenreiche, die „Werke der Barmherzigkeit" abschildernde Reihe von Ölbildern gelangte in das Bürgerspital zu Straßburg. Dann legte er die Palette nieder und führte den Stift des Zeichners, in ganz origineller Weise eine lang geplante, „Die sieben Worte Christi"[1]) mit zahlreichen Randzeichnungen umkleidende Epopée, welche teils mit alttestamentarischen Prophetien und neuchristlichen Gleichnissen umrankt, an Overbecks tiefsinnige Maler-Dichtung der heil. Sakramente gemahnt, während die scharfe Akzentuierung der Figuren, ihrer Köpfe und Gewandung mit Führichs Eigenart anmutet. Das ganz eigenartige, für Leser schwer zu beschreibende Werk erregte die Aufmerksamkeit der Akademie zn Antwerpen, welche den Autor durch Aufnahme in ihre illustre Genossenschaft ehrte. Selbst die nachfolgende Kriegszeit hat das Interesse für diese Schöpfung nicht abgeflaut. Darauf paßt Fr. Rückerts Wort:

> Manches mach' ich wol wie Andere;
> Manches macht ein anderer Mann
> Besser; aber Manches macht' ich,
> Was kein Anderer machen kann.

Inzwischen wendete sich Max Fürst auf Grund streng kulturhistorischer Studien zur schon früher geübten literarischen Tätigkeit. Er durchzog das ganze Gelände des Chiemgaus auf vielen Kreuz- und Querwanderungen, machte sich mit

1) In Lichtdruck-Tafeln in gr. Fol. mit erläuterndem Text (Gladbach 1913, Kühlens Kunstverlag). Vgl. Histor.-polit. Blätter Band 151, S. 947.



den Inwohnern, deren Sprache, Sitte, Kleidung, Bräuche bekannt und ganz mit der Heimatscholle vertraut. Davon gab er anfangs in kleinen Berichten, dann in eigenen anziehenden Schriften eingehende Kunde. So entstanden z. B. die Büchlein über „Kunst- und kunsthistorische Denkmale im Chiemgau“ (1883), die „Geschichte der St. Oswald-Kirche“ (1884), „Traunstein im XIX. Jahrhundert“ (1900). Seine verdienstlichste Leistung aber bildete das „Biographische Lexikon“ (München 1901 bei J. Lentner u. E. Stahl. 240 S. gr. 8°), welches in historischer Gruppierung eine große Anzahl denkwürdiger Landeskinder verzeichnet, welche nicht allein zwischen den Grenzen dieses schönen kleinen Erdenwinkels, sondern auch weit darüber hinaus, in allen Gebieten des Welt- und des Kulturlebens eine hervorragende Tätigkeit entwickelten. Seine Vaterstadt Traunstein lohnte den darob überhaupt vielverdienten Verfasser durch Verleihung des Bürgerrechtes in einer prächtig ausgestatteten Urkunde, welche seither inmitten seines bescheidenen Heims eine prunkende Stelle behauptet.

Unter den späteren Nachträgen findet sich auch jener, der in einer eigenen Abhandlung „Tannhäuser“ behandelte, als neuer wertvoller Beleg über die weiteren Metamorphosen dieser Sage. Nebenbei eine Reihe von anmutenden Referaten im Wechsel mit Vorträgen in dem seit 1860 bestehenden „Verein für christliche Kunst“, welchen Max Fürst zeitweise als Vorsitzender leitete und dessen „Festgaben“ (1910—14) er mit dem vielseitigen Maler und Forscher Franz Wolter redigierte.

Das jüngste Erzeugnis seiner Muse ist eine in Wort und Bild anziehende Monographie über „Peter von Cornelius“ (1915). Die Leser dieser Blätter danken ihm seit Jahren eine Reihe von Kunstreferaten, in welchem der Verfasser durch das stürmische Meer artistischer Tagesmeinungen steuert. Auf Nietzsche's tollen Veitstanz folgen als Erben die neuen Spezies von Plainair-, Impression-, Futur- und Kubisten — ein wahres Tohuwabohu voll heillosen Partei-



getriebes und Fanatismus. Im regelrechten Kampf und ruhigem Anstand wehrt unser Kritiker mit blanken Schwerthieben die Boxerschläge ab; selbst der versehrende Pfeil der Polemik wird klangvoll vom Bogen geschnellt.

Immerdar Flor und Heil diesem edlen Streben!

LV.

Kürzere Besprechung.

Pädagogische Forschungen und Fragen, herausgegeben von Dr. R. Stölzle, Professor der Philosophie und Pädagogik. 1. Heft: Otto Willmann als Pädagog und seine Entwicklung, ein Beitrag zur Pädagogik des 19. Jahrhunderts von Dr. G, Greißl, Paderborn, F. Schöningh. V u. 243 S.

Unter obigem Titel wird eine Reihe von pädagogischen Arbeiten eröffnet. Zur Einführung bemerkt der Herausgeber: „Die pädagogischen Forschungen und Fragen wollen dem Fortschritt der pädagogischen Wissenschaft dienen, die Forschungen hauptsächlich durch Arbeiten zur Geschichte der Pädagogik. Hier sollen besonders Erziehungstheoretiker dargestellt und gewürdigt werden, welche die Geschichte der Pädagogik bisher entweder unbillig vernachlässigt oder einseitig beurteilt oder überhaupt nicht gebucht hat. In den pädagogischen Fragen dagegen werden die vielfach umstrittenen Probleme der Theorie und Praxis der Erziehung und des Unterrichts auf streng wissenschaftlicher Grundlage, soweit möglich, erörtert werden. Ziel dieser Arbeiten ist organischer Fortschritt auf den verschiedenen Gebieten der Pädagogik, also keine Umwälzung, wie sie unbesonnene Reformer vielfach in unhistorischer Weise anstrebten, sondern zeitgemäße Fortbildung, die das bewährte Alte festhält und darauf weiter baut. Zum bewährten Alten rechnet der Herausgeber besonders auch die religiös-sittliche Grundlage der Er-



ziehung, die unser Volk im großen Weltkrieg zu so glänzenden Erfolgen geführt hat, und den deutsch-vaterländischen Geist unserer Erziehung, der die Einführung ausländischer Erziehungsgrundsätze und -Gepflogenheiten, soweit sie deutschem Wesen widersprechen, ausschließt. Mitarbeiter, welche sich zu diesen Grundsätzen bekennen, sind willkommen. Die Verantwortung für den Inhalt ihrer Arbeiten tragen die Mitarbeiter selbst. Strengste Objektivität, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, die sich nicht mit fremden Federn schmückt, ist für alle Pflicht. Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge."

Das neue Unternehmen führt sich ein mit einer Arbeit Dr. Greißl's über O. Willmann. In 10 Kapiteln stellt Greißl hier Willmanns Anschauungen und deren Entwicklung dar: 1. Die Hauptbegriffe der Pädagogik, 2. Verhältnis von Pädagogik und Didaktik, 3. Individual- und Sozialpädagogik, 4. Pädagogik und Geschichte, 5. Philosophische Grundlegung der Pädagogik, 6. Stellung zur Religion, 7. Unterrichtsziel, 8. Lehrplan, 9. Lehrgang, 10. Didaktische Technik. Greißl schließt seine fleißige Studie mit folgenden Sätzen, die als Programm für alle Pädagogik gelten können: „Bei allem Festhalten an den Grundlagen der Vergangenheit hat Willmann sich nicht engherzig den Resultaten und Fortschritten der Neuzeit verschlossen. Er ist nicht blind für das Gute, das uns ein Herbart, Ziller und wie sie alle heißen, die großen Pädagogen der modernen Zeit, geschenkt haben. So hat er das Alte und Neue zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Er hat einen Bau aufgeführt, der die Erziehungsweisheit der Alten und der christlichen Jahrhunderte zum Fundamente hat, in den aber auch die Steine eingebaut sind, welche die spätere Entwicklung gebrochen hat. Möge er allen Pädagogen der Gegenwart Vorbild und Richtschnur sein!"

LVI.

Das alte, das neue und das kommende Reich.

Gegen den Strom der kleindeutsch-bismarckschen Überlieferung.

Als John Ruskin im Jahre 1860 das Panier einer ethischen Sozialreform entfaltete, fand er statt Verständnis heftigen Widerstand und die Weigerung englischer Verleger, seine Aufsätze weiter zu drucken. Er erhielt nur die Zustimmung Carlyles, der ihm schrieb, daß es ihn freue, sich von nun an in einer Minderheit von — zwei Stimmen zu befinden. Ein Jahrzehnt nach dem Tode Ruskins zählten die organisierten Anhänger desselben, die Ruskin-Gemeinde, über 150000 Mitglieder! —

Wer heute, wie der Schreiber der nachfolgenden Zeilen, aus ethisch-politischen Gründen gegen die kleindeutsch-bismarcksche Auffassung und gegen den exklusiven nationalen Gedanken sich zu äußern wagt, wird als politischer Einsiedler entweder ignoriert oder, wie Fr. W. Foerster, maßlos befehdet. Trotzdem wird die Sonne der Klarheit und Wahrheit einmal einen Morgen ankündigen, wo die Einzelgänger eine verständnisvolle Gemeinde um sich sehen, wo die Konsequenzen der Politik des augenblicklichen Erfolges und der nationalen Abschließung als die große politische Kurzsichtigkeit der vergangenen Generation erkannt werden.

Die Diskussion, welche sich im Juni des Jahres 1916 an die auszugsweise Veröffentlichung des Aufsatzes Professor Foersters im Januarheft der Züricher „Friedenswarte“:



„Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik" anschloß, war die politisch bedeutsamste, welche seit der Krisis des Jahres 1866 die deutsche Öffentlichkeit beschäftigte. Ihr Kernpunkt ist die Kritik der Entstehung des heutigen und die Frage der Gestaltung des kommenden Reiches: des zentralen Europa. Die Beantwortung und Lösung dieser Frage entscheidet darüber, ob der allgemein ersehnte Friede ein wirklicher oder nur ein Scheinfriede sein wird.

Foerster hat bei der Erörterung des hochernsten Problems der künftigen Gestaltung Deutschlands auf Konstantin Frantz zurückgegriffen, den er den „klassischen Mahner und Philosophen für diese Aufgabe"[1]) nennt. Richard Wagner hat die Werke des scharfsinnigen Kritikers der Bismarckschen Politik als „wahrhaft deutsche" politische Philosophie gefeiert, und wir selbst möchten Frantz mit Edmund Jörg als den tiefsten politischen Denker Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert bezeichnen. Wir müssen daher auch in unseren Darlegungen mehrfach auf den großdeutschen Publizisten zurückgreifen, dessen Unterschätzung[2]) wir seit den ersten Tagen unseres politischen Denkens bis heute bedauert haben.

Den Gedankengang Frantz-Foersters erfassen heißt gleichzeitig gewisse, seit einem halben Jahrhundert übernommene, in Druck und Rede und mit staatlicher Unterstützung publizierte und zu politischen Dogmen gewordene Auffassungen ablegen. Das ist bei dem vorliegenden Probleme die erste und vielleicht schwierigste Aufgabe. Die Polemik des Universitätskollegen Foersters, Erich Marcks, in den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 330, die Angriffe, welche selbst ein geistlicher Mitarbeiter der „Köln. Volkszeitung" (11. Juli 1916) als Vertreter der Bismarck-Treitschkeschen Machtpolitik gegen Foerster richtete, beweisen, daß es der neudeutschen Geschichtsauffassung fast zur Unmöglichkeit ge-

1) Vossische Zeitung 1916, Nr. 300.

2) Herders Konversationslexikon erledigt beispielsweise Konstantin Frantz mit 6½ Zeilen.



worden ist, sich in andere historisch-politische Gedankengänge als in die seit Jugend gewöhnten hineinzufinden. Die zweite, kaum weniger schwierige Aufgabe wird in dem vorerst geringen Erfolg versprechenden Bemühen liegen, unsere Generation zu einer wahren Auffassung über das Wesen des alten Deutschen Reiches sowie des ehemaligen Deutschen Bundes zu bringen.

I.

Die erste Vorbedingung für das Verständnis der Frantz-Foesterschen Darlegungen und für die Möglichkeit der Neuaufrichtung eines zentralen, die Bürgschaft des Friedens in sich tragenden europäischen Reiches ist die Lossagung von dem übernommenen engen politischen Nationalismus. Nicht ein gesundes nationales Empfinden, nicht einen unverfälschten kulturellen Nationalismus wollen wir aufgeben, sondern die Fiktion, daß eine Staatenbildung nur auf nationalem Boden berechtigt und wünschenswert sei, und daß die Aufgabe, Organisation und Leitung eines Staates allein oder in allererster Linie sich nach nationalen Gesichtspunkten zu orientieren habe. Lossagen müssen wir uns von dem ex cathedra verworfenen und noch heute die besten Köpfe verwirrenden Nationalitätsprinzip.

Die ersten Anfänge des Nationalitätsprinzipes, oder hier richtiger: des Radikalnationalismus, liegen in den langen und verderblichen Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum zur Zeit der Hohenstaufen. Im Lande dieser Kämpfe, in Italien, kam auch das Nationalitätsprinzip mit Hilfe des zweiten französischen Kaisertums zuerst zur tatsächlichen Verwirklichung. Auf Italien und Frankreich folgten Preußen und, versuchsweise, andere Staaten. Vereinigung der seit Jahrhunderten politisch zersplitterten Teile derselben Nation und Trennung der mehrsprachigen Staatengebilde! hieß die neue staatspolitische, die natürlichen und historischen Staatsgebiete ignorierende Formel.

Die volle Durchführung des Nationalitätsprinzipes war und ist nur möglich durch eine Politik mit Blut und Eisen



und unter Niedertretung tausendjähriger historischer Rechte. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts liefert hiefür den Beweis. Bekannt ist der Ausspruch des Ministers Cavour: „Wenn wir für uns selbst tun wollten, was wir für Italien tun, wären wir, offen gestanden, Spitzbuben."

Das Nationalitätsprinzip hat nicht nur zu blutigen Kriegen geführt, es trägt den Keim zu stets neuen Kriegen in sich. Auf dem Boden dieses Prinzipes ist ein dauernder Völkerfriede undenkbar, da heute — von einer Inselbevölkerung abgesehen — kaum ein Volk vollkommen natürliche nationale Grenzen aufzuweisen hat und die Herstellung solcher Grenzlinien ein fast unmögliches, nur mit Gewalt und nur teilweise durchzuführendes Unternehmen bilden würde. Ein derartiges Unternehmen und ein solches Prinzip muß den Nationalegoismus und den Haß der Nationen stets von neuem nähren, statt, wie es die Mission einer christlichen und erleuchteten Politik wäre, die Nationen zu versöhnen, den Blick über die engen Grenzen des eigenen Landes und Volkes hinauszurichten und an die Stelle des Mißtrauens der Völker das gegenseitige Verständnis derselben und das Bewußtsein gegenseitiger Abhängigkeit zu setzen.

Wo der an sich berechtigte nationale Gedanke, wie in Frankreich und bei einem hier nicht zu nennenden östlichen mitteleuropäischen Volksstamme, bis zu einem an Wahnsinn grenzenden Chauvinismus gesteigert wurde, da ist eine leidenschaftslose und vernünftige politische Diskussion selbst mit den Hochgebildeten der Nation ausgeschlossen. Die Voreingenommenheit und Denkunfähigkeit dieses Chauvinismus ist unüberwindlich wie die unbezwingbare, erzgepanzerte Felsenburg des Landes. Die Folge dieses durch Schule, Parlament und Presse gelehrten und genährten dünkelhaften Nationalismus ist, daß selbst bei geringen Mißverständnissen mit einer Nachbarnation nicht die ruhige Aussprache oder Verhandlung, sondern nur das Schwert entscheiden kann.

Wie der Radikalnationalismus nicht nur eine permanente Kriegsgefahr darstellt, sondern zugleich eine natürliche

Staatenbildung verhindert, so ist anderseits eine ungeschichtliche Denkweise, wie sie u. a. dem spezifischen Preußentume eigen ist, ein weiteres Hemmnis zur Aufrichtung eines vergrößerten Friedensreiches.

Kurz und treffend kennzeichnet diese Denkweise des Nordens sowie deren künstliche Heranbildung Konstantin Frantz:[1])

„Vor den glänzenden Erfolgen des großen Kurfürsten, wie noch mehr des großen Friedrich, erlosch selbst die Erinnerung an die ältere Zeit. Es bildete sich ein spezifisch preußisches Bewußtsein, für welches dann die ganze deutsche Geschichte — um nicht zu sagen die ganze Weltgeschichte — erst mit dem großen Kurfürsten begann. Alles Vorhergegangene wurde wie als einer dunklen Sagenzeit angehörig betrachtet, worum man sich nicht weiter zu kümmern habe. Nur um der Dynastie willen ging man noch bis zu den Anfängen der hohenzollerschen Herrschaft in Brandenburg zurück. . . . Natürlich entstand solche Denkweise zuerst in den gouvernementalen Kreisen, hinterher aber wurde sie systematisch ausgebildet und durch das Schulwesen der ganzen Bevölkerung eingeflößt. So ist es gekommen, daß man selbst bei hochgestellten Beamten wie anderseits bei Leuten, die sich ihrer wissenschaftlichen Bildung rühmen, gar oft eine solche Interesselosigkeit für alles, was die Vorzeit der preußischen Länder anbetrifft, bemerkt, ja eine solche Unkenntnis des Tatsächlichen, daß es Staunen erregt. Und diese, kurz gesagt, ungeschichtliche Denkweise bildet nun einen wesentlichen Charakterzug der preußischen Intelligenz."

Wie verhängnisvoll sich diese Denkweise des gebildeten Preußentums für die Lösung der „deutschen Frage" erwies, sollen die späteren Ausführungen zeigen.

Diese geschichtswidrige Denkungsart fordert heute mehr als je eine gründliche Revision der gesamten im kleindeutschen Sinne gehaltenen Geschichtsschreibung der letzten sechzig Jahre. Die ehrliche und wissenschaftliche Nach-

1) Die preußische Intelligenz und ihre Grenzen. München 1874. S. 15.



prüfung dieser Schule, Beamtentum und öffentliche Meinung beherrschenden Geschichtsdarstellung von Ranke, Häußer und Droysen bis zu Sybel und Treitschke [1]) ist eine Wahrheits- und Gewissenspflicht des gebildeten und denkenden Deutschland. Und anderseits ist die endliche Beachtung und das Studium der bisher vorurteilsvoll ignorierten, geschmähten oder mit Berechnung totgeschwiegenen großdeutschen Geschichtsdarstellung — wir erinnern nur an Onno Klopp — eine Genugtuungs- und Sühnepflicht jedes die vergangene und derzeitige Gestaltung Deutschlands objektiv erfassen Wollenden.

Dieses Studium ist allerdings nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten. Österreich hat merkwürdigerweise bis heute mit der Publikation der Aktenstücke der kritischen Zeit von 1859 bis 1866 zurückgehalten, Preußen dagegen „hat das ausgiebig getan, insoweit dadurch seine Politik in die gewünschte Beleuchtung gestellt werden konnte. Was irgend geeignet war, Preußens Politik zu entschuldigen und mit dem Nimbus deutschnationaler Begeisterung zu umgeben, wurde publiziert.“ [2]) So wird eine vollständige Korrektur der herrschenden Auffassung über die Politik vor und von 1866 erst möglich sein, wenn Österreich sich entschließt, seine unbegreifliche Zurückhaltung in der Publikation politischer Aktenstücke aufzugeben. [3])

1) Auch die in katholischen Kreisen viel verbreitete Geschichte von Dr. Widmann möchten wir hieher rechnen. (Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 115, S. 160.)

2) Adolf Franz in den Histor.-polit. Blättern Bd. 119, S. 854.

3) Infolge unserer gefärbten Geschichtsdarstellung ist die Richtigkeit der Bismarckschen Politik für die meisten Kreise zum Dogma geworden. Ihr deutscher Patriotismus faßt sich in das eine Wort „Bismarck“ zusammen. Hier gilt auch, was eine unabhängige deutsche Zeitung im Jahre 1913 schrieb: „Es ist ein unter dem hypnotischen Bann der Bismarckischen Erfolgspolitik fast allgemein eingetretener Zustand der deutschen Christen, daß ihre Augen dick geworden sind, so daß sie in der Politik die einfache christliche Wahrheit nicht mehr erkennen.“

Eine nebenbei zu erwähnende, aber nicht nebensächliche Voraussetzung zur Erfassung des Kernpunktes der durch Foerster angeregten Diskussion und zum Verständnis des alten Reiches ist das Aufgeben der diesem Reiche und seiner Zeit unbekannten Trennung von innerer und äußerer Politik. Diese Absonderung ist ein Produkt des auflösenden und spezialisierenden Geistes der neueren Zeit, ein Ergebnis der berühmten „Arbeitsteilung" und zugleich eine bedenkliche Stütze des modernen und trennenden Nationalitätsprinzipes.

Innere und äußere Politik stehen in steter Wechselbeziehung, und die staatliche Politik, die man die „auswärtige" zu nennen beliebt, greift oft recht tief in die inneren staatlichen Verhältnisse ein. Unsere sogenannte auswärtige Politik bedingt z. B. in erster Linie unsere hohen Staatsschulden, und unsere Staatsschulden bedingen wieder den Steuerdruck und das Steuerwesen. Das Steuerwesen wirkt dann wieder auf unsere Verfassungsentwicklung ein usw. So auch in unserer inneren und äußeren Wirtschaftspolitik und in anderen Dingen. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß kein Staat sich heute selbst genügen kann, wie auch kein Staat sich rein aus sich selbst entwickelt hat. „Wie der Mensch selbst nur Mensch unter Menschen ist, so sind die Staaten und Völker, was sie sind, nur in der Staaten- und Völkergesellschaft, denn sie sind selbst nur Konzentrationspunkte der allgemeinen Entwicklung, in die Mitte gestellt zwischen der Familie und dem großen Ganzen der Menschheit. Und wie kann man das Mittlere verstehen, ohne die beiden Extreme ins Auge zu fassen? Hier der Ausgangspunkt, dort das Ziel, beides gleich wesentlich. So wenig folglich die Familie als etwas für den Staat Äußerliches angesehen werden darf, so wenig darf es die Staaten- und Völkergesellschaft." [1])

1) Konstantin Frantz, Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft. Leipzig u. Heidelberg 1870. S. 365.



II.

Nach den kurz skizzierten Vorbedingungen oder Voraussetzungen der uns auf diesen Blättern gestellten Aufgabe wollen wir uns dem alten Reiche zuwenden.

Kein Verständnis wird der modernen, politisch sich äußernden Gesellschaft schwerer als das Verständnis des alten Deutschen Reiches. Historikern von Beruf, Geschichte dozierenden Mittel- und Hochschullehrern war es nicht gegeben in die Grundidee und in die völkerrechtliche Stellung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" einzudringen.[1]) Man hatte eine scharfe Beobachtungsgabe für die mannigfachen äußeren Schwächen des Reiches, aber man hatte kein Auge, keine Fähigkeit und keinen Willen zum Hineindringen in den universellen und erhabenen Gedanken des alten Imperiums. „Wie hat sich der seichte Witz des aufgeklärten Jahrhunderts", schrieb Konstantin Frantz[2]) im Jahre 1870, „über dieses seit zwei Menschenaltern begrabene Reich ergossen, von welchem noch heute unser gebildetes Publikum oft kaum mehr versteht als etwa von China. Fehlt es doch selbst nicht an gefeierten Geschichtsschreibern, welche nach dem gangbaren Ausdruck auf der Höhe der Zeit stehen, und von diesem Standpunkte aus auch nicht viel mehr darin zu finden wissen als das Produkt eines politischen Fehlers, den ein kluger Kopf gar leicht hätte vermeiden können."

Der schwer durchdringbare, doppelt gewebte Schleier, der das tiefere Eindringen in die Stellung und Aufgabe des alten Reiches verhindert, ist das bewußt oder unbewußt akzeptierte Nationalitätsprinzip als einzig berechtigtes Prinzip der Staatenbildung und die damit zusammenhängende, aus

1) Unter den Geschichtslehrern, zu deren Füßen wir in unserer Jugend saßen, hatte keiner eine klare Vorstellung von den Grundgedanken des Reiches.

2) A. a. O. S. 379.



Schule, Literatur und Presse übernommene kleindeutsche Geschichtsauffassung.[1])

Wie entstand das alte Reich und worin beruhte sein es von allen übrigen Staatenbildungen unterscheidendes Wesen? Beantworten wir diese Doppelfrage mit den Ausführungen Konstantin Frantzs.

Die Anfänge des heutigen europäischen Staatensystems datieren bekanntermaßen von den germanischen Wanderungen und dem Untergange des alten römischen Imperiums her. „Diese ungeheure Tatsache zeigt schon von vornherein die innere Unwahrheit einer Theorie, welche die Staaten einzeln für sich entstehen läßt, so daß sie an und für sich als isolierte Wesen daständen und erst hinterher durch den auswärtigen Verkehr in eine gewisse Gemeinschaft träten, während in Wahrheit vielmehr das umgekehrte Verhältnis stattfand. Mag auch für die Staaten der vorchristlichen Welt etwas anderes gelten, ... mit den Staaten des neueren Europas verhält es sich so, daß sie von vornherein aus einem gemeinsamen Prozeß entstanden, auf der gemeinsamen Grundlage germanisch-romanischer Elemente ruhend und durch den gemeinsamen christlichen Glauben zusammengehalten. Es ist die nackte Tatsache. Der Glaube aber war damals an die kirchliche Organisation gebunden, welche für das ganze Mittelalter entscheidend blieb. So traten denn auch Polen und Ungarn, obwohl ursprünglich der germanisch-romanischen Welt fremd, durch die Kirche in den gemeinsamen Verband. Ein großes kirchliches Reich, soweit die katholische Hierarchie reichte.

---

1) Die kleindeutsche Geschichtsauffassung ist im Wesen die künstlich erzeugte preußische Geschichtsauffassung. „Der große Sinn des ehemaligen Reiches ist der preußischen Intelligenz nie aufgegangen. Und erklärlich genug. Denn wie der preußische Staat selbst erst emporkam, als das ehemalige Reich schon in das Stadium seines definitiven Verfalles getreten war, so weiß man in Preußen auch nur von der Misere des ehemaligen Reiches zu sprechen." (Konstantin Frantz, Die preußische Intelligenz und ihre Grenzen. S. 53.)



„In weltlicher Hinsicht bildete zuerst Karl der Große einen Konzentrationspunkt durch sein halb germanisch, halb romanisches Reich, zusammengehalten nicht bloß durch materielle Macht, sondern mehr noch durch die Idee des erneuerten römischen Kaisertums[1]) wie durch den Segen der Kirche, über welche der Kaiser die Schirmherrschaft übte. Das war eine Hauptgrundlage der mittelalterlichen Welt, obwohl das Karolingische Reich bald selbst wieder zerfiel. Sein idealer Kern lebte fort und entfaltete sich zu einer neuen Gestalt durch das heilige römische Reich deutscher Nation".[2])

Aus der Entstehung des alten Reiches erklärt sich zum großen Teile dessen Wesen und dessen ideal-politischer Gedanke.

„Die ganze Weltgeschichte", sagt wieder Frantz,[3]) „hat keine politische Konzeption aufzuweisen . . ., die sich an Tiefe und Großartigkeit, wie an Würde und Schönheit mit dem alten heiligen römischen Reiche deutscher Nation vergleichen ließe.

1) Gregorovius schreibt über die Gründung des römischen Reiches deutscher Nation u. a.: „Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Erzeugung eines höheren Prinzipes, als es das bloß politische der altrömischen Weltmonarchie und das absolute des justinianischen Staates war, eine große Produktion jenes Jahrhunderts gewesen ist. Die Freiheit der Kirche oder des Geistes, welche jenes justinianische Prinzip angefochten und dem Politismus zu unterwerfen gedroht hatte, ward für immer proklamiert; dem orientalischen oder byzantinischen Staat, der an seiner eigenen ungegliederten Despotie zur Mumie werden sollte, wurde das abendländische, vielgegliederte, germanisch-römische Reich als christliches Imperium gegenübergestellt. Das Leben der Völker wurde nun an ein doppeltes, ideelles System von Kirche und Reich gebunden, in einem zwiefachen sittlichen Einheitspunkt gesammelt, und deshalb dialektisch bewegt, es wurde endlich vor der rohen Veräußerung und Vereinzelung bewahrt. Dieses System erzeugte eine große geschichtliche Strömung und es schuf ein allgemeines Gut der Kultur, der Wissenschaft, der Kunst und des Rechtes." (Geschichte der Stadt Rom, Bd. II, S. 544.)

2) Die Naturlehre des Staates S. 378 f.

3) Ebenda S. 380 f.

Des großen Alexanders Reich war ein Meteor, und das dadurch dem Orient eingeimpfte Griechentum, selbst schon angefault, konnte keine wahre Reorganisation bewirken. Cäsars großes Unternehmen andererseits — ganz abgesehen von den Motiven persönlichen Ehrgeizes, die es von vornherein vergifteten — war ebenso auf eine schon verfallende Welt gerichtet, und konnte doch nichts weiter erreichen, als diesen Verfall noch für Jahrhunderte hinzuhalten, ohne irgendwelche neue Keime zu wecken, die vielmehr ganz wo anders herkommen mußten, und sich nicht etwa in Folge des Cäsarismus entwickelten, sondern trotz desselben: das Christentum und die Germanen. Bei uns hingegen handelt es sich in Wahrheit um eine neue Schöpfung auf der Grundlage der neuen Religion, die von nun an Weltprinzip werden sollte. Diesem Zwecke zu dienen bestimmt, war das neue Reich heilig. Wie durfte aber darin die alte Welt mit ihrer ganzen Zivilisation verloren gehen? Sie mußte gerettet und gewissermaßen aus den Banden des Heidentums erlöst werden, indem sie in das neue Reich überging. Darum wurde dies neue Reich selbst wieder römisch, sich dadurch an die vorausgegangene Entwicklungsperiode anschließend, und mit der ausdrücklichen Bestimmung die allumfassende Tendenz des altrömischen Imperiums, aber jetzt im neuen christlichen Geiste gedacht, fortzuführen."

Die Kaiser des neuen Imperiums waren nur Kaiser als weltliches Oberhaupt der Christenheit. In Beziehung auf Deutschland waren sie nur nationale Könige wie die übrigen abendländischen Herrscher, nur mit weniger Machtfülle ausgestattet. Ihre Kaiserwürde war somit ein internationales, oder richtiger übernationales und religiöses Amt. Und daß dieses Amt und dieser Vorrang, welche niemals durch materielle Macht geltend gemacht werden konnten, dennoch durch Jahrhunderte hindurch geehrt wurden, das zeigt deutlich, wie tief sie im Bewußtsein der Zeit lebten.

„War die Idee des heiligen römischen Reiches aus den Bedürfnissen und Umständen hervorgegangen, wie sie zu Anfang des Mittelalters bestanden, so war die natürliche Folge davon,



daß das Reich allmählich seinen Boden verlor, je mehr jene Bedürfnisse verschwanden und die Umstände sich änderten. Alles in der Welt hat seine Zeit. Nur die leere Form blieb dann zurück, das Mittelalter noch Jahrhunderte lang überdauernd, und so oft im auffallendsten Widerspruch mit den späteren Verhältnissen. Aber gerade diese Lebenszähigkeit, welche das Reich hier bewies, und vermöge deren es selbst die ungeheuren Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges ertrug, sodaß zuletzt noch die große Katastrophe der revolutionären und napoleonischen Welterschütterung kommen mußte, um seine Auflösung zu vollenden, liefert das beste Zeugnis für die ursprüngliche Kraft dieser Schöpfung." [1])

Infolge des nationalen — um das hier nicht ganz zutreffende Wort zu gebrauchen — und zugleich inter- und übernationalen Charakters des Reiches ergab sich ein stetes Ineinanderspielen staatsrechtlicher und völkerrechtlicher Verhältnisse. Es war das eine bleibende Eigentümlichkeit Deutschlands, die auch für die Gegenwart noch Bedeutung hat und die zudem für das ganze europäische Staatensystem dauernden Wert besitzt. „Deutschland ist eben der klassische Boden für das Ineinandergreifen auswärtiger und innerer Politik, und wo .. die Richtigkeit der Trennung dieser beiden Seiten des politischen Lebens offenbar wird." [2])

Neben den Faktoren der auswärtigen und inneren Politik, neben den verfassungsmäßigen Gewalten griffen *gesellschaftliche Gewalten*, freie und Zwangsvereinigungen der verschiedensten Art fortwährend in die Leitung und Entwicklung des Reiches ein. Nicht die „Einzelstaaten", sondern die korporative und territoriale Gebilde darstellenden Stände gaben der Politik des Reiches Färbung und Richtung. Eine erkennbare Grenze zwischen den staatlichen und gesellschaftlichen Bildungen war nicht gezogen, beide durchdrangen sich gegenseitig.

Das alte Reich war somit kein Staat und auch kein

1) Ebenda S. 384. 2) Ebenda S. 390.

Staatenbund in unserer Auffassung. Es ist in keine Kategorie zu bringen, es ist mit keinem antiken und mit keinem modernen Staate, sondern nur mit sich zu vergleichen. Die „doppelte Kopula völkerrechtlicher und staatsrechtlicher, wie staatlicher und gesellschaftlicher Prinzipien“, erklärt Frantz,[1] das Wesen desselben, „bildet die Idee des Reiches, wenn wir vom Reiche im eminenten Sinne sprechen, als von etwas anderem als der Staat“. Das alte Reich war, kurz gesagt, ein mitteleuropäischer Knoten. In dieser eigenartigen Gestaltung und Stellung lag dessen Friedensbürgschaft, lag neben dem mächtigen Einflusse der päpstlichen und kirchlichen Gewalt der Grund, warum es nationale Kriege im Mittelalter nicht gab und in seiner Glanzperiode nicht geben konnte. Es gab ritterliche Fehden, aber es gab keinen Vernichtungskampf christlicher Nationen. Die bekannte, die geschichtliche Tatsache höhnende Phrase, welche Napoleon III. als Prinz-Präsident gebrauchte: „L'empire c'est la paix“, war im alten heiligen Reiche Wahrheit und hohe sittlich-politische Aufgabe des geistlichen und des weltlichen Oberhauptes der christlichen Völker.

III.

Die Anfänge des neuen deutschen Reiches unter Preußens Führung haben ihre Keime in der Politik Friedrich II. Den letzten äußeren Anstoß zur Auflösung des tausendjährigen alten Reiches gab Napoleon I. Eine teilweise territoriale und ideale Fortsetzung fand das Reich in dem österreichischen Kaisertume, das heute noch mit Recht die alten Reichsinsignien bewahrt und hütet und dessen Herrscher, die Rechte der Stephanskrone erneuernd, den Titel „apostolische Majestät“ trägt.

Friedrich II. ist der Schöpfer des beklagenswerten Dualismus in Deutschland, welcher den Fortbestand des römischen Kaisertums zur Unmöglichkeit machte. Branden-

1) Ebenda S. 393.

burg-Preußen nahm nach den Eroberungskriegen Friedrichs eine Sonderstellung im Reiche ein, es erledigte die auswärtige Politik selbständig, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reichsgewalt. Zuerst wurde diese Sonderstellung Preußens, nach vorausgegangenen Unterhandlungen, im Jahre 1794 von dem französischen Konvente anerkannt. Preußen wurde von diesem als Staat neben Österreich, oder vielmehr neben dem Kaiser und Kaisertum, hingestellt: ein vollständiges Aufgeben der bisherigen rechtlichen und historischen Basis.[1])

Diese Anerkennung eines selbständigen, vom Reiche losgelösten Königreiches Preußen bildete die notwendige Voraussetzung zu dem verhängnisvollen Frieden von Basel vom Jahre 1795. Den Frieden von Basel betrachtet H. Hüffer[2]) „nicht nur für einen politischen Fehler, sondern auch für ein Unrecht, für eine Verletzung der Reichsverfassung und der Reichsschlüsse, die noch vor kurzem von Preußen selbst genehmigt waren; er habe in der Tat den unglücklichen Ausgang des Krieges nnd das unermeßliche Elend einer langen Reihe von Jahren hauptsächlich verschuldet".

Der tatsächlichen Loslösung Preußens vom Reiche folgten andere deutsche Staaten; es bildete sich unter Napoleon und dessen Drucke der Rheinbund, dessen Folge war, daß Kaiser Franz II. sich veranlaßt sah, am 6. Aug. 1806 die römische Kaiserwürde niederzulegen. Damit hatte das tausendjährige alte Reich auch formell sein Ende erreicht.

Bis zum Wiener Kongresse war der Begriff „Deutschland" aus der politischen Geographie geschwunden, das Zentrum Europas vernichtet. Eine befriedigende Neuordnung Deutschlands zu schaffen lag nicht in der Macht oder nicht im Willen des Kongresses. Es entstand aus dem ehemaligen Reichskörper der „Deutsche Bund", dessen bedeutsamstes Glied Österreich bildete. Ihm reihte sich das

1) Vgl. Onno Klopp, Politische Geschichte Europas. Mainz 1912. Bd. II, S. 139.

2) Diplomatische Verhandlungen. Bonn 1868. Bd. I, S. 129.



vergrößerte Preußen an, dessen Name jetzt erst für sämtliche Untertanen des Königreiches amtlich wurde. Dann folgten Bayern und die anderen Staaten.

Unpolitisch oder unüberlegt war es, der neuen europäischen Zentralmacht, der auch der König von Dänemark als Lehensherr von Holstein und der König von Holland als Schutzherr von Luxemburg angehörten, eine nationale Bezeichnung zu geben. Dadurch wurden von vornherein die nichtdeutschen Völker Österreichs abgestoßen. „Dem ‚römischen Kaisertum' konnten sich alle unterwerfen, das Deutschtum aber reizte den Widerspruch der Slaven."[1])

In dem mit dem Bunde geschaffenen Bundestag saßen die einzelnen Vertreter der Fürsten oder Regierungen, die jedoch keine selbständigen Beschlüsse fassen konnten. Den Vorsitz führte der Gesandte des Kaisers von Österreich.

Preußen, das ein naheliegendes Interesse hatte, den Bund nicht zur Macht und zur Lebensfähigkeit gelangen zu lassen, verlangte bei Gründung desselben die Teilung der Heeresmacht[2]) zwischen ihm und Österreich. Diese angestrebte Teilung wäre in kürzester Folge nichts anderes gewesen als die Teilung Deutschlands selbst.

So war aus einem Reiche Deutschland zu einem Staatenbunde geworden. Er war kein wirklich föderalistisches Gebilde, das immer eine gewisse Einheit voraussetzt, aber auch keine partikularistische Vereinigung. „Die Bundesakte", sagt Klüster,[3]) „war ein Werk der augenblicklichen Not oder der Eile", und darum von Anfang an der durchgreifenden Reform bedürftig. Aber es war immerhin besser etwas Unvollkommenes als nichts zu schaffen.

---

1) Onno Klopp, A. a. O. Bd. II, S. 275.

2) „Sich nicht unterordnen und die deutsche Heeresmacht zwischen Preußen und Österreich teilen — das waren die beiden Fundamentalartikel Preußens, mit welchen beim (Wiener) Kongresse und nach demselben mit Glück operiert wurde." (Histor.-polit. Blätter Bd. 71, S. 417.)

3) Zitiert nach J. v. Weiß, Weltgeschichte. 3. Aufl. Bd. XXII, S. 877.



So unvollkommen aber auch der Bund war: er bildete durch ein halbes Jahrhundert eine Friedensbürgschaft für das zentrale Europa. Treffend schreibt im ähnlichen Sinne Konstantin Frantz:[1] „So lahm und so mangelhaft auch der alte Bund gewesen sein mochte, das Eine ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß er für die gesamte europäische Politik, wenn auch nur in passiver Weise, von hoher Wichtigkeit gewesen. Er wirkte temperierend, er war tatsächlich ein Friedensinstitut. Erst nachdem seine Fortexistenz im Jahre 1848 in Frage gestellt worden, brachen große europäische Kriege aus, und mit seiner Auflösung im Jahre 1866 hat das ganze europäische Staatensystem seinen früheren Halt verloren, so daß seitdem alle europäischen Staatsverhältnisse auf den Bajonetten ruhen. . . .“

Das Hauptgebrechen des Bundes und der Bundesverfassung war die Unmöglichkeit einer aktiven Bundes-

1) Der Föderalismus usw. Mainz 1879. S. 304. — Ähnlich schreibt Graf von Beust: „War denn dieser Deutsche Bund wirklich etwas so Entsetzliches? Tatsache ist es, daß während der fünfzig Jahre seines Bestandes der äußere Friede ungestört blieb und Deutschland in keinen Krieg verwickelt wurde. Wohl sagt man, daß dieses glückliche Resultat vornehmlich dem langjährigen Zusammengehen von Österreich und Preußen zu danken gewesen sei. Gewiß! Aber dieses Zusammengehen war durch den Bund geschaffen und ermöglicht, welcher das Bindeglied war. . . . Erst nachdem nach 1848 man in Preußen unter verschiedenen Formen, aber stets mit gleicher Konsequenz, die Richtung des allmählichen Hinausdrängens Österreichs eingeschlagen hatte, nahmen, wie es nicht anders sein konnte, die einzelnen Regierungen teils für Preußen, teils für Österreich Partei. . . . Es ist sehr befriedigend, sehr erwünscht, immer und immer wieder von den erfolgreichen Bemühungen des Deutschen Reiches und seiner Bundesgenossen für die Erhaltung des Friedens zu hören. Allein je willkommener dieses Resultat der Bemühungen ist, desto unzweifelhafter folgt daraus mit zwingender Logik deren Notwendigkeit. Zur Zeit des deutschen Bundes hörte man selten davon, weil der Friede etwas Selbstverständliches war, was er seit 1866 und 1870 nicht mehr ist.“ (Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Stuttgart 1887. Bd. I, S. 421.)



politik. Eine solche Politik zu begründen wäre zwar eine schwierige, aber keine unmögliche Aufgabe gewesen, wie die geschichtlichen Beispiele föderativer Staatengebilde zur Genüge beweisen.

Mit der Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Wiener Kongresse verband sich das Verlangen und Bestreben nach Wiederherstellung der „deutschen" Kaiserkrone. Daß eine „deutsche" Kaiserkrone niemals existierte, übersah man konsequent. Und daß eine solche im Bunde unmöglich war, lag an dem von Friedrich II. geschaffenen Antagonismus zwischen Preußen und Österreich. Nach der sogenannten Eichhornschen Denkschrift vom Jahre 1823 „ist es das Ziel Preußens, im Bunde zunächst mit Österreich zusammenzugehen, daneben aber bei diesem Bunde seine eigenen Geschäfte zu treiben, um für den von Anfang an in Aussicht genommenen Fall des Bruches mit Österreich möglichst viele Bundesglieder auf seiner Seite zu haben und für sich möglichst günstige Verhältnisse zu schaffen".[1])

Im Drang- und Sturmjahr 1848, in dem viel von einer unhistorischen deutschen Einheit, aber auch von deutscher Republik gesprochen wurde, in welchem man die gänzlich ungeschichtlichen und den heraldischen Gesetzen widersprechenden Farben schwarz-rot-gold als die „deutschen Farben" erklärte, versuchte bekanntlich die Frankfurter Nationalversammlung die „deutsche Frage" zu lösen und die „deutsche Kaiserkrone" zu vergeben, eventuell unter Ausschluß Österreichs. König Friedrich Wilhelm IV., dem die Krone angeboten wurde, wollte, entgegen der traditionellen preußischen Politik, die Hand nicht dazu bieten, Österreich aus Deutschland hinauszudrängen. In seinen erst 1872 bekannt gewordenen Briefen an Dahlmann schreibt er (4. Mai 1848): „Nehmen Sie eine Karte Deutschlands vor, malen Sie die kaiserlichen Erblande schwarz und sehen Sie sich dann das

1) Onno Klopp, a. a. O. S. 275 f. — Vgl. Janssen, Zeit- und Lebensbilder. 4. Aufl. 1889, Bd. II, S. 107 f.



Bild recht aufmerksam an.“ Wenn er (Friedrich Wilhelm) die Reichskrone annehmen müsse, werde es geschehen: „mit gebrochenem Herzen, denn mein Reich wird der Rumpf Teutschlands sein — nicht mehr geeignet Teutschlands von Gott ihm gestellter Aufgabe zu genügen.“[1]) —

Nach Sprengung des deutschen Parlamentes schloß Preußen zunächst mit Sachsen und Hannover eine Vereinbarung ab, den „Dreikönigsbund“ (1849), zum Zwecke, die beiden Königreiche in seinen Machtbereich zu bringen. Österreich dagegen wollte den alten Bund wieder herstellen. Es kam zu einer ernsten Spannung und die Armeen der beiden rivalisierenden Mächte konzentrierten sich an den Grenzen. Da vermittelte der russische Zar, Preußen mußte sich in Olmütz Österreichs Bedingungen fügen, der alte Bund wurde wieder errichtet. Die patriotischen Preußen empfanden den „Tag von Olmütz“ als eine bittere Demütigung, das Mißtrauen zwischen den beiden Bundesmächten wurde verstärkt.

In den unfruchtbaren Verhandlungen des Frankfurter Parlamentes liegen die Keime der sich bald bildenden zwei Parteien der Kleindeutschen (Gothaer), welche Deutschland unter preußischer Spitze und Ausschluß Österreichs einigen wollten, und der Großdeutschen, die Österreich an der Spitze sehen wollten. Den Kleindeutschen kam der Vorteil zugute, daß sie ein festes Programm besaßen, während die Großdeutschen ein solches nicht hatten und auch nicht haben konnten. Ein enges deutschnationales, nicht einmal die gesamte Nation umfassendes politisches Programm aufzustellen, das nur den allernächsten und augenblicklich erreichbaren Zweck und Erfolg im Auge hatte, war relativ leicht; ein weiteres, über die Nation hinausgreifendes, d. h. vom Standpunkt der auswärtigen Politik ausgehendes Programm zu verwirklichen, war infolge des einmal vorhandenen Dualismus Österreich-Preußen unendlich schwer und erforderte die Be-

1) Heinrich Wuttke, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 2. Aufl. Leipzig 1875. S. 199.



fähigung, den Weit- und Tiefblick eines außergewöhnlichen Staatsmannes.[1])

Der kleindeutschen Idee arbeitete der preußisch-deutsche Zollverein vor, nicht ohne Schuld Österreichs bezw. Metternichs. Metternich hatte für Wirtschafts- und Finanzfragen wenig Verständnis und begriff nicht, daß man den Völkern auch etwas Positives bieten müsse. Indessen gestaltete Preußen sein Zoll- und Finanzwesen in vorteilhafter Weise um und es gelang ihm außerdem, durch Gewinnung König Ludwig I. von Bayern, den genannten Zollverein zu verwirklichen, d. i. ein wirtschaftliches Kleindeutschland mit Ausschluß Österreichs. Österreich stand nun den übrigen Staaten des Bundes in Zoll- und Handelssachen als „Ausland" gegenüber.

Die Vertreter der kleindeutschen Richtung, welche sich in der Folge (1859) als „Nationalverein" konstituierten, gewannen in Presse und Literatur und auf den Universitätsstühlen bald das Übergewicht über jene der großdeutschen. An die Universität München wurden Professoren berufen, die den Grundsatz vertraten, es sei Preußens Beruf, sich zum Herrn Deutschlands zu machen. Den außerösterreichischen Großdeutschen mangelten die finanziellen Mittel, sie verfügten über keine große Presse und fanden in Österreich selbst kein Verständnis. Sie waren zudem in ein konservatives und liberales Lager geteilt und über ihr Ziel nicht klar. Als das Jahr 1859 anbrach, waren die „unabhängigen großdeutschen Schriftsteller schon eine Weile auf der ganzen Linie geschlagen und dermaßen gelichtet oder entkräftet, daß sie

1) „Man kann es nicht oft genug sagen: von seiten der sogenannten auswärtigen Politik war die deutsche Frage in Angriff zu nehmen, und ohne diese ins Auge zu fassen, ist sie überhaupt nicht zu verstehen. Das folgt schon aus dem Verwachsensein des deutschen Körpers mit dem europäischen Körper. Und waren nicht gerade Österreich und Preußen die bei weitem wichtigsten Glieder des Bundes, indessen sie aber auf dem Gebiete der auswärtigen Politik vielmehr als selbständige europäische Großmächte auftraten und als solche ihre Politik führten." (Konstantin Frantz a. a. O. S. 309.)



wenig mehr in Betracht kamen. Die Wirkung ihrer Niederlage trat bald ein. Auf dem Eisenacher Tage ging eine Anzahl Demokraten ins gothaische Lager über, daran verzweifelnd, daß bei ihren Lebzeiten in Österreich eine Umwandlung zum Besseren erfolgen werde."[1])

Mit der Wiederherstellung des alten Bundes im Jahre 1850 und der unhaltbaren Bundesverfassung kehrte auch der Zustand des Nichtbefriedigtseins in das deutsche Volk zurück. Die Umgestaltung dieser Verfassung, die Lösung der „deutschen Frage" wurde zur rasch drängenden Notwendigkeit. Österreichs Bundesgesandte erschienen wiederholt mit Reformvorschlägen. Fürst Felix Schwarzenberg, einer der weitblickendsten, aber die politischen Schwierigkeiten unterschätzenden großdeutschen Staatsmänner jener Zeit, erstrebte vor allem die Aufnahme Gesamtösterreichs in den Zollverein[2]) und in der Folge in den Bund. Während Fürst Metternich das Bundespräsidium als ein rein passives Verhältnis aufgefaßt hatte, wollte ihm Schwarzenberg eine aktive Bedeutung geben, es zu einer Art Oberregierung machen. Dieser Gedanke wurde zu der gleichen Zeit verfolgt, als man, in voller Verkennung des föderalistischen Charakters der österreichischen Monarchie, sie zu einem Einheitsstaate umformen wollte. Mit welchen Gefühlen Preußen einem solchen Vorhaben, d. i. dem Eintritte des ganzen großen und geeinten Österreich in den Bund, gegenüber stehen mußte, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Im übrigen bleibt es der Ruhm Österreichs, daß es um eine Bundesreform fortgesetzt ehrlich bemüht war. In einem Briefe an den Grafen Prokesch von Osten[3]) schreibt Schwarzenberg:

Es ist nicht unsere (Österreichs) Schuld, „wenn Deutsch-

1) Heinrich Wuttke, a. a. O. S. 149.

2) „Im Jahre 1851 wurden bereits in Wien Konferenzen zwecks Gründung eines mitteleuropäischen Zollvereins abgehalten. Die Eröffnungsrede, die hohen staatsmännischen Geist atmete, hielt Fürst Schwarzenberg." (Histor.-polit. Blätter, Bd. 29, S. 85 f.)

3) Histor.-polit. Blätter, Bd. 117, S. 616.



land nicht einen Schritt vorwärts gemacht hat. — Ich bin, weiß Gott, kein Verehrer der bestehenden Bundesverfassung; wir haben uns redlich abgemüht, zu einer festen, praktischen Gestaltung zu gelangen; soll durchaus nichts zustande kommen, so bleibt es beim alten, weil ein fadenscheiniger, zerrissener Rock immer noch besser ist als gar keiner. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist der alte Bundestag ein schwerfälliges, abgenütztes, den gegenwärtigen Umständen in keiner Weise genügendes Zeug; ich glaube sogar, daß die gründlich erschütterte, sehr wackelnde Boutique beim nächsten Anlaß von innen oder außen schmählich zusammenrumpeln wird."

Die Bundesreformbestrebungen Schwarzenbergs waren in sich undurchführbar und nach der augenblicklichen Lage der Dinge bedenklich. Die Anträge seiner Nachfolger kamen ebenso zu spät wie die Schriften, die sich mit der Bundesreform beschäftigten.[1]) Sie alle mußten, wie die Verhältnisse sich allmählich entwickelt hatten, an der Interesselosigkeit, dem Widerstande und vor allem an dem politischen Ziele Preußens scheitern. „Seit Jahren war seine Politik", sprach Hermann von Mallinckrodt in der Sitzung des Norddeutschen Reichstages vom 12. März 1867, „unzweifelhaft beflissen, jede Lebenstätigkeit des Deutschen Bundes im Keime zu ersticken, um dadurch in den Augen der Nation die Bedeutung des Bundes um so sicherer zu untergraben." Seit dem Jahre 1852 machte sich der Einfluß Bismarcks in steigendem Grade geltend: „Alles was den Bund hätte befestigen und fördern können", äußert sich, ähnlich wie Mallinckrodt, der österreichische Bundesgesandte Graf Prokesch-Osten[2]) „wurde von den Preußen (Bismarck) bekämpft.

1) Wir erwähnen hier nur: Julius Fröbel, Österreich und die Umgestaltung des Deutschen Bundes (Wien 1861), Julius Ficker, Das deutsche Kaiserreich (Innsbruck 1861) und Frhr. v. Linden, Kaiser und Reich (Augsburg 1862).

2) Bismarck und Prokesch-Osten. Eine Ehrenrettung. Von Ludwig Schemann. (Die Grenzboten. 73. Jahrg. Nr. 15, S. 69.) — Vgl. auch Histor.-polit. Blätter Bd. 71, S. 419.



Der Bund wurde durch von Preußen geleitete oder bezahlte Blätter verlästert und die preußische Regierung erhob sogar Klagen gegen die Langsamkeit der Arbeiten, während gerade ihre Vertreter in den Kommissionen (des Bundestages) es waren, denen diese Versäumnisse zu Schuld lagen."

Schon zur Zeit des unglücklichen, von Schmerling veranlaßten Fürstentages (1863) weissagte Prokesch den Krieg. „Krieg haben wir in jedem Falle, wie ich Bismarck kenne." [1]) Und Bismarck selbst erklärte bereits als preußischer Gesandter: „Ich bin ein erklärter Feind Österreichs; der Dualismus war stets (?) in Deutschland einheimisch; er führt in jedem Jahrhundert zu großen Kriegen; nun denn, so mögen wir einen guten Krieg haben, um es aus Deutschland hinauszuschaffen." [2]) Und in dem vom 12. Mai 1859 datierten, von Petersburg an den Minister von Schleinitz eingesandten Aktionsprogramm sagt er am Schlusse: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnisse ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro ignique werden heilen müssen." [3])

Das Jahr 1859 brachte den Krieg Frankreichs und Italiens gegen Österreich, der ohne preußische Konnivenz nicht möglich gewesen wäre. Die Bundespflicht Preußens erschien beim italienischen Kriege zum mindesten wahrscheinlich; aber mehr als wahrscheinlich erschien, daß mit dem passiven Verhalten Preußens [4]) sich der Wunsch einer Schwächung Österreichs verband.

Der Krieg arbeitete den seit langem feststehenden Zielen Bismarcks vor. Die von Österreich angebotene Zolleinigung

---

1) Die Grenzboten. 73. Jahrg., S. 68.

2) Histor.-polit. Blätter Bd. 117, S. 717.

3) Ebenda Bd. 71, S. 426.

4) „Inmitten der patriotischen Bewegung, die fast ganz Deutschland (1859) ergriff, zeigte Preußen Regierung und Volksvertretung, eine Kälte und scheinbare Teilnahmslosigkeit, die wohl zur Zeit nur in Paris nicht mißverstanden wurde. Für die Berliner Regierung war der Kaiser Napoleon der „Friedfertige" und Österreich der Ruhestörer!" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 71, S. 422.)

ablehnend schloß er im Jahre 1862 den Handelsvertrag Preußens mit Frankreich. Trotzdem unterstützte Österreich 1864, in politisch höchst unkluger Weise, Preußen in der Eroberung Schleswig-Holsteins, deren Folge war: daß „Dänemark aus dem Nexus des Deutschen Reiches ausschied, die wichtige Verbindung zwischen Ostsee und Nordsee gefährdet" [1]) und das nordische Königreich zum Gegner Deutschlands wurde. Nachdem Bismarck neben Frankreich, dem er im Falle eines Sieges über Österreich einen Teil des linksrheinischen Deutschland versprach, [2]) auch Rußland, durch die Neutralität Preußens im Krimkriege und das Zusammengehen im polnischen Aufstande, sich zum Freunde gemacht, hatte er freie Hand gegen Österreich. „Unter Zustimmung Napoleons schloß nun Preußen mit Italien am 8. April 1866 ein Bündnis; es wurde vereinbart, gemeinschaftlich über Österreich herzufallen." [3])

So kam der nach seiner politischen Seite heute noch nicht geschriebene Bruderkrieg des Jahres 1866. Preußens Waffen und Politik siegten, der Bund ward zertrümmert, der historische Besitzstand und die historischen Rechte der ältesten Fürstenhäuser mit eisernem Tritte vernichtet, Österreich mit seinen neun Millionen Deutschen aus Deutschland hinausgedrängt. Der Weg zu einem nationalen Klein-Deutschland unter Preußens Führung war frei. Der unhaltbare Dualismus Deutschlands war mit Blut und Eisen getilgt worden. Aber im hinausgewiesenen und geschwächten Österreich bildete sich im Jahre 1867 ein neuer Dualismus, an dem es bis heute blutet und, wenn keine rechtzeitige Heilung erfolgt, sich verbluten wird. An Stelle der Deutschen wurden die Magyaren das führende Volk in der Monarchie, „der in eines Deutschen (Bismarcks) Munde schwer richtig

1) Richard von Kralik in der Wiener „Reichspost" Nr. 311 vom 7. Juli 1916.

2) Vergl. G. Rothan, La Politique Française en 1866. Paris 1883. S. 49 ff.

3) Onno Klopp, A. a. O. Bd. II, S. 371.

zu bezeichnende Wunsch, Österreich möge seinen Schwerpunkt in Pest haben, ist . . . in Erfüllung gegangen".[1])

Dem Duell von 1866 folgte notwendig der Zweikampf mit dem düpierten und enttäuschten Frankreich und mit ihm — das Mißtrauen Rußlands. Und auf den Schlachtfeldern Frankreichs erfolgte die **Gründung des Deutschen Reiches** und die Übertragung der neuen, der französischen nachgeahmten Kaiserkrone auf Preußens König. Mit dem Siege der deutschen Heere verband sich der endliche Sieg des kleindeutschen Gedankens.

Bismarck, selbst kein Nationalist und kein Parteigänger im engherzigen Sinne des Wortes, hat die nationale kleindeutsche Partei an das Ziel ihrer Wünsche gebracht und wurde darum von den Journalisten und Geschichtsschreibern dieser Partei in seltenem Maße verherrlicht. Bismarck verwertete den nationalen Parteigedanken für seine Pläne, und das kritiklose, zeitunglesende Publikum verwechselte den Zweck mit dem Mittel. Bismarcks Politik, welche die Krönung der friederizianischen darstellt, kann nur als solche, d. h. nicht als deutsche, sondern als traditionell-preußische Politik richtig gewürdigt und gewertet werden.

Die Gründung des Deutschen Reiches, mit welchem sich der glänzende Sieg über das kaiserliche und das republikanische Frankreich verband, wurde, wie kaum anders zu erwarten,

---

1) Heinrich **Wuttke**, a. a. O. S. 201. — Vergl. auch Histor.-polit. Blätter Bd. 69, S 375. – „Das Grundprinzip in der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck, wie es durch die Enthüllungen des Prozesses Arnim nackt und unverschleiert hingestellt worden ist, nämlich die Nachbarn durch innere Uneinigkeit schwach und ohnmächtig zu erhalten, hat seine Bestimmung noch mehr für Österreich als für Frankreich . . . Auf preußischen Befehl mußten die Ausgleichs-Verhandlungen zur Versöhnung der Nationalitäten unter dem Kabinett Hohenwart plötzlich abgebrochen werden. . ." (Ebenda, Bd. 75, S. 715.) Daß eine solche machiavellistische Politik sich früher oder später gegen den eigenen Staatsmann und gegen den eigenen Staat wenden muß, bedarf nach den Lehren der Vernunft und der Geschichte keines Beweises.



von der Mehrheit des deutschen Volkes mit Jubel oder Genugtuung begrüßt. Der Gedanke an das ehemalige Reich und den Glanz seiner Kaiserkrone hatte sich als solcher lebendig erhalten, die Bemühungen der Väter nach Schaffung eines einigen Deutschland lebten frisch fort in der Erinnerung des Volkes, so daß das Volk bei der endlich erreichten Einigung fast vollständig die schwierige politische Konstellation und die unglückliche geographisch-, militärisch- und wirtschaftlich-territoriale Gestaltung, welche das neue Reich erhalten hatte[1]), übersah.

Der große politische Gegensatz von altem und neuem Reiche läßt sich kurz dahin charakterisieren: Das alte Reich war groß und christlich-übernational, das neue ist klein und national. Das alte Reich mit seinem Wahlkaiser war wahrhaft föderalistisch organisiert, das neue Reich mit seinem Erbkaiser, in welchem der führende Staat an Umfang und Bedeutung die gesamten übrigen Bundesstaaten um ein Mehrfaches übertrifft, stellt einen Scheinföderalismus[2]) dar. Das alte Reich, das zentrale Schwergewicht Europas, stellte eine Friedensbürgschaft dar; der älteste und erhabenste Titel seines Oberhauptes war „Imperator pacificus"; das neue, durch die Zertrümmerung des alten entstandene Reich bildet nach seiner Entstehung, Größe und Lage ein stetes Angriffs- und Reibungsobjekt für die übrigen Mächte.

„Das Heilige römische Reich deutscher Nation", sagt in einer treffenden Gegenüberstellung Foerster[3]), „entsprang nicht nur aus der Nachwirkung des römischen Imperiums, sondern

1) Das ehemalige deutschnationale österreichische Herrenhausmitglied Alexander v. Peez schreibt: „Am ungünstigsten bedacht ist (bezüglich seiner Grenzen) Deutschland, seitdem es staatlich sich von Österreich schied." (Europa aus der Vogelschau. Wien u. Leipzig 1916. S. 12 f.)

2) Vergl. Onno Klopp i. O., Bd. II, S. 389, und Konstantin Frantz i. O. S. 233.

3) Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. 3. Aufl. Leipzig 1916. S. 128 f.

auch unmittelbar aus dem sozialorganisatorischen Geiste des Christentums; der Föderalismus war sozusagen die der Welt zugewandte Seite der christlichen Entwicklung, er vereinigte Freiheit und Einheit, er war Gemeinschaft ohne Unterdrückung, er verkörperte die Wahrheit und Notwendigkeit übernationaler Menschheitsinteressen — das neue Reich hingegen ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen, nämlich dem rein national-egoistischen Individualismus, der seit der Renaissance von dem politischen Denken der Menschheit Besitz ergriffen hat, der in Bismarck seinen genialen und konsequentesten Praktiker gefunden hat, und der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte — wie alles in der Welt, was gegen den Geist der christlichen Wahrheit zu wirken und zu organisieren sucht."

Von der Richtigkeit obiger Sätze: der instinktiv gefühlten Konsequenz seiner Politik, war der „Schöpfer des Reiches" voll überzeugt. Toujours en vedette! war nach dem Kriege mit Frankreich seine stete Losung und Mahnung. Schon während des Krieges, in dem norddeutschen Erlasse vom 13. September 1870, schrieb er: „Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauernden Frieden gefaßt machen müssen." Und der in seinem Dienste arbeitende Historiker, Abgeordnete v. Treitschke, erklärte in der Reichstagssitzung vom 29. November 1871: „Unsere Siege haben uns ein ungeheures Kapital von Haß erworben, und wie eine dunkle Ahnung geht es durch die Welt, daß Deutschland, gleich Preußen nach einem siebenjährigen, einen europäischen Krieg als Feuerprobe bestehen muß." Drei Jahre später betonte Moltke in einer trockenen Rede, „daß wir das in einem halben Jahre durch unsere Siege Gewonnene wohl ein halbes Jahrhundert mit den Waffen zu schützen haben würden." Latenter Kriegszustand — das war der herbe Beigeschmack der Erfolge des eisernen Kanzlers, den sein scharfsinnigster publizistischer Gegner also kennzeichnet: „Nicht gewohnt die tieferen geschichtlichen Grund-



lagen der Dinge zu erforschen, dachte er auch nicht an ihre weiteren Folgen. Er sah nur auf das unmittelbar Vorliegende, nach den Worten Mephistos handelnd: „wer den Augenblick ergreift, der ist der rechte Mann.“ Das ist er denn auch geworden, nur eben der rechte Mann des Augenblicks. Es dürfte sich ereignen, daß er den Zusammenbruch seiner Schöpfungen selbst noch erlebte.“[1])

Bismarck hat den Zusammenbruch seiner mit dem Blute unserer Väter zusammengekitteten Schöpfungen nicht erlebt. Nicht seine und seiner Nachfolger Politik, sondern die Macht des Schwertes und die Steuerkraft des Volkes haben die Schöpfungen des Schwertes geschirmt. Aber er konnte noch das ferne Wetterleuchten der von Osten und Westen heranziehenden Gefahr schauen. Unsere, der Söhne und Enkel Aufgabe muß es sein, der großen Katastrophe dadurch zu entgehen, daß wir eine Umbildung des mit der Politik des Schwertes geschaffenen und auf der Spitze des Schwertes ruhenden Werkes von 1866 und 1870 versuchen. Das ist das größte der politischen Probleme, das zugleich ein politisches sacrifizio dell' intelletto: den entschiedenen Bruch mit der Tradition der letzten sechzig Jahre und die Wiederaufnahme der alten Tradition voraussetzt.

IV.

In einem beim Tode des Schöpfers Kleindeutschlands in der „Augsburger Postzeitung“[2]) erschienenen Nekrologe findet sich folgende Stelle:

„ . . . Die Grundidee der Bismarckschen Politik müssen wir als Großdeutsche verwerfen. Der Erfolg ist hier alles. Erst die Zukunft wird . . . dartun, ob es ein Grundirrtum oder nicht war, Kleindeutschland zu schaffen. Die Erhaltung des alten Deutschen Bundes, die zeitgemäße, auch

1) Konstantin Frantz, Die Genesis der Bismarckschen Ära und ihr Ziel. München 1874. S. 38.

2) Nr. 171 vom 2. August 1898.



preußischen Verhältnissen Rechnung tragende Reform desselben, die festere Verknüpfung der nichtdeutschen Staaten Österreichs mit dem Bunde hätte eine große politische und wirtschaftliche Macht etabliert, dessen natürliche Verbündete Frankreich und England (?) gewesen wären. Das Hinauswerfen Österreichs aus Deutschland brachte nicht nur eine schwere Schädigung des Deutschtums, sondern ist die unmittelbare Ursache des russisch-französischen Bündnisses, das zum Mittelpunkt der großen Politik wurde, nach dem selbst unsere eigenen Verbündeten wohlgefällig Ausschau halten. Bismarck hat die natürliche europäische Gemeinschaft zerstört und eine andere heraufbeschworen, gegen die das Deutsche Reich dereinst den Kampf zu führen haben wird. Von dem Ausgang dieses Kampfes hängt das Schicksal des Reiches ab, er wird auch das Endurteil der Geschichte über Bismarcks äußere Politik formulieren."

Die Richtigkeit und der furchtbare Ernst der letzten Sätze hat der heutige Völkerkrieg vor aller Sehenden Augen gestellt. Um den alten Bund zu zertrümmern und ein Preußen-Deutschland zu schaffen, hat Bismarck sich die Freundschaft Frankreichs und Rußlands erworben; und um das neue Deutschland zu vernichten, haben bald nach den Erfolgen des Kanzlers sich Frankreich und Rußland die Hände gereicht. Die Folge war der heutige Krieg: die schwerste Belastungsprobe der Bismarckschen Politik.[1])

1) Wie die um eines Augenblickserfolges willen betriebene Politik gegen Frankreich und Rußland rächt sich heute die Bismarcksche Unterstützung des piemontesischen Raubstaates. Nächst Frankreichs Politik hat seit 1859 Preußens Verhalten gegenüber **Italien** dessen Emporkommen und die gleichzeitige Schädigung Österreichs am intensivsten gefördert. Die indirekte Folge dieser Politik war die unter dem Ministerium Crispi durch Bismarck bewirkte Einbeziehung Italiens in den Bund mit Österreich: die Schaffung des unnatürlichen Dreibundes. Unter dem Schutze dieses Bundes war Italien die Eroberung von Tripolis und die Einheimsung anderer politischer Vorteile möglich; möglich aber auch die konstante Unterwühlung der österreichischen Grenzgebiete und — die endliche Kriegserklärung an den österreichischen Bundesgenossen!



Der Krieg ist aber auch — mögen neben der kleindeutsch-bismarckschen Politik die Ursachen zehn- und mehrfache sein — eine drohende und drängende Mahnung für alle diejenigen, welche die Zeichen der Zeit zu verstehen, welche den Blick über den engen Horizont der Zeitungslektüre und der nationalen Idee hinauszurichten vermögen: mit einem ehrenvollen Friedensschlusse zugleich nach einer einen dauernden Frieden garantierenden Gestaltung und geistigen Reorganisation Deutschlands, d. i. Zentraleuropas, zu streben.

Die Lösung dieses Problems kann niemals vom Standpunkte des Nationalitäts- und Machtprinzipes, nicht vom Standpunkte der Vorherrschaft eines Staates und Stammes, nicht vom Standpunkte der inneren, sondern nur von dem der auswärtigen bezw. europäischen Politik in Angriff genommen werden. Darum wird keine der extrem nationalen Parteien und Richtungen zu dieser schwierigsten der heutigen politischen Aufgaben die befähigten staatsmännischen Köpfe zu liefern vermögen.

Das kommende „Großdeutschland" müßte sich, kurz bezeichnet, charakterisieren als mitteleuropäische Föderation mit Militär- und Zolleinheit. Die Militäreinheit dürfte aber keinen Militärstaat repräsentieren, und die Zolleinheit würde innere Zollschranken zum Schutze bestimmter Produktionszweige nicht ausschließen.

Die Organisation des zu erstrebenden neuesten Reiches im Einzelnen zu zeichnen wäre heute nicht nur verfrüht, sondern zugleich eine jugendliche Inopportunität und eine politische Naivität. Wir können heute nur die bereits berührten Prinzipien aufstellen, nach welchen die notwendige Neugestaltung sich vollziehen soll.

Das grundlegende Prinzip ist das Föderativ-Prinzip. Es ist zugleich das germanische politische Prinzip. Der Scheinföderalismus des Deutschen Reiches — zum Teil eine Folge der ungermanischen, mit Friedrich II. begonnenen



preußischen Zentralisation [1]) — muß umgestaltet: zu einer großen Föderation erweitert bezw. ergänzt werden. Dazu gibt der heutige Weltkrieg die deutlichste und intensivste Veranlassung. Von diesem Bundesgedanken müssen unserseits die Friedensbemühungen und Friedensverhandlungen geleitet sein; geleitet von dem schweren Verantwortlichkeitsgefühl, daß die nun gekommene Gelegenheit zur Neuaufrichtung eines bundesmäßigen Mitteleuropa verlieren sie vielleicht für Jahrhunderte verlieren heißt.

„Nur ein europäisch orientiertes Denken vermag Mitteleuropa zu organisieren.“[2]) Die zentraleuropäische Föderation, ausgehend vom Deutschen Reiche, muß zunächst — das ist ein selbstverständliches Postulat — das gesamte Österreich-Ungarn einbeziehen. Das dritte große, anzugliedernde Reich sollte ein geeintes Polen, das einst schon im Verbande mit Deutschland stand, sein. Kleinere nichtdeutsche Staaten wollen wir hier nicht in das Bereich

---

1) Julius Ficker hat in seiner Schrift „Das deutsche Kaisertum in seinen universalen und nationalen Beziehungen (Innsbruck 1861) nachgewiesen, daß im preußischen Staate vom germanischen Staatsgedanken so viel wie nichts mehr vorhanden ist. „Die preußische Entwicklung . . . ist scharf dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht bloß das Machtgebiet des Staates möglichst zu erweitern, sondern es auch möglichst einförmig zu gestalten suchte, daß sie am frühesten mit den Sonderrechten der Länder und Stände brechend die Zentralisation der Gewalt herstellte. Bei den so verschiedenartigen, durch keine näheren Interessen dauernd verbundenen Bestandteilen Preußens möchte die frühzeitige Romanisierung auf den ersten Blick verwundern“. „Aber es ist zunächst zu bedenken, daß die ganze östliche Hauptmasse des Staates auf ursprünglich slavischem und lettischem Boden beruht; durch die größere Gefügigkeit des slavischen, auch durch die Germanisierung nicht verwischten Charakters, sich einer starken, einheitlichen Gewalt zu unterwerfen, den Zwecken derselben mit voller Hingebung zu dienen, war hier staatliche Zentralisation außerordentlich erleichtert; und sein ganzes Gepräge, seine Eigentümlichkeit hat ja das preußische Staatswesen hier gewonnen.“ (Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 49, S. 1002.)

2) Fr. W. Foerster, a. a. O. S. 92.

unserer Konjunkturen ziehen, so naheliegend und notwendig das auch sein würde und später auch sein wird.[1])

Bei dieser großen Föderation denken wir uns, wie betont, Militär- und relative Zolleinheit; allein wir denken uns, wie im heutigen Deutschen Reiche, keinen führenden Staat und keine innere oder äußere imperialistische Politik desselben. Denn eine solche Hegemonie würde, nach den Lehren der Geschichte, den ersten Anlaß zu Reibungen innerhalb des neuen vergrößerten Bundesgebietes geben und würde am Anfange schon die Keime zur späteren Auflösung liefern. Es ist in unserer internationalen Stellung, in unserem Verhältnisse zu den anderen Völkern und Reichen nicht immer gut und klug, wenn derjenige Staat oder dessen Volk, das sich anerkanntermaßen durch energisches bis rücksichtsloses Auftreten auszeichnet, die Führerrolle hat. Mit Recht sprach Professor Dr. Fr. W. Foerster im Juni 1916 zu einem Vertreter der „Vossischen Zeitung"[2]): „Wir Preußen sollen den männlichen Mut haben uns zu sagen, daß ein Grund für die explosive Abneigung der übrigen Kulturwelt gegen uns wohl auch in gewissen abstoßenden Härten unseres Auftretens und in mangelnder Kunst der Menschenbehandlung liegt." Es läßt sich, mögen die Gründe wo immer liegen, die historische Tatsache aus der neueren Geschichte nicht wegradieren, daß die Unbeliebtheit des Deutschtums im Auslande nach dem Kriege 1870/71 beginnt. „Liebenswürdiger sind wir (seit jenen nationalen Erfolgen)", meint Frantz[3]), „gewiß nicht geworden." Auch in dieser Hinsicht

---

1) Konstantin Frantz nimmt als natürliche Grenzpunkte für einen mitteleuropäischen Bund einerseits die Mündungen der Donau an der pontischen Küste und, als Gegenküste, die Ostsee, anderseits die Adria und die Nordsee (Gegenhäfen Triest und Hamburg) an. Außerdem verlangt er noch weitere Flußgebiete der linken Nebenflüsse des Rheins: das Maas- und Scheldegebiet; endlich Holland, das in maritimer Hinsicht zu Deutschland gehört. (Deutsche Antwort auf die orientalische Frage S. 51—52.)

2) Abgedruckt in Nr. 300. 3) A. a. O. S. 64.



ist die Stunde der Einsicht, der Aufgabe der in sich unmöglichen Selbstbenotung [1]) und des Umlernens für uns gekommen.

Eine prinzipielle, zweite Forderung und eine der wichtigsten Aufgaben bei der Einrichtung des neuen Bundes ist die Schaffung einer aktiven Bundespolitik. Das Fehlen dieser Politik begründete die Lahmheit des 1815 geschaffenen Bundes und das Bestehen derselben muß dem kommenden Bunde nach außen ein kraftvolles Auftreten als Gesamtmacht ermöglichen. Diese Politik dürfte am besten in die Hände eines wenigköpfigen und entsprechend organisierten Bundesausschusses gelegt werden.

Das zweite Prinzip oder die dritte Forderung betrifft den modernen Nationalismus. Das direkt antichristliche und zugleich unpolitische Nationalitätsprinzip, das mit der Zusammensetzung und dem Zusammenwirken eines mitteleuropäischen Großreiches gänzlich unvereinbar ist, muß aus der Staatswissenschaft und der Staatenpolitik verschwinden.

Das Nationalitätsprinzip ist das verhängnisvollste Prinzip, welches der atheistische Zeitgeist geschaffen hat; es ist der reale Ausdruck des bis zum Chauvinismus entstellten Nationalismus und es war, wie die Ursache der meisten Kriege in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, so auch ein Hauptfaktor bei der Entstehung des heutigen Weltkrieges.

1) Auf einer in bayerischen Schulen aufgehängten Papiertafel, überschrieben „Zehn Stücke, die der große Krieg von 1914 unserem Volke bringen soll. Von Professor R. Camerer“, heißt es bei Stück 5: „Eine tiefe Liebe und Verehrung für unser herrliches Volk, die ein für allemal aufräumt mit unbegründeter Bewunderung und Nachahmung anderer Völker.“ — „Es ist unglaublich“, schreibt Foerster, „was man in dieser Beziehung (d. h. in der Beschränkung auf das enge Nationalinteresse) der deutschen Schuljugend an manchen Zentren des Nationalismus zugemutet hat. Als ob das unablässige lärmende Karussellfahren um die Würde und Herrlichkeit der eigenen Nation irgend einen bildenden Wert habe und nicht vielmehr die Seele veröden müsse, trotz aller Romantik, mit der man die Kahlheit dieses nationalen Ichkultus verhüllt hat.“ (A. a. O. S. 133.)



Diesen, eine stete Kriegsgefahr bildenden, meist künstlich erzeugten und genährten Nationalismus zu mäßigen und christlich zu regeln, an die Stelle der Feindschaft die Versöhnung der Völker zu setzen, dem vernunftlosen Hasse der Gegner die überlegene und kraftvolle Ruhe entgegenzustellen, muß einer der ersten Richtpunkte einer erleuchteten auswärtigen Politik und eine neue Kämpfe in ihren Keimen erstickende Arbeit der leidenschaftslos Denkenden und Einflußreichen der Nationen sein.

Wir sind deutsch, wie wir es als Großdeutsche[1]) in der Vergangenheit waren, so auch in der Gegenwart und in der Zukunft. Aber wir verwerfen und bekämpfen ein nationales Deutschtum nach Auffassung unserer Alldeutschen oder der fanatischen Verfechter einer uniformierten „deutschen" Einheitsschule. Beide Anschauungen und Bestrebungen sind nicht deutsch, sondern im höchsten Grade undeutsch, sie widersprechen in schroffer Weise dem gesamten geschichtlichen, vielgestaltigen Deutschtum.[2]) Sie gehen zudem von der subjektiv-brutalen Ansicht und dem fundamentalen Irrtum aus, daß man die nationale Gesinnung, wie sie, die wenigen Träger dieser Bestrebungen sie haben, lehren, befehlen und erzwingen könne.

---

1) „Als wir noch großdeutsch waren", schrieben zutreffend einst die Histor.-politischen Blätter, „sind wir viel ‚nationaler' gewesen". (Bd. 107, S. 2.)

2) Wenn man das föderalistische Wesen des deutschen Volkes damit abtun will, daß man sagt: in der Urzeit waren alle (?) Völker föderalistisch, d. h. durch den Zusammenhang der Stämme verbunden, so ist dem zu erwidern: Das Wesen eines Volkes läßt sich nicht einzig aus der Erforschung seines Urzustandes, sondern nur durch Beachtung seines gesamten geschichtlichen Entwicklungsganges bestimmen. Das deutsche Volk ist nicht für die föderalistische Staatenbildung bestimmt, weil es in seiner frühesten Geschichte aus lose verbundenen Stämmen bestand, sondern weil seine politische und kulturelle Geschichte bis zur neueren Zeit in sichtbarster Weise ein föderalistisches Bild und Wesen enthüllt.

Das Nationalitätsprinzip mag in einzelnen Fällen staatenbildend wirken; es wirkt aber noch mehr Staaten und Reiche trennend, den Frieden störend und den Krieg provozierend. Mit dem Phantom der nationalen Staatenbildung dürfte der heutige Völkerkrieg zum großen Teile aufräumen. Wenn Professor von Harnack bei Erörterung der „Kriegsziele", gegen die Angliederung Belgiens voreilig protestierend, im Jahre 1916 betonte: Wir müssen unseren Nationalstaat erhalten! so zeigt dieser engherzige, kindliche Ausspruch von einer gänzlichen Verkennung der politischen Lage Deutschlands und Mitteleuropas, von einer Verkennung der Notwendigkeit natürlicher Grenzen und natürlich zusammenhängender Territorien, von einer Verkennung der wiederholt gestellten Grundforderung, daß nicht vom Standpunkte der inneren bezw. nationalen, sondern der äußeren, der europäischen und Weltpolitik an die Lösung des zentraleuropäischen Problems herangetreten werden muß.

Es handelt sich nicht in erster Linie darum, daß wir „unseren Nationalstaat" erhalten, sondern es handelt sich vor allem darum, daß dauernder Friede werde und daß das alte Europa nicht in einem Meer von Haß und Blut, Elend und Barbarei hinsterbe. Das ist die höhere und überlegene, die christliche und humanitäre, die alles andere überragende Forderung. Wer, umhüllt von dem Nebel seines Parteiorganes, den Blick nicht über die engen Grenzen des nationalen Gebietes hinauszurichten, wer den großen und weiten Gedanken einer übernationalen Gemeinschaft nicht zu erfassen vermag, der ist unfähig und unvermögend, an der politischen Riesenarbeit, die uns nach dem Kriege obliegt, mitzuwirken.

Politik wird nicht mit Gefühlen, sondern mit dem Verstande gemacht, und nationale Schwärmerei führt aus dem wirklichen oder dem latenten Kriegszustande niemals heraus. Es ist Wahnsinn, wenn sogar während des blutigsten aller Kriege, der nicht zum geringen Teile eine Frucht der nationalen Verhetzung ist, der Vorsitzende des Alldeutschen Ver-



bandes in Nr. 21, Jahrg. 1916 der „Alldeutschen Blätter" fordert: „Daß wir für die Zukunft an unserer Polenpolitik **und sogar in verstärktem Maße** festhalten müssen, bedarf keiner Betonung". Wehe, wenn diese nationalen Fanatiker und unpolitischen Köpfe auf die Geschicke unseres Volkes einmal, wie bei unseren chauvinistischen Gegnern, einen bestimmenden Einfluß erringen sollten! „Mit diesen alldeutschen Herren", verkündet **Foerster**[1]), „wird es nach dem Kriege eine gründliche Abrechnung geben, da wird man mit unwiderleglichen und frappierenden Beweisen an den Tag bringen, wie viel schwere Mitschuld und Blutschuld an diesem Weltkriege jener ganzen alldeutsch-nationalistischen Schriftstellerei und Rederei zugeschrieben werden muß." — —

„Sollten einmal die Forderungen sogenannter Nationalentwicklung maßgebend sein", schreibt **Frantz**[2]), — „welche immer neuen Ansprüche könnte da nicht jede Nation um ihrer Nationalgröße willen gegen ihre Nachbarn erheben? Ein dauernder Friedensstand wird dabei unmöglich. Jagen die Nationen ihrem Ruhme nach, — worin wird am Ende der Ruhm bestehen, als daß immer eine die andere darniederschlägt, um dann ihre Siegessäulen zu errichten und wohl gar noch ein Te Deum anzustimmen, wie wenn der liebe Gott an solchen Ruhmestaten seine besondere Freude haben müßte.

Nein, nur was über alle Nationalitäten weit hinausreicht und welchem sie sich alle unterworfen fühlen, das allein kann zu einem dauerhaften Friedenssystem und damit zum Zusammenwirken führen. Solches **übernationale** Prinzip ist allein mit dem Christentum gegeben, welches alle Völker lehrt, dem einen und selben Gotte zu dienen, nach den Worten des Apostels: „**Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist.**" Von diesem einen Geiste sollen sie sich durchdringen und leiten lassen, um in diesem Geiste nach ihrer eigentümlichen Begabung zu handeln, nicht aber sollen sie handeln nach den Einflüsterungen und zur Verherrlichung ihres Nationalgeistes, der nicht

1) A. a. O. S. 158. 2) A. a. O. S. 89 f.

der Geist Gottes ist. Die europäischen Völker müssen wissen, daß sie prinzipaliter Christen sind, nicht aber Franzosen, Deutsche, Polen usw., denn alle sind sie erst durch das Christentum zu dem geworden, was sie sind."

Die Wiederverchristlichung der europäischen, zum großen Teile in der Abhängigkeit von der Loge befindlichen Regierungen und die Wiederschaffung eines auf christlichen Fundamenten ruhenden Völkerrechtes, das erst die wahre Sanktion und Befestigung der Rechtsidee überhaupt ist[1]), würde mit der Wiedererrichtung eines zentraleuropäischen Bundes die große und dauernde Friedensbürgschaft unseres Kontinentes sein. Die Erklärung der drei Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen vom 26. September 1815, sich „von jetzt an sowohl in der Verwaltung ihrer Länder als auch in ihren Beziehungen zu einander . . , allein von den Vorschriften der christlichen Religion, nämlich der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens leiten zu lassen", war gleichsam der letzte, rasch wieder verklingende Nachhall der christlichen Regierungsmaximen lange vergangener Jahrhunderte. Die der Erklärung der drei Monarchen folgenden Jahrzehnte haben das historische und das Völkerrecht bis in ihre letzten Fugen erschüttert und an die Stelle der Politik des Rechtes die Politik des Vertragsbruches und der rohen Gewalt gesetzt. „Das europäische Recht", so urteilt Bismarck selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen"[2]), „wird durch europäische Traktate geschaffen; wenn man aber an diese Traktate die Grundsätze der Gerechtigkeit und der Moral legen wollte, so müßten ziemlich alle abgeschafft werden."

Der Staat ohne Gott kann nur Traktate und vollgerüstet sich gegenüberstehende Heere, aber er kann kein festbegründetes Recht und kein Völkerrecht schaffen. Seit der Staat sich selbst zum präsenten Gotte und zur Quelle des

1) Vergl. Fr. W. Foerster i. O. S. 132.
2) Bd. II, S. 250.

Rechtes gemacht, sind auch die rechtlichen Beziehungen der Völker erschüttert und die Verträge ohne Halt. Der mit dem Jahre 1914 begonnene Völkerkrieg zeigt seitens unserer Feinde eine kaltblütige Verhöhnung und eine zynische Mißhandlung des Rechtes, welche in der ganzen Geschichte keine Parallele finden. Das Machiavellische Libro del Principe hat niemals solche Triumphe gefeiert wie in unseren Tagen.

Der Abfall von den Grundsätzen des Christentums auf dem Gebiete der Humanität, der Staaten- und Wirtschaftspolitik ist der tiefste Grund des imperialistischen Machthungers und des gegenseitigen Zerfleischens der Völker. In der Wiederanerkennung jener unwandelbaren Rechts- und Moralsätze: in einer sittlichen Politik wird die Heilung, wird die Versöhnung, wird das Völkerglück und die Möglichkeit der Errichtung eines Staaten und Völker umspannenden Friedensreiches liegen. Die leitenden Faktoren der Weltpolitik müssen wieder den hinweggespülten ethischen Grund gewinnen, für sie alle muß das Wort des alten Gladstone gelten, das er warnend den skrupellosen Flibustiern der britischen Weltpolitik zurief: „Was moralisch falsch ist, das kann gar nicht politisch richtig sein.“ —

Das Dilemma ist klar uud ernst: Entweder Rückkehr der Staaten und Staatsmänner zu Christus, dem Könige und Organisator des alten abendländischen Reiches, oder Fortsetzung des Vernichtungskampfes der Nationen, aus dem allein die internationale Geldmacht Früchte ernten wird.



LVII.

Die Jesuiten am Neuburger-Düsseldorfer Fürstenhofe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

I.

Die Pfalzgrafen von Neuburg erlangten im Laufe des 17. Jahrhunderts eine stetig steigende Bedeutung sowohl durch Gebietserweiterungen als auch durch mächtige Familienverbindungen.

Dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm fielen in seiner langen Regierung von 1653—1690 durch den Teilungsvertrag vom 19. September 1666 die Herzogtümer Jülich und Berg und durch den Tod des Kurfürsten Karl Ludwig 1685 die Kurpfalz zu.

Zu den Familienverbindungen mit dem Kaiserhause, Spanien und Portugal hatte das reine Familienleben am Neuburger und Düsseldorfer Hofe nicht wenig beigetragen.

Bei Gelegenheit der Rückkehr des ältesten Prinzen Johann Wilhelm von einer weiten Reise im November 1676 schreibt ein neuerer protestantischer Forscher:

„Groß war die Freude des Wiedersehens der Eltern und Geschwister nach so langer Trennung; denn alles, was wir aus dem engern Familienleben Philipp Wilhelms kennen, gibt uns das Bild einer glücklichen und zufriedenen Häuslichkeit, gewürzt durch gegenseitige Liebe der Eltern und Kinder . . . . Am Eingange der Hofburg standen die freudig bewegten Eltern und schlossen den Heimkehrenden in ihre Arme. Ehe jedoch der väterliche Palast betreten wurde, begab sich der Zug zur festlich geschmückten Hofkirche, wo der Dankgottesdienst für die glückliche Heimkehr abgehalten wurde.“ [1])

1) E. v. Schaumburg, Jugendjahre Johann Wilhelms, Pfalzgrafen zu Neuburg. Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 5 (1870) 350.



Die Kinder hingen an den Eltern mit der größten Pietät. In der Leichenrede auf den 1689 gefallenen Prinzen Friedrich Wilhelm hebt P. Bodler u. a. hervor: Als dem Prinzen erst zwei Monate vor seinem Tod etwas zu unternehmen zugemutet wurde, von dem er zweifelte, ob es seinen Eltern angenehm sein würde, sprach er mit zum Himmel erhobenen Händen: „Ei, da behüt mich Gott, daß ich etwas in dem Geringsten tun sollte, was meinen Eltern zuwider sein möchte." [1])

Dasselbe wird von dem Erbprinzen Johann Wilhelm bezeugt: „Wir haben gesehen — so betont der oben angeführte Forscher —, mit welch kindlicher Pietät Johann Wilhelm dem Vater ergeben war und nichts Wichtiges unternahm, ohne vorher die Ansicht des Vaters zu vernehmen. Ein gleich inniges Familien-Verhältnis bestand auch zu den übrigen Kindern. Philipp Wilhelm verdiente aber auch diese Liebe." Von den 17 Kindern — 9 Söhnen und 8 Töchtern —, „welche der überaus glücklichen 38jährigen Ehe entsprossen waren, überlebten den Vater noch zwölf". [2])

An diesem Hofe haben die Jesuiten eine Rolle gespielt, wie kaum an einem andern gleichzeitigen Hofe. Seit seiner Konversion im Jahre 1613 hatte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm in enger Beziehung zu den Jesuiten gestanden und während seiner langen Regierung (1614—1653) deren Dienste als Beichtväter, Erzieher seiner Kinder und Agenten für seine vielgestaltigen und oft schwierigen Angelegenheiten mit dem größten Vertrauen in Anspruch genommen. [3])

Ganz in die Fußstapfen Wolfgang Wilhelms traten Sohn und Enkel, Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm. Bei der Bedeutung dieser Fürsten mag es sich wohl der Mühe lohnen, ihre Stellung zu den Jesuiten im einzelnen

1) Bodler, Munde Vale. Neuburg 1689. S. 10, später wieder abgedruckt in dem „Sonntäglicher Predien-Curs". Dillingen 1697.
2) Schaumburg in Zeitschr. des berg. Geschichtsvereins 8 (1872) 161.
3) Näheres bei Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. II 2, 265 ff.



zu untersuchen. Es wird dabei manch neues Licht auf Handlungsweise und Charakter des Neuburger Fürstenhofes wie auch der beteiligten Jesuiten fallen.[1])

Um eine gewisse Ordnung einzuhalten, sollen, soweit eine Trennung möglich ist, zuerst die Beichtväter Philipp Wilhelms, dann die Beichtväter seiner Kinder, endlich noch einige „Agenten" behandelt werden.

Der letzte Beichtvater Philipp Wilhelms, P. Johann Bodler, hat gleich nach dessen Tod ein Leben des Pfalzgrafen geschrieben. Hier berichtet er, der Fürst habe stets Jesuiten als Beichtväter gehabt und alle seine Kinder von Jesuiten erziehen lassen.[2])

Als Lehrer der Mathematik hatte Philipp Wilhelm den P. Mich. Couvelier (Cuvellier) aus Soignies (Hennegau), der dann sein Beichtvater wurde und ihn viele Jahre auf seinen zahlreichen Reisen begleitete. Um Mißverständnisse mit Frankreich aufzuklären, besonders auch um die Not in Neuburg zu mildern, wurde P. Couvelier 1646 zu Mazarin nach Paris gesandt.[3]) Auf den Reisen holte er sich den Keim der Schwindsucht, der er 1651 in Cöln erlag. Er wird als ein sehr frommer Mann geschildert, der sich durch keine

---

1) Für die folgenden Darlegungen sind besonders benützt die Ordensarchive, das Staatsarchiv in Düsseldorf, Reichsarchiv, Staatsarchiv und Geh. Hausarchiv in München. Mehrere der verwerteten Abschriften verdanke ich der Güte des P. Wilhelm Kratz S. J. Wenn keine Fundstelle angegeben wird, befindet sich die Handschrift im Ordensbesitz.

2) Lebens- und Sterbens-Lauff des durchl. Fürsten Philipp Wilhelm Dillingen 1690. Geschrieben und vollendet in dem kaiserl. Schloß Ebersdorf in Oesterreich 29. Sept. 1690. Der Pfalzgraf war 2. Sept. 1690 in Wien gestorben. Bodler zählt auf: 1) Anton Welser bis 1610, 2) Mich. Couvelier bis zu seinem am 10. Dez. 1651 erfolgten Tod, 3) Joh. Rosenthal nur kurz, 4) Gottfried Otterstedt 1652—1662, 5) Heinr. Pieß 1662—67, 6) Jac. Riedler bis 1675, 7) Joh. Thanner bis 1676, 8) Joh. Bodler 1676—90

3) Duhr II, 241. Die Instruktion Neuburg 2. Sept. 1646 und die Briefe Couveliers von Dez. 1646 bis Januar 1647 in München, Staatsarchiv Blau 55/1.



noch so dringenden Geschäfte von seinen geistlichen Übungen abbringen ließ. Seine Mußestunden verwandte er auf Übersetzung und Verfassung von aszetischen Schriften.[1]) In einer derselben, der „Annona spiritualis“ (1646), schreibt er: Als ich vor mehreren Jahren auf einen ständigen Wohnsitz wegen der vielen Reisen mit dem jungen Pfalzgrafen verzichten mußte, habe ich aus verschiedenen Auktoren ganz kurze Betrachtungen gesammelt, damit ich in jeder Lage trotz aller Hindernisse dieses so notwendige Mittel der Betrachtung beibehalten könnte. In seinen Ausführungen über Nutzen und Schönheit der täglichen Betrachtung zeigte er sich als einen durchaus geistlich gerichteten Mann, ebensowie in den 367 Betrachtungen selbst.

Nun hätte der Pfalzgraf gern den Kölner Domprediger, P. Joh. Rosenthal, zum ständigen Beichtvater genommen, aber dieser sträubt sich zu sehr gegen das Hofleben. Landgraf Ernst von Hessen=Rheinfels berichtet in einem ausführlichen Nekrolog des P. Rosenthal: er habe alsbald nach seiner Conversion (1652) den Pfalzgraf Philipp Wilhelm inständig schriftlich ersucht, ihm „diesen Mann durch dero Kredit zu wegen zu bringen (als Beichtvater), welchen Ihro Liebden vor diesem selbst haben wollen, wenn dieser gottselige Mann nicht aus Forcht des Hoflebens, als welches er sehr abhorrirte, mit allen Kräften ausgeschlagen“.[2])

An Stelle des P. Rosenthal trat dann im Jahre 1652 P. Gottfried Otterstedt.

P. Otterstedt aus Münster i. W. war 1617 eingetreten; nach Vollendung seiner Studien hatte er Philosophie gelehrt.

---

1) Geboren 1600 trat er 1618 in die Gesellschaft. Nachdem er in Maastricht am Gymnasium gelehrt, begann er seine Theologie zu Löwen, wurde dann mit mehreren Scholastikern in die niederrheinische Provinz geschickt, wo er in Münster die Theologie vollendete und 1635 zu Düsseldorf die Profeßgelübde ablegte. Der ausführlichste Nekrolog bei Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 249 s.

2) Kratz, Landgraf Ernst von Hessen=Rheinfels und die Jesuiten (1914) 59 f.



Später leitete er als Rektor mehrere Collegien und als Provinzial die ganze Provinz, 1647—1650. Als solcher war er in vielfache Beziehung zum Pfalzgrafen gekommen, und dies wird wohl der Anlaß gewesen sein, daß Philipp Wilhelm ihn als Beichtvater verlangte. Den P. Otterstedt feiert der Nekrolog als Vater der Armen und einen Mann der Barmherzigkeit. Als Rektor zu Aachen trug er einen Armen, der erkrankt war, über die Straßen ins Krankenhaus; seine meisten Besuche galten den Hütten der Armen, denen er durch erbettelte Almosen Kleidung und Nahrung verschaffte.[1])

Anfang 1652 war P. Otterstedt im Auftrag des Pfalzgrafen in Rom. Dies beweist u. a. ein Kredentialschreiben des Papstes Innocenz X. vom 10. Februar 1652 für den Pater, der die Antwort des Papstes dem Pfalzgrafen überbringen würde.[2]) Im folgenden Jahre wurde P. Otterstedt Rektor des Collegs zu Düsseldorf und segnete als solcher die Ehe des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm mit der convertierten Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt ein; unter dem Datum Regensburg 12. August 1653 bittet er den Erzbischof von Mainz Johann Philipp um die Erlaubnis, dieser Ehe assistieren zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde im selben Monat erteilt.[3])

Eine zweite Sendung nach Rom fällt in die Jahre 1658/59. Pfalzgraf Philipp Wilhelm glaubte sich mit anderen Fürsten am Niederrhein vom Kaiser verlassen und suchte deshalb seine Interessen anderweitig sicher zu stellen. Schon am 15. Dezember 1654 hatte Philipp Wilhelm mit den Kurfürsten von Köln und Trier und dem Bischof von Münster ein Defensivbündnis geschlossen. Aus diesem Bündnisse entwickelte sich unter hervorragender Beteiligung des Mainzer Kurfürsten am 15. August 1658, wenige Wochen nach der Wahl des neuen Kaisers Leopold, der sogenannte

1) Necrologia Provinciae Rhen. Inf. 1680.

2) Orig. München Geh. Hausarchiv 1570.

3) Orig. bezw. Conz. Würzburg Kreisarch. Mainz L. 620 H 1321.

Rheinbund, dem außer den bereits genannten Fürsten Braunschweig, Hessen-Kassel, Schweden und Frankreich beitraten. Es sollte ein Defensivbündnis sein zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens. Die beteiligten deutschen Fürsten wollten dadurch besonders die Zusagen der kaiserlichen Wahlkapitulation sicher stellen. „Die französische Politik verstand es (aber) in der Folge den Bund weit über die ursprünglichen Absichten und Erwartungen hinaus ihren Zwecken dienstbar zu machen. . . . Unter günstigeren Umständen hätte der Rheinbund auch eine Veranstaltung werden können, um mäßigend und einschränkend auf die französische Politik in Deutschland einzuwirken."[1])

Kaum war der Rheinbund unterzeichnet, schickte Philipp Wilhelm den P. Otterstedt nach Rom. Am 30. September 1658 bittet derselbe um ein Kreditiv.[2]) Der Pfalzgraf sandte am 17. Oktober Beglaubigungsschreiben an den Papst und den P. General. In Augsburg hatte Otterstedt einen Zusammenstoß mit dem P. Albert Kurz (Curtz), der über das Bündnis mit Frankreich entsetzt war. Otterstedt setzte ihm den Charakter als Defensivbündnis und die Notwendigkeit desselben auseinander. Er berichtet darüber des Weiteren von Augsburg am 14. Oktober 1658 dem Pfalzgrafen und fügte zum Schlusse bei, daß er jetzt abreise mit einem Venetianer, dem er für Pferde und Beköstigung für sich und seinen Begleiter 46 Rthlr. bezahlte. Mit den Antworten, die Otterstedt P. Kurz gegeben, erklärte sich der Pfalzgraf am 27. Oktober sehr zufrieden. Dasselbe könne er auch dem Papst sagen; von Seiten des Kaisers habe man dem Haus Brandenburg den katholischen Teil des noch übrigen Stiftes Hildesheim angeboten, „wie viel mehr das wahr sein müsse, daß die Österreicher Brandenburg unsere allhie inhabenden

1) B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte von 1648—1740 (1892) 1, 319.

2) Orig. Die teilweise chiffr. Correspondenz Philipp Wilhelms mit Otterstedt aus dieser Zeit in Düsseldorf Staatsarchiv. Jülich Berg Pol. Begeb. 262.

Lande offerirt, welches alles uns desto mehr bewogen, uns ander Ort um Sicherheit zu bewerben".

Die Aufregung, die der Abschluß des Rheinbundes hervorgerufen, spiegelt sich klar wieder in den Ausrufen und Fragen des P. Kurz. Derselbe hatte bereits am 26. September 1658 dem General Nickel darüber geschrieben. Nickel antwortete am 19. Oktober, daß ihn die Sache um so mehr schmerze, je mehr er den Pfalzgrafen liebe. Er sei sehr erstaunt über die unvermutete Gesinnungsänderung des Pfalzgrafen, der die väterlichen weisen Ratschläge verlassen. „Ich glaube diesen beiden muß man die ganze Sache zur Last legen, und ich bin sehr verwundert, daß der Sekretär Leers einen solchen Einfluß auf den Pfalzgrafen hat.[1])

Als ihm dann P. Kurz am 8. November gemeldet, was man (Otterstedt) zur Verteidigung des Neuburgers vorbringe, bezweifelt Nickel in seiner Antwort vom 7. Dezember die Beweiskraft der vorgebrachten Gründe: „für mich beweisen sie nicht die Notwendigkeit des Geschehenen, und man kann auf alle diese Gründe eine Antwort geben".[2])

Auch auf der Reise selbst wurde Otterstedt wegen des Bündnisses zur Rede gestellt. Als er von Bayern nach Tirol gezogen, so schreibt Otterstedt von Trient am 24. Oktober 1658 dem Pfalzgrafen, ist mir auf dem Weg ein unbekannter Herr zukommen mit 2 Dienern in roter Liberey, und als er von andern erfragt, wer ich wäre, ist er zu mir geritten und gefragt mirabiles quaestiones, ob mein Fürst mit Frankreich und Schweden allegiert wäre, daß solches dem Kaiser sehr mißfalle u. s. w.

Am 12. November langte Otterstedt in Rom an. Von P. General habe er, so berichtet er am 16. November dem Pfalzgrafen, dasselbe gehört wie von P. Kurz. In der Audienz beim Papst auf St. Katharina, so schreibt er am

1) Original-Register der Briefe an die oberdeutsche Ordensprovinz

2) A. a. O. Vgl. Nickel an „P. Curtz" 4. Jan., 7. Juni 1659, in denen er die Versöhnung befürwortet.

30. November, hab ich mehr zu antworten als zu fragen vonnöten gehabt. Ich habe zwar eine überaus gute Affektion gefunden, aber mit dunklen Wolken und etlichen umbris verwickelt. Deswegen ich gesagt, ich wollte etwas aufsetzen und schreiben, welches gar angenehm gewesen. Den 4. Dezember werde er seine Reise nach Neapel (zu dem Vicekönig Penaranda) fortsetzen. Dort traf er am 12. Dezember ein. Am 1. Januar 1659 war er wieder in Rom. Er meint, daß die Reise nach Neapel fruchtreicher gewesen sei als die nach Rom. Er erwarte jetzt eine Antwort des Papstes auf sein Memorandum und zwei Breven in Betreff der Kirchengüter in Neuburg und der Incorporation der St. Anna-Pfarrei für das Colleg zu Düren. Aber das verzog sich. Am 15. März meldet er: Ich habe die Abschiedsaudienz gehabt und den Segen empfangen. Der Inhalt der letzten Antwort war: Ich billige und tadle nicht, was der Pfalzgraf von Neuburg getan hat oder tut; was die anderen Fürsten getan haben oder tun, tadele ich durchaus. Zwei Breven für Inkorporation von St. Anna und Bestätigung des Collegs in Neuburg hatte Otterstedt damals in Händen, aber zwei weitere ließen noch auf sich warten, so daß er er erst am 18. März abreisen konnte.[1])

P. Otterstedt hatte aber von diesen Hofgeschäften genug und übergenug. Er bat dringend, sich vom Hofe zurückziehen zu dürfen. Darüber beklagte sich der Pfalzgraf in einem Briefe, Hambach, 18. Oktober 1659, bei dem General:

Es seind nun etliche Monate und zwar vor Zurückkunft meines Beichtvaters P. Otterstetters aus Italien, daß der hiergewesene Pater Provincial auf Ew. Ehrw. Befehl mir zu erkennen gegeben, wie P. Otterstetten von Ew. Ehrw. begehrt und erhalten habe, sich von mir zu retirieren, wenn es mit meinem gutem Willen geschehen könnte. Nun hab ich nach des P. Otterstetten Ankunft oft über diese Materie mich mit ihm

1) Das Kredenzialschreiben des Papstes für P. Otterstedt vom 1. März 1659 in München Hausarch. 1570.



unterredet und ihn bei mir zu continuiren disponieren wollen. Ew. Ehrw. erachten leicht, daß Niemand auch privatus mit dem Beichtvater gern ändert, viel weniger Fürsten, so die Regierung führen müssen. Zumal ist einem Beichtvater hochnötig die Kenntniß nicht allein des Privat Gewissens sondern auch des Status, auch was vorgegangen, wohin die Absichten zielen. Diese Kenntniß ist aber nicht anders als durch die Zeit zu erlangen und so können sonderlich bei den jetzigen gefährlichen Zeiten leichtlich Casus vorfallen, welche ein hierin nicht Erfahrener schwerlich wird lösen können. Er (P. Otterstetten) ist aber beständig auf seiner Intention verharrt, also daß ich endlich mich fast habe bereden lassen, wiewohl ungern, darin zuzugeben. Nachgehends aber, als ich über die aus solcher Veränderung sich ergebenden großen Ungelegenheiten etwas reifer nachgedacht und zugleich den jetzigen gefährlichen Statum erwogen, finde ich daraus je mehr und mehr Beschwernuß, und daß mir eine solche Mutation gar nicht geraten sein will. Es sind oft resolutiones zu nehmen, welche einem mit dem Statu und der Vergangenheit unerfahrenen, wenn sonst auch gelehrten Beichtvater, zu resolviren schwer fallen werden. Mir aber wäre es sehr bedenklich, cum incerta conscientia mich in dem einen oder andern Falle zu resolviren. Zudem (habe) ich auch auf den P. Otterstetten ex tam diu probata ejus fide et affectu neben bekannter seiner doctrina und Probitet eine absonderliche Confidenz gesetzet. Ich habe zwar Ursache, diese auch zu andern der Societet sonst zu continuiren, jedoch wie Ew. Ehrw. selbst wissen, bringt die Gewohnheit allezeit eine große Offenherzigkeit mit sich, wie sie zwischen einem Poenitenten und Beichtvattern vor allem hochnötig ist. Also habe Ew. Ehrw. diese Beschaffenheit in allen Vertrauen zu entdecken für eine Notturft erachtet und ersuche dieselbe zum inständigsten, Sie wollen sub obedientia P. Otterstetten befehlen, in meinem officio bei mir zu continuiren. Er hoffe sichere Zusage, zumal eine Änderung auch wenig vorteilhafte Reden über ihn und den Pater mit sich bringen könnte. Der General könne sich versichert halten, daß er nicht allein in der gegen die Societet

bekannten Affektion keine Änderung zulassen, sondern in dem Vertrauen desto mehr sich gestärkt finden und allzeit bleiben werde.[1])

Diesem Wunsche willfahrte Nickel, wie er in seiner Antwort vom 16. November dem Pfalzgrafen mitteilte. Er habe den Provinzial beauftragt, im Namen des Generals um die Entlassung des P. Otterstedt zu bitten erst auf die inständigsten mündlichen und schriftlichen Bitten des Paters hin; er werde aber jetzt den gewünschten Befehl erteilen, zumal die angeführten Gründe durchaus stichhaltig seien.[2])

Am 9. Dez. 1659 zeigte dann Otterstedt dem Pfalzgrafen an, daß er den Befehl zur Wiederaufnahme seines Amtes erhalten habe und nur eine Willensäußerung des Pfalzgrafen erwarte, um dem Befehl nachzukommen.

Er versichert den Pfalzgrafen seiner großen Liebe und Verehrung in Cho. Wenn diese nicht so groß gewesen wäre, hätte ich nicht neun Jahre am Hofe ausgeharrt bei sovielen Reisen und Geschäften, die ich getreulich besorgt. Weil meine Liebe eine aufrichtige war, wie ich sie als Beichtvater meinem fürstlichen Beichtkinde schulde, wollte ich mein Amt niederlegen und habe es niedergelegt, damit wir beide sicherer im Gewissen vor dem göttlichen Gerichte wären. Da ich nun gezwungen werde, dieses so gefährliche und verantwortungsvolle Amt weiter auf mich zu nehmen, hoffe ich auf die gegenseitige Liebe zwischen Beichtkind und Beichtvater.[3])

Als Otterstedt am 26. Juli 1660 zum zweiten Mal Rektor des Collegs in Düsseldorf geworden, erhob sich alsbald ein neuer Kampf um ihn. Nach Erkrankung des P. Nickel war P. Oliva Generalvikar der Gesellschaft geworden (7. Juni 1661). Am 11. Februar 1662 teilte Oliva dem Pfalzgrafen mit, daß er sich erlaube, seinen Beichtvater, von dessen Eifer und Klugheit er sich viel verspreche, zum Provinzial der niederrheinischen Provinz zu ernennen; der-

1) Eigenh. Conzept Düsseldorf a. a. O.

2) Orig. München Staatsarch. blau 55/1. Dort auch ein weiteres Schreiben Nickels 31. Jan. 1660 in derselben Sache.

3) Orig. Düsseldorf a. a. O.



selbe könne aber trotzdem sein Amt als Beichtvater beibehalten.[1])

Der Pfalzgraf machte einige Schwierigkeiten. Daraufhin antwortete Oliva am 1. April 1662, er werde über P. Otterstedt nicht verfügen, ohne daß der Pfalzgraf vorher seine Einwilligung gegeben. Nunmehr gab sich der Pfalzgraf zufrieden. Am 2. Mai 1662 übernahm Otterstedt die Leitung der Provinz, besorgte aber, wie seine Korrespondenzen beweisen, auch noch die Aufträge des Pfalzgrafen bei dem Nuntius, dem Kurfürsten von Köln usw. Auch bediente sich der Pfalzgraf weiterhin seines Rates. So schreibt Philipp Wilhelm von Neuburg 13. Oktober 1662 an den Provinzial Otterstedt, er wolle Hälfte November nach Düsseldorf kommen und wünsche ihn dort zu sehen, um seinen Rat zu erholen; er möge also seine Geschäfte erledigen, um so lange als nötig bei ihm bleiben zu können.[2])

Als Beichtvater scheute sich Otterstedt nicht, wenn nötig freimütig auf Mißstände aufmerksam zu machen. So schreibt er am 11. April 1662 von Neuburg an den Pfalzgrafen: Wie ich zu Düsseldorf die Klagen über Kanzlei und Gerichte zusammengeschrieben und die Mittel zur Abhilfe angegeben, so habe ich es auch hier getan: ich klage dabei Niemand an, sondern zeige nur, was Gewissens halber von Ew. Durchl. geschehen kann, damit ich meine Pflicht nicht vernachlässige und Sicherheit für Leben und Sterben erlange.[3])

An Stelle des P. Otterstedt trat aber doch noch im Jahre 1662 P. Heinrich Pies (Pieß), der von 1656—1660 als Rektor das Düsseldorfer Colleg geleitet hatte.

P. Heinrich Pies war geboren 1607 zu Udenheim im Clevischen und 1627 eingetreten. Er war wenigstens von 1643 an bis zu seinem Tode am 31. Dezember 1666 Beichtvater am Hofe zu Düsseldorf. Man rühmt an ihm

---

1) Orig. München Geh. Hausarch. 1721/4.

2) Conc. Düsseldorf a. a. O.

3) Orig., Düsseldorf a. a. O.

eine große Herzensgüte und Liebe zu den Armen. Der alte Pfalzgraf Wolfgang nannte ihn deshalb P. Pius. Schon 1643 hatte er vergebens um Befreiung vom Hofbeichtvateramte gebeten.[1]) Seine Briefe an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm 1662—1665 behandeln ebenfalls verschiedene geschäftliche Aufträge, wie Besorgung von Kanonikaten für die jüngeren Söhne des Pfalzgrafen.[2])

Bald nach dem Tode des P. Pieß erbat sich Philipp Wilhelm am 19. Februar 1667 von dem General Oliva den P. Gabriel Ridler als Beichtvater, was Oliva unter dem 19. März 1667 gewährte.[3]) Derselbe war schon vorher Hofbeichtvater bei dem Fürsten Lobkowitz gewesen.

Über P. Ridler berichtet der Biograph des Fürsten Lobkowitz:[4])

Fürst Lobkowitz heiratete in zweiter Ehe 1653 die Pfalzgräfin zu Sulzbach Auguste Sophie, deren jüngerer Bruder Christian August regierender Herr in Sulzbach war. Nach der Verheiratung wohnte die Fürstin, die protestantisch blieb, in Neustadt an der Waldnab, einem Schloß des Fürsten Lobkowitz. Der Fürst hoffte, seine Frau werde katholisch werden. In den ersten Monaten nach der Heirat lud er den Jesuiten P. Ridler in sein Haus; aber es brauchte viel Mühe, ehe die Fürstin, welcher schon der bloße Anblick eines Mannes aus dem gefürchteten Orden Entsetzen einjagte, sich zu einer Unterredung herbeiließ. Sie bezeigte dem Jesuiten alle Achtung, ein Gespräch über religiöse Dinge wies sie jedoch ab. Zwei Jahre später wollten die Jesuiten noch einen Mann ihres Ordens in das Haus einführen. Der Provinzial machte geltend, daß ein Jesuit

1) Duhr a. a. O. II 2, 269. Am 11. Dezember 1653 schreibt der General Nickel dem P. Pieß: Intellexi quod Smus Dux pro Smae Sponsae spirituali institutione ac directione elegerit R. Vam. Optimam Smi electionem magnopere probo. Orig. Register Ad Rhen. Inf.

2) München, Staatsarch. blau 55/2.

3) Die Briefe a. a. O. 55/15.

4) Ad. Wolf, Fürst Lobkowitz 40 ff. 363.



nach den Statuten des Ordens nicht allein in einem Hause leben dürfe. Der Fürst ersuchte jedoch den Provinzial für diesen Fall um Dispens. P. Ridler gab die Hoffnung nicht auf, daß die Fürstin katholisch werde, umsomehr, als ihr Bruder der Pfalzgraf Christian August 1656 zur katholischen Religion übergetreten war. Die Fürstin blieb aber protestantisch und ihr Gemahl übte keinen Zwang auf sie aus. Als Kaiser Leopold sich wiedervermählen wollte, schickte Lobkowitz bald nach dem Tode der Kaiserin († 12. März 1673) den P. Ridler aus Düsseldorf nach Neuburg, um über die in Aussicht genommene Braut Eleonore Magdalena, Tochter des Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg zu berichten.

Was an dieser Darstellung richtig ist, werden die folgenden Briefe ergeben.

Der Herzog von Sagan (Fürst Lobkowitz) schrieb aus Neustadt 2. März 1656 an den oberdeutschen Provinzial Veihelin:

Er habe erfahren, daß auf Befehl des P. Generals P. Gabriel Ridler Rektor des Collegs in Neuburg werden solle; er wolle in die Verfügungen des Obern nicht eingreifen, aber folgendes erinnern: der genannte Pater wurde im vorigen Jahre von Ihrem Vorgänger mir bewilligt, damit er mit meiner Gemahlin über die Konversion zum katholischen Glauben sich bespreche. Obgleich dazu nichts Zweckdienliches unterlassen worden, so ist doch ein so schwieriges Werk nicht so schnell zu bereinigen, zumal wenn noch menschliche Rücksichten vorhanden. Auch diese werden, so hoffe ich, beseitigt werden, wenn nur P. Gabriel sein so gut begonnenes Werk fortsetzt, da er schon Gott sei Dank nicht allein die große Abneigung, die meine Frau gegen die Religion und Ordensleute gehabt, durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit behoben, sondern auch ein solches Vertrauen gewonnen hat, daß an einem glücklichen baldigen Erfolg nicht zu zweifeln. Eine Abrufung des Paters müßte die viele Arbeit vernichten und der daraus entstehende Schaden wäre kaum wieder gutzumachen, zumal meine Gemahlin durch diese Abberufung selbst consternirt ist und mir öfters versichert hat, daß sie lieber

mit diesem Pater als mit irgend einem andern verhandle. Dazu kommt, daß der Pater sehr reell verfahren; er (der Fürst) habe ihm sozusagen sein ganzes Gewissen anvertraut und es wäre ihm sehr schwierig, jedes Jahr einen anderen Beichtvater zu nehmen. Er hoffe zuversichtlich auf das Bleiben des Beichtvaters und bitte dringend dem P. General um dessen Genehmigung zu schreiben.[1])

Der Provinzial wandte sich in der Tat an den General Nickel. Dieser gab am 23. Dez. 1656 den folgenden Entscheid: P. Ridler kann nicht allein bei der Herzogin von Sagan bleiben, zumal die Hoffnung auf ihre Konversion unsicher ist. Deshalb möge der Provinzial den Herzog um die Erlaubnis bitten, ihn zurückzurufen oder ihm einen Gefährten geben zu dürfen.[2])

Im Jahre 1659 wurde Ridler Rektor von Neuburg und trat als solcher in nähere Beziehung zu Philipp Wilhelm.

Als sich Philipp Wilhelm 1669 um die polnische Krone bewarb,[3]) mahnte am 9. Februar 1669 Oliva den P. Ridler, er möge doch den Pfalzgrafen bewegen, daß er Niemand aus der Gesellschaft zu einem mit dem Institut so wenig verträglichen Geschäfte verwende. An den Pfalzgrafen selbst hatte Oliva am 19. Januar 1669 geschrieben, er habe durch Briefe aus Polen erfahren, es sei ein Pater nach Polen geschickt worden in einer Angelegenheit (der Wahl), die das Institut durchaus ferngehalten wissen wolle. Kraft des Gehorsams habe er die Betreibung des Wahlgeschäftes verboten, auch habe er die Patres in Polen angewiesen, unter sich und mit Auswärtigen nicht über die Sache zu reden. Den Verdacht des Pfalzgrafen, als hätten polnische Jesuiten

1) Orig. München, Reichsarchiv Jesuitica Nr. 317.

2) Orig. a. a. O. Jes. 341.

3) Nach der Abdankung Johannes II. Kasimir 1669 bewarben sich Philipp Wilhelm und Karl von Lothringen um die polnische Krone. Gewählt wurde ein Pole.



gegen ihn agitiert, müsse er zurückweisen, bis strikte Beweise vorlägen.[1])

In derselben Angelegenheit wollte der Pfalzgraf den P. Ridler nach Prag schicken, aber die Obern Ridlers erklärten sich entschieden dagegen. Gelegentlich eines Briefes des Fürsten Auersperg mit vielen Anklagen gegen die Jesuiten schrieb P. Joh. Evang. Thanner als Rektor von Neuburg an den Münchener Rektor Veihelin am 14. Jan. 1669:

Unser Fürst (der Pfalzgraf) hat nach Lesung dieses und ähnlicher Briefe uns seine Gunst nicht entzogen, aber er sucht zu ergründen, warum unsere Patres ihm einen andern vorziehen. Er ist überzeugt, daß die Machinationen der polnischen Patres in der Hand des Generals seien. Ferner will er durchaus den P. Ridler nach Prag schicken. Keiner von uns ist dafür, und wir sehen nicht, was er dort verhandeln oder ausrichten kann, zumal er (der Fürst) von diesem (Pater) das zu verlangen scheint, was er nun bei dem P. Richard, dem Beichtvater des Lothringers, und den polnischen Patres verurteilt. Ich hoffe, daß diese Reise von P. Gabriel (Ridler) abgeschüttelt wird oder wenigstens von der Fürstin, welche ihn für ihren Trost zurückgehalten, verlangt. Unter den übrigen Vorschlägen, um die polnischen Patres auf die Seite des Fürsten zurückzuführen, wurde von unserm P. Albert (Kurz) auch dieser gemacht, den P. Schorrer als Visitator nach Polen zu schicken. Der Fürst hat darüber gelacht. Ew. Hochwürden mögen mir raten, was ich tun soll. Bisher habe ich geschwiegen, weil die Sache mich nichts angeht. Wenn die Sache einen für die Gesellschaft ungünstigen Ausgang nehmen wird, im Falle der Fürst unterliegt, wird mir möglicher Weise auch Schuld gegeben, daß ich den P. General nicht über alles genauer unterrichtet.[2])

Wie vielgestaltig die Arbeiten eines Beichtvaters waren, zeigt u. a. eine Notiz aus dieser Zeit in den Akten der

1) Orig. München, Geh. Hausarchiv 146.

2) Orig. München, Reichsarchiv Jes. 341, Druck in Zeitschrift für Kirchengeschichte 15 (1895) 268 f.

theologischen Fakultät von Ingolstadt. Dort heißt es unter dem 16. April 1670: Der Dekan berichtete über ein Dankschreiben, welches R. P. Ridler, der Beichtvater des Pfalzgrafen von Neuburg, übersandt, in welchem sich dieser sehr lobend äußerte über die solide und klare Lösung eines vorgelegten Casus, die für den Pfalzgrafen sehr günstig gewesen. Die 12 Thaler, die der Pfalzgraf dafür geschickt, wurden unter die Fakultät verteilt. [1])

Auch P. Ridler wurde sein Amt überlästig. Am 16. Dez. 1671 bat er den General dringend, ihn von seinem Amte zu entheben. Dieser antwortete aber am 9. Januar 1672: Das Verlangen nach Entfernung von dem Hofe und nach Rückkehr in die Ruhe des Ordenshauses, welches Ew. Hochw. mir zu erkennen geben, ist mir sehr angenehm. Aber gerade dieses Verlangen macht Ew. Hochw. für ihren Posten sehr geeignet. Denn für den Hof passen die am besten, die nichts mit ihm zu tun haben wollen. Er möge deshalb ausharren und die fürstliche Familie auch auf ihren Reisen begleiten.[2])

Bald erlöste aber der Tod den P. Ridler von seinem Hofamte. Am 29. Mai 1675 teilte Philipp Wilhelm dem General Oliva den unerwarteten Tod seines Beichtvaters P. Gabr. Ridler mit und bat, an dessen Stelle ihm den P. Joh. Evang. Thanner als Beichtvater gewähren zu wollen. Die Zusage erfolgte am 25. Juni 1675.[3])

Diese Zusage war dem General nicht leicht geworden, denn P. Thanner war damals Provinzial der oberdeutschen Provinz und hatte sich in seinem Amte trefflich bewährt. Es würde ihm deshalb — so schreibt Oliva am 25. Juni 1675 dem P. Thanner — äußerst schwer, sich seiner erprobten Hilfe zu berauben, aber die Verdienste des Fürsten um die Gesellschaft seien so groß, daß er die Bitte nicht hätte abschlagen können. Wenn Thanner den Pfalzgrafen nicht zu einer Änderung seines Entschlusses bewegen könne, möge er in Gottes

1) Acta facultatis theol. Ingolst. München, Georgianum.

2) Orig.-Register Ad Germ. Sup.

3) Die beiden Schreiben in München, Staatsarchiv blau 55/3.

Namen das Amt antreten und einige als Nachfolger im Provinzialat vorschlagen. Wie aus einem zweiten Schreiben des P. Oliva vom selben Datum hervorgeht, wehrte sich P. Thanner mit Händen und Füßen gegen die Uebernahme des Hofbeichtvateramtes, es sei zu schwierig und nicht vereinbar mit der von ihm über alles geliebten Ruhe des Ordenshauses. Dagegen betonte Oliva in seiner Antwort, daß gerade die Flucht vom Hofe und die Liebe zum religiösen Leben den P. Thanner für das neue Amt sehr geeignet machten. Die Gewissensbedenken in Betreff der Leitung eines Fürsten könnten bei seinem theologischen Wissen und seinem Tugendstreben nicht als entscheidend anerkannt werden.[1])

Oliva hielt auf Thanner große Stücke. Das zeigte sich auch, als Kaiser Leopold im folgenden Jahre 1676 eine Tochter des Pfalzgrafen, Eleonore, als Braut erkor und P. Thanner zum Beichtvater der künftigen Kaiserin bestimmt wurde.

Diese Bestimmung, so schreibt Oliva am 14. Nov. 1676 an Thanner, hätte ihn sehr gefreut. Denn die Beichtväter der Fürsten liegen mir sehr am Herzen, da der Ruf der Gesellschaft so vielfach von ihnen abhängt. Deshalb wünsche ich mir Glück, daß die Kaiserin einen solchen Beichtvater erhält, dessen Tugend, Wissen und Bescheidenheit mir erprobt sind. Ew. Hochwürden werden das Lob noch vermehren, das der Beichtvater des Kaisers erworben hat. Die Liebe des Pfalzgrafen gegen seine Tochter könne er nur loben, da er, um für diese gut zu sorgen, des eigenen Beichtvaters sich beraube.[2])

Thanners schwache Gesundheit hielt in seinem neuen Amte nicht lange stand. Er starb bereits im Jahre 1680. Die theologische Fakultät von Ingolstadt, an der er früher viele Jahre gewirkt, setzte ihm die folgende Gedenktafel:

1) Orig. Reg. Ad Germ. Sup.

2) Orig. Reg. Ad Germ. Sup. Der Briefwechsel zwischen Thanner und dem Pfalzgrafen über den Kaiser und die Kaiserin 1677—79 in München, Staatsarchiv blau 55/5.



Joh. Evang. Thanner S. J. aus München, war durch Abkunft, Tugend und Gelehrsamkeit hervorragend. Nachdem er sechs Jahre Philosophie vorgetragen, lehrte er mit ausgezeichnetem Erfolge 13 Jahre die scholastische Theologie an den Akademien in Freiburg, Dillingen und Ingolstadt. Um seine Schüler zugleich mit der Wissenschaft zur Tugend anzueifern, hielt er als Präses häufig zündende Vorträge; besonders eifrig war er, wenn er die Sodalen zum letzten Kampfe ermunterte. Als Mann von großer Klugheit wurde er mit der Leitung der Collegien in Neuburg und Dillingen, dann mit der Leitung der ganzen oberdeutschen Provinz betraut, bis er von dem Pfalzgrafen von Neuburg und schließlich von der Kaiserin Eleonora zum Beichtvater gewählt wurde. Nach vielen Beweisen hervorragender Geduld während der heftigsten Steinschmerzen endigte er sein Leben in Böhmen, wo er sein geistliches Leben im Noviziat begonnen, reicher an Verdiensten als an Jahren im Jahre 1680 am 20. März im 61. Lebensjahre.[1])

(Fortsetzung folgt.)

LVIII.

Niederland und seine asiatischen Besitzungen im Rahmen des Weltkrieges.

Seit mehr als 300 Jahren sind die Niederlande eine Kolonialmacht, und die Geschichte der niederländischen Kolonien zeigt, wie ein kleines Land mit geringer Truppenmacht weite Gebiete, Inseln noch dazu, mit einer Bevölkerung von mehr als 40 Millionen beherrschen kann. Mit keiner anderen Kolonialverwaltung ist die holländische zu vergleichen, wenn wir auch manche Einrichtungen antreffen, die in anderen Kolonien ebenfalls zu finden sind. Dieser Unterschied in der Verwaltung ist darin begründet, daß die niederländischen Kolonien lange Jahre hindurch Eigentum einer Handelsgesellschaft waren, der großen „Niederländisch-Ostindischen Compagnie“, und daß man

1) Mederer, Annales Ingolst. 3, 39 f.



später, als die Besitzungen der Krone zugefallen waren, die alten Einrichtungen, soviel möglich, bestehen ließ. „Früher war der Kaufmann Souverain, jetzt ist der Souverain Kaufmann geworden", urteilte treffend ein holländischer Kolonialpolitiker (Prof. Veth).

Nach dem Abfall der Niederlande von Spanien war es den holländischen Kaufleuten und Seefahrern verboten worden, die spanisch-portugiesischen Häfen zu besuchen. Bis dahin waren die Holländer die Frachtfahrer Europas gewesen, und sie wollten nunmehr die Gewürze und die Kolonialwaren direkt an der Quelle holen und den Ländern, welche Spanien feindlich waren, verkaufen. Die ersten holländischen Schiffe segelten im Jahre 1595 aus Texel; vierzehn Monate später kam Cornelius de Houtman mit nur vier Schiffen auf der Reede von Bantum, auf der Insel Java, an. Es war zum ersten Male, daß sich die niederländische Flagge in diesen Gewässern zeigte.

Von den Eingeborenen wurden die Holländer überall als Befreier begrüßt, denn man hatte genug von den Unterdrückungen der Portugiesen und Spanier. Nach und nach wurden Handelsniederlassungen auf allen bedeutenderen Inseln gegründet, und bereits im Jahre 1602 flossen alle kleineren Unternehmungen in Holland, welche sich an der Ausrüstung von Schiffen für Ostindien beteiligt hatten, in die große Ostindische Compagnie zusammen. Zehn Jahre später wurde in der Nähe des alten Jacatra durch den kühnen Jan Pieterzoon Coln Batavia gegründet. Man kann die Geschichte der Ostindischen Compagnie einteilen in drei Perioden, nämlich: die Zeit der Gründung und des Ausbaues (1602 bis 1619), die Blütezeit (1619 bis 1675) und die Zeit des langsamen Verfalls (1675 bis 1800).

Als der Grundbesitz immer größer geworden war und die Compagnie in langwierige und kostspielige Kriege verwickelt wurde mit eingeborenen Fürsten, die ihrer Rechte beraubt worden waren, ging es langsam bergab. Schließlich wurde die Compagnie im Jahre 1800 aufgelöst und mit allen Aktiven und Passiven, einschließlich einer ungeheuren Schuldenlast, vom niederländischen Staate übernommen.



Im Verlaufe der napoleonischen Kriege hatte Holland erfahren, was es von England zu erwarten hat, wenn es diesem Beherrscher der Meere nicht zu willen ist. Schon vorher, als im Jahre 1780 ein Krieg ausgebrochen war zwischen England und den „Vereinigten Niederlanden“, hatte England die holländischen Besitzungen an der Westküste Sumatras, Negapatam in Vorderindien und Ceylon fortgenommen. Im Frieden von Versailles (1783) wurde wohl — auf dem Papier — alles zurückgegeben, aber als im folgenden Jahre ein Bündnis zustande gekommen war zwischen der französischen und der „Bataafschen“ Republik, nahm England nacheinander auch das Kapland, Malakka, Amboina, Banda und Ternate in Besitz. Im Frieden von Amiens (1802) verpflichtete sich zwar England, die holländischen Kolonien — mit Ausnahme von Ceylon — zurückzugeben, aber nach dem Ausbruch des französisch-englischen Krieges fing der Raubzug auf die holländischen Kolonien erst recht an. Niederland verlor alle überseeischen Besitzungen, auch Java fiel am 18. September 1811 in die Hände der Engländer.

In Thomas Stamford Raffles hatten die Engländer einen Mann gefunden, der — wie kein anderer vor ihm und nach ihm — geeignet war, die ehemals niederländischen Besitzungen zu verwalten. Ein großer Teil der staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen auf Java sind auf ihn zurückzuführen. Nach dem Fall Napoleons und dem Friedensschluß von Paris wurde zwischen England und Holland eine Übereinkunft geschlossen (13. August 1814), in welcher sich England verpflichtete, alle den Niederländern abgenommenen Kolonien zurückzugeben, mit Ausnahme von Kapland, der Besitzungen an der Küste von Vorderindien und Malakka. Die Übernahme und die Regelung der beiderseitigen Rechte nahmen jedoch viele Jahre in Anspruch, sodaß erst 1824 alles geordnet war.

Niederland verpflichtete sich seinerseits, von allen ferneren Versuchen, auf dem asiatischen Festlande wieder festen Fuß zu fassen, abzusehen; während England versprach, hinsichtlich der Inseln des Archipels ein Gleiches zu tun. Nur Singapore und Pulo Pinang behielt England, und man muß anerkennen,



daß sowohl Raffles wie auch die anderen englischen Unterhändler gerade hierbei einen weit in die Ferne schauenden Blick besaßen. Auch in der Folge hat sich England wenig gestört an diesem Übereinkommen, denn im Jahre 1841 ließ sich der Engländer James Brooke in Serawak, in Nordborneo, nieder. Wenn es auch anfangs schien, als habe die britische Regierung hierbei nicht die Hand im Spiele, so hat die spätere Zeit die Niederlande eines Besseren belehrt: die Vasallenstaaten Serawak und Brunei, wie auch das Gebiet der Britisch-Nordborneo-Compagnie müssen entschieden als englisches Besitztum gelten, darüber hilft keine kolonialpolitische Kasuistik hinweg. Im Jahre 1820 rief der britische Unterhändler Lord Castlereagh den holländischen Vertretern zu: „Wir (Engländer) allein haben zu bestimmen, was wir behalten und was wir zurückgeben wollen!“

Die oberste Verwaltung der Kolonien liegt in den Händen des Kolonialministers, welcher der zweiten Kammer und dem Volke gegenüber verantwortlich ist. Die Rechte der Krone sind in Holland sehr beschränkt; die Königin (oder der König) hat eigentlich nichts anderes zu tun, als Unterschriften zu liefern. Das Recht der Gesetzgebung und die Kontrolle über die Ausführung derselben und des Budgets liegen ausschließlich in den Händen der zweiten Kammer. Die Kolonien schicken keine Abgeordneten in die Kammer, was bei den Niederländern, die in Indien ansässig sind, oft als ein Unrecht empfunden wird; jeder beliebige Holländer, der das Glück hat, in die zweite Kammer gewählt zu werden, und der eine gute Redegabe besitzt, kann — ohne Kenner der indischen Verhältnisse zu sein — einen für die Kolonien segensreichen Gesetzesvorschlag der Regierung zu Fall bringen, wenn er die Mehrheit für sich hat. Da ist es begreiflich, daß die Stellung der Kolonialregierung oft keine leichte ist.

Indien selbst hat keine Verfassung; das „Regierungsreglement“ ist hier das Grundgesetz. An der Spitze der Regierung steht ein Generalgouverneur, der auf Vorschlag des Kolonialministers durch die Königin auf fünf Jahre ernannt



wird. Er hat souveräne Rechte und genießt dementsprechend auch in Indien dieselben Ehrenbezeugungen wie in Holland die Königin; er erklärt Krieg an und schließt Frieden mit eingebornen Fürsten, begnadigt oder bestätigt Todesurteile, ernennt und befördert mit wenigen Ausnahmen Beamte und Offiziere, und ist der Chef der Land- und Seemacht in Niederländisch-Indien. Seine Residenz befindet sich in Buitenzorg bei Batavia.

Dem Generalgouverneur zur Seite steht ein „Raad van Indien", bestehend aus einem Vizepräsident (er selbst ist Präsident) und fünf Mitgliedern, alle durch den Kolonialminister ernannt. Dieser Rat ist nur advisierend, der Generalgouverneur ist nicht verpflichtet, danach zu handeln. An Stelle der Ministerien treten in Indien die Departements des Innern, der Justiz, für die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, die Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, des Landbaues und für Handel und Schiffahrt. An der Spitze eines jeden Departements steht ein Direktor, der vom Generalgouverneur ernannt wird. Die Ernennung der Chefs des Militärdepartements und des Marinedepartements erfolgt in Holland.

Die einzelnen Provinzen werden verwaltet durch Gouverneure, Residenten oder scheinbar unabhängige, eingeborene Fürsten, die durch holländische Beamte überwacht und kontrolliert werden. Es gibt auf Java 17 und in den „Außenbesitzungen" 16 Provinzen. Die Distrikte werden verwaltet durch Assistentresidenten und Kontrolleure. Von jeher haben die Holländer die Eingeborenen soviel wie möglich regieren lassen durch ihre früheren Fürsten, die nunmehr einfache Beamte (Regenten) geworden sind. Natürlich müssen dieselben auf Schritt und Tritt überwacht werden, um Übergriffe und Erpressungen zu verhindern; die Eingeborenen sind ihren Fürsten und Adeligen so unterwürfig, daß sie sich ohne zu murren von diesen alles fortnehmen lassen würden.

Eine Haupteinnahmequelle für die holländische Kolonialregierung besteht in der Zwangskaffeekultur der Eingeborenen; diese sind gezwungen, auf ihrem Besitztum eine bestimmte Anzahl Kaffeebäume zu pflanzen, deren Ertrag sie in die Re-



gierungspachthäuser abliefern müssen. Den dafür zu zahlenden Preis bestimmt die Regierung, welche den Kaffee wieder meistbietend versteigert auf den berühmten Kaffeeauktionen in Rotterdam und Amsterdam. Die freie Kaffeekultur auf Plantagen ist nur Europäern gestattet. Wenn auch Zustände, wie sie Multatuli in seinem „Max Havelaar" schildert, heute zu den Ausnahmen gehören, so wird doch dieses Zwangskultursystem gegenwärtig auch von vielen Holländern scharf verurteilt.

Die Bereitung und der Verkauf von Opium an Eingeborene und Chinesen ist ein Regierungsmonopol. Zur Ehre von vielen holländischen Kolonialpolitikern und des niederländischen Volkes sei hierbei gesagt, daß heute viele in Holland diese Opiumpolitik als eine Schmach empfinden: aber man weiß sich keinen Rat, man möchte den schmachvollen Opiumhandel gerne aufgeben, fürchtet dann aber ein Defizit in den Staatseinnahmen. Bei Anlage und Unterhalt von Wegen, bei Errichtung von öffentlichen Bauten u. s. w. werden die Eingeborenen gezwungen, ohne Bezahlung Frondienste zu leisten; diese sogenannten „Herrendienste" sind in Wirklichkeit nichts anders als die frühere Sklaverei der eingeborenen Fürsten unter einem anderen Namen.

An der Spitze der Truppen steht ein Generalleutnant, der zugleich Chef des Militärdepartements ist; er untersteht dem Generalgouverneur. Java ist verteilt in drei Militärbezirke: Batavia, Semaroug, Surabaja. In den Außenbesitzungen ist in der Regel der Kommandeur eines Garnisonsbataillons zugleich Regionskommandant. Eine allgemeine Dienstpflicht besteht nicht, weder für Europäer noch für Eingeborene. Die ganze Armee setzt sich aus Freiwilligen zusammen, unter den europäischen Soldaten aller Waffengattungen wird ein hoher Prozentsatz Deutsche angetroffen. Die genannte Truppenmacht zählt etwa 50 000 Mann, darunter 16 000 Eingeborene. Diese Truppenmacht ist über den ganzen Archipel zerstreut, die Mehrzahl ist auf Java garnisoniert, um immer gleich bei der Hand zu sein, wenn irgendwo Unruhen ausbrechen, was oft genug geschieht. Die Befestigungswerke sind alle ohne Aus-

nahme äußerst altmodisch und dem Feuer aus neueren Geschützen nicht widerstandsfähig.

Niederländisch-Indien selbst besitzt nur wenige, und zwar kleinere Kriegsfahrzeuge, welche ausschließlich dazu dienen, auf den vielen kleinen und kleinsten Inseln hin und wieder die holländische Flagge zu zeigen und Unbotmäßigkeiten zu verhindern oder zu strafen. Außerdem sind immer vier bis fünf holländische Kriegsschiffe in den indischen Gewässern stationiert.

Seit 1871 führt Niederland in Nord-Sumatra Krieg gegen die Atjinesen, einen fanatischen, kriegerischen Volksstamm. Bis jetzt ist es nicht gelungen, diesen Stamm ganz zu unterwerfen; auf einige Ruhejahre folgten immer wieder Aufstände in großem Stil. Man hat mit Recht einmal gesagt, dieser Atjeh-Krieg sei das Sieb, durch welches alle Staatseinnahmen wieder verloren gehen; solange in Atjeh nicht geordnete Zustände herrschen, bleibt kein Geld übrig, anderswo etwas zu tun.

An eine Verteidigung der niederländisch-indischen Besitzungen einer feindlichen Großmacht gegenüber ist unter solchen Umständen überhaupt nicht zu denken. Nur Java könnte einige Zeit lang erfolgreich verteidigt werden, vorausgesetzt, daß sich die eingeborene Bevölkerung ruhig verhält. Auch eine tatkräftige Neutralität, Großmächten gegenüber, ist für Niederländisch-Indien so gut wie ausgeschlossen. Schon einmal drohte diesen holländischen Besitzungen das Verhängnis, zwischen zwei kriegführenden Großmächten zermalmt zu werden: während des russisch-japanischen Krieges. Als sich die russische Armada in der Stärke von 8 großen Panzerschiffen, 8 großen Kreuzern und 14 Hochseetorpedobooten näherte, und niemand wußte, wo sich Admiral Togo mit der japanischen Flotte befand, fürchtete man in Batavia eine Seeschlacht in den territorialen Gewässern und Überrennung und Forcierung von indischen Häfen. Ein russisches Kanonenboot war sogar ungeniert in den Hafen von Batavia, nach Tandjoug Priok, eingelaufen, hatte sich dort eine Woche aufgehalten und Kohlen eingenommen, ohne auf die Proteste der holländischen Regierung zu achten.

Seit dieser Zeit sind in Niederländisch-Indien wiederholt

Stimmen laut geworden, welche in einem engeren Bündnis mit Japan die einzige Rettung für die reichen holländischen Besitzungen in Ostasien sehen, zumal es niemand verborgen geblieben ist, daß die Sympathien eines großen Teiles der eingeborenen Bevölkerung und der Mischlinge entschieden auf seiten Japans sind. In Holland selbst hat man sich bisher dieser Lösung der Frage wiedersetzt, oder besser man sagte sich: „Es wird ja wohl alles beim Alten bleiben"; der alte holländische Jan-Sali-Geist (ein Zögern und Warten, ein Auf-die-lange-Bank-Schieben) behielt die Oberhand.

Niederländisch Indien, namentlich Java, ist seit dem Jahre 1895 von japanischen Agenten überflutet; diese drängen sich in alle Berufe und in alle Volksklassen hinein. In der Regel sind es intelligente Offiziere, die sich nicht schämen, ein paar Jahre lang zu arbeiten als Barbier, Maurer, Schreiber in Regierungsbüros, sogar in die holländische Kolonialarmee lassen sie sich anwerben als gewöhnliche Soldaten. Zahlreiche japanische Gelehrte haben im Archipel Forschungsreisen unternommen und eingehende Studien gemacht auf allen Gebieten, und zwar — wie dies auch nicht anders möglich war — mit Unterstützung der japanischen Regierung. Es ist in Indien allgemein bekannt, daß die japanische Admiralität bessere Seekarten des Archipels besitzt als das holländische Marinedepartement in Batavia. Trägt der Japaner die Kleidung des Eingebornen und spricht er dessen Sprache, so ist er schwer von ihm zu unterscheiden. Schon diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der Japaner dem Eingebornen näher getreten ist als jeder andere Fremde; zudem kommt es dem Japaner gar nicht darauf an, sich äußerlich dem Eingeborenen, der ohnehin meist nur ein oberflächlicher Moslim ist, als Mohammedaner zu zeigen. Der Japaner hat verstanden, dem Javanen, dem durch jahrhundertelange Unterdrückung und Knebelung seiner eigenen Fürsten und fremder Beherrscher jedes Verständnis für „Freiheit" erstorben war, den Grundsatz einzuprägen: „Asien den Asiaten".

Der Deutsche ist wie anderwärts, so auch in den niederländischen Besitzungen Ostasiens nicht beliebt. Man empfindet

ihn als einen unbequemen Eindringling, zumal es die in Indien ansässigen deutschen Kaufleute durch Fleiß und Tüchtigkeit fast alle ohne Ausnahme zu großem Wohlstand gebracht haben; dadurch ist der Neid des holländischen Kaufmanns geweckt worden. Wohl in keinem anderen Lande der Welt hat man die englische schwarze Liste so freudig begrüßt als in Niederländisch-Indien: ein lästiger Konkurrent war aus dem Felde geschlagen.

Der Besitz der ostasiatischen Kolonien ist für die Niederlande eine Lebensfrage; das hat man in Holland immer gewußt. Daß der Drang Japans nach Süden zu dem Vulkangürtel folgt, der auf den japanischen Inseln seinen Anfang nimmt und in großem Bogen über Formosa, die Philippinen, Celebes, Java, Sumatra bis zu den Nicobaren reicht, weiß jeder holländische Politiker in Indien. Er weiß auch, daß die Wegnahme der Philippinen durch die Japaner noch nicht aktuell ist; dieselben werden einmal Japan wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Deshalb hat sich das Auge Japans zunächst auf den holländischen Archipel gerichtet.

Dieser Weltkrieg kann ganz andere Veränderungen auf der Landkarte im Gefolge haben als die napoleonischen Kriege. Noch weiß man nicht, ob der Krieg immer weitere Kreise ziehen und wie und wann er enden wird. Holland ist heute schon — dank der Beschlagnahme der neutralen Posten durch England und das englische Kabelsystem — so gut wie abgeschnitten von jedem freien Verkehr mit seinen ostasiatischen Besitzungen. Das so oft gehörte: „Es wird ja wohl alles beim Alten bleiben", klingt heute manchem Holländer wie ein düsteres Mene-tekel. Jedenfalls wünschen wir den Niederländern auch weiterhin den ungeschmälerten Besitz ihrer reichen indischen Kolonien. Mehr als drei Jahrhunderte lang weht die holländische Flagge in jenen Gewässern; vielleicht gelingt es den Nachkommen der tapferen Geusen ihr Erbteil hinüberzuretten in eine neue Zeit. Ohne Indien wäre Holland nicht mehr lebensfähig.



LIX.

Ein unglücklicher Führer eines unglücklichen Volkes.

Von Alfred Gökel, S. J.

„Die Romantik der irischen Geschichte" betitelt Sir Roger Casement einen Aufsatz vom Februar 1916.[1]) Darin schreibt er: „Unbezähmbare Hartnäckigkeit, die Fähigkeit, durch Jahrhunderte des Elends hindurch die Erinnerung an die verlorene Freiheit zu bewahren und nie an einer Sache zu verzweifeln, die immer Niederlagen erleidet und *immer denen verhängnisvoll wird, die es wagen dafür zu kämpfen*, ist vielleicht das seltsamste und edelste Beispiel, das je von einer Nation gegeben wurde."

Was Casement mit diesen Worten vom irischen Volke sagt, bezeichnet zugleich sein eigenes trauriges Schicksal, das ihn zum Urbild dieser unglücklichen Vorkämpfer macht. Auch er ist nun in die heilige Schar der irischen Heroen aufgenommen. Er hat mit Einsetzung seines Lebens das gelichtete und arme Volk der Iren vom Eintritt in Englands Eroberungskrieg ferngehalten, hat eine Bresche geschlagen in den Wall von Verleumdungen, den britischer Eigennutz um das unglückliche Volk und Land gezogen hat, und was er zur Erreichung dieser Ziele tat und schrieb, erweist ihn zugleich als einen Seher, der Jahre voraus mit einer Treffsicherheit und Kühnheit des Bekenntnisses ohnegleichen die Dinge erkannt hat, wie sie sich heute großenteils erfüllt haben.

Es ist die Ansicht geäußert worden, die englische Regierung habe sich zum gegenwärtigen Kriege entschlossen, um einen Ausweg in der Homerulfrage zu finden. Gewiß waren die Schwierigkeiten in Irland nicht der einzige und wohl auch nicht der Hauptgrund für Englands Handeln. Aber eine Stütze

1) Sir Roger Casement. Gesammelte Schriften. Verlag von Jos. C. Huber, Diessen vor München 1916.



findet obige Annahme allerdings in einer Äußerung des Exdiplomaten Brancaninov, der von London aus am 28. März 1914 in seiner Wochenschrift Novoye Zvêno 1914 Nr. 13 S. 407 nach einem Besuche bei Grey schreibt: „Ist es nicht seltsam zu denken, daß Europa wegen der irländischen Frage in $1\frac{1}{2}$ bis 2 Monaten einem allgemeinen Krieg entgegengeht?“[1])

Tatsache ist ferner, daß England im Juli 1914 am Rande eines Bürgerkrieges stand zwischen den irischen Parteigängern Englands und jenen Iren, die Irland selbst treu blieben. Im November 1913 war auf Veranlassung Casements die Bildung der „Irischen Freiwilligen“ zu Dublin erfolgt. „Sie wollten die Rechte und Freiheiten des ganzen irischen Volkes schützen, was die Ulsterfreiwilligen für den Ulsterprotestantismus allein versuchten.“ Ges. Schr. S. 8. Im Juli 1914 umfaßte die Körperschaft schon 150 000 Mann. Redmond und einige andere irische Abgeordnete bemühten sich nun, durch die Verlockungen der Londoner Gesellschaft und den Glanz des englischen Goldes und englischer Würden bestochen, die Freiwilligenbewegung in ihre Hand zu bringen, um sie von ihrem eigentlichen irischen Ziele abzulenken. Als Redmond aber bei einer persönlichen Aussprache Casement gegenüber äußerte, daß seiner Meinung nach „Waffen das Letzte wären, was man den Freiwilligen geben dürfte“, so war seine wahre Absicht erkannt, und seine Vertrauensmänner wurden noch rechtzeitig aus der Leitung der Freiwilligenbewegung entfernt. Im Juli, als Casement schon in Amerika weilte, um die geldliche Unterstützung der dortigen irischen Nationalisten für den Waffenkauf zu erlangen, landete ein Segler aus Rouen heimlich Waffen und Munition in Howth. Die englische Garnison Dublins wollte nun die Freiwilligen entwaffnen, wurde aber durch Kolbenschläge in die Flucht gejagt. Dieser Vorgang führte dazu, daß die britische Garnison am Sonntag, den 26. Juli 1914 auf die unbewaffnete Volksmenge, meist Frauen und Kinder, feuerte und zahlreiche Personen tötete und verwundete. Ungeheuere Empörung ging

1) Hans Übersberger in „Deutschland und der Weltkrieg“ S. 422.



durch das ganze nationalistische Irland; die irischen Regimenter drohten zu meutern — da brach der Krieg aus, und die irischen Truppen wurden so rasch als möglich nach Flandern geschafft; die Gefahr schien beseitigt. Ja, man ging in den Hoffnungen noch weiter. Grey behauptete noch am 3. August 1914: „Irland ist der einzige helle Punkt in dieser ganzen furchtbaren Situation“. Durch englische Minister und Zeitungen wurde dringend nahegelegt, Iren sollten „herdenweise zu den Fahnen strömen“ aus Dankbarkeit für die Homerule-Bill „die man“, wie Casement ironisch bemerkt, „zum Gesetz und nicht zur Tatsache gemacht hatte“. Daß der „eine helle Punkt“ widerspenstig dunkel blieb, ist hauptsächlich die Leistung Casements, wie aus seinem Aufsatze: „Warum ich nach Deutschland kam“ ersichtlich ist.

Er richtete zwei offene Briefe an seine Landsleute, in denen er sie bat, daheim zu bleiben und es England zu überlassen, seine Angriffskriege allein zu führen. Nur der erste Brief erreichte seinen Bestimmungsort und wurde im Dubliner „Irisch Indepedent“ vom 5. Oktober 1914 veröffentlicht. Der niederträchtige Mordanschlag auf Casement zeigt, wie unbequem dieser Mann der britischen Regierung geworden war. Der zweite öffentliche Brief erreichte die irische Presse nicht. Er ist aber in Casements Gesammelten Schriften veröffentlicht und enthält zugleich die Begründung, warum Casement beim Deutschen Reiche seine Zuflucht suchte. Er gibt in diesem Briefe seinen Landsleuten zu bedenken, daß die britisch liberale Partei seit 28 Jahren verpflichtet war, Irland die Selbstregierung zu gewähren. Sie hat dieser Pflicht noch nicht genügt. Nun will sie uns eine hypothetische und ganz unbestimmte Selbstregierung verkaufen und zwar unter Börsenbedingungen, die nur ein Narr annähme, daß nämlich „für diesen verheißungsvollen Scheck (nach dem Tode zahlbar!) das irische Volk sein Blut, seine Ehre und seine Mannheit in einem Kriege hergeben soll, der gar nichts mit ihm zu tun hat“. Ges. Schr. S. 12. „Irland hat sein Blut keinem Lande, keiner Sache zu geben als der Irlands . . . Irland braucht alle seine Söhne . . . In der



Frist von 68 Jahren ist seine Bevölkerung um mehr als vier Millionen Seelen gefallen, und auf jedem Gebiet des nationalen Lebens zeigt es eine stetige Abnahme seiner Lebenskraft . . . Nicht Deutschland ist es gewesen, das die nationalen Freiheiten des irischen Volkes zerstörte, und wir können nicht unser zu Boden geschlagenes nationales Leben wiedererlangen, indem wir Feuer und Schwert in ein anderes Land tragen . . . Wenn dies ein Krieg für „die kleinen Nationalitäten" sein soll, wie seine Anstifter ihn bezeichnen, dann laßt ihn für eine kleine Nationalität daheim beginnen." Ebenda S. 13—14. Bald darauf reiste Casement nach Deutschland in der Überzeugung, „daß Briefe allein nicht imstande seien, die Iren zu Hause zu halten" und den zahlreichen Reizmitteln entgegenzuwirken, die angewandt wurden, um sie „in die Schlachthäuser des Krieges zu treiben". Irland war ja seit Ausbruch des Krieges von der äußern Welt abgeschnitten und ausschließlich auf Nachrichten aus Vierverbandsquellen angewiesen. Diese boten alles auf, im irischen Volke die Furcht zu verbreiten, ein deutscher Sieg werde ihm einen großen Schaden zufügen/ sein Land, seine Wohnstätten, Kirchen und Priester auf Gnade und Ungnade einem Heere von Eindringlingen preisgegeben. Casement bat darum die deutsche Regierung, ihre friedlichen Absichten gegen Irland kundzutun; um dadurch die Iren von ihrer Bereitwilligkeit zu einem Kriege abzuhalten. Darauf erfolgte bekanntlich durch den stellvertretenden Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Auftrage des Reichskanzlers eine amtliche Erklärung, die unter anderm in aller Form besagte, daß Deutschland niemals mit der Absicht der Eroberung oder Vernichtung irgendwelcher Einrichtungen in Irland einfallen würde. „Sollte im Verlaufe des Krieges, den Deutschland nicht suchte, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küsten Irlands führen, so würden sie dort landen nicht als eine Armee von Eindringlingen, die kommen um zu rauben und zu zerstören, sondern als Streitkräfte einer Regierung, die von gutem Willen gegen ein Land und ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht."



Sir Roger hatte sich nicht umsonst bemüht. Trotz der starken englischen Werbetätigkeit hatten sich von den 720 000 wehrfähigen Männern Irlands bis zum Ende des Jahres 1915 nur etwa 80 000 Rekruten zum Eintritt in das Heer bewegen lassen, darunter 50 000 aus dem unionistischen Nordost-Ulster; die übrigen 30 000 gehörten dem anglo-irischen Landadel und den vielen Tausenden an, die durch wirtschaftlichen Zwang in die Armee getrieben wurden; die Bauern und der Handelsstand, also 50 Prozent der Bevölkerung, waren völlig fern geblieben.

Casement verwahrt sich entschieden dagegen, daß sein Zweck ein kriegerischer gewesen sei. Nicht darnach habe er getrachtet, einen Aufstand in Irland zu erregen, sondern Irland und die Iren möglichst dem Kriege fernzuhalten. Früher mögen seine Hoffnungen weiter gegangen sein, auf eine Erlösung aus englischer Knechtschaft. Aber er war Realist genug, um jetzt wenigstens das Erreichbare zu erstreben. Mit Genugtuung kann er auch seinen Aufsatz: „Warum ich nach Deutschland kam“ mit den Worten beschließen: „Die Tatsache, daß sich das Aushebegesetz nicht auf Irland anwenden ließ, und das Eingeständnis, daß Irland durch ausdrückliche, gesetzliche Anerkennung von der Wehrpflicht für Großbritannien oder für das britische Weltreich ausgenommen wird, ist die beste Rechtfertigung, die ich für meinen Besuch in Deutschland fordern konnte.“ Ges. Schr. S. 16.

Ein zweites großes Verdienst um sein Vaterland hat Sir Roger Casement sich erworben, indem er durch seine Aufsätze und Abhandlungen eine Bresche schlug in die Mauer von Verläumdungen und Vorurteilen, die seit Jahrhunderten in der Welt durch England über Irland und die Iren verbreitet werden.

Der englische Geschichtsschreiber John Richard Green plante einst aus edlem Mitgefühl mit dem Geiste des irischen Volkes eine Geschichte Irlands zu schreiben. Es ist bezeichnend, mit welcher Begründung er den Gedanken wieder aufgab: Der ständige Bericht von Elend und Mißregierung sei zu schmerzlich, das Unrecht solcher verworrener, mißgestalteter Dinge zu groß, um erzählt zu werden. Ein Genuß der geschichtlichen Dar-



stellung liegt im Kontrast; die Geschichte Irlands bietet keinen Kontrast; sie ist eine Erzählung von ungemildertem Unrecht. In diese Leiden seines Volkes und in dieses Unrecht läßt uns Casement einen Blick tun.

Er bedauert in seinem Aufsatze: „Irland im Weltkriege", geschrieben Oktober 1915, Ges. Schr. S. 143 ff., daß in Deutschland das Verhältnis zwischen England und Irland so wenig verstanden werde, während doch im frühesten Mittelalter religiöse und geistige Bande Deutschland und Irland verknüpft hätten. Es war in der Zeit, da irische Mönche und Lehrer an den Rhein und nach den heitern Gefilden Süddeutschlands irische Kultur und die Lehren des Christentums brachten. Die Überschwemmung Irlands durch die wilden normannischen Krieger Heinrichs II. von England trieb dann allerdings die weniger kriegerischen Eingebornen Irlands zu einer endlosen Vergeltungspolitik, schaltete Irland als ein dem Festlande kulturbringendes Glied aus und erwirkte zeitweise seine Isolierung. Der Zweck der Expedition Heinrichs II. nach der grünen Insel war, Irland zu erobern und zugunsten der englischen Krone auszubeuten. Aber die halbbarbarischen Kolonisten entdeckten bald, daß es ihnen vorteilhafter sei, sich mit den kulturell höher stehenden Iren zu verständigen, als sie zu bekämpfen. Heinrich II. und seine Nachfolger aber waren mit dem Versuche in Anspruch genommen, Frankreich auf die Knie zu zwingen, und durch Streitigkeiten mit den englischen Baronen; so verschmolzen unterdessen Eingeborne und Kolonisten; das Irenvolk hatte die normannischen Barbaren eingesogen, seine Kultur durch den Zusatz von französischem Schönheitssinn bereichert und bald darauf eine zweite irische Renaissance erlebt. Der erste Versuch Englands, Erin zu erobern, war also mißlungen.

Die eigentliche Eroberung der Insel durch England beginnt erst mit dem 16. Jahrhundert. In den 70 Jahren der Regierung Heinrichs VIII. und seiner Tochter Elisabeth wurde die Zerstörung der vornehmen Zivilisation des irischen Volkes und die Unterwerfung des reichen, fruchtbaren irischen Insellandes nach sorgfältig ausgedachtem Plane erbarmungslos aus-



geführt. Ein seiner Zeit von sechs irischen Stammesführern geleisteter „Treuschwur“ Heinrich II. gegenüber wurde aus der Vergangenheit hervorgeholt. Auf diesem durch falsche Vorspiegelungen erlangten und von den Iren gänzlich mißverstandenen Eid gründete Heinrich VIII. seine Enteignungspolitik in Irland, begründeten die englischen Könige ihre rechtlichen Ansprüche, um die zahllosen spätern Gewalttaten im Namen des Gesetzes zu rechtfertigen. 1541 bot außerdem das bestehende Dubliner Parlament, das ausschließlich aus Kreaturen des englischen Königs bestand, Heinrich VIII. den Titel „König von Irland“ an. Damit sollte „der Wille des irischen Volkes“ ausgedrückt sein! Übrigens kümmerte sich Heinrich VIII. um Rechtstitel wenig. Er wollte den irischen Boden und nahm ihn. Aber damit nicht genug. Die irische Bevölkerung sollte überhaupt von diesem Boden verschwinden, damit Engländer dahin verpflanzt werden könnten. „Um die Entvölkerung Irlands zu erzielen, wurden Jahrhunderte hindurch Kriege oder Massenschlächtereien in Irland veranstaltet.“ Ges. Schr. S. 145. Aber auch der irische Gedanke mußte ertötet werden, um eine unterwürfige Anhänglichkeit an England zu erzielen. Der Geist eines Volkes mußte zerstört werden, wenn sein Leib unterjocht werden sollte. Damit jede Möglichkeit eines Verkehrs mit Europa dem irischen Volke genommen sei, damit niemand den Prozeß der völligen Absorbierung Irlands durch England hemmen könne, wurde um Irland herum ein eisernes System politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Abschließung errichtet. Im Jahre 1801 fand die Vereinigung des irischen Parlamentes mit dem britischen statt, nach Lord Byron eine Vereinigung „wie sie der Haifisch mit seiner Beute vornimmt“. Es gab jetzt ein „Parlament von Großbritannien und Irland“. Fünf englische standen *einem* irischen Volksvertreter gegenüber. Aber die Engländer konnten nun sagen, daß die Irländer selbst mit ihrer Politik einverstanden seien. Damals stand Irland England noch gegenüber wie eine Großmacht der andern. Irland zählte sechs Millionen, England neun Millionen. Dublin war damals volksreicher als Berlin, Petersburg und vielleicht sogar



Wien. München zählte 50 000 Einwohner, Dublin über 200 000. Nun wurde die irische Aristokratie nach London gelockt und langsam verengländert. Ihren Wünschen und Begierden diente das englische Parlament zum Nachteile des Landes, das sie im Stich gelassen hatten. Die Besitzrechte dieser im Auslande lebenden Eigentümer irischen Bodens wurden gestärkt, um so die Einkünfte Irlands nach England leiten zu können. Für die Außenstehenden aber schuf England die Legende, Irland sei ein armes, vollständig wertloses Land und die Bevölkerung sei träge, sittenlos und unbotmäßig.

Von Natur aus ist Irland aber kein armes wertloses Land. Seine Tiefebenen, 50—100 m über dem Meeresspiegel gelegen, sind vielmehr Tagwerk für Tagwerk vielleicht der reichste Boden Europas. 90% ist zur Kultur geeignet und zeitigt Ernten, die alle Nachbarländer weit übertreffen. Selbst im Winter sind seine Fluren mit saftigem Grün bedeckt, und die zur Bebauung ungeeignete Fläche enthält Torfmoore mit einer Dichte von 25—50 Fuß. Sie könnten Jahrhunderte hinaus ganz Irland mit Brennmaterial versehen; auch an Steinkohlen fehlt es nicht. Auf diesem Boden wurde auch fleißig gearbeitet und viel hervorgebracht; aber fremde Besitzer nehmen in Anspruch, was der Irländer mit seiner Hände Arbeit hervorgebracht hat. „Zu Zeiten der Königin Viktoria entstand in Irland eine Hungersnot; das Volk starb zu Hunderttausenden vor Hunger, während in demselben Jahre der Boden, den es beackerte, aber nicht besaß, eine Ausfuhr von Lebensmitteln im Werte von 400 Millionen Mark hervorbrachte, die nach England geschafft wurden .... In den sechs Jahren von 1846—51 hat Irland über zwei Millionen Menschen verloren, teils durch Hungersnot und Hungertyphus, teils durch Flucht nach Amerika. In denselben sechs Jahren führte dasselbe Irland für nicht weniger als zwei Milliarden Mark Lebensmittel — Korn, Vieh, Gemüse — nach England ...." „Der fruchtbare Boden, auf dem früher irische Farmer gesessen waren, war zum größten Teil zu Weiden für englisches Vieh umgewandelt worden. Irland war jetzt John Bulls Küchengarten.“ Ges. Schr. S. 146—148.



Die blühende irische Wollweberei, Baumwollspinnerei, Tuchfabrikation, Messerschmiederei, kurz, alle hochentwickelten Wirtschaftszweige wurden gewaltsam unterdrückt und durch zwangsweise Einführung englischer Produkte ersetzt. England wurde immer reicher, Irland immer ärmer. Auch für den Handel ist Irland wie geschaffen. Es bildet die natürliche und kürzeste Brücke von Europa nach Amerika, von dessen Ostküste es nur 3000 km entfernt ist. Seine Küstengliederung ist mit der Norwegens und Griechenlands vergleichbar. Aber obwohl Irland auf der „Handelslinie" liegt zwischen ganz Nordeuropa und den großen Weltmärkten, wurde es künstlich seines Handels und seiner ihm von der Natur zugewiesenen günstigen Lage „im Stromgebiet wechselseitigen Handelsverkehrs" beraubt zur eigenen Bereicherung Englands. So wird z. B. der irischen Wolle unter keinen Umständen der freie Zutritt zu den Weltmärkten gestattet; denn sie würde, wie Richard Cox schon 1689 versichert, „die englische Kleidererzeugung bald ruinieren". Während des letzten Jahrhunderts zog „der englische Imperialismus über 20 Milliarden Mark aus einer Insel, die der Welt als zu arm hingestellt wurde, um selbst ihre Toten zu begraben". Ges. Auff. S. 28. So führte im Jahre 1910 Irland für 63 400 000 Pfd. Sterling aus. Hiervon nahm England für 52 600 000 Pfd. Sterling, während 10 800 000 Pfd. Sterling entweder in fremde Länder oder britische Kolonien kamen. „Von diesen 11 000 000 irischer Erzeugnisse gingen nur 700 000 direkt von irischen Häfen nach dem fernen Auslande. Alles Übrige, mehr als für 10 000 000 Pfd. Sterling mußte, obwohl die Absatzgebiete zumeist im Westen lagen, erst nach Osten, nach Großbritannien verschifft werden, um dort einen schweren Durchgangszoll zu entrichten für Abnahme, Beförderung, Agentur, Kommission und Umladung auf britische Schiffe in britischen Häfen, um von dort zurückzudampfen an den Küsten Irlands vorbei, die es eben verlassen hatte."

Im August 1913 brach die Cunardlinie plötzlich den Kontrakt, den sie mit dem irischen Hafen Queenstown hatte, und ließ ihre Postdampfer dort nicht mehr landen. Als Grund

wurde „die gefährliche Beschaffenheit des Hafens" angeführt. Es wurde darauf die deutsche Hamburg-Amerika-Linie eingeladen, den großen irischen Hafen regelmäßig zu besuchen. Die Einladung wurde angenommen, aber die Dampfer kamen nicht; denn die englische Regierung war dazwischen getreten mit dem Erfolge, daß es wieder gelang, Irland vom europäischen Festlande abzuschließen und die freundliche deutsche Hand von diesem „verbotenen Lande" fernzuhalten.

Die alleinige und ausschließliche Aneignung Irlands mit allen seinen natürlichen Hilfsquellen bildet die Hauptstütze britischer Größe, und der Irländer ist der englische Fronknecht, der große Sklave des englischen Weltreiches. Die Heere, die England stellte, um Napoleon zu stürzen, die Flotten, die Frankreichs und Spaniens Geschwader von den Meeren fegten, rekrutierten sich aus der „Sklavenhürde der englischen Zivilisation". Ungefähr zwei Millionen Iren wurden in den letzten 100 Jahren in die englischen Flotten und Armeen eingestellt, und die gleiche Zahl von Menschen, fortgetrieben durch „behördlich beaufsichtigte Hungersnöte", lieferten England billige Arbeitskräfte, bauten seine Großindustrien, seine Häfen und Eisenbahnen, gruben seine Bergwerke, während irische Häfen verschlickten und irische Fabriken eingingen.

Und selbst vor dem Heiligsten machte man nicht halt: zum Raubkrieg gesellte sich der Religionskrieg. Alle teuren Erinnerungen an die katholische Vorzeit wurden vernichtet, selbst der Bischofsstab des hl. Patricius. Wer unter Elisabeth die englische Staatskirche nicht als die von Christus herstammende Kirche anerkennen wollte, wurde als Häretiker behandelt. Ein grausamer Raubkrieg wurde unter dem Deckmantel der Rechtgläubigkeit geführt. Die katholischen Iren, hieß es, bildeten eine Gefahr für den protestantischen Glauben der Engländer: wer sich nicht umtaufen ließ, wurde seiner sämtlichen Besitzungen für verlustig erklärt. „Im Jahre 1536 waren die religiösen Orden in Irland gewaltsam aufgelöst und enteignet worden. 370 Klöster und 8 Abteien samt ihren Ländereien fielen in einem Jahre in die Hände des englischen Königs."[1])

1) Chatterton-Hill, Irland und seine Bedeutung für Europa. S. 49.



Was Casement und Chatterton-Hill über die Greuel religiöser Verfolgung in Irland, besonders über die fürchterlichen Schandtaten eines Oliver Cromwell neuerdings berichteten, das ist dem katholischen Teile Deutschlands nicht so ganz unbekannt, aber es ist erfreulich, daß sich endlich auch unter den deutschen Protestanten bedeutende Stimmen erheben und mit Wärme von der Unterdrückung der katholischen Iren durch das hinterlistige England reden.

Nachdem so England alle natürlichen irischen Hilfsquellen, Ländereien, Häfen, Menschen, Reichtümer, sogar seine Religion, in der Tat alles, was Irland besaß, mit Beschlag belegte „zum ausschließlichen Vorteil und zur Förderung Englands", ist es da verwunderlich, wenn die Iren in Massen ihren heimatlichen Boden verließen? Im Jahre 1851 zeigte die Volkszählung in Irland, daß die Iren sich auf der Flucht nach Amerika befanden. Die Times verkündete damals triumphierend: „Die Irländer haben sich endlich auf den Weg gemacht, und ein irischer Katholik wird auf der grünen Insel bald ebenso selten sein, wie ein rothäutiger Indianer im Staate Newyork." Die amerikanische Volkszählung von 1881 zeigte, daß von je 10 000 ausländischen Bewohnern der Vereinigten Staaten über 4700 von Irland stammten.

Casement hat sich durch seine Schriften auch als einen Mann von großem politischen Scharfsinn, als einen wahren Seher erwiesen. Den Krieg Englands mit Deutschland sah er kommen und erkannte klar seine Ursachen. Seinen Aufsatz: „Das Gleichgewicht der Macht" vom September 1912 beginnt er: „Ein Konflikt zwischen England und Deutschland besteht schon, ein Konflikt der Ziele." England, das bereits alles in seiner Hand halte, wünschte zwar den Frieden, wenn seine Besitzungen nicht nur nicht unberührt blieben, sondern auch keine andere Großmacht irgendwo Kolonien erwerbe, wodurch möglicherweise die noch vollere Entfaltung der englischen Staatsgebilde beeinträchtigt werden könnte. „Denn für England gilt Gleichberechtigung schon als Beleidigung." Ges. Schr. S. 32. „. . . Diejenige Macht, die imstande ist, in den Zu-



stand freien Wettbewerbes überzugehen, hat schon eine unverzeihliche Todsünde begangen." Ebenda. Ganz richtig schreibt er schon im September 1912: „England wird vermutlich der Angreifer aus Gründen der Strategie"; es werde sich aber in der Verteidigungsstellung befinden in Rücksicht auf seine Wirtschaftspolitik. Seine Hauptsorge werde sein, zu bewahren, eine neue Ruhefrist zu gewinnen, in der es der guten Dinge froh werden könnte, die es schon ohnedies besitzt. Deutschlands Aufgabe sei eine begeisterndere. Es werde fechten . . ., „um aus einer unerträglichen Lage herauszukommen, aus einer Stellung niederen Ranges, die es als ungerecht empfinden muß, weil sie ihm nicht etwa durch sittliche oder geistige Überlegenheit des Gegners oder auf Grund eigener Mängel aufgezwungen wurde, sondern lediglich durch die günstigere geographische Lage des Gegners, und weil dieser schon früher von verschiedenen vorteilhaften Punkten Besitz ergriff". Ges. Schr. S. 33. Er vergleicht die Machtmittel der beiden Gegner und findet ein ähnliches Verhältnis, wie es einstens bestand zwischen Rom und Karthago. England verlasse sich auf sein Geld, Deutschland auf seine Männer. „Ebenso wie römische Männer karthagische Söldner schlugen, muß Deutschlands Mannheit am Ende über britische Finanz triumphieren." S. 34. Dann kommt er wieder auf seinen Lieblingsgedanken: „Ein geschlagenes England im vollen Besitz Irlands lassen . . . wäre etwa so, als ob Rom nach dem ersten Punischen Kriege Karthago noch im Besitze Siziliens gelassen hätte . . . das deutsche Ausgangstor in den freien Atlantischen Ozean kann nur durch ein befreites Irland offen gehalten werden." S. 35. Im März 1913 veröffentlichte Casement den Aufsatz: „Der Feind des Friedens." Da sagte er offen: „Ich halte England für den Feind des europäischen Friedens." Ges. Schr. S. 47. Er zeigt, wie Englands Anspruch auf die Beherrschung der Meere den Anlaß zu dessen Intrigen und Übergriffen biete, wie es beständig bemüht sei, befreundete Völker gegen einander zu hetzen, „Allianzen" und „Ententen" zu bilden mit dem alten Endziel: divide et impera. „England und englischer Ehrgeiz schaffen den Geistes=



zustand, der die riesigen Rüstungen veranlaßt, welche gegenwärtig (1913) die europäische Zivilisation verdunkeln.“ Er schließt daraus: „Will Europa sich nicht mit eigenen Händen erdrosseln, so muß es die Seeschlange erdrosseln, deren Knäuel seine Küsten umringeln.“ Ebenda S. 48. Als der Ausbruch des Krieges Casements Voraussicht bestätigt hatte, da war er es, der sofort Englands vorgeschützte Gründe nicht gelten ließ. „Nicht in den Blau- und Weißbüchern“, schreibt er schon im September 1914, „sind die wahren Gründe des Krieges zu finden: jene dienen vielmehr dazu, die wahren Ursachen zu verheimlichen“. Ges. Schr. S. 116. „... Der Krieg war schon seit Jahren unvermeidlich ... nicht wegen der Fehler oder Leidenschaften der Herrscher oder ihrer Diplomaten, auch nicht dadurch, daß große Heere in Europa existieren ... sondern wegen des Anspruches Englands, daß die Meere englisch bleiben und der Weltverkehr und der Welthandel allein von England beherrscht werden soll ... um deutsche Schiffahrt, deutschen Handel, deutschen Gewerbefleiß und deutsche Industrie zu vernichten, hat England die Verschwörung, die wir jetzt am Werke sehen, bewußt angezettelt.“ S. 109.

Die Einkreisung Deutschlands durch die Entente, die ja auch andere durchschaut hatten, blieb Casement selbstverständlich nicht verborgen. „Seit August 1911 war das alleinige Ziel der britischen auswärtigen Politik, Deutschland in eine schiefe Lage zu bringen und den Schlag vorzubereiten, den andere — gedungene Hände führen sollten. Heute sehen wir den Triumph der britischen Diplomatie. Rußland und Frankreich wurden für die gefährliche Aufgabe gehörig aufgestachelt. Das Schwert gegen Deutschland flog aus der Scheide, und England voll Zuversicht, daß ... es sicher sein Ziel erreichen werde, zieht wohlgemut in den Kampf, der nach seiner Ansicht mit der Verwüstung Deutschlands enden muß und mit der Ausrottung des einzigen europäischen Volkes, das sich fähig gezeigt hat, ernstlich in den Friedenskünsten von Handel und Industrie mit England zu wetteifern. Um dieses Verbrechen auszuführen ist England bereit, Europa den Russen auszuliefern.“ S. 110.



In der Voraussicht und Voraussage der Haltung Amerikas in diesem Kriege hat Casement sich weitblickender erwiesen als viele. Schon im Mai 1913 schreibt er in dem Aufsatz: „Der Feind des Friedens": „Um die Einkreisung Europas mit einem Gürtel von Stahl ganz sicher zu machen, wird es nötig, die Vereinigten Staaten mit einem Lügengürtel zu umschließen . . ." „Amerika darf der Politik seines Gründers nicht treu bleiben: „„der Freund aller Mächte, doch der Verbündete keiner Macht""; denn Englands Pläne können nur mit amerikanischer tätiger Unterstützung gelingen. Diese zu sichern ist nun die Hauptaufgabe britischer Verschlagenheit und Geschicklichkeit . . . Jedes Werkzeug seiner Diplomatie . . . vom geschulten Abgesandten bis zum Pfadfinderknaben wird angewendet . . . gegen die schwachen Punkte in der Rüstkammer republikanischer Einfalt . . . Die verflossenen Beziehungen Englands mit den Vereinigten Staaten sollen ausgelöscht werden . . . Deutschland aber soll hingestellt werden als der Feind amerikanischer Ideale auf dem amerikanischen Festland . . . als die einzige Bedrohung für die amerikanische Hegemonie der Neuen Welt . . . Von den „Times" bis zum unbedeutendsten Zeitungsblättchen im entlegensten Winkel der britischen Besitzungen ist dieses Wort hinausgegangen: „„Die Monroe-Doktrin, das Palladium des angelsächsischen Weltreichs, ist durch den deutschen Ehrgeiz in Gefahr geraten, und wäre nicht die britische Flotte noch da, würde Amerika für die Amerikaner verloren sein.""" Ges. Schr. S. 48. 50.

Diesem Zwecke, Amerikas Freundschaft zu gewinnen, diente auch eine Rede, die der Premierminister Asquith am 16. Dezember 1912 auf den amerikanischen Gesandten hielt. Er nannte diesen „einen großen Amerikaner und Anverwandten", der „aus gleicher Rasse entsprungen, unsere Sprache spricht, mit uns von Geburt wie durch Erblichkeit nicht wenige unserer in Ehren gehaltenen Traditionen teilt und, wenn er herüberkommt, Anteil nimmt durch etwas, das ich sein natürliches Anrecht an unsern häuslichen Belangen und Feiern nennen möchte". Casement reißt der politischen Heuchelei die Maske vom Gesicht und verkündet wenige Monate nach dieser Rede,



„nicht einem gemeinsamen Rasseempfinden, sondern einer gemeinsamen Furcht vor Deutschland“ entspringe diese Anverwandtschaft. „Daß England Amerika gegenwärtig (1913) liebt, kann niemand auch nur für einen Augenblick glauben ... Die alte Abneigung ist noch da, die alte hochnasige Geringschätzung des ‚Yankee‘ und seines ganzen Wesens. Gottes Engländer liebt einen Amerikaner jetzt so wenig wie damals, als er 1846 eine Invasion der Vereinigten Staaten und die Erhebung der Negersklavenbevölkerung gegen seinen ‚angelsächsischen Vetter‘ ernstlich erwog.“ Ges. Schr. S. 53. Im Februar 1914 schreibt er wieder: „Der Kerkermeister Irlands sucht irisch-amerikanische Unterstützung, um Irland im Kerker zu behalten; der Ränkeschmied gegen Deutschland möchte deutsch-amerikanisches Wohlwollen gewinnen, um gegen sein eigenes Stammland zu gehen“ ... „Käme die ‚angelsächsische Allianz‘ zustande, so wäre sie das gewaltigste Verbrechen der Menschheitsgeschichte. Diese Allianz bedeutete für den Hauptteilhaber, der sie anstrebt, eine dauernde Bedrohung der Völker Europas, nein, gegen die gesamte Menschheit außerhalb der zwei verbündeten angelsächsischen Reiche. Anstatt den Frieden zu bringen, müßte sie den verwirrendsten und unheilvollsten Konflikt heraufbeschwören, der je die Welt mit Blut tränkte.“ S. 106.

Wir wissen jetzt, welchen Erfolg das Werben Englands um die amerikanische Freundschaft hatte. Wenn aber andererseits gegen das wenig neutrale Verhalten der amerikanischen Regierung energischer Einspruch erhoben wurde nicht nur von deutschamerikanischer Seite, sondern auch von Englischredenden, so ist es ein Hauptverdienst Casements.

Das Schicksal hat sich über ihm nun erfüllt. Er ist seinen und seines Volkes Todfeinden in die Hände gefallen. Aber er wußte, welchem Lose er entgegen ging, und war entschlossen, sein Leben für die heilige Sache Irlands hinzugeben. Sein Name wird darum fortleben und fortwirken, so lange es noch einen Iren in Irland und in Amerika gibt.



LX.

Kürzere Besprechungen.

1. Zur Katechismusfrage. Unter den vielen Fragen, welche die Welt vor dem großen Kriege bewegten, beschäftigte besonders die Kreise geistlicher Pädagogen die Katechismusfrage, d. h. die Fragen: 1. Wie können die religiösen Wahrheiten in die Sprache des Volkes und der Kinder so übersetzt werden, daß sie den Kindern verständlich werden? 2. Was von den religiösen Wahrheiten soll dem Kinde im Unterricht geboten werden? Viele Katecheten und Lehrer haben sich an der Frage versucht, zahlreiche Abhandlungen und Schriften wollten das Problem lösen und nicht wenige Versuche sind mit Herausgabe von Katechismen, Religionsbüchlein gemacht worden. Am bekanntesten geworden sind: P. Linden: „Der kleine Katechismus" und Ecker: „Die kleine katholische Schulbibel". Aber auch an diesen Schriften gibt es noch zu bessern. Und so versucht ein Karl Lindenecker (Pseudonym für Stephan Sedlmair, Koadjutor in Riedering bei Rosenheim) eine Verbesserung in der Schrift: „Zweites Religionsbüchlein für unsere Kinder" (S. 137. Selbstverlag des Verfassers. Erste Auflage nur für die Kritiker). Der Verfasser hat unseres Erachtens den kindlichen Ton gut getroffen und redet eine einfache und leicht verständliche Sprache. Der Verfasser gliedert den Stoff in 6 Abschnitte mit den Überschriften: 1. Ich glaube (an Gott, an Jesus Christus, an den hl. Geist); 2. ich folge (den Geboten Gottes); 3. ich muß kämpfen (gegen böse Neigungen, Menschen, Geister, Sünden, Versuchungen); 4. ich bleibe treu (die sieben hl. Sakramente); 5. ich muß sterben; 6. ich werde auferstehen und ewig leben (Auferstehung, Weltgericht, ewige Vergeltung in der andern Welt). Am Rande ist der Inhalt in 104 Fragen zusammengedrängt. Die Disposition des Inhalts kann noch schärfer herausgestellt und durch Ziffern und Buchstaben zur Unterstützung des Verständnisses und des Gedächtnisses kenntlich gemacht werden. Sehr glücklich scheint mir biblische Geschichte



und Lehre und kirchliche Liturgie mit einander verbunden. Schriftstellen müssen **wörtlich** und in größerer Zahl und mit Angabe der Stelle angeführt und wörtlich auswendig gelernt werden. Auf diese Weise wird mehr Kenntnis der hl. Schrift gewonnen und zur späteren Lesung derselben angeleitet.

2. **Pädagogik oder Wissenschaft der christlichen Erziehung** auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens von Dr. G. M. **Dursch**, bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Dr. W. **Kahl**. Freiburg, Herder 1916 (Bibliothek der katholischen Pädagogik Bd. 18) VI u. 358 S. Preis *M* 5,60.

Dursch, geboren 1810, Professor am Gymnasium, dann Stadtpfarrer in Rottweil, wo er als Kirchenrat 1881 starb, entfaltete eine umfangreiche literarische Tätigkeit auf dem Gebiete der Theologie, der Ästhetik und Symbolik der christlichen Kunst und betätigte sich auch als pädagogischer Schriftsteller 1833 mit einer Schrift: „Das Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Irrungen", die er 1851 in der „**Pädagogik**" folgen ließ. Aber die breite Darstellung, das Übermaß an rein theologischen Partien, die spekulative Tiefe hinderten eine weitere Verbreitung des Werkes. Erst Kellner hat die Ideen Durschs ausgemünzt in seinen pädagogischen Schriften. Einen weiteren Einfluß hat indes Dursch auf Spätere nicht ausgeübt. Nun unternimmt es Kahl in der Bibliothek der kath. Pädagogik, Dursch zu neuem Leben zu erwecken durch eine Neubearbeitung, welche durch Streichungen und Kürzungen Dursch dem heutigen Geschmacke näher zu bringen und ihn unverdienter Vergessenheit zu entreißen sucht. In der Einleitung gibt Kahl einen sachkundigen Überblick über die katholische Pädagogik in Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine Charakteristik von Durschs Pädagogik und schließt mit einem Ausblick auf die katholische Pädagogik seit Dursch. Daran schließt sich dann die Bearbeitung von Durschs Pädagogik. Ein Namen- und Sachregister bildet den Schluß des Bandes. Kahl ist bei aller Anerkennung, die er für Dursch hat, nicht blind gegen die Mängel seiner Pädagogik und übt zutreffende Kritik. Ob es aber gelingen wird, Dursch mehr Beachtung zu sichern als zu seinen Lebzeiten, scheint mir zweifelhaft. Doch soll die Sorgfalt und Gelehrsamkeit nicht verkannt werden, die Kahl wie gewöhnlich auf diese Sache verwendet hat.

Würzburg. Prof. Dr. **Stölzle**.



LXI.

Die Jesuiten am Neuburger-Düsseldorfer Fürstenhofe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

(Fortsetzung.)

Der letzte Beichtvater Philipp Wilhelms, der ihm im Tode beigestanden und auch sein Leben beschrieben, ist P. Johann Bodler aus Lindau. Derselbe ist geboren 1620 (1629?), eingetreten 1649 und am 8. Mai 1698 zu Neuburg verstorben. Nach einer dreijährigen Philosophie-Professur wurde er Prediger und wirkte als solcher 40 Jahre. Gleichzeitig war er tätig als Beichtvater und Schriftsteller.

Hofbeichtvater wurde Bodler zuerst beim Fürstbischof von Basel in Pruntrut. Er wünschte aber sehr von Pruntrut wegzukommen. Der Rektor P. Jac. Reiff schreibt am 15. April 1666 an den Provinzial Veihelin, daß am vergangenen Passionssonntag P. Bodler eine herrliche Predigt gehalten. Nach derselben habe der Bischof ihm (dem Rektor) gesagt, er sehe ein, daß die Luft in Pruntrut der Gesundheit des P. Bodler schade, und erkläre sich aus diesem Grunde mit dessen Abberufung einverstanden; seine Rückkehr vor einem Jahre habe er (der Bischof) nur erbeten, weil er geglaubt, er sei gegen seinen Willen abberufen worden. Ähnlich schreibt P. Bodler aus Luzern 4. Oktober 1666 an den Provinzial.[1])

---

1) Originalbriefe in München, Reichsarchiv Jes. 898.

Zehn Jahre später wurde Bodler an Stelle des P. Thanner Hofbeichtvater und Hofprediger Philipp Wilhelms. Beide Ämter behielt er 14 Jahre bis zum Tode des Pfalzgrafen. Er hatte schon 1680 dringend gebeten, von seinem Amte befreit zu werden, aber vergebens. Der General Oliva schreibt darüber am 26. Oktober 1680 an den oberdeutschen Provinzial Mülholzer: P. Joh. Bodler wird es als eine Wohltat betrachten, wenn er die Entlassung vom Hofe erreicht, der mit Recht oder Unrecht ihm zürnt. Er hat bereits um meine Mithilfe hiezu gebeten, aber ich habe es abgeschlagen, dem Fürsten den zu entreißen, den ich nicht gegeben, sondern den der Fürst sich auserwählt.[1]) Der Zwist scheint bald gehoben worden zu sein.

Als nach dem Tode des Kurfürsten Bodler Beichtvater der verwitweten Kurfürstin Elisabeth Amalia blieb, gelang es Anschwärzern, den Unwillen der Kurfürstin gegen P. Bodler zu erregen, so daß sie um dessen Abberufung bat. Aber bald klärte sich auch hier die Sache zu Gunsten Bodlers. Denn die Kurfürstin schreibt von Neuburg 13. Aug. 1692 an den Provinzial Painter:

Sie danke für die Anordnung in betreff der Änderung ihres Beichtvaters Joh. Bodler; nach genauer Untersuchung aber habe „sich ganz klar gezeiget, daß die wider ermeldeten unsern Beichtvater vorgekommenen Anbringungen, welche uns alleinig zu dem hievor geschöpften Unwillen veranlasset, nur von ein und anderen aus Uebereilung einer widrig Passion erdichtet, in sich ganz falsch und ohne Fundament seien, außer welcher Veranlassung wir sonsten gewißlich wider unsern Beichtvattern um soviel weniger ainige Klage gewußt, als uns derselbe viel mehr so lange Jahre mit seinen geistlichen und nützlichen Unterweisungen zu unserer vollkommenen Satisfaction getreuest beigestanden, sich auch bei unserm kurfürstl. Hof und mäniglich in allem Thun und Lassen dergestalt bezeiget, daß ihm deswegen und der daraus erfolgten Auferbaulichkeit halber

1) Orig.-Register Ad Germ. Sup.

besonderer Dank und Lob gebührt". Sie sei durchaus resolvirt, P. Bodler als Beichtvater zu behalten und bitte um schriftliche Willfahrung.[1])

Diese Willfahrung erfolgte, wie der Provinzial am 25. August 1692 dem General mitteilte, der darüber am 27. September seine Genugtuung ausdrückte.[2]).

Sofort nach dem Tode Philipp Wilhelms, der bei einem Besuche seiner Tochter, der Kaiserin Eleonore in Wien erfolgte (2. Sept. 1690), setzte ihm P. Bodler ein schönes pietätvolles Denkmal in dem „Lebens- und Sterbens-Lauff deß durchl. Fürsten Philipp Wilhelm", das er bereits am 29. September 1690 in dem Schloß zu Ebersdorf bei Wien vollendete und noch im selben Jahre in Dillingen erscheinen ließ.

In dem, was Bodler an Philipp Wilhelm besonders hervorhebt, spiegelt sich sein eigener Gedankenkreis und Charakter.[3]) Auch sonst tritt uns Bodler als ein maßvoller, gerechter, für alle Not stets zugänglicher Ordensmann entgegen. So verwandte er die kleine Pension, die ihm der verstorbene Kurfürst ausgeworfen, zur Unterstützung dürftiger Verwandter. Auf die Bitte um Erlaubnis hiefür vom 11. März 1696 antwortete ihm der General Thyrsus Gonzalez am 7. April: Ihre Bitte, die 200 Thlr. für die Unterstützung Ihrer in dieser schweren Zeit in Not befindlichen Verwandten und für den Schmuck der alten Kirche in ihrem Heimatsorte zu verwenden, ist an mich gelangt. Ich lobe Ihre Pietät und den Eifer für die Ehre Gottes und bewillige Ihre Bitte, da ja das Geld für den Unterhalt oder andere vordringlichere Nöten nicht erforderlich ist.[4])

Auch der Sohn und Nachfolger Philipp Wilhelms, Johann Wilhelm, hatte stets Jesuiten zu Beichtvätern.

1) Orig. München, Reichsarchiv Jes. 317.

2) Orig.-Register Ad Germ. Sup.

3) Vgl. den Aufsatz Zur Geschichte des pfälzischen Jesuitengespenstes im Jahre 1685 oben S. 166 ff.

4) Orig.-Register Ad Germ. Sup.

Am 17. Februar 1685 richtete der General Noyelle an Johann Wilhelm die Bitte, er möge gestatten, daß er seinem Beichtvater Heinrich Weisweiler die Leitung der niederrheinischen Provinz übertrage.[1]) Die Antwort muß dem Wunsche des Generals nicht entsprochen haben, denn die Ernennung Weisweilers zum Provinzal erfolgte erst am 12. (17.) März 1690.

P. Heinrich Weisweiler aus Jülich (geb. 1635, eingetr. 1654), war Oberer in Cöln und Düsseldorf, wo er naturgemäß in vielfache Berührung mit dem Hofe kam. Längere Zeit versah er das Beichtvateramt bei Johann Wilhelm und dessen Bruder Ludwig Anton; er setzte aber alles in Bewegung, von diesen Ämtern befreit zu werden. Nachdem er noch ein zweites Mal die ganze Provinz geleitet (1697—1700), starb er am 24. September 1714 zu Cöln.

Im Jahre 1697 wählte Johann Wilhelm zu seinem Beichtvater den P. Carl Pottier, was dieser am 22. Dezember 1697 dem General Gonzalez mitteilte. In seiner Antwort vom 18. Januar 1698 sprach Gonzalez darüber seine Freude aus mit dem Beifügen: Die Ordensleute eignen sich für den Hof am meisten, die ihm am liebsten aus dem Wege gehen.[2])

P. Pottier, ein Luxemburger, der eine Zeit lang Theologie gelehrt hatte, blieb zehn Jahre Beichtvater des Kurfürsten. Eine hervorragende Liebe zu den Armen wird an ihm gerühmt. Er starb am 3. August 1722 zu Trier.

Aus der großen Zahl der Erzieher aus dem Jesuitenorden, die am Neuburger Hofe tätig waren, seien wenigstens einige genannt, vor allem P. Theod. Rhay, der für die Prinzen auch ein Universal-Compendium des damaligen Wissens verfaßte.[3])

1) Rom. Epp. Nostr. 14 ad diversos 1684—85.

2) Orig.-Register Ad Rhen. Jes. 14 Soli.

3) Vergl. den Aufsatz: Ein Universal-Compendium für den Unterricht Wittelsbacher Prinzen im 17. Jahrhundert in diesen Blättern Bd. 157 S. 801 ff.



P. Rhay (geboren 1603 zu Rees und 1622 in die Gesellschaft eingetreten) war acht Jahre Rektor des Collegs in Düren, dann vier Jahre Oberer der Residenz in Sulzbach, später Instruktor der Neuburger Prinzen, schließlich am 26. Mai 1670 wieder Rektor in Düren, wo er am 10. März 1671 starb.

Er hatte auch in nahen Beziehungen zu dem Pfalzgrafen Christian von Sulzbach gestanden.

Im Januar 1656 war der Pfalzgraf Christian August von Sulzbach heimlich vor dem Kurfürsten von Mainz zur Kirche zurückgekehrt.[1] Am 12. Februar 1656 schrieb der General dem P. Rhay nach Sulzbach: Die Nachricht von der Conversion des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach habe ihn sehr gefreut, und am 27. Mai 1656 bedankt er sich für den Brief vom 26. April, in dem P. Rhay mitgeteilt, daß die Pfalzgräfin öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt habe.[2])

Um diese Zeit war Rhay Beichtvater des Pfalzgrafen. Als solcher schrieb er am 2. April 1656 an den oberdeutschen Provinzial Veihelin:

Auf der Reise habe ihm der Pfalzgraf mitgeteilt, aus Anlaß seines zu scharf aufgefaßten Briefes sei ihm ein anderer Beichtvater angeboten worden; ich habe das Anerbieten sehr gelobt, da die Provinz bessere und heiligere Beichtväter als mich habe. Darauf antwortete der Pfalzgraf, er habe gar keinen anderen Beichtvater verlangt, sondern nur einen großen Aszeten, der ihm in civilibus beistehe, er wünsche, daß ich bleibe; jedenfalls bis er an den General geschrieben habe. Der Provinzial möge nach Gutdünken verfügen.[3])

Das Schreiben von Christian August liegt vor. Es ist datiert Sulzbach 17. März 1656. Er dankt darin dem

1) Zur Conversion vergl. Konfessionswechsel des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach (Briefe zwischen Mutter und Sohn) bei Kolde, Beiträge zur bayr. Kirchengeschichte 6 (1900) 133 ff.

2) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup.

3) Orig. München, Reichsarchiv Jes. 341.



Provinzial Weihelin für seinen Glückwunsch zur Conversion und bittet um die Sendung eines frommen Mannes, dem er gänzlich vertrauen könne.[1])

Am 2. April 1656 schreibt P. Otterstedt von Neuburg an Weihelin: Der Pfalzgraf von Sulzbach war mit P. Rhay hier; P. Rhay ist bereit, nach 6—7 Wochen in seine Provinz zurückzukehren, und hat den General darum gebeten; deshalb möge man einstweilen keinen anderen Obern schicken, bis P. Rhay den Provinzial um Rückkehr bitte.

Im folgenden Jahre war P. Rhay in Düsseldorf. Von dort meldet Philipp Wilhelm am 11. Februar 1658 an Christian August von Sulzbach: er sende ihm dieses Schreiben durch P. Rhay, der aus Ew. Liebden Befehl sich zu Ihnen verfügt.[2])

Auch später nahm der Sulzbacher den P. Rhay noch in Anspruch. Am 26. Januar 1663 schreibt Rhay von Neuburg an P. Conr. Holtgreve: Der Sulzbacher hat mich gebeten, ich solle für alle herbeigerufenen und reprobierten Ordensleute der Sündenbock sein, ich habe einfach geantwortet: Ich tue es nicht. Ich will lieber im letzten Winkel meiner Provinz als der Letzte leben als anderswo in der Öffentlichkeit strahlen. Wenn ich, wie man schreibt, alles für Gottes Ehre und das Wohl der Gesellschaft und der Religion tue, so danke ich Gott für diese Gnade.[3])

In diesem Jahre wurde Rhay der Erzieher der Kinder des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, darunter der späteren Kaiserin Eleonora. Aus dem 1721 veröffentlichten Leben der Kaiserin erfahren wir, daß P. Rhay der Prinzessin täglich Unterricht gab und zwar morgens von 9—10½ und nachmittags von 3—4.[4])

---

1) Orig. a. a. O.

2) Orig. München, Geh. Hausarchiv 2187.

3) Orig. Düsseldorf, Staatsarch., Jes. 35 l.

4) Leben und Tugenden der Kaiserin Eleonorae Magdalenae Theresiae. Von einem der Gesellschaft Jesu Priestern. Wienn 1721. S. 35.

Am 23. April 1664 schrieb Philipp Wilhelm an den Generalvikar Oliva:

Aus zwingenden Gründen habe er beschlossen, den Beichtvater seiner Kinder, P. Theod. Ray, nach Rom zu schicken; er bitte deshalb um die Erlaubnis, weil es sich um eine fromme Angelegenheit handele, über die Niemand besser informiert sei, als der genannte Pater. Da die Sache eile, werde der Generalvikar es nicht übelnehmen, wenn er den Pater schon vor Ankunft der Antwort abreisen lasse. Eigenhändig fügt der Pfalzgraf bei, er hoffe, daß der Generalvikar aus dieser Sendung das Vertrauen erkenne, das der Pfalzgraf der Gesellschaft bewahre.[1])

In dem Kredentialschreiben vom 28. Februar 1665 bezeichnet der Papst den P. Rhay als einen Mann, dessen ausgezeichnete Frömmigkeit und große Tugenden ihm schon seit langem bekannt gewesen, den er deshalb gerne gesehen; derselbe werde die Aufträge des Papstes dem Pfalzgrafen überbringen.[2])

Über den Erfolg seiner Sendung — so schrieb P. Rhay aus Rom 20. Jan. 1665 an Philipp Wilhelm — werde er dem Pfalzgrafen Mitteilung machen, soweit das auferlegte Stillschweigen dies gestatte. Er habe mehrere lange und väterliche Privataudienzen gehabt, wobei der Papst offen, aber mit Auferlegung des Stillschweigens den Grund für die bisher verzögerte Bewilligung auseinandergesetzt. Er (Rhay) habe sich ein Herz gefaßt und durch vier Beweise die Anklagen gegen den Pfalzgrafen entkräftet. Als dann der Papst die Unschuld des Fürsten zwar zugegeben, aber die ersten Beamten als verdächtig bezeichnet, habe er deren Verdienste um die katholische Sache und den hl. Stuhl so dargelegt, daß der Papst dies anerkannt und eine väterliche Behandlung versprochen. Der Papst

1) Orig. Epp. Princip. VIII, 175. Es handelte sich um Dispens und Absolution wegen der in der lutherischen Zeit in Neuburg eingezogenen Kirchengüter. Vgl. Bodler, Lebens- und Sterbens-Lauff d. D. F. Philipp Wilhelm 31.

2) Orig. München, Geh. Hausarchiv 1570.



werde gerne in diesem Falle die Unschuld nicht weniger anerkennen, wie in früherer Zeit die Billigkeit der Liga; er bedauerte nur, daß P. Rhay nicht früher geschickt worden sei.[1])

Wie P. Rhay sich im Interesse der Prinzen schriftstellerisch betätigte, so tat dies auch ein anderer Erzieher dieser Prinzen, nämlich P. Joh. Packenius. Derselbe war geboren im Jahre 1626 zu Boslar (Jülich) und in die Gesellschaft am 30. April 1647 eingetreten. Nach Vollendung seiner Studien wirkte er zwei Jahre als Domprediger zu Trier und lehrte dann ebendort und zu Cöln die Philosophie. Drei Jahre war er Beichtvater des französischen Gesandten in Stockholm, dann Instruktor und Reisebegleiter des jungen Pfalzgrafen Johann Wilhelm.[2])

Als der französische Gesandte Arnauld de Pomponne Stockholm verließ, stellte er in einem Briefe vom 31. Juli 1668 an den General dem P. Packenius ein glänzendes Zeugnis aus für sein Wissen und seinen Eifer; seit der Unterdrückung der katholischen Religion in Schweden sei nie mehr soviel Frucht eingeheimst worden, wie in diesen drei Jahren.[3])

Die Veranlassung, weshalb Packenius an den Hof zu Düsseldorf gezogen wurde, gaben Klagen über den bisherigen Instruktor P. Adam Pinelli (Pinell), dessen Entfernung die Obern verlangten. Gegen diese Entfernung schrieb der damals sechzehnjährige Johann Wilhelm sehr ungehalten am 15. April 1674 an den General:

Es sind jetzt 7 Jahre, seitdem ich mit meinen Brüdern die Hilfe des hochw. P. Pinelli aus Ihrer Gesellschaft genieße. Derselbe ist bei unsern durchl. Eltern und bei dem ganzen Hofe wegen seiner großen Bescheidenheit, seines exemplarischen Lebens und außerordentlichen Mühewaltung bei unserm Unterricht sehr geschätzt und beliebt. Bis zu meinem 16. Lebensjahr, das ich

---

1) Orig. München, Geh. Hausarchiv 143.

2) Hartzheim Bibliotheca Colon. 191.

3) Orig. Epistolae Principum VIII, 350.

eben erreicht, ist derselbe zu meinem großen Trost mein Gewissensführer und zugleich mein Lehrer in der Philosophie und Ethik. Bei der letzten Visitation unseres Collegs in Düsseldorf scheint der Pater von dem P. Provinzial einen Wink bekommen zu haben, daß er seine Entlassung vom Hofe begehre, um an einem andern Orte zu predigen. Dies Verlangen erscheint nicht allein unserm durchl. Vater sondern auch uns sehr „exotisch" und wunderlich. Es wäre uns zu hart, seine Hilfe, an die wir soviele Jahre gewöhnt, jetzt entbehren zu müssen, und es paßt uns nicht, die Hilfe eines andern in Anspruch zu nehmen. So hoffe ich, daß Ew. Paternität die Abberufung nicht erlauben, sondern den P. Provinzial und den P. Pinelli mahnen werden, von dergleichen uns so unangenehmen und so gefährlichen Gedanken Abstand zu nehmen. Die Gewährung dieser Bitte hat doch wohl unser Haus um die Gesellschaft verdient und wird sie auch weiter verdienen. Ich füge ein goldenes Büchlein bei, das wir kürzlich in unseren Mußestunden aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt haben.[1])

Diese Vorstellung hatte keinen Erfolg. Der General besteht in einem Briefe vom 7. April 1674 an den niederrheinischen Provinzial auf der Entfernung des P. Pinell vom Hofe und gestattet, an dessen Stelle den P. Packenius oder P. Diermann zu bewilligen.[2])

So kam P. Packenius 1674 an den Hof, und noch im selben Jahre erbat Philipp Wilhelm in einem Schreiben, datiert Bensberg 4. November 1674, den General Oliva, diesen Pater als Reisebegleiter für Johann Wilhelm.

Da ich in der nächsten Zeit — so schreibt er — meinen ältesten Sohn Johann Wilhelm in fremde Länder zu schicken gedenke, möchte ich ihn diese sovielen Zufällen ausgesetzte Reise nicht antreten lassen ohne einen Beichtvater aus der Gesellschaft Jesu, der so beständig an seiner Seite weilt, daß er in jedem Falle zur Hand ist und ihm mit Rat und Tat in allen Ge-

1) Orig. Epistolae Principum IX, 76.
2) Orig.-Reg. Ad Austr. Soli 1674/77.



wissensangelegenheiten helfen kann. Da ich mit Zustimmung des rheinischen Provinzials für dieses Amt den P. Joh. Packenius, dessen Tugend und Klugheit ich hochschätze, bestimmt habe, bitte ich Ew. Paternität dringend, diese meine Wahl zu bestätigen und überdies zu gestatten, daß der Pater überall in den Städten, wo eine Niederlassung der Gesellschaft ist, bei meinem Sohne bleiben kann und nicht gehalten ist, in dem Colleg abzusteigen. Die glückliche Vollendung der Reise wird für meinen Sohn ein neuer Ansporn der Liebe zur Gesellschaft sein, die er von früher Jugend an gehegt hat.[1])

Oliva bewilligte die Bitte. Die Reise wurde mit großem Gefolge am 4. Dezember 1674 angetreten.[2]) Eine Beschreibung derselben veröffentlichte P. Packenius im Jahre 1679.[3]) Die Reise, die durch Holland, Belgien, Frankreich, England, Italien und Österreich ging, wird hier im Stil der Zeit mit allen Sehenswürdigkeiten, Besuchen, Festlichkeiten geschildert; zur Erläuterung werden Staatseinrichtungen und Geschichte der einzelnen Länder herbeigezogen. Für die Geschichte der Schulfestlichkeiten der damaligen Zeit ist das Buch insofern interessant, als es den Text der Begrüßungen wörtlich abdruckt, die in Prosa und Poesie dem Prinzen in den einzelnen

1) Orig. Epistolae Princip. IX, 112.

2) Vergl. Schaumburg, Jugendjahre Joh. Wilhelms in Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 5 (1870) 332 ff.

3) Hercules Prodicius seu Carolus Juliae ... Princeps in Joanne Wilhelmo Comite Palatino Rheni Nepote post saeculum redivivus Coloniae 1679 4° 608 p. Ein Brief des P. Packenius aus Paris 12. Februar 1675 in München, Geh. Hausarch. 148. Dort auch weitere Briefe über die Reise. Am 21. März 1676 schreibt der Pfalzgraf an Wachtendonk, Hofmeister des Erbprinzen, er solle mit dem Prinzen und P. Packenius in summo secreto überlegen, wie man bei der Abschiedsaudienz beim Papst einige Rekommendation für seine älteste Tochter einlegen könne, aber es müsse nur so per discursum geschehen, damit es nicht aussehe, als wolle der Prinz seine Schwester feil bieten, nur so en passant erklären, daß dem Kaiser auf eine solche Gemahlin einzuraten sein möchte.

Kollegien der Jesuiten gewidmet wurden, so in La Flèche, August 1675, in Rom und Neapel 1676.

Für die herzliche Aufnahme des Prinzen in den Kollegien der Jesuiten sprach Philipp Wilhelm am 21. September 1675 dem General Oliva den wärmsten Dank aus.[1]) Besonders bedankt er sich am 28. Dezember 1675 für den Besuch, den der General seinem Sohne abgestattet, und am 22. Februar 1676 für den glänzenden Empfang im Römischen Colleg. In dem letzteren Briefe wird auch der guten Ratschläge des Generals und der vorzüglichen Hilfe des P. Packenius mit Dank gedacht.[2]) Einen weiteren sehr herzlichen Dankbrief richtete Philipp Wilhelm am 2. Mai 1676 an P. Oliva, in dem er alles dem Prinzen gezollte Lob der Erziehung durch die Gesellschaft zuschreibt, der auch er (der alte Pfalzgraf) alles verdanke.[3])

In den Jahren 1677—79 verwandte Johann Wilhelm den P. Packenius für Aufträge, die ihn u. a. nach Wien und Rom führten.[4]) Aus Regensburg, 25. Dezember 1677,

1) Orig. Epp. Princip. IX 136.

2) Orig. l. c. IX, 134, 145. Die Rede, die bei dieser Gelegenheit im Römischen Colleg auf den Prinzen gehalten wurde und die Epigramme der einzelnen Klassen bei Packenius Hercules Prodicius 363 ff. Am 11. Januar 1676 schrieb der General Oliva an P. Thanner in Düsseldorf: Adest nobis Sermus Princeps Neoburgicus et magnam sui apud omnes existimationem, imo et amorem excitavit. Eâ enim est indole, eâ morum non gravitate tantum, sed etiam suavitate, quodque caput est, eâ pietate in Deum ac Superos, ut liceat plane nobis in filio parentem agnoscere, à quo simul cum sanguine omnes istas dotes ac laudes hausisse videtur. P. Backenius (!) quoque tam cumulatè nobis satisfacit, ut nihil prorsus sit quod in ipso desideremus, quapropter hac etiam in re Serml Ducis prudentiam veneror, qui virum adeo religiosum delegit, eumque filio individuum ferè comitem adiunxit, neque minorem laudem Principis Praefectus meretur: unde mirum non est totam quoque familiam ad pietatem atque modestiam esse compositam. Orig.-Reg. Ad Rhen.

3) Orig. l. c. IX, 153.

4) Die Briefe aus dieser Zeit in München, Staatsarch. blau 55/3.



schreibt der Pater an Johann Wilhelm, die Gerüchte, die den Pfalzgrafen ängstigen über die Stimmung des Kaisers gegen ihn, seien vollständig unbegründet, das Gegenteil sei wahr. Im folgenden Jahre berichtet er am 20. August aus Düsseldorf, er sei eben von einer schweren Erkrankung genesen; die Genesung sei wesentlich dem Hof zu verdanken, der ihm durch seine Apotheke, Ärzte usw. die größten Dienste geleistet habe. Wie ein Brief aus Rom, 19. März 1678, zeigt, war Packenius in diesem Jahre wieder in Rom.[1]) Im folgenden Jahre wurde er Rektor in Düsseldorf, wo er am 21. Oktober 1681 starb.

Von weiteren Erziehern sei hier genannt P. Fueß. P. Leopold Fueß war geboren am 18. April 1642 in Braunschweig und eingetreten am 2. Oktober 1657. Als Maria Sophia 1687 mit dem Könige von Portugal Peter II. vermählt worden, begleitete er die junge Königin nach Portugal und blieb dort bis zu seinem Tode am 28. Oktober 1697. Seine Mußestunden verwandte er auf die Herausgabe biblischer und rhetorischer Werke.

Über seine Tätigkeit als Instruktor der beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm und der Prinzessinnen liegen aus dem Jahre 1682 mehrere Briefe von ihm und Anerkennungsschreiben Philipp Wilhelms vor.[2]) So berichtet der Pater am 17. Juli 1682 über eine lateinische, italienische und französische Briefübung der Prinzessinnen[3]) und fährt dann fort:

Demnach die beiden Prinzen die lateinische Sprach genugsam scheinen ergriffen zu haben, werde nun nach Ew. hochf. Durchl. gnädigsten Verordnung die Nachmittagstunden neben Ihren anderen gewöhnlichen Exercitiis desto mehr an die französische und italienische Sprach halten, in denen beiden sie aber, als

1) Orig. a. a. O.

2) Briefe von Fueß im Orig., die des Pfalzgrafen Conzept, in München, Staatsarchiv, blau 55/5.

3) Vergl. oben Bd. 157, S. 802 Anm. 1.

weil sie viel später angefangen, noch etwas schwächer sind, verhoffe jedoch, es werde die ungesparte Mühe des Sprachmeisters sie bald weiter avanciren. Die Vormittagstunden werden dem Studium Logicae und Historiae gewidmet, in beiden haben sie guten Fortgang. Bei einer öffentlichen Disputation mit gedruckten Thesen sollen sie, wenn der Pfalzgraf es erlaube, gegen die Defendenten öffentlich argumentieren.

Den Verlauf der Disputation, wo die Prinzen sehr gut 1½ Stunden argumentiert, schildert Fueß in seinem Briefe vom 28. August 1682, worüber ihm der Pfalzgraf am 10. September 1682 seine väterliche Konsolation ausdrückte und für alle aufgewandte Mühe dankte. Auch über die Fortschritte der Prinzessinnen bekundete der Pfalzgraf dem Pater sein ganz absonderlich gnädigstes Wohlgefallen.[1])

Im Jahre 1684 wurde Fueß Rektor in Neuburg. Über die Ernennung schrieb der General Noyelle am 10. Juni 1684 dem Provinzial Truchseß: Es war mir angenehm, daß ich den P. Leopold (Fueß) in Anspruch nehmen und ihm das Rektorat von Neuburg anvertrauen durfte. Ich schulde dies der Gewandtheit Ew. Hochwürden, wodurch Sie den durchl. Fürsten dahin vermocht, von seiner alten Gewohnheit nicht abzugehen und uns die Freiheit in der Verfügung über unsere Patres nicht zu beschränken. Am 3. Februar 1685 drückte Noyelle dem neuen Rektor seine Freude über den guten und mit Lob anerkannten Fortgang aller Arbeiten aus und wünscht dies auch für die Folge, denn so wird es geschehen, daß unsere Patres sich stets des großen Vertrauens der geliebten Fürsten würdig erweisen, denen auch ich stets zu allen Diensten bereit sein werde.[2])

1) Die gedruckten Thesen, die den beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm gewidmet sind, liegen bei in Groß-Folio mit einem großen Bild der Muttergottes: In Ducali nostro Gymnasio Neoburgensi 26. Aug. 1682. Die Disputation fand statt unter der Leitung des Logik-Professors Theod. Rieden S. J.

2) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup.



II.

Als Maria Anna, eine Tochter Philipp Wilhelms, von dem Könige von Spanien, Karl II., zur Braut erwählt worden, wurde zu ihrem Beichtvater P. Franz Rhem (Rehm) bestimmt. Geboren am 11. Oktober 1634 zu Augsburg und am 5. November 1651 in den Orden eingetreten, lehrte er viele Jahre Philosophie und Theologie in Dillingen und Ingolstadt, und leitete als Rektor mehrere der größten Collegien. Er starb am 26. November 1703 zu München.[1])

Es ist interessant zu verfolgen, wie seine Wahl zum Beichtvater der Königin von Spanien zustande kam. Der General Thyrsus Gonzalez selbst war es, der dieselbe veranlaßte.

Am 18. Juni 1689 schrieb Gonzalez darüber an den oberdeutschen Provinzial Willi:

Schon lange vermutete ich, daß die durchl. Pfalzgräfin Maria Anna die Braut des katholischen Königs sein werde. Deshalb war es für mich keine geringe Sorge, daß sie einen solchen Beichtvater erhalte, der dieses Amt mit Würde am spanischen Hofe versehen könnte. Außer anderen Eigenschaften ist dafür eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit erfordert. Da ich nun höre, daß der jetzige Beichtvater der Fürstin[2]) keine so feste Gesundheit hat, um eine lange Reise übernehmen zu können, so bietet sich uns die Gelegenheit, den Beichtvater zu geben, der uns am tauglichsten zu sein scheint. Nachdem ich mich genau über die in Betracht kommenden Personen informiert, scheint mir vor den übrigen der geeignetste P. Franz Rhem, Rektor des Collegs in Innsbruck, der ein sehr guter Ordensmann ist, Klugheit und große Gelehrsamkeit besitzt und mit Ernst Güte und Bescheidenheit verbindet. Es würde mir deshalb sehr angenehm sein, wenn Ew. Hochwürden bewirken

1) Necrologia Prov. Germ. Sup. Die ausführlichsten Daten bei F. Romstöck, Die Jesuitennullen Prantls an der Universität Ingolstadt (1898) 307 ff.

2) P. Ernst Dorm.



wollten, daß dieser als Beichtvater angenommen wird. Da ich den spanischen Hof genau kenne, dürfte wohl mein Urteil bei dem Kurfürsten und der königlichen Braut ins Gewicht fallen.[1])

Diesen Brief ließ Gonzalez durch den Sekretär schreiben; am selben Tag sandte er aber einen weiteren eigenhändigen Brief an den Provinzial, der ebenfalls zeigt, wie sehr ihm die Wahl des Beichtvaters am Herzen lag.

Überaus angenehm — so schreibt er — war für die ganze Gesellschaft die Kunde von der bevorstehenden Vermählung des katholischen Königs mit Maria Anna, der Tochter des Fürsten von Neuburg. Wir erhoffen von ihr bald den Nachfolger für die spanischen Reiche. Das ist die allgemeine Erwartung und Hoffnung in Rom. Jetzt ist es von der größten Bedeutung, einen Beichtvater zu wählen, wie er sich für die Königin von Spanien und den Madrider Hof geziemt, und der den Ruf und guten Namen der Gesellschaft wahrt. Es muß vor allem ein sehr bescheidener und würdiger Mann sein, den die Hofleute für einen Heiligen halten, und der es auch wirklich ist. Er darf sich nicht in politische Dinge einmischen und keine Interzessionen auf sich nehmen, sondern muß einzig auf sein Amt bedacht sein, die Königin in der Frömmigkeit so zu fördern, daß sie ein Spiegel aller Tugenden, besonders der Bescheidenheit und der sittlichen Würde ist. Der Beichtvater muß ein gelehrter Mann sein, der ein Urteil in den vorkommenden Fällen abgeben kann. Der Beichtvater der Königin-Mutter ist P. Franz Vasquez, Rektor des kaiserlichen Collegs, ein sehr gelehrter Mann, der Philosophie und Theologie durch mehrere Jahre gelehrt hat und Primarius an der Universität zu Alcala war. Der Beichtwater des Königs ist ein Dominikaner, P. de Matilla, er war Primarius an der Universität zu Salamanca. Der Beichtvater der Königin muß also ein solcher Mann sein, der bei den Versammlungen und Beratungen auftreten kann. Er muß gefällige und höfliche Umgangsformen besitzen, so daß er auf den Willen derjenigen, mit denen er zu tun hat, einzuwirken

1) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. 1684—1709.



vermag. In der Unterhaltung muß er sich so benehmen, daß alle an ihm den Geist Gottes, Weltverachtung und Beurteilung nach Ewigkeitswerten erkennen. Am meisten werden gelobt P. Franz Rhem und P. Andreas Waibl. Ew. Hochwürden mögen den besten wählen und mir darüber berichten; im Falle aber auch Ihnen P. Franz Rhem der geeignetste erscheint, diesen in meinem Namen bestimmen.[1])

Auf die Glückwünsche, die der General unter demselben 18. Juni an den Kurfürsten und seine Tochter richtete, antwortete der erstere, seine Tochter habe zwar das hohe Lob des Generals nicht verdient; was aber an ihr lobenswert sei, verdanke sie zum guten Teil der Gesellschaft, welche sie von früher Jugend zu einem solchen Tugendleben angeleitet, das sie auch Königen liebenswürdig machen könnte. Er, der Kurfürst, fühle sich als Schuldner des Generals und des ganzen Ordens, aus dem nicht nur an einem Orte mehrere Patres unablässig für die Interessen des pfälzischen Hauses sich abmühten.[2])

Am 4. Juli teilte der Provinzial Willi dem General mit, daß ohne Zweifel dem Kurfürsten und Maria Anna P. Rhem als Beichtvater genehm sein werde; für diese Nachricht dankte P. Gonzalez am 30. Juli.[3])

In der Tat wurde P. Rhem als Beichtvater nach Neuburg berufen, wo am 28. Aug. 1869 die Vermählung durch Prokuration stattfand; von dort reiste er nach Düsseldorf. Von hieraus schrieb er am 11. Okt. 1689 an den Kurfürsten, die Königin sei sehr betrübt, daß sie in Folge der Kriegsunruhen schon seit vier Wochen gezwungen sei, den jülich-bergischen Landen mit ihrem Hofstaat zur Last zu fallen und den Unterhalt gleichsam als Almosen von dem ohnehin ausgesogenen Lande zu empfangen, während sie in den spanischen Niederlanden in ihrem eigenen Lande sei und dort

1) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. Soli 1678—1773.
2) Conzept München, Geh. Hausarchiv 1083.
3) Orig.-Register Ad Germ. Sup. 1648—1709.

auch mehr Fortschritte in der spanischen Sprache machen könne.[1])

In seiner Antwort, datiert Augsburg 24. Oktober 1689, bittet der Kurfürst den P. Rhem, er möge seine Tochter trösten und durch einige Divertissiment das schwere Gemüt erleichtern; bald werde das englische Schiff kommen und sie nach Spanien bringen.[2])

Die Reise der Königin nach Spanien traf auf viele Hindernisse und ging sehr langsam von statten. Am 11. Dezember 1689 dankte der General dem P. Rhem in einem nach Madrid adressierten Briefe für die Nachricht über die Abreise der Königin und über das große Vertrauen, das dieselbe dem Beichtvater entgegenbringe.[3]) Aber die Königin war erst am 3. Mai 1690 in Valladolid; die Seefahrt allein hatte Monate in Anspruch genommen.[4])

Der feierliche Einzug in Madrid erfolgte am 22. Mai 1690.

In Betreff der Art und Weise des Einzuges der Königin in Spanien hatte sich Gonzalez am 13. August 1689 an den Kurfürsten mit folgender Vorstellung gewandt: Es wäre zu wünschen, daß seine Tochter in deutscher Damentracht ihren Einzug in Spanien halte und nicht in der spanischen laszziven dekolletierten Kleidung. Dadurch würde mit einem Schlage die üppige spanische Unsitte entfernt, an deren Abschaffung die spanischen Bischöfe solange immer vergebens gearbeitet. Dieselbe Sache empfahl Gonzalez sehr dringend unter demselben Datum den kaiserlichen Beichtvätern Christoph Stettinger und Balth. Miller, ferner dem kurfürstlichen

1) Orig. München, Staatsarch. blau 55/6.

2) Conzept a. a. O.

3) Orig.-Reg. Ad Prov. Germ. Sup.

4) Über die schlimme Reise vergl. (Bequez) Journal du voyage de la Reine depuis Neubourg jusqu' à Madrid. Bruxelles 1691. S. 105 wird im Gefolge der Königin unter den Ehrendamen Mademe la Baronne de Berlis (Berlepsch) und nach den Cavalieren le Rev. Père Confesseur avec son Compagnon aufgeführt.

Beichtvater Johann Bodler und Franz Rhem, die damals alle in Augsburg waren.[1])

Ob die Vorstellung Erfolg hatte, läßt sich aus den vorliegenden Briefen nicht ersehen, jedenfalls fand die junge Königin in Spanien einen begeisterten Empfang. Am 3. Juni 1690 schreibt darüber Gonzalez an den Neuburger Rektor Castner: Ich bin sehr erfreut, aus den spanischen Briefen zu ersehen, wie alle Städte und Völkerschaften, welche unsere Königin berührt, aus ihrem Anblick den größten Trost und die festeste Hoffnung schöpfen, daß durch sie der Herr den spanischen Reichen den ersehnten Thronerben geben wird.[2])

Die auf diese Heirat gesetzten großen Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Die fortgesetzten Verwandtenheiraten hatten die spanischen Habsburger degeneriert. Dem Ränkespiel am spanischen Hofe, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen seiner Höhepunkte erreichte und dem der deutsche Beichtvater der Königin-Mutter, P. Nithard, zum Opfer gefallen war,[3]) mußte auch der deutsche P. Rhem mit seinem geraden Charakter weichen.

Bald nach der Ankunft in Madrid setzte eine Intrigue gegen P. Rhem ein, um ihn zu entfernen. Wir erfahren darüber einige Andeutungen aus einem Briefe des P. Gonzalez an Rhem vom 22. Dezember 1691. Er bedauerte die Nachricht, die ihm P. Rhem am 15. November mitgeteilt, und bemerkt dabei: es ist nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche die Königin gegen die Königin-Mutter (Maria Anna von Österreich) aufzubringen gesucht, und die, wie ich höre, ihr Ziel erreicht haben, dieselbe auch von ihrem Beichtvater abwendig zu machen versuchen. Ew. Hochw. mögen den Mut nicht sinken lassen und auf keine Weise den Wunsch zu erkennen geben,

1) Copie Epist. Nostrorum 25.

2) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. 1684—1709.

3) Vergl. die Aufsätze: Zur Charakteristik des spanischen Generalinquisitors Eberhard Nidhard und War der span. Gen. E. Nidhard ein ehrgeiziger und habsüchtiger Streber? in Histor.-polit. Blätter 98, 139 ff. und 154, 465 ff.



Ihren Posten zu verlassen, damit die Gegner nicht daraus Anlaß nehmen, denjenigen vorzuschieben, mit dem jene Dame schriftlich verkehrt.

Die Verhältnisse besserten sich für kurze Zeit, da die Königin wieder größeres Wohlwollen gegen P. Rhem an den Tag legte, aber die Wurzel des Zwistes blieb, wie P. Rhem am 31. Januar 1692 dem General mitteilte. Darauf antwortete ihm dieser:

Nie könnte man es Ew. Hochwürden zur Schuld anrechnen, daß sie ihre Beichttochter aufklären über das, worüber mit Grund geklagt wird, über die Instrumente, deren Rat sie sich bedient, und was sie ihren Untertanen weniger genehm, ja verhaßt macht. Ew. Hochwürden werden der Königin einen großen Dienst erweisen, wenn Sie ihr demütig aber aufrichtig die großen Nachteile darlegen, die auf ihre Person fallen aus dem gegen ihre Instrumente geschöpften Haß: diese suchen mehr ihre Interessen als die Interessen der Königin und des Reiches, auf dessen Wohl die Königin bedacht sein muß.[1])

Die Instrumente, die die Königin gebrauchte, und gegen die sich die Erbitterung der Spanier richtete, waren ihr Sekretär, der Baron Wiser und besonders ihre Hofmeisterin Gräfin Berlepsch.[2]) Die letztere wird als der böse Genius der Königin bezeichnet. Bei dem launenhaften und leidenschaftlichen Charakter der Königin[3]) gelang es ihnen nur zu bald, den ehrlichen deutschen Beichtvater von ihrer Seite zu entfernen.

1) Orig.-Reg. Ad Hispan.

2) Vgl. über diese „Personen der schlimmsten Art“ A. Gädeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage (1877) 59. Johann Wilhelm nennt in den Briefen an seine Schwester, die Kaiserin, die Berlepsch wiederholt das „stinkende alte Weib“; er kann nicht begreifen, daß die Königin „nicht das Geringste ohne dieser Megäre Rat und Einblasung tut“. Die Briefe bei A. Hilsenbeck, Johann Wilhelm von 1698—1701 (1905) 29.

3) Vergl. Heigel, Maria Anna von Neuburg in Quellen und Abhandlungen (1890) 191 ff. und Gädeke a. a. O. 56 f.



Schon am 17. Juli 1692 teilte P. Rhem dem General mit, daß er durch königliches Dekret seines Postens enthoben sei und nach Deutschland zurückkehren werde. In seiner Antwort vom 30. August drückte Gonzalez sein tiefes Bedauern darüber aus, tröstete aber zugleich den Beichtvater, weil er sein Amt mit reifer Klugheit, Frömmigkeit und Bescheidenheit versehen, wie alle an ihn gelangten Briefe bezeugten, und somit Gott und der Gesellschaft vollständig Genüge geleistet habe.[1])

Auch die Königin-Mutter machte dem General Mitteilung von dem königlichen Dekret vom 17. Juli 1692 und spendete bei dieser Gelegenheit der Klugheit und dem Eifer des P. Rhem großes Lob.[2])

Etwas später schrieben der König und die Königin an den General und bemerkten, daß sie die Tugend des P. Rhem nur loben könnten.[3]) Die Königin bedankte sich noch besonders für alle Dienste, die der Pater ihr bei der Überfahrt und am Hofe in Madrid erwiesen habe.

Bei der Wahl eines neuen Beichtvaters sah die Königin ganz von der Gepflogenheit an ihrem väterlichen Hofe zu Neuburg ab. Sie wollte überhaupt keinen Jesuiten mehr und wählte, wie oben angedeutet, wohl auf Instigation der Gräfin Berlepsch, den Tiroler-Kapuziner Gabriel Pontifeser.[4])

Am kaiserlichen Hofe hatten der Kaiser, der Bruder der Königin-Mutter und die Kaiserin, die Schwester der Königin, die Vorgänge in Madrid mit Bedauern verfolgt. Die Vermittlungsversuche der Kaiserin waren vergeblich gewesen. Es war deshalb begreiflich, daß die kaiserlichen Majestäten den Wunsch ausdrückten, den P. Rhem selbst zu hören.

1) Orig.-Reg. Ad Hisp.

2) Zwei Briefe von Gonzalez an die Königin-Mutter 16. Aug. 1692.

3) Gonzalez an Rhem in Innsbruck 27. September 1692 und an die Königin vom selben Datum.

4) Auch viefach Chiusa genannt nach Klausen in Tirol. Derselbe mußte ebenfalls infolge von Intriguen 1702 Madrid verlassen. Heigel 201.



Derselbe kam diesem Wunsche nach und wurde am Hofe mit großer Auszeichnung empfangen.[1])

Auf einen Brief, den er von Wien am 3. Dezember 1692 an den General richtete, antwortete dieser am 10. Januar 1693:

Ich bin sehr erfreut und beglückwünsche Ew. Hochwürden zu der außerordentlich gütigen Aufnahme, die Sie bei dem Kaiser und der Kaiserin gefunden haben. Dieselben haben dadurch hinreichend gezeigt, wie hoch sie die Tugend und Klugheit Ew. Hochwürden einschätzen, und welche Meinung sie von Ihrer Unschuld haben. Aber auch für andere kann dieses Urteil als ein besonders beweiskräftiges Zeugnis gelten für den Wert der verschiedenen Gerüchte, die vielleicht von Böswilligen in Umlauf gesetzt werden. Deshalb mögen Ew. Hochw. auch die Briefe, die der Kaiser an Sie gerichtet hat, über jeden Fall aufbewahren, denn auch diese können zur Widerlegung etwaiger Verläumdungen dienen.[2])

(Fortsetzung folgt.)

LXII.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

VI.

Wenn irgend etwas den aufmerksamen Beobachter des zur Zeit wütenden Weltungewitters mit schaudernd dem Entsetzen erfüllen muß, so ist es der hartnäckige Starrsinn, womit die führenden Männer der Entente, allen voran die Engländer, jeden Versuch zurückweisen, zur Beendigung des Krieges einen gangbaren Weg anzubahnen.

1) Gonzalez an P. Balthasar Müller 27. Sept. 1692 und 10. Jan. 1693. Orig.-Reg. Ad Austr.

2) Orig.-Reg. Ad Germ. Sup. 1684—1709.



Gibt es vielleicht, wie jetzt die Dinge liegen, hiefür überhaupt keine Möglichkeit mehr? Ist die moderne Welt mit ihrem Tatsachenkult, der neben der Gewalt des Stärkeren nichts anderes kennt, für alle Forderungen des Rechtes und der Moral völlig taub und stumm geworden?

In der ententefreundlichen Presse der alten und neuen Welt wird sorgfältig vermieden, den völkerrechtlichen Konflikt zwischen Deutschland und England als eine Rechtsfrage zu behandeln. Um so mehr spricht man im Sinne der Logenhäupter und Geldpotentaten von Menschheitsidealen, deren Verwirklichung das Verbrechen der Weltfriedensstörung sühnen und für immer unmöglich machen soll. Im Sinn dieser Menschheitsideale ist das Recht immer dort, wo die Macht ist, und die Diplomatie erprobt ihre Kunst am besten dadurch, daß sie nach Art gedungener Mörder und Straßenräuber auf eine passende Gelegenheit lauert, welche hoffen läßt, mit Aussicht auf Erfolg dem lieben Vaterland einen Vorteil zu ergaunern. Ehre und Gewissen können dabei absolut nicht in Frage kommen. So war der Eintritt Italiens und Rumäniens in den Krieg keineswegs ein Treubruch, sondern eine Staatsnotwendigkeit. Ein Staat ist ja weit weniger eine Gemeinschaft von Personen als ein Arsenal von Kanonen und Goldschätzen, ein unpersönliches Wesen, von unsichtbaren Wagenlenkern geleitet, mächtiger als der König und das Volk, die einfach mit fortgerissen werden, wohin die Fahrt immer gehen mag. Da ist es für einen Staatsmann jedenfalls besser, sich denen anzuschließen, welche die Geschichte machen, als denen, welchen sie gemacht wird, wie Salandra sich in Brescia seine Angst aus dem Sinne zu reden suchte. Weil ja doch nicht daran zu denken ist, es könnte Gott die Geschichte anders machen, als es den verbündeten Brüdern in London und Paris, Rom und Bukarest gefällt, zielen ihre lüsternen Blicke auf einen Zustand der Welt, der alle Arme der Arbeiter und alle Pferdekräfte der Maschinen dem Interesse der Börse dienstbar macht. Hinter den Idealen dieser Art Zivilisation lauert eine Gier, welche



Hyänen und Tigern Ehre machen würde; darum sind eben diese Menschheitsideale, welche die Hauptursache des Krieges sind und das Haupthindernis des Friedens, mehr zu fürchten als alle Kanonen und Granaten, mit welchen jetzt die blutdürstende Grausamkeit aller Jahrhunderte in den Schatten gestellt wird.

Nach diesen Menschheitsidealen gibt es, wie es keine Wahrheit gibt und keine sittliche Verantwortlichkeit, überhaupt keine Gerechtigkeit, es gibt einzig nur materielle Interessen und darum sind alle Rechtsfragen in erster Linie bloße Machtfragen — kein Wunder, wenn die Phrasenkünstler der Entente, die Asquith und Grey, die Sonnino und Bratianu in ihren öffentlichen Kundgebungen der Rechtsfrage stets sorgfältig ausweichen, und wenn ihre gesamte Presse nur die Machtmittel des Geldes und der Waffen und die Chancen des Erfolges in Betracht zieht.

Man kann dabei mit reizenden Worten von Kultur und Menschlichkeit sprechen und kalten Blutes alle Gefühle der Menschlichkeit verläugnen.

Der modernen Geistesentwicklung steht, was ihre leitenden Gedanken und obersten Grundsätze betrifft, auf allen Gebieten das Zeichen der Unmenschlichkeit an der Stirne geschrieben. Es ist die denkbar niedrigste Stufe, auf welcher die modern liberale Welt mit ihren vorherrschenden Anschauungen und Bestrebungen den Standpunkt sich erwählt hat.

Die Lapidarschrift der zehn Gebote skizziert, indem sie sich mit ihrem Verdikt gegen Gottlosigkeit und Unglauben, gegen Mord, Ehebruch und Diebstahl auf die einfachsten Rudimente der Ethik beschränkt, auf eine Weise, die jedem Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben muß, die allererste Anfangsstufe und den untersten Tiefstand der Humanität. Der heutigen Kultur ist es selbst in dieser weitesten Umgrenzung der Freiheit noch zu enge — ihr Standpunkt liegt weit außerhalb und unterhalb des Dekalogs. Besteht doch das innerste Wesen der modernen Rechtsanschauung ge-



rade darin, daß man im Menschen, indem man geflissentlich absieht von allen seinen Beziehungen zu Gott, ein pures Individuum erblickt, ein unpersönliches und geistloses Wesen, wie auch die Tiere nichts weiter als solche Individuen sind.[1])

Losgetrennt von der Gemeinschaft mit Gott hört der Mensch auf, ein Mensch zu sein, in dieser Isolierung auf sich selbst ist er keine Persönlichkeit mehr, das geistige Leben wird so seines wesentlichen Inhaltes entleert und zur vollen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Betrachtet man in dieser Lostrennung von der höchstpersönlichen Gottheit den einzelnen Menschen für sich selbst, so stellt er nur noch eine Ruine dar, welcher in den Grundfesten und im Höhenbau zugleich der Einsturz droht. Das Geistesleben eines solchen Individuums, das sich Mensch nennt, ist total vernichtet; kein selbständiger Zweck ist in demselben zu finden, der ihm für sein inneres Leben zur Stütze dienen und ihm unabhängig von der Natur ein Sein für sich und eine eigene Bedeutung sichern könnte; alle Regungen eines solchen Individuums gehen nach außen und absorbieren sich in der Richtung auf die Sinnenwelt, sein ganzes Sinnen und Trachten identifiziert sich so zu sagen mit den Naturerscheinungen. Erkenntnis und Wille werden dem Sinnenkult dienstbar und verlieren alle Festigkeit gegenüber dem Wechsel der schwankenden Naturprozesse. Das schillernde Irrlicht des sinnlichen Vergnügens gängelt als höchster Kulturzweck die Wünsche, um sie von einer Täuschung in die andere zu führen. Und was ein solcher Quasimensch nach eigenem Belieben sich er-

1) Nicht umsonst haben hervorragende Männer in letzter Zeit die Notwendigkeit betont, dem Menschen die Ehrenrechte seiner Persönlichkeit wieder zurückzugeben. „Auch der Staat muß eine Seele haben", schreibt Förster in seiner Abhandlung „Autorität und Freiheit", und Werner Sombart fühlt sich in seiner Schrift „Händler und Helden" gedrängt zu der bitteren Klage: „Das moderne Leben ist eine Rutschbahn geworden ohne alle Ideale, ein ewiges Sterben und Faulen, ein Gestank wie von einem Körper, dem die Seele entflohen ist."



träumen mag, um die in ihm leer gewordene Stelle auszufüllen, welche dem wahren Gott allein zukommt, was er an falschen Göttern und Idealen sich ersinnt, was er von absoluter Freiheit und Schönheit zu fabeln weiß und von höchsten Idealen der Humanität und Kultur, das läuft alles auf's Nämliche hinaus — Naturanbetung mit mehr oder minder Selbstvergötterung.

Mit diesem ebenso gottlosen wie geistlosen Prinzip der Verneinung hat die Logenwissenschaft allem, was den Menschen adelt und erhebt, was ihn wahrhaft frei und glücklich macht, den Todesstoß versetzt. Gemäß dieser Lebensauffassung und Weltansicht sind die Utopisten der Sozialdemokratie in vollem Recht, wenn sie behaupten, daß die Weltgeschichte ein bloßer Kampf ums Dasein sei, der mit gleicher Notwendigkeit verläuft, wie die Evolutionen der Natur, als gäbe es in der Entwicklung der menschlichen Geschicke kein freies Wollen und kein verantwortliches Tun, sondern nur ein blindes Geschehen und Werden.

In gewissem Sinn und bis zu einem gewissen Grad ist das Trauerspiel der Weltgeschichte auch wirklich ein Auf- und Abschnellen finsterer Mächte und Gewalten, die mit elementarer Notwendigkeit gleich Wetterstürmen und Erderschütterungen sich entladen; — vornehmlich dann, wenn der Mensch zufolge seiner sinnlichen Anlage sich allzusehr seiner zentrifugalen Neigung überläßt, sich von Gott, dem Mittelpunkt des Lichtes und des Lebens abzuwenden, um sich der angebeteten Natur heißbegierig in die Arme zu werfen. Bei einer solchen Stellungnahme zur Natur ist es ganz unvermeidlich, daß ihm die Zügel der Herrschaft über sie aus den Händen fallen, ja daß eben seine vermeintliche Herrschaft über die Natur ihm zur Sklavenfessel wird. So muß zuletzt das Unpersönliche über den Geist triumphieren, selbst mächtige Reiche und Völker werden wie steuerlose Schiffe dem Sturm der rasenden Elemente preisgegeben sein zur Strafe dafür, weil man die niedrigen Triebe der Selbstsucht zu mächtig werden ließ.



So ist es jetzt. Weil Haß und Neid, Geldgier und Wollust in ihrem Übermut bei Anlehnung an die Natur sich allzu mächtig übernommen haben, hat sich im Verhältnis von Natur- und Geist die Wage zu ungunsten des letzteren gesenkt — so sieht die erstaunte Welt jetzt mit Entsetzen, wie das stolze Europa gleich einem sinnlosen Tier, das auf seinen Beutezügen am Köder sich verbiß, wie in einem selbstgelegten und selbsterfundenen Fangeisen festsitzt in der Klemme. Europa ist zur Zeit ganz und gar jenen rohen Kräften überliefert, welche sinnlos walten; es gleicht einem einzigen Riesen-Walz- und Räderwerk und einer Feueresse, deren Brand unablässig von bösen Geistern geschürt wird, um die Menschen erbarmungslos zu zermalmen.

Diese bitter peinliche Zwangslage ist die naturnotwendige Folge der wahnsinnigen Freiheitsträume, denen es sich vertrauensselig hingegeben hat seit der Zeit, als man dafür hielt, daß die Loge und ihre Wissenschaft mehr Glauben verdiene als der Weltheiland und der Papst.

Nicht alles, was sich Freiheit nennt, verdient die Ehre dieses Namens. Was unter Menschen mit dem Brandmal unpersönlicher Triebe in die Erscheinung tritt, unterscheidet sich wenig vom Jagen und Streben eines Tieres, welches vom Hunger getrieben ohne Wahl und Selbstbeherrschung dem Zug einer vermeintlichen Selbsterhaltung folgt. Die rohen Kräfte der Selbstsucht und Sinnlichkeit sind weit mehr dem Stoff und der Materie als dem Geiste verwandt. Kann man es Freiheit nennen, wenn tausende von jugendlichen Heißspornen, Burschen wie Mädchen, im Drang der Flegeljahre auf den Weg der Landflucht sich begeben, um sich als Kandidaten der Freizügigkeit in den ruhelosen Strom der Großstädte hineinzustürzen, wo sie wie in einer Simultanschule des praktischen und theoretischen Unglaubens unfehlbar geistig verkommen müssen? Meistens sind es Leute, denen ernste Gedanken hinsichtlich der für's ganze Leben entscheidenden Berufswahl gänzlich ferne liegen; es ist weniger Arbeit und Beschäftigung, was sie suchen, als



der Drang nach einem freien genußreichen Leben, was ihnen im Sinne liegt; so sind sie Sklaven der Leidenschaft und Opfer der Selbstsucht nicht erst dann, wenn sie abgelebt und überdrüssig nach der sauren Arbeit mit dem Notbedarf einer mageren Rente sich begnügen müssen, sondern bereits zu einer Zeit, wo sie in der Vollkraft ihrer Jugend mit Saus und Braus ihre Arbeitslöhne verjubeln und vergeuden. Ebensowenig kann man den zornglühenden Schreiern einer Volksversammlung den Ehrenvorzug der Freiheit einräumen, wenn sie wie vom Wahnsinn besessen ohne jede Spur einer vernünftigen Selbstzucht ihre utopistischen Extravaganzen verfolgen in der Meinung, das Recht der freien Meinungsäußerung auszuüben.

Man preist die Freizügigkeit der modernen Zeit und stellt sie mit Emphase der bodenständigen Gebundenheit früherer Zeiten gegenüber. Ob mit Recht? Kann man es Freiheit nennen, wenn der Mensch zu einer Ware wird, die beliebig von jedermann gekauft und verkauft werden kann? Dürre Herbstblätter erfreuen sich wohl auch einer überaus freien Bewegung, wenn sie vom Baume ihrer natürlichen Zugehörigkeit losgerissen, vom Sturmwind erfaßt heute hier auf einen Haufen zusammengewirbelt und morgen wieder auseinandergestreut werden. Verdient vielleicht diese Art einer gänzlich ordnungslosen Bewegung den Vorzug vor jener Bewegung, welche die grünen Blätter eines lebendigen Baumes im Wehen der warmen Frühlingslüfte auszeichnet, so lange sie mit dem Baume als der Nährquelle ihres örtlich beschränkten Daseins zusammenhängen?

Und wenn im Orkan einer stürmischen Wahlbewegung die Massen nicht nach Ständen sich ordnen, sondern nur nach Interessengruppen und Parteien sich sondern, wenn sie gänzlich ordnungslos und jeder autoritativen Führung entbehrend nach dem widersinnigen Prinzip einer theoretischen Gleichheit sich sammeln, wenn sie einzig auf sich selbst bedacht nur von Rechten zu schreien wissen und auf alle Pflichten vergessen — ist das Freiheit? Gibt man Kindern



geschliffene Messer und gefährliche Waffen in die Hand? Sollte man nicht von jeder Versammlung, die für sich das Recht der freien Diskussion beansprucht, ebenso verlangen, daß sie eine wohlgeordnete Gemeinschaft darstellt, wie ein Regiment, das nicht ohne höhere Führung ins Feld rückt, weil es in einer Schlacht nicht an solchen fehlen darf, die zufolge des höheren Standpunktes ihrer Stellung im stande sind, mit weitem Blick das Ganze zu überschauen?

Wo keine Ordnung ist, hört jede Freiheit auf und kann kein Friede sein.

Kann dort irgendwelche Ordnung sein, wo kein Geist ist? Wo in einem Volke das ganze Rechtsbewußtsein in ein kalt berechnendes Geldbewußtsein sich verwandelt? Kann die Freiheit dort zu ihrem Rechte kommen, wo auf dem großen Markt der Welt mit der Frage: Was rentiert sich am meisten? über die wichtigsten Fragen ohne jede Rücksicht auf Ehre und Gewissen das Loos geworfen wird? Nicht selten werden die zweifelhaften Leistungen von Seiltänzern und Bänkelsängern höher bewertet als die schweißtriefende Arbeit der Lebensmittelerzeugung; die Massenproduktion von entbehrlichen Luxusartikeln zieht nicht selten mehr Arbeitskräfte in die Stadt hinein, als die notwendige Bedarfsarbeit des Landes entbehren kann; ebenso sind die schmutzigen Obszönitäten der leichtfertigen Genußliteratur und der nichtsnutzigen Kolportage-Romane mehr begehrt und besser bezahlt als die ernste Geistesarbeit gewissenhafter Forscher. So ist es unvermeidlich, daß die natürliche Ordnung der Stände sich infolge einer falschen Wertbemessung ins gerade Gegenteil der Wahrheit verkehrt, indem das unterste obenauf zu stehen kommt, wenn nicht gar die ganze Struktur einer vernünftigen Berufsorganisation und Arbeitsteilung sich auflöst, so daß das Mißverhältnis zwischen Stadt und Land ganz unheimliche Formen annimmt.

Unter dem verderblichen Einfluß jener sogenannten Freiheit, welche nur Interessen und keine Pflichten kennt, hat sich das Verhältnis der einzelnen Berufsstände tatsächlich



so naturwidrig gestaltet, daß von einer gesunden, organischen Gesellschaftsordnung vielfach kaum mehr geredet werden darf; wo dieser Einfluß ohne Widerstand zur Geltung kommen kann, da stellt sich das geistlose Gefüge der atomisierten Gesellschaft großenteils nur mehr als eine mechanische Klassenschichtung dar; über der unterschiedslosen Masse von unständigen und beruflosen Leuten erhebt sich schwer und drückend wie eine Pyramide als einziger Stand, der noch etwas zu bedeuten hat, der Stand der lukrativen Erwerbsarten und Profitvirtuosen, die Plutokratie und, weil das Geld zur Zeit mehr gilt als alles in der Welt, Könige und Exzellenzen nicht ausgenommen, in engster Verbindung damit die Bureaukratie; so stellt das ganze Menschenleben von oben bis unten nichts weiter mehr dar als einen wilden Kampf ums Dasein, ein Geschäft.

Ganz natürlich — wo im Geistesleben die Anarchie der Gedanken und Wünsche ohne irgend welche Einschränkung geduldet ist, da muß auch das äußere Zusammensein der Menschen unleidlich sich verwirren; die prinzipielle Unordnung läßt sich nie und nimmer in ein System der Ordnung verwandeln, auch wenn sie in hunderttausend Gesetzesparagraphen eingewickelt wird. Wo aber keine Ordnung ist, da wird das gesamte Menschenleben, als wäre der Mensch nichts weiter als ein leibliches Sinnenwesen ohne Geist, etwas rein Äußerliches, ein Drama des eigenen Beliebens ohne Sinn und ohne Zweck, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob es sich auf vernünftige oder unvernünftige Weise abspielt, ob es sich nach sittlichen oder unsittlichen Grundsätzen ordnet, wenn es nur überhaupt nach irgend einer Regel verläuft, so oder so mit mehr oder minder Freiheit und Zwang, je nach dem es einem obersten Leiter so oder anders gefällt. Warum soll es nicht zulässig sein, Formen des Rechtes zu schaffen ohne jede Rücksicht auf die Natur und Bestimmung des Menschen in gleicher Weise, wie man in einem Maschinenhause die Kräfte und Wirkungen, die Lasten und Leistungen verteilt?



In einem also unmenschlich gedachten Gemeinwesen werden alle Attribute des Geistes bedeutungslos werden — was über einem solchen Trümmerhaufen und Leichenfeld gesprochen wird von Freiheit und Tugend, von Menschlichkeit und Kultur, das sind weiter nichts als leere Redensarten, künstliche Kranzspenden, um die übertünchten Gräber zu schmücken, in welchen die Freiheit samt der Zivilisation begraben liegt.

In einer Welt, die sich hermetisch abschließt von jeder Berührung mit überirdischen Gedanken und Wünschen, wo das Geld die einzige Kraftzentrale aller Bewegungen ist, sollte man lieber gänzlich schweigen von allen gottverwandten Relationen des Geistes; wo es keine Menschen mehr gibt, kann es auch keine Ideale mehr geben; wo man außer jener Befriedigung, welche Reichtümer und Sinnenreize dem sterblichen Teil des Menschen gewähren, keine höheren Bedürfnisse kennt, da muß im Durcheinander der niemals ruhenden Kämpfe ums Dasein das Streben nach Vermehrung der Verdienstmöglichkeiten, nach Erhöhung und steter Steigerung der Arbeitslöhne, nach Verbesserung der Besoldungsverhältnisse sich ins Ungemessene steigern, da muß neben diesem Hauptthema der öffentlichen Diskussion alles andere weit in den Hintergrund treten. Und das Ende davon?

Trommelfeuer — Schützengräben — Unterstände — passive Bilanzen — Hungerkatastrophen!

Hätte man über der Erde den Himmel nicht vergessen, wäre das alles ausgeblieben.

Oder hat vielleicht das Leben der Menschen sich ebenso auf einer von obenher bestimmten und beherrschten Bahn zu bewegen wie der Erdball selbst, welcher um die Sonne kreist? Gibt es für den Menschen nicht ebenso wie für den Planeten, welchen er bewohnt, gewisse unverrückbare Pole, von denen er in seiner Richtungswahl nicht abweichen darf? Und welches sind diese Pole? Ist es nicht Gott, von dem jedes Menschenleben seinen Ausgang nimmt, und ist es nicht wieder Gott, wohin es als zum Ziel seiner Beseligung gravitiert? Und



was kann außerhalb dieser Bewegungslinie und unabhängig von diesen Polen der Mensch wohl noch bedeuten? Er ist so ein Planet, der aus seiner Bahn geschleudert sein Gravitationszentrum verloren hat und darum notwendig in eine Trümmerwelt von Asteroiden auseinanderstäuben muß.

Ohne Bezugnahme auf Gott, den ersten Grund und letzten Zweck aller Dinge, ist es absolut unmöglich für den Menschen, sich ein gesichertes und friedliches Dasein auf Erden zu schaffen. So notwendig die Erde mit ihrer Bewegung und ihrer Vegetation auf die Sonne angewiesen ist, so notwendig ist das wahre Menschenglück mit dem Gottesglauben und der Himmelshoffnung untrennbar verknüpft.

Hätte das lebende Geschlecht nicht den kostbaren Wunderbalsam der Himmelshoffnung aus der Hausapotheke seines dürftigen Seelenlebens gänzlich ausgeschlossen und entfernt, dann hätten die Ansprüche ans diesseitige Erdendasein sich nicht so maßlos gesteigert; als Christen hätten die Menschen gemäß der Bitte ums tägliche Brot ihren ungezügelten Begierden nicht so viel unerfüllbare Wünsche gestattet, wie sie nur im Schlaraffenland unmöglicher Träume gedeihen, sie hätten mit jener Bescheidenheit, welche vernünftigen Menschen geziemt, weil die vollkommene Glückseligkeit dem Jenseits vorbehalten ist, sich vorläufig mit jenem Zustand der Zufriedenheit begnügt, welcher schon auf Erden möglich ist.

Das ist die einzige Möglichkeit für die Erdenbewohner, zu einem wahren und dauernden Frieden zu gelangen. Darin besteht das Wesen jenes Friedens, der nur von Gott kommen kann; das ist jene Art Friedfertigkeit, mit welcher es nach der Versicherung des Heilandes allein möglich ist, das Erdreich in Ruhe zu besitzen, das ist jene tranquillitas ordinis, von der der hl. Augustin spricht, indem er das innerste Wesen des Friedens definiert, weil aus der Ordnung und Seelenruhe der vernunftgemäß geregelten Leidenschaften die äußere Ordnung naturgemäß hervorgeht.

Der geheimnisvollen Kraft dieser maßvollen Seelenstimmung ist es zu danken, daß in den Tagen der christlichen



Vergangenheit die Völker weit mehr als heutzutage sich eines sorgenfreien Daseins und eines angenehmen und wohltuenden Friedens erfreuen konnten. Höre man endlich einmal auf, das finstere Mittelalter als eine Zeit der Unfreiheit und Unmündigkeit verächtlich zu bespötteln und zu lästern. Was man in mancherlei Einschränkungen jener Zeit einen Mangel an freier Bewegung nennen will, das waren keine Fesseln sondern Stützen der Freiheit. Es steht sehr dahin, ob die Bürger und Bauern jener Zeit an dem glänzenden Elend unsrer Gegenwart viel Gefallen finden würden.

Damals befolgte man auf allen Gebieten des privaten und des öffentlichen Lebens den weisen Spruch der Mäßigung und Klugheit: est modus in rebus, sunt certi denique fines. Was man damals einen Stand geheißen, war etwas wesentlich anderes, als was man heute darunter versteht, ebenso wie der Staat von heute mit der politischen Ordnung von damals in keiner Weise sich vergleichen läßt.

Erste Bedingung für die Berechtigung eines Standes ist nicht das Interesse und das willkürliche Belieben egoistischer Bestrebungen, sondern die Rücksicht auf das Gemeinwohl und auf die notwendigen Bedürfnisse eines Volkes. Eine gleichartige Masse von Interessenten, die nur äußerlich durch die zwingende Gewalt der Umstände zusammengehalten sind, ist weit entfernt davon, ein Stand zu sein; einen Stand kann es nicht geben ohne ein inneres und dauerndes Lebensgesetz; jeder Stand, der als solcher besondere Rechte für sich beanspruchen will, schließt eine gewisse gesellschaftliche Pflichtleistung in sich, und diese kann nicht eine rein materielle sein, muß gemäß der Doppelnatur des Menschen notwendig auch eine sittliche sein; mit andern Worten, sie ruht nicht bloß auf materiellen Voraussetzungen, sondern auch auf geistig ethischen Faktoren.

In der natürlichen Gliederung der Stände vollzieht sich eine vernünftige Austeilung der Kräfte und Neigungen, aber nicht zur gegenseitigen Vernichtung, sondern zur Förderung des Gemeinwohls und für's allgemeine Beste. Das ist wohl

eine Beschränkung der Freiheit, aber eine solche, welche dieselbe nicht aufhebt, sondern kräftigt und stärkt. Gerade die klassenlosen Leute, wie unsre Gegenwart sie täglich auf die Straße wirft, sind am allerwenigsten frei, diese wissen am wenigsten, was sie sind und wem sie angehören.

In der klugen Selbstbeschränkung, die jemand sich auferlegt, indem er sich in die Ordnung eines bestimmten Standes eingliedert, liegt ein hervorragendes sittliches Moment. Diese Selbstbeschränkung ist ein Akt von hohem sittlichem Wert und begründet für jeden, der sich also selber bindet, einen besonderen Rechtsanspruch, weit mehr als einem beruflosen Arbeiter und einem Allerweltsgeschäftsmann ein solcher zukommt, der weder in Hinsicht seines Aufenthaltes noch in Hinsicht seiner Geschäftsausdehnung sich irgendwelche Beschränkung gefallen lassen will.

Von einer wahren und gesunden Standesorganisation kann nur dort die Rede sein, wo jeder, der dieser Organisation angehört, festen Boden unter den Füßen hat, wo jedem seine eigentümliche Arbeit ebenso als ein Recht geschützt und gewährleistet ist, wie einem Eigentümer sein Fleck Erde gegen fremde Angriffe gesichert sein muß. Kein Stand kann einen gewissen Fundus von realen Besitzungen oder von unangreifbaren Rechten entbehren, wie es auch selbstverständlich ist, daß es in jedem Stande eine gebietende Autorität geben muß. Weil in keinem Stande sämtlichen Berufsgenossen die gleiche Möglichkeit gegeben ist, eine gebietende Stelle einzunehmen, darum stellt jeder Stand, der dieses Namens würdig ist, nicht ein Verhältnis der Unordnung und völliger Gleichberechtigung, sondern ein Verhältnis der Über- und Unterordnung dar.

Das waren hauptsächlich die Grundlinien, auf welchen die festgegliederten und wohlgeordneten Organisationen der Stände sich erbaut haben, so lange christliches Denken und und Empfinden in denselben vorherrschend war. Es gab keine Schmarotzerstände, welche sich am Körper der menschlichen Gesellschaft hätten mästen können, es gab auch keinen

privilegierten Stand über den Ständen, welcher alle andern hätte auswuchern können — der Mensch galt damals mehr als die Sache, der Geist mehr als die Materie und das Werkzeug der Sinne. Durch ihre Unterordnung unter das Gemeinwohl und durch ihre eigenrechtliche Unabhängigkeit waren jene Organisationen in aller Wahrheit sozial und demokratisch im besten Sinne dieses Wortes, während die aus der atomistischen Gesellschaft hervorgegangenen Sozialdemokraten in jeder Hinsicht das Gegenteil dessen sind, was ihr Name sagt.

Unter der Vorherrschaft der christlich-germanischen Rechtsgrundsätze konnte jener Geist seine Kraft entfalten, der lebendig macht; weil Wahrheit und Gerechtigkeit miteinander Hand in Hand gingen, sah man Volk und Klerus, Priester und Laien nicht mit entgegengesetzten Anschauungen auf getrennten Wegen wandeln, während man später unter dem verderblichen Einfluß des römischen Rechtes und der von Frankreich und England herübergekommenen liberalen Lebensauffassung sich dem törichten Bestreben hingab, nach eigenem Belieben ein Recht zu schaffen, ohne der Wahrheit zu bedürfen, ein schlechthin äußerliches, konventionelles und konstitutionelles Recht, eine förmliche Religion der Selbstsucht, wie man im Gegensatz zum Altruismus der christlichen Überlieferungen das römische Recht sehr treffend genannt hat. Diese Art Gerechtigkeit mußte sich naturgemäß dem Einfluß und der Mitwirkung der Kirche um so mehr entziehen, je mehr dadurch das Recht eine Sache menschlicher Willkür wurde, wobei es nicht darauf ankommt, was wirklich recht ist, sondern was die Menschen nach eigenem Belieben dazu machen. So wurde das Recht eine Sache des freien Übereinkommens und der Willkür, wobei die Tendenz vorherrschend wurde, daß die rohen Kräfte und Triebe der Selbstsucht nicht zu kurz kommen dürfen. Das war nur dann zu erreichen, wenn es nicht auf moralische Weise durch autoritative Gesetzesbestimmungen, sondern mechanisch durch Majoritätsbeschlüsse zustande kam.

Mit unglaublicher Verblendung meinten viele, welche zufolge ihrer angebornen Vorliebe für alles, was den Sinnen schmeichelt, das glänzende Nichts der gleißenden Lüge vom echten Gold der Wahrheit nicht zu unterscheiden vermochten, es sei durch diese prinzipielle Umkehrung aller Begriffe ins Gegenteil den Völkern ein Weg geöffnet, zu größerer Freiheit und zu erhöhtem Wohlstand zu gelangen, in Wahrheit aber ist durch die in aller Heimlichkeit vollzogene und unter schmeichelhaften Redensarten verstohlens durchgeführte Verwechslung der christlichen Gedanken mit heidnischen Vorstellungen den Völkern unermeßlicher Schaden zugefügt worden. Man glaubte durch die vorgetäuschte Freiheit der Völker, sich nach eigenem Ermessen ein Recht des willkürlichen Beliebens zu schaffen, etwas Besseres zu erhalten als die altüberlieferten Rechtsgewohnheiten waren — in Wahrheit aber sind die christlichen Völker bei diesem Umwandlungsprozeß schändlich hintergangen worden — es wurde ihnen mit der Wahrheit auch die Gerechtigkeit geraubt und dafür wurde ihnen durch die Unterstellung eines neuen Rechtes die höchst zweifelhafte Freiheit eingeräumt, durch ein beständiges Wettrennen der Selbstsucht und Übervorteilung sich wechselseitig zu bekriegen und im Kampf ums Dasein sich durch Majoritätsbeschlüsse zu vergewaltigen. Dieser ethischen Unordnung prinzipiell widerstreitender Gedanken und Wünsche kam die egoistische Weltklugheit des römischen Rechtes und der konstitutionelle Formalismus der modernen Weltanschauung trefflich zu statten, um ihr äußerlich das Mäntelchen einer wenigstens scheinbaren Ordnung umzuhängen.

Damit ist der christlich-germanische Geist echt deutscher Ehrlichkeit und Rechtlichkeit tödlich verwundet und durch ein neues, der romanisch-humanistischen Freimaurerei und dem antiken Heidentum angepaßtes modernes, höchst undeutsches Deutschtum gefälscht worden, ein Deutschtum, an welchem nur das feindliche Ausland Freude haben konnte, weil es den Keim zum unvermeidlichen Verfall der einstigen Macht und Größe Deutschlands in sich trug.

Wo im menschlichen Leben allenthalben das Interesse obenan steht, während Recht und Pflicht weit zurückgedrängt erscheinen, da stellt der sozialpolitische Aufbau der Volksgemeinschaft nicht ein unerschütterlich festes Gefüge dar, sondern ein baufällig gewordenes, allzeit bewegliches Geschiebe, wo die Berufsgenossenschaften und Interessengruppen — Stände kann man sie so lange nicht nennen, so lang sie außer der rollenden Basis des Geldes keinen anderen Halt besitzen — nicht bloß unter sich beständig im Kampfe liegen, sondern auch Staat und Erwerbsklassen stets aufs neue in gegensätzlicher Spannung sich begegnen, weil bald die Agrarier, bald die Industriellen und Arbeiter mit dem Despotenspruch: l'état c'est moi sich über alle erheben und als einziger Stand mit dem Staat sich identifizieren, ja über den Staat sich stellen wollen.

Dieser Geist der Revolution und Anarchie zog aber immer weitere Kreise; hatte er auf dem Wege einer schulgerechten und künstlichen Rechtsverfälschung vorerst innerhalb der einzelnen Länder und Reiche den organischen Zusammenhang der ständisch gegliederten christlichen Gesellschaftsordnung zerstört und so die feste Grundlage der Freiheit eines Volkes und der sozialen Ordnung erschüttert, dann mußte auch im Nebeneinander der Staaten, je mehr der Geist der Willkür und Selbstsucht in den einzelnen Ländern vorherrschend wurde, jede Ordnung einer vernünftigen Solidarität verschwinden und untergehen. Aus der Anarchie der Stände ergab sich die Anarchie der Staaten folgerichtig von selbst. Wie sich auf dem locker gewordenen Geschiebe der Volksgemeinschaft ein Stand über den andern erheben wollte, so entstand jetzt auch im internationalen Ensemble der Völker, je mehr sie durch Zerstörung ihrer volksrechtlichen (wahrhaft demokratischen) Freiheit und Selbständigkeit aufhörten, wirkliche Völker zu sein, je mehr der Geist christlichen Lebens aus ihnen wich, weil sie mit niedrigen Tendenzen bloße Nationen und Interessengruppen wurden, das Schieben und Drängen der Großmächte mit dem Bestreben, alle andern



an Größe und Macht zu übertreffen. Das Lügenwort vom europäischen Gleichgewicht wurde bei diesem Wettrennen der Habgier und des Stolzes am liebsten von den Engländern gebraucht, welchen nichts so sehr am Herzen lag, als ein Weltreich über allen andern Reichen, ein Staat der Vorherrschaft über alle andern zu werden.

Unermeßliches Unheil ist aus diesem lüsternen Streben nach Macht und Größe hervorgegangen. Denen, die daraus für sich selbst Gewinn ziehen konnten, war es um nichts weniger als um das Glück der Völker zu tun. Sie haben es leider meisterhaft verstanden, durch alle Hilfsmittel der Lüge und Arglist, nicht zum wenigsten durch die Verführungskünste der Loge, die Völker für ihre hochfliegenden Gedanken und abenteuerlichen Pläne zu begeistern und auf den blutigen Wegen gewalttätiger Umwälzungen mit sich fortzureißen. Dank der unübersehbaren Menge jener oberflächlichen Durchschnittsmenschen, welche als Hörer der hohen Schulen und als liberale Zeitungsleser einfach gewohnt sind, gedankenlos in verba magistri zu schwören, fehlt es den offiziellen Männern und Häuptern der Loge, welche mit Schurzfell und Kelle die Tempel der Meister vom Stuhl frequentieren, in keinem Land an einer jederzeit dienstfertigen Armee von nichtamtlichen Mitläufern, welche nicht wissen, was sie tun, indem sie die geheimen und offenen Anschläge der Loge mit ihrem Beifall begleiten und durch ihre Heeresfolge unterstützen.

Dadurch ist es den Engländern und Franzosen möglich gewesen, durch ganze Generationen hindurch mit Hilfe der Freimaurerei ganz Europa und nicht zum wenigsten Deutschland geistig zu beherrschen und zu übertölpeln. Freiheitsschwindel und Großmannssucht sind aber sehr zweifelhafte Geschenke für ein Volk. Für Italien und Portugal, für Griechenland und Rumänien dürfte die Zeit nicht mehr ferne sein, wo sie ihre parlamentarische Verfassung mit allen ihren Menschheitsidealen verwünschen werden, wenn sie einmal zur Einsicht kommen, daß es eben dadurch ihren großmächtigen

Freunden mit Hilfe der Logenpresse gelungen ist, sie durch Aufreizung ihrer nationalen Eitelkeit in unabsehbares Elend zu stürzen.

Hält vielleicht das Völkerglück gleichen Schritt mit dem Wachstum ihrer Macht und ihrer politischen Größe? Oder wären Wohlfahrt und Freiheit eines Volkes und der Friede unter den Völkern nicht weit besser gesichert, wenn Europa aus weniger sogenannten Großmächten bestünde? Wenn es eine Einheit von mehr selbständigen Kleinstaaten darstellen würde? Dann wäre wohl weniger Ursache, von unterdrückten und geknechteten Völkern zu reden. Verbirgt sich vielleicht in den großen Worten der englischen Geschäftspolitiker, wenn sie von Menschheitsidealen sprechen, die Absicht, die Völker frei und glücklich zu machen, oder der verlockende Gedanke, ihre Renten zu vermehren und die Arbeitskräfte durch erhöhte Sklaverei zu verbilligen?

Diese fatale Möglichkeit sollten die Proletarier wohl im Auge behalten, wenn sie in den süßen Träumen einer allgemeinen Weltrepublik sich ergötzen.

Die Geschichte einiger Großmächte läßt für die Zukunft Europas und namentlich für das Los der Arbeiter wenig Gutes erwarten, wenn sie in gleicher Weise wie bisher sich vergrößern. Je mehr das einst so militärfromme und jetzt so kriegswütige England seine Macht über alle Meere und Länder ausdehnt, um so mehr wird es seiner innersten Natur nach in einen puren Raubstaat sich verwandeln und nach Art der gefräßigen Ungeheuer des Tierreiches alles, was schwach und klein ist, assimilieren und verschlingen.

Dazu war die Zeit nie günstiger als eben jetzt; nie war Europa, was seinen gestörten Geisteszustand betrifft, dafür besser präpariert. Um mit Erfolg fischen zu können, müssen die Wasser vorerst recht trübe sein. Zur Zeit hat England fast ganz Europa im Garn seiner Netze gefangen; das wäre ohne den ungeheuren Nebel, der sich durch die Phantome der modernen Weltanschauung, wie durch eine künstliche Narkose auf die Geister gelegt hat, glatt unmöglich gewesen.



Dieser Nebel ist im Interesse Englands mehr wert als viele Milliarden. Ohne die liberal-demokratische Betäubung, an welcher Europa seit mehr als hundert Jahren geisteskrank darniederliegt, wären alle Bestechungsgelder, welche auf die einfältigen Mitläufer der englischen Politik nach hunderten von Millionen sind ausgeschüttet worden, wirkungslos gewesen.

Es ist sehr erklärlich, wenn man in London und Paris jene Völker, die noch an den Traditionen der christlichen Monarchie festhalten und von der größten Torheit des 19. Jahrhunderts, vom parlamentarischen Regime, nichts wissen wollen, für kulturwidrige Barbaren ansieht. Nur dort, wo man sich den Seifenschaum demokratischer Menschheitsideale gedankenlos um die Lippen streichen läßt, lassen sich profitable Geschäfte machen auf Kosten der betrogenen Völker.

Völker mit monarchisch-christlichen Gedanken stellen ein viel festeres Gefüge dar als die luftigen Kartenhäuser der liberalen Charlatanerie, welche sich durch jeden Windhauch schmeichelhafter Phrasen über den Haufen blasen lassen. Streicht der Sturmwind über wohlbestellte Gefilde strotzenden Lebens, dann wird seine zerstörende Kraft weniger vermögen, als wenn er, alles vor sich niederwerfend, über öde Wüsten und dürre Steppen hinbraust. Die Zivilisation, wie der Engländer für seine Geschäfte sie braucht, verlangt Völker ohne Geist und ohne Halt, wo die leitenden Männer wie in Italien, Portugal und Rumänien gleich entwurzelten Bäumen umfallen und sich mit Schmiergeldern gleich den Kugeln eines Roulettespieles durcheinanderwürfeln lassen. Warum auch nicht? Moderne Männer von schwankender Gesinnung stehen mit ihrer pflichtenlosen Interessenpolitik und schrankenlosen Selbstsucht auf dem Standpunkte jener Zivilisation, die sich auf der grenzenlosen Borniertheit jener Nationen aufbaut, welche in der demokratischen Idee nur den einschmeichelnden Köder wahrnimmt, ohne etwas von der verborgenen Angel zu merken, mit der sie an der Nase herumgezogen werden.



Die heillose Verblendung, welche vom Licht der falschen Aufklärung ausgeht, hat sich leider wie ein Zauber auf die Regierungen und Völker zugleich gelegt, der Wahnsinn von oben hat sich vermählt mit dem Blödsinn von unten, Erklärung genug dafür, daß sich Europa durch die unerträgliche Weltplage des jetzigen Krieges in eine wahre Hölle verwandelt hat. Es werden so die Völker durch die Fürsten und die Fürsten durch die Völker gestraft, weil beide gleichmäßig schuld sind an der Erschütterung aller Grundlagen des Rechtes und der Wahrheit.

Die Gottesordnung, die in den Dingen selber liegt, sofern der sinnliche Mensch der unsterblichen Seele und die Natur dem Geiste unterworfen sein soll, läßt sich nicht ungestraft in eine bloße Weltordnung verwandeln, welche die materiellen Interessen höher wertet als die Ideale der Ewigkeit. Es steht nicht im Belieben des Menschen, sein Verhältnis zur Natur und zur Welt anders zu bestimmen, als Gott selbst es geordnet hat. Der höchste Zweck seines Daseins ist nicht die sichtbare Welt, die sich zuletzt als Grab für ihn öffnet, um ihn zu verschlingen. Nicht gesenkten Blickes, erhobenen Hauptes soll er über die Erde wegschreiten, welche keine Stätte des Bleibens für ihn ist, er soll zum Himmel aufblicken, der über den Sternen ihn erwartet. Seine Vermählung mit der vergänglichen Welt der Natur darf nicht ohne alle Rücksicht auf Gott eine bloße Zivilehe sein, wonach ihm freisteht, mit derselben nach Belieben Mißbrauch zu treiben.

Der Gedanke an eine ausschließlich auf's irdische Diesseits isolierte Humanität ist unerträglich für jeden vernünftigen Menschen, der etwas auf seine Menschenwürde hält. So edle Pflanzen, wie Kultur und Menschenbildung nun einmal sind, in die Schranken der Naturnotwendigkeit und physischen Gewalt einzwängen, heißt soviel, als den Geist seiner Persönlichkeit berauben wollen, um ihn wie ein ungeistiges und unpersönliches Individuum im Staube zu ersticken. Den Menschen in den Ansprüchen seiner Unsterb-



lichkeit beeinträchtigen, seine religiösen Bedürfnisse unterdrücken und schmälern wollen, ist ebenso töricht und widersinnig, als wenn man ein Samenkorn unter der Erde mit Ketten anschmieden wollte, um dessen Drang zum Tageslicht zu unterbinden und es zu zwingen, statt aufwärts abwärts zu keimen.

Ein wilder Baum, wie der Mensch von Natur aus ein solcher ist, veredelt sich nicht selbst; um ein Baum wahren Lebens und fruchtbaren Gedeihens zu werden, muß er von der Wurzel bis zu den Zweigen ins Licht jener Sonne sich tauchen, welche in Christus der Menschheit erschienen ist. Nur vereint mit Gott wird der Mensch über die Natur wie ein König gebieten, getrennt von Gott wird er deren Sklave sein.

Bereits in den Tagen des Friedens war in Anbetracht der maßlosen Rüstungen zu fürchten, die Staaten, die sich im Vertrauen auf ihre Kriegspanzer Großmächte nennen, könnten einmal durch das Schwergewicht ihrer Machtmittel völlig erdrückt werden. Wie wird dies erst nach dem Kriege werden? Sie werden, wenn sie auf den Schlachtfeldern sich verabschieden, nicht allein heimkehren; jede Macht wird begleitet sein nicht bloß von den weheklagenden Schatten der gefallenen Krieger, sondern von einer zweiten Großmacht, von der Riesengestalt der negativen Milliarden, welche leider kein bloßes Gespenst der Einbildung, sondern eine sehr reale Wirklichkeit sind. In diesem Defizit kommt die geistige Leere und Hohlheit der modernen Logen- und Lügenkultur sehr drastisch zum Ausdruck. Man wollte im Bund mit der Natur sich zur Herrschaft über die göttliche Weltordnung erschwingen, was ein Ding der Unmöglichkeit ist. Durch nichts wird der Mensch so sicher ein Knecht und Sklave der Natur als durch die Auflehnung gegen Gott. Orbis terrarum pugnabit contra insensatos — heißt es im Buche der Bücher.

LXIII.

Leibniz und die polnische Frage.

Zur 200. Wiederkehr seines Todestages am 14. November.

Von Dr. Jos. Weiß.

Fünfmal mußte die Stadt Warschau ihre Tore einem wittelsbachischen Sieger öffnen: am 9. September 1655 und am 30. Juli 1656 dem König Karl X. Gustav von Schweden, am 24. Mai 1702 sowie am 12. November 1705 dem König Karl XII. von Schweden und am 5. August 1915 dem Prinzen Leopold von Bayern; siebenmal läuteten die Hochzeitsglocken einem wittelsbachisch-polnischen Herzensbündnis: 1352 zwischen Markgraf Ludwig VI. dem Brandenburger und Kunigunde, Tochter König Kasimirs III, 1475 zwischen Herzog Georg dem Reichen von Landshut und Hedwig, Tochter König Kasimirs IV., 1642 zwischen Pfalzgraf Philipp von Neuburg und Anna Katharina Konstanza, Tochter König Sigismunds III., 1691 zwischen Hedwig Elisabeth, Tochter Philipp Wilhelms von der Pfalz und Jakob Ludwig Sobieski, 1694 zwischen Kurfürst Max Emanuel und Therese Kunigunde, Tochter König Johann Sobieskis, 1747 zwischen Kurfürst Maximilian III. Joseph und Prinzessin Maria Anna, Tochter König Friedrich Augusts II., sowie zwischen Maria Antonia von Bayern und Christian August, dem Sohne König Friedrich Augusts II.[1]) Die polnische Königskrone war 1655 das flüchtige Traumbild des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, 1696 seines Sohnes Max Emanuel und 1668 des Pfalzgrafen (nachmaligen pfälzischen Kurfürsten) Philipp Wilhelm von Neuburg.

Philipp Wilhelm war der Schwager Johann Kasimirs, der 1668, besiegt von Karl X. Gustav, dem Schwedenkönig

1) Das Bayerland XXVI, 407 u. 422; XXVII, 4 ff.



aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken, und dem brandenburgischen Großen Kurfüsten, die polnische Krone niederlegte. Des Pfalzgrafen Gattin, Anna Katharina Konstanze, war nach kurzer Ehe 1651 eines plötzlichen Todes gestorben; aus ihrer reichen Mitgift stammt noch heute im wittelsbachischen Hausschatz manche Kostbarkeit mit ihrem Wappen und ihren Initialen A. C. C. (Anna Catharina Constanze). Er hatte mittlerweile 1653 vergebens um die Hand der »Grande Mademoiselle« (Anne Marie, Herzogin von Montpensier) gefreit,[1]) zum zweitenmal einen Hausstand begründet mit der hessischen Prinzessin Elisabeth Amalie und eine zahlreiche Familie gestiftet, 1657 sich vergebens um die Kaiserkrone beworben und beschloß nun die polnische Königskrone anzustreben. Er glaubte sich auf seinen Anhang in Polen stützen zu können und wußte sich auf den Rat des Großen Kurfürsten der publizistischen Beihilfe des jungen, damals zweiundzwanzigjährigen Gottfried Wilhelm Leibniz zu versichern, den er zu seinem Wahlgesandten ausersah.

Zu Gunsten Philipp Wilhelms verfaßte Leibniz eine Werbeschrift unter einem Decknamen, der die Initialen seines lateinischen Namens G. V. L. verbarg, die vorgab schon 1659 in Wilna erschienen zu sein, aber erst 1669 in Danzig gedruckt worden ist. Sie führt den Titel: „Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum; novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum auctore Georgio Vlicovio Lithuano. Iuxta exemplar editum Vilnae anno 1659.“[2]) Leibniz verfährt streng mathematisch und führt den Beweis nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Auf Grund von 60 „propositiones“ und 4 „conclusiones“, die den 7 Forderungen entsprechen, welche man 1659 in Polen für die Kronbewer-

---

1) Heigel hat diese Episode sehr köstlich geschildert in den Münch. Sitzungsber. 1904, S. 533 f. (Biogr. u. kulturgesch. Essays S. 157 bis 170.)

2) Opera omnia, Genevae 1768, Tom. IV, S. 522—630.



bung aufgestellt hatte, wird das Plus und Minus der einzelnen Kandidaten berechnet: des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, des Herzogs Karl von Lothringen (österr. Kandidatur), des Herzogs von Enghien, Sohnes des großen Condé (französ. Kandidatur), und des russischen Kandidaten, eines Sohnes des Zaren Alexei. Die Hauptsumme vereinigt schließlich Philipp Wilhelm und die 4. Conclusio lautet demgemäß: „Neoburgicus utiliter eligetur."

Heute, wo das Königreich Polen seine Auferstehung feiert und zum 200. Male der Todestag Leibnizens wiederkehrt, ist es nicht ohne aktuellen Reiz, die verschiedenen „Propositiones" zu lesen, welche Leibniz damals unter der Maske eines polnischen Edelmannes den Polen vorstellen zu sollen glaubte. Wir heben darum einige hervor:

2. „Nobilitas et per consequens Respublica Polonica sibi sufficit." — („In Polonia territorium lignis, frumento, melle, sale, pecore abundat.")

15. „Interregnum in Polonia diuturnum ne esto."

16. „Democratiae exercitium in Poloniam non cadit."

17. „Aristocratia Polonis periculosa est."

18. „Rex quamprimum in Polonia eligitor."

19. „Electio non per sortem, sed rationalis esto."

21. „Eligendus in regem reapse rex nobis esse posse debet, seu per vice-regem imperaturus ne esto."

22. „Eligendus catholicus esto."

23. „Eligendus ante spem regni catholicus esto." — („Mercenaria religio nulla est.")

27. Nihil obstat eligendum linguae Polonicae imperitum esse, dummodo latinae peritus sit." — („Neoburgicus Latinam, Italicam, Germanicam, Gallicam, Hispanicam non intelligit modo, sed et prompte loquitur; nec Polonicae insciens est, sed ea nec indelectatur.")

31 „Prodest, eligendum aetate provectum esse, maxime autem si filios habeat."

35. „Eligendus dissidentibus vim ne facito." — („Cae-



terum haec propositio est contra Moscum, cujus natura est dissidentes a se persequi.“)

An dem Neuburger rühmt Leibniz die verwandtschaftliche Beziehung zum letzten König und zu Polen — „plenam Polonis aulam habuit“ —, er sei nicht mehr jung und noch nicht zu alt, stamme aus einem berühmten Haus die — Pfälzer Karl X. Gustav, Rupprecht „der Kavalier“ und dessen Bruder Eduard werden besonders hervorgehoben — besitze Vermögen — „Iam Moschi filius quidquid habet, patris est“ — die reiche Mitgift der Anna Katharina Konstanze würde dann wieder nach Polen zurückfließen „quod certe contemni non potest“ — und die polnischen Studenten würden künftig leichten Zugang zu den Universitäten Ingolstadt und Köln erlangen, die den neuburgischen Staaten benachbart seien. Er ist ein guter „pater familias“ und wird auch ein guter „pater patriae“ werden. Er war immer auf Förderung von Verkehr und Handel in seinen Ländern bedacht; das lehrte ihn die Nachbarschaft der Niederlande und die Arbeitsamkeit der dortigen Bevölkerung.

Gerade diese volkswirtschaftlichen Erwägungen sprächen für die Kandidatur Philipp Wilhelms. „Praete commercia Polonis nihil ad felicitatem deest“ . . „Solo hactenus rege oeconomo destituti sumus, hunc cum primum nacti erimus, efferet Polonia caput“ . . „Materiam rudem apud nos nascentem vili pretio vendimus, praeparatam ad speciem magis quam ad durationem duplicato sumptu recipimus“ . . „Et recte ordinatis velut notis grandis hujus machinae gente sua bona agnoscente, ad universalem *αὐταρκείαν* (sufficientiam) cunctos deducet . . Monetam reparabit, commerciorum ac manufacturarum rationem, quae sola hactenus Poloniae defuit, ordinabit. Tum demum florebimus, cum ad bona ipsi nostra animum convertemus, aperiemus oculos, sentiemus fraudes istas, quibus Iudaei et Christiani et nativi nos exsugunt; desinemus ab exteris petere, quae apud nos nascuntur, cessabimus plus pecuniae regno exportare quam importetur; parcius aliunde emendi-



cabimus, quae apud nos, si studium impenderemus, nasci possent; agnoscemus satius rudem ab exteris materiem sumi, dein inquilinorum artibus elaborari, pretium mercedemque nostris hominibus cedere; quam facile imitabiles exterorum affanias, speciosiores quam durabiliores, immani sumtu comparari."

So wie die Herrschaft des Pfalzgrafen für Polen der Beginn einer neuen volkswirtschaftlichen Blüte sein wird, so wird die russische Herrschaft für Polen der Anfang vom Ende sein: „gladium ipsi praebebimus, quo nos jugulet." Und nicht nur für Polen, sondern für das ganze Abendland, für Europa. Sie wird die Macht zur Unterdrückung Europas großziehen, die selbst der Türke fürchten wird — „nasci potentiam opprimendae Europae parem" . . „Ipse Turca nascentem potentiam formidabit" — denn dann werde den Barbaren der Weg ins Herz Europas offen stehen: „barbaris in viscera Europae viam apertam esse." —

Gar manches von dem, was Leibniz sagte und schaute, hat sich in der Folge nur als zu berechtigt erwiesen. Trotz alledem konnte der beredte und einsichtige Wortführer der Sache seines Klienten nicht zum Siege verhelfen. Gewählt wurde keiner von den drei Kandidaten, sondern ein Schwächling, Michael Korybut Wiecniowiecki aus dem Stamme der Jagellonen. Und noch ein zweites Mal, als nach dessen Tod 1674 die Krone wiederum vergeben werden sollte, blieb Philipp Wilhelms Bemühen umsonst; Sobieski trug diesmal den Preis davon. Und 1697, als der Nachfolger Sobieskis zu wählen war, unterlag dann Philipp Wilhelms Sohn, Karl Philipp, seinem Gegenkandidaten, dem Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, der kurz vorher zur katholischen Kirche übergetreten war, nicht so ganz „ante spem regni", wie es in der 23. Propositio heißt.



LXIV.

Dr. Remigius Stölzle zum 60. Geburtstag (23. Nov. 1916).

Der Wanderer, der einen beschwerlichen Weg beschreitet, wird zuweilen stehen bleiben und mit befriedigtem Blicke den zurückgelegten Weg überschauen. Das freudige Bewußtsein der überwundenen Schwierigkeiten wird seine Schritte beflügeln und ihm neue Kraft zur glücklichen Erreichung des Zieles verleihen. Nicht unähnlich diesem Wege eines Wanderers ist die Laufbahn des Gelehrten, die auch über manche Schwierigkeiten hinwegführt, aber auch manche Ruhepunkte bietet, die von selbst zur Umschau auf die in mühevoller Arbeit errungenen Erfolge einladet. Ein solcher Ruhepunkt ist für den Professor der Alma Julia in Würzburg, Dr. Remigius Stölzle, mit dem Eintritt in das 60. Lebensjahr gekommen. Aus diesem Anlaß dürfte es daher nicht unangebracht erscheinen, einen prüfenden Rückblick auf sein bisheriges Leben und Streben zu werfen und sein Wirken und Schaffen im Dienste der Wissenschaft in näherer Beleuchtung zu betrachten.

R. Stölzle wurde geboren am 23. November 1856 zu Ob im Algäu. Nachdem er in der Schule seines Vaters den Elementarunterricht genossen hatte, besuchte er von 1869—1873 das Gymnasium in Kempten und von 1873 bis 1876 dasjenige in Neuburg a. D. als Zögling des dortigen Studienseminars. Hierauf studierte er von 76—78 in München unter den Philosophen Carrière nud Prantl nnd den Philologen Christ, Bursian, Halm klassische Philologie und Philosophie und unter Riehl und Giesebrecht Geschichte. Nachdem er im Sommer 1878 als Lehramtskandidat aushilfsweise in Kempten verwendet worden war, ging er im Herbst des gleichen Jahres nach Würzburg und hörte dort die Philologen Schanz, Urlichs, Grasberger, den Germanisten Lexer



und den Philosophen Stumpf. Im Jahre 1880 löste er die Preisaufgabe aus der Philosophie „Über die Lehre vom Unendlichen bei Aristoteles“ und unterzog sich dem philologischen Staats- und dem Doktorexamen. Noch im nämlichen Jahre wurde er als Assistent an das humanistische Gymnasium St. Stephan in Augsburg berufen und wirkte dort sechs Jahre. Im Jahre 1881 bestand er das Spezialexamen aus deutscher Literatur, 1882 aus klassischer Philologie. Im Jahre 1886 bereiste er Italien und besuchte die dortigen Gymnasien und Lyzeen, über die er 1887 eine eigene Schrift veröffentlichte, die später auch in italienischer Übersetzung erschien. Im Jahre 1886 erfolgte seine Ernennung zum Gymnasiallehrer am Neuen Gymnasium in Würzburg. Noch im November des gleichen Jahres wurde er auf Vorschlag der philosophischen Fakultät als a. o. Professor für christliche Philosophie an die Universität Würzburg berufen, wo er seit 1894 als ö. o. Professor für Philosophie und seit einigen Jahren mit einem weiteren Lehrauftrage für Pädagogik eine segensreiche Tätigkeit entfaltet.

„Kann man hoffen, eine reiche Ernte zu machen, wenn man oft schon gedroschene Ähren anders geordnet nochmals derselben Arbeit unterwirft, während noch ungeschnittenes Korn auf dem Halme steht?“ Dieser Ausspruch von K. E. v. Baer ist das Leitmotiv für Stölzles literarisches Schaffen; stets ist sein Absehen darauf gerichtet, den Fortschritt der Erkenntnis zu fördern und die Wissenschaft mit neuen Werten zu bereichern. Hauptsächlich sind es drei Gebiete, auf die sich seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckt: Philosophie, Gelehrtengeschichte und Pädagogik.

1.) Ein besonderes Verdienst um die Abälardforschung hat sich Stölzle durch die Auffindung und Herausgabe (1891) einer verlorenen Schrift Abälards, des 1121 zu Soissons verurteilten Traktates erworben.[1]) Schon vorher hatte er

1) Abälards 1121 zu Soissons verurteilter tractatus de unitate et trinitate divina 1891 XXXVI u. 101 S.



zu Giordano Brunos Schriften neue Handschriften in Augsburg und Erlangen und eine unbekannte Schrift desselben Philosophen auf der Erlanger Universitätsbibliothek aufgefunden und darüber im Archiv für Geschichte der Philosophie berichtet. Im Jahre 1897 veröffentlichte er eine große Monographie: „K. E. v. Baer und seine Weltanschauung" (XI + 687 S. Regensburg) und legte darin die erkenntnistheoretischen, natur-, religions- und geschichtsphilosophischen, ethischen, pädagogischen und politischen Anschauungen des großen Naturforschers und Naturphilosophen dar. Mit dieser Arbeit erntete er viel Beifall; nannten sie doch die preußischen Jahrbücher (1898) ein „Monument von Gelehrsamkeit und Fleiß, wie wir sie vielleicht nur bei einem deutschen Professor suchen dürfen". 1907 gab er in den Büchern der Weisheit und Schönheit „K. E. v. Baers Schriften ausgewählt und eingeleitet" (VI + 230 S.) heraus. Im Jahre 1901 erschien von ihm „Köllikers Stellung zur Deszendenzlehre" (Münster, Aschendorff, 172 S.) Hier wie auch sonst nimmt Stölzle zu den einschlägigen Problemen im Sinne einer ausgesprochenen theistisch-christlichen Weltanschauung Stellung. Dazu kommen noch verschiedene Abhandlungen über philosophische Fragen wie „Einige Stellen aus Aristoteles' Metaphysik", „Naturwissenschaft und Metaphysik", „Newtons Weltanschauung", „E. v. Lasaulx als Geschichtsphilosoph", „Ist die Bezeichnung Kant-Laplace'sche Hypothese berechtigt?", „Die Entwicklungsgeschichte der Nebularhypothese von Laplace",[1]) „Windelbands Stellung zu den Gottesbeweisen", „Oskar Hertwig über K. E. v. Baer und Darwin".

2.) Diesen philosophischen Arbeiten reihen sich Bücher und Abhandlungen zur Gelehrtengeschichte an. In der Schrift „E. v. Lasaulx" ein Lebensbild,[2]) die Freiherr von Hertling in diesen Blättern ein schönes Buch nannte, entwarf er auf Grund von Briefen und Akten ein Bild von den Lebens-

1) In Festgabe zum 70. Geburtstage von Hertling 1913 S. 349—69.
2) Münster i. W. 1904, 302 S.



schicksalen dieses einst hochgefeierten Hochschullehrers und Parlamentariers. 1905 erschien: „Zur Wiederkehr des 100. Geburtstages von E. v. Lasaulx".[1]) Dem 1906 verstorbenen verdienten Apologeten, seinem Freunde H. Schell, dem Vorkämpfer für die Gleichberechtigung theistischer Philosophie an der Universität Würzburg, widmete er einen Nekrolog[2]) und die pietätvolle Gedächtnisrede bei Enthüllung seines Grabdenkmals, gehalten am 18. Juli 1908.[3]) In derselben charakterisierte er Schell als einen Mann der Arbeit und beleuchtete die Reinheit seiner Absichten und seine Milde in Wissenschaft und Leben. Die Rede trägt als Motto den bedeutungsvollen Ausspruch von Joseph Görres: „Ich stimme überall für die frische, grüne Wahrheit ohne alle Furcht."

Ein ganz besonderes Interesse brachte Stölzle dem großen Pädagogen und Bischof J. M. Sailer entgegen, wie die zahlreichen Beiträge zur Aufhellung der Lebensumstände dieses seltenen Mannes bezeugen. 1910 gab er in der Sammlung Kösel „Sailers Schriften ausgewählt und eingeleitet" (277 S.) in der Absicht heraus, die tiefen Gedanken Sailers in ihrer klassischen Form dem modernen Leser wieder nahe zu bringen. Im gleichen Jahre erschien als Frucht archivalischer Forschung das Buch: „Joh. Mich. Sailer, seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt,[4]) ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte aus der Zeit der Aufklärung." In dieser Schrift werden die Anklagen, die man gegen Sailer erhoben hat und die 1794 seine Absetzung zu Dillingen zur Folge hatten, aktenmäßig geprüft und als nichtig erwiesen. Die Schrift ist eine Rettung Sailers und ihre Resultate sind heute als endgültig anerkannt. Vor und nach dieser Schrift

---

1) Allgemeine Rundschau, Nr. 12 S. 139. Vergl. auch den Artikel „E. v. Lausalx in seinen Briefen" im Hochland 1904.

2) Allgem. Rundschau 1906 Nr. 23 S. 274—276.

3) Erschienen bei Kösel, Kempten 1908, 21 S.

4) Ebenda 1910, VI + 178 S.

veröffentlichte Stölzle noch verschiedene Abhandlungen und kleinere Schriften, welche an der Hand urkundlichen Materials teils das dramatisch bewegte Leben Sailers aufklären, teils seine Lehre ins rechte Licht setzen. Wir nennen hier: „Bischof Sailer im Urteil seiner Zeitgenossen"[1]; „J. M. Sailers Berufung nach Ingolstadt"[2]; „Sailer und Kurfürst Karl Theodor"[3]; „Sailer und seine Bedeutung"[4]; „Briefe König Ludwigs I. an Sailer"[5]; „Urkundliche Beiträge zu Sailers Biographie"[6]; „Aus ungedruckten Briefen Sailers"[7]; „Sailer und die Jesuiten"[8]; „Sailer in seinen Briefen"[9]; „Sailers Berufungen nach Preußen (Münster und Bonn"[10]; „Sailers religiöse Entwicklung"[11]; „J. M. Sailer, seine Ablehnung als Bischof von Augsburg im Jahre 1819, erstmals aktenmäßig dargestellt"[12].

3.) Neben Philosophie und Kulturgeschichte befaßte sich Stölzle mit eindringenden Studien auf pädagogischem Gebiete. Davon sind Zeugnis zahlreiche Publikationen sowohl zur Theorie wie besonders zur Geschichte der Pädagogik. Die Arbeiten erstrecken sich auf Fragen der Erziehung, des Unterrichts und der Organisation und nehmen Bezug auf die Volksschule, das Lehrerseminar, das Gymnasium, die Hochschule und die Anstaltserziehung.

Spezielle Probleme des Volksschulwesens betreffen Abhandlungen wie: „Weltanschauung und Lehrerbildung"[13];

---

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 142 S. 542—544.
2) Ebenda Bd. 143 S. 68—78.
3) Ebenda Bd. 144 S. 947—953.
4) Hochland 1910 S. 129—138.
5) Ebenda 1910 S. 149—161.
6) Katholik 1910 S. 112—121.
7) Heliand 1910 S. 183—188.
8) Aar, 2. Jahrg. 1911/12 S. 262—263.
9) Ebenda S. 369—384.
10) Histor. Jahrbuch 1911. S. 317—322.
11) In „Theologie und Glaube" 1914 S. 529—542.
12) Schöningh, Paderborn, 1914, 45 S.
13) Christliche Schule 1913 S. 243—247.

„Religionsunterricht und Kultur“ [1]); „Die Deszendenzlehre in der Schule“ [2]); „Die teleologische Naturerklärung in der Schule“ [3]); „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung der Zukunft“ [4]); „Die deutsche Volksschule und ihre Reformen nach dem Weltkrieg“ [5]). In den beiden letztgenannten Abhandlungen tritt er gegenüber radikaler Umwälzung des Schulwesens nach dem Kriege für die alte Schule ein, ohne jedoch einen gesunden Fortschritt auszuschließen.

Als ehemaliger Gymnasiallehrer hat Stölzle auch zu Fragen des Gymnasialwesens in mehreren Abhandlungen das Wort genommen. Seine kritische Tätigkeit eröffnete er mit einer scharfen Beleuchtung des Zettel'schen Lesebuches in dem Artikel „Die deutschen Dichter in Zettels Lesebuch“ [6]). Die Verteidigung des bayerischen Gymnasialwesens gegen einen Angriff von französischer Seite hat die Abhandlung im Auge: „Das bayerische Gymnasialschulwesen in französischer Beleuchtung“ [7]). Die Frage der Vor- und Fortbildung der bayerischen Gymnasiallehrer wird erörtert in den Abhandlungen: „Über den drohenden Rückgang der wissenschaftlichen Vorbildung der bayerischen Altphilologen“ [8]) und „Die wissenschaftliche Fortbildung des Lehrpersonals an bayerischen Gymnasien“ [9]). Die Frage der Weltanschauung in der Schule bildet den Inhalt des Artikels: „Weltanschauung und Schule“ [10]). Zu dem Streit um die klassischen Alter-

1) Pharus 1915 S. 481—483.

2) Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft 1916 S. 65—67.

3) In der Zeischrift „Deutsche Pädagogik“ (Archiv für Lehrerbildung) 1904 S. 301/2 und 318/19.

4) Paderborn, Schöningh 1915, 31 S.

5) Christliche Schule 1916, Beiheft 3 und christliche Schule 1916 S. 345—350.

6) In den „Blättern für das bayer. Gymnasialwesen“ 1884 Bd. 20 S. 22—35.

7) Ebenda 1898 Bd. 29 S. 65—88.

8) Ebenda 1898 Bd. 34 S. 10—35.

9) Ebenda 1912 Bd. 48 S. 91—97.

10) Pharus 1911 S. 212—218.

tumsstudien nehmen Stellung seine Aufsätze: „Die klassischen Altertumsstudien und das Christentum"[1]) und „Brauchen wir eine neue Schule?"[2]) Eine Frage der Mittelschulerziehung berührt der Artikel: „Erziehung zu Höflichkeit und Anstand, ein vernachlässigtes Kapitel moderner Pädagogik"[3]). 1887 gab er in der bibliotheca Gothana einen Kommentar zum I. Buch von Ciceros Schrift: de oratore heraus (VI + 119 S.).

Zur Hochschulpädagogik schrieb er 1909 einen damals viel bemerkten Artikel: „Zur Reform des studentischen Korporationswesens"[4]), worin er mehr Einfachheit, mehr Freiheit, mehr Einsamkeit und mehr lebendiges Christentum verlangte, Forderungen, die noch bis vor dem Kriege aktuell waren. Hierher gehört auch der Artikel: „Studentische Korporationen und sittliche Verantwortlichkeit"[5]).

Auch der Anstaltspädagogik hat er seine Aufmerksamkeit geschenkt, wie verschiedene Artikel in den „Blättern für Anstaltspädagogik" (Pharus[6]) beweisen.

Sehr zahlreich sind daneben Stölzles Schriften zur Geschichte der Pädagogik. Die hier einschlägigen Arbeiten betreffen Beiträge zur Charakteristik von Erziehungstheoretikern und zur Schulgeschichte. Es sind Forschungen vielfach urkundlicher Art, durch welche bisher unbekannte Erziehungstheoretiker der Vergessenheit entrissen oder Schulzustände und Einrichtungen ans Licht gezogen werden. Hierher gehören aus dem 16. Jahrhundert: „Ein vergessener Erziehungstheoretiker aus der Reformationszeit" (Georg

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 127 S. 191—198.

2) Pharus 1916 S. 289—297.

3) Pharus 1916 S. 443—449.

4) Allgemeine Rundschau 1909 Nr. 39. Dieser Artikel wurde zum Teil auch in den burschenschaftlichen Blättern (1909 Nr. 32) abgedruckt.

5) Allgemeine Rundschau 1910, Nr. 34 S. 475—476.

6) 1914 Nr. 12; 1915 Nr. 1 u. 3; Pharus 1915 S. 468/69.



Lauterbeck[1]); „Eine unbekannte Vorrede Melanchthons“[2]); aus dem 17. Jahrhundert: „Pietismus und Hochschulpädagogik im 17. Jahrhundert“[3]), „Erzieher- und Lehrerfehler im Licht pietistischer Pädagogik“[4]), „M. Johannes Crasselius, ein Erziehungstheoretiker am Ende des 17. Jahrhunderts“.[5]) In dem Artikel: „Ein Arzt als Schulreformer vor 200 Jahren“[6]) lernen wir Joh. Koch als Erzieher kennen. „Ein Erziehungsprogramm in 8. Paragraphen von J. M. Sailer“) und „Pädagogische Aphorismen Sailers aus ungedruckten Briefen“[8]) gestatten uns einen Blick in Sailers pädagogische Anschauungen. „Katholische Anstaltspädagogen vor 100 Jahren“[9]) stellt uns die beiden Franken Nepf und Straulino als Erzieher vor. „Ein Hofmeisterleben vor 100 Jahren“[10]) macht uns mit einem Vertreter der Hofmeistererziehung, dem Priester K. Schlund, einem Schüler Sailers, bekannt.

Dazu kommen noch Schriften zur Schulgeschichte. Hier ist zunächst eine kleine Abhandlung zu nennen, welche zur Arbeit anregen will, „Klerus und Schulgeschichte“[11]). Die Geschichte des Volksschulwesens betrifft ein Aufsatz: „Die Arbeitsschule im Fürstbistum Würzburg, ein vergessenes Kapitel zur Geschichte der Arbeitsschule“[12]). Auf das Mittelschulwesen nehmen Bezug: „Italienische Gymnasien und

---

1) In der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Berlin 1915 S. 77—92.

2) Im Archiv für Reformationsgeschichte. Leipzig 1915 S. 132—136. Sie zeigt uns Melanchthon als Freund Lauterbecks.

3) Christl. Schule 1914 S. 678—683. Sie handelt von Ahasver Fritsch, einem Vorläufer Franckes.

4) Ebenda 1915 S. 208—214.

5) Pharus 1915 S. 298—310.

6) In der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 1912 S. 63—81.

7) Christliche Schule 1912 S. 385—388.

8) Pharus 1910 S. 26—29.

9) Ebenda 1913 S. 36—41.

10) Pharus 1911 S. 313—345.

11) Christl. Schule 1910 S. 336—339.

12) Ebenda 1916 S. 81—95.

Lyzeen" [1]); „Pädagogische Einrichtungen und Stiftungen im Juliusspital zu Würzburg" [2]); „Katholische Internatserziehung im Zeitalter der Aufklärung" [3]). „Ein vergessenes Studenteninstitut im Juliusspital zu Würzburg" [4]). Diesen vorbereitenden Abhandlungen folgte ein größeres auf mehrjährigen archivalischen Studien beruhendes Werk: „Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im Juliusspital zu Würzburg von 1580 bis 1803, erstmals aktenmäßig dargestellt, herausgegeben mit Unterstützung der Gruppe Bayern der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" [5]). Die Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Frankens und füllt zugleich eine Lücke in der Geschichte der Pädagogik aus. Weiterhin sind hier einschlägig: „Schulerinnerungen eines Würzburger Jesuitenzöglings aus den Jahren 1753—1763" [6]); sie geben einen interessanten Einblick in den Studienbetrieb am Würzburger Jesuitengymnasium. Zur Geschichte des Hochschulwesens verzeichnen wir: „Der Streit um Kant an der Universität Dillingen i. J. 1793" [7]) und „Ein Kantianer an der Universität Dillingen und seine Schicksale 1793 bis 1797" [8]); ferner: „Seminarien der philosophischen Fakultät (I. Sektion)" (Hundert Jahre bayerisch, ein Festbuch von der Stadt Würzburg [9]); „Der philosophische Unterricht an der Universität Würzburg 1762—73 im Urteil eines ehemaligen Jesuitenzöglings" (Oberthürs [10]); „Ein bayrischer Pädagogik-

1) Blätter für das bayerische Gymnasialwesen 1887 S. 289—310 u. S. 353—368.

2) Histor.-polit. Blätter Bd. 141 S. 285—92.

3) Viertes Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft 1912 S. 173—197.

4) Christl. Schule 1913 S. 553—568.

5) München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1914 IV u. 319 S.

6) Zeitschrift für Geschichte der Erz. u. des Unterrichts 1916. 43—52.

7) Archiv für Geschichte des Hochstiftes Augsburg 1910 S. 222—240

8) Fulda 1911.

9) 1914 S. 225—230.

10) In der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 1916 S. 235—38.



professor am Lyzeum in Dillingen von 1805—1826" (Joseph Röckl[1]); „Studentenleben an Universitäten des 17. Jahrhunderts"[2]).

4.) Eine Ehrenpflicht des Universitätslehrers ist es, neben seiner unterrichtlichen und literarischen Tätigkeit auch auf weitere Kreise einzuwirken und Jünger zu wissenschaftlicher Arbeit anzuregen. Dieser Aufgabe entsprach Stölzle durch Begründung eines philosophischen Seminars an der Universität Würzburg, ferner durch Begründung der „Studien zur Philosophie und Religion", die seit 1908 vorwiegend Arbeiten seiner Schüler bringen — bis jetzt 18 Hefte — und durch die Herausgabe (seit 1916) der „Pädagogischen Forschungen und Fragen".[3]) Beide Publikationen dienen strenger Wissenschaft, die erste im Dienste theistisch-christlicher Weltanschauung, die letztere im Dienste der Forschung auf dem Gebiete der Geschichte der Pädagogik, aber auch einer nationalen und christlichen Erziehung.

Als Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften übt Stölzle in seinen Referaten streng sachliche Kritik; er beurteilt wissenschaftliche Arbeiten ohne Rücksicht auf Gesinnung und Person des Autors lediglich nach der Leistung d. h. darnach, ob die Arbeit einen Fortschritt der Erkenntnis bedeutet und selbständig gefertigt ist. Er hält sich ferne von der in gewissen Kreisen vielfach eingerissenen Gewohnheit, literarische Erzeugnisse wegen ihrer Übereinstimmung mit der Gesinnung des Referenten von vornherein ausgezeichnet zu finden, und betrachtet diese Unsitte als ein Hindernis wissenschaftlichen Fortschritts.

Damit ist auch schon zum Teil der Standpunkt charakterisiert, den er sich in seinem geistigen Streben und Wollen

1) Christliche Schule 1915 S. 27—33.

2) Archiv für Kulturgeschichte 1916. 411—15.

3) Bisher liegen vor: Willmann als Pädagog und seine Entwicklung, von Dr. Greißl; Wessenberg, ein christlicher Pädagog, von Dr. J. B. Müller; Salzmann als Moralpädagoge, von Dr. Schnitzler; F. Jos. Müller, ein bayerischer Pestalozzischüler, von Dr. Jos. Hauser.



zur Richtschnur nimmt. Soweit die historische Pädagogik in Frage kommt, legt er Wert darauf, daß dieselbe den Fortschritt der Erkenntnis fördere entweder durch Beibringung ganz neuer Forschungsergebnisse oder durch die Begründung neuer Auffassungen. Hinsichtlich der Theorie ist er ein abgesagter Feind der auf pädagogischem Gebiete so üppig wuchernden Phrase und im wesentlichen Anhänger des bewährten Alten, ohne sich einem zeitgemäßen und organischen Fortschritte zu verschließen. Darum nimmt er die Lernschule in Schutz gegen unberechtigte Angriffe und bezeichnet die Verstandesbildung als eine Hauptaufgabe jeder Schule, ohne indes die Charakterbildung zu unterschätzen, die freilich die Schule infolge der ihrem Einflusse entrückten Mieterzieher nur innerhalb gewisser Grenzen betätigen kann. Er betont die Wichtigkeit wissenschaftlicher Vor- und Fortbildung der Lehrer jeder Schulgattung, tritt ein für den Humanismus an unseren gelehrten Schulen und lehnt eine Reform der Disziplin im Sinne der englisch-amerikanischen Selbstregierung und der Schülergerichte als undeutsch und als pädagogische Verirrung ab, dafür fordert er Festhalten an der bisherigen strengen, gemessenen und doch humanen Schulzucht. Auch redet er mit allem Nachdruck einer deutschnationalen Erziehung das Wort, wie er dies z. B. in seiner Schrift „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung der Zukunft" in beredter Form zum Ausdruck gebracht hat.

Daß ein Vertreter der christlichen Philosophie auch in der Pädagogik in religiöser Hinsicht den christlichen Standpunkt nicht verleugnet, ist selbstverständlich. Wo es geboten ist, läßt Stölzle keinen Zweifel, daß er gleich dem von ihm so hoch verehrten Sailer ein überzeugter Anhänger und Verteidiger einer vom christlichen Geiste getragenen Erziehung ist. Wahre Bildung hält er nur für möglich, wenn sie aus dem Wurzelboden der Religion ihre Kraft schöpft, während eine Erziehung ohne Religion die Erziehung der Seele beraubt und das innere Leben des Menschen verkümmern läßt. Die Beseitigung der Religion aus der Jugenderziehung,

wie sie von den radikalen Reformern verlangt wird, erscheint ihm an sich als kulturwidrig, vom vaterländischen Standpunkte aus vollends als ein Verderben für ein Volk; denn nur die Religion ist es, die der Liebe zum Vaterlande und der Opferwilligkeit für dasselbe im Frieden wie ganz besonders im Kriege die wirksamsten und nachhaltigsten Antriebe gibt; sie ist der stärkste Halt der Sittlichkeit und besitzt die größte gemeinschaftsbildende Kraft. „Hauptsache und Ziel aller Erziehung soll sein und bleiben: Körperliche Tüchtigkeit und sittliche Reinheit, Selbständigkeit des Denkens und kernhafte Religiosität". — Mit diesen Worten hat Stölzle sein Erziehungsideal, das Ideal des christlichen Pädagogen, hinreichend gekennzeichnet.[1])

Damit glauben wir das Bild Stölzles, wie es sich in seiner langjährigen akademischen Tätigkeit widerspiegelt, in den wichtigsten Zügen getroffen zu haben. Sein erfolgreiches Wirken fand denn auch die verdiente Anerkennung in verschiedenen äußeren akademischen und amtlichen Auszeichnungen. Das Vertrauen der Kollegen berief ihn zum Amt des Dekans und in den akademischen Senat, die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde wählte ihn zum Mitgliede, die Görresgesellschaft zum Mitglied des Beirates, die bayerische Regierung verlieh ihm den Michaels-Orden 3. Klasse und den Titel eines Geh. Hofrates. Freilich fehlte es in seiner Laufbahn auch nicht an mancherlei feindlichen Hemmungen, die jedoch mit Hilfe guter Freunde glücklich überwunden wurden. Der Völkerkrieg brachte auch ihm, wie so vielen Tausenden schweres Leid durch den Heldentod seines einzigen vielversprechenden Sohnes. Wie ihm aus Anlaß dieses traurigen Ereignisses vielseitige Teilnahme entgegengebracht wurde, so begleiten ihn an dem Tage, der ihn in das 7. Jahrzehnt eines von reicher Arbeit erfüllten Lebens führt, die aufrichtigsten Glückwünsche

1) Vgl. „Neudeutschland und die vaterländische Erziehung der Zukunft" S. 31.

seiner Schüler und Freunde in Verbindung mit der Hoffnung, daß ihm seine nie rastende Schaffenskraft noch viele Jahre erhalten bleibe und er noch lange seinem Berufe und der Wissenschaft leben könne, getreu dem Wahlspruch: Vitam impendere vero.

Günzburg. Dr. J. Hauser.

LXV.

Zur Geschichte des Illuminatenwesens in Ingolstadt.

Von Dr. Jakob Angermaier, Freising.

Kurfürst Karl Theodor sah sich veranlaßt, gegen den Illuminatenorden mehrere Verordnungen zu erlassen. Am 22. Juni 1784 wurden ganz allgemein alle geheimen „ohne öffentliche Autorität und landesherrliche Bestätigung errichteten" Gesellschaften verboten. Am 2. März 1785 ging man schon schärfer vor: die Illuminaten wurden mit Namen genannt, ihr Vermögen sollte zur Hälfte dem Staate, zur Hälfte dem Angeber verfallen. Ein Erlaß vom 16. August 1785 forderte von sämtlichen Vorständen und Mitgliedern der Kollegialbehörden, die dem Orden zugehörten, sich innerhalb acht Tagen freiwillig anzugeben und zum Austritt zu verpflichten.[1])

Ein Herd des bayerischen Illuminatentums war besonders Ingolstadt. Unter den Professoren und namentlich auch unter den Studenten der Universität befanden sich Anhänger des Ordens. Der kurfürstliche Erlaß vom August 1785 hat natürlich in Ingolstadt besondere Erregung hervorgerufen. Ich möchte hier nur etwas von dem wiedergeben, was ich in Heckenstallers Frisingensia[2]) gefunden habe:

---

1) Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, II. Band S. 323.

2) Eine sehr wertvolle Sammlung von Akten des Fürstbistums Freising. Dr. Joseph von Heckenstaller geb. 1748 in Regensburg, von Fürstbischof Max Prokop 1788 nach Freising berufen



Der Fürstbischof von Freising, Ludwig Josef von Welden (1769—1788), hatte großes Interesse an den Vorgängen in Ingolstadt, wohl auch deshalb, weil einige seiner Kleriker an der dortigen Universität ihre Studien machten. Er ließ sich daher über die einzelnen Vorkommnisse in der Professoren- und Studentenwelt genauen Bericht erstatten. Sein Vertrauter[1]) machte nun am 19. August 1785 Mitteilung von dem kurfürstlichen Erlaß und den Folgen, welche derselbe für einzelne Persönlichkeiten in Ingolstadt gehabt habe. Unter anderen waren vor allem der Benefiziat Drexel, der Freiherr von Frauenberg und der Freiherr von Bartels genannt. Diese drei gehörten nämlich zu den „vorzüglich sich auszeichnenden" Illuminaten, die ihre freien Ansichten auch schriftlich zu erkennen gegeben hatten. Benefiziat Drexel war Universitätssubbibliothekarius, Frauenberg und Bartels waren Studenten.[2])

Drexel, Frauenberg und Bartels standen in Beziehung zu einem Freiherrn von Berchem. Dieser besaß ein Stammbuch, ein „Einschreibbuch", in welches Drexel, Frauenberg und Bartels ihre Ansichten über Religion eintrugen.

Der Vertrauensmann des Freisinger Fürstbischofs übersandte am 19. August 1785 zugleich mit dem Berichte auch „Drey Auszüge aus dem Stammbuch des Freyherrn von Berchem, welche die Herren: Benefiziat Drexel, der Freyherr von Frauenberg und dann der Freyherr von Bartels

---

als geistl. Rg.-Rat, erhielt 1792 von Joseph Konrad, dem letzten Fürstbischof, den Auftrag, die Urkunden und Akten des Hochstifts, die zerstreut umherlagen, zu sammeln und zu ordnen. Heckenstaller, der später Domdekan und apostol. Vikar des verwaisten Bistums wurde, plante auch eine Fortsetzung von Meichelbecks Geschichtswerk. Doch erschien nur die Diss. de antiqu. Eccl. Cath. Frising. 1824. Heckenstaller starb 1831 (1832?) und liegt in München begraben.

1) Es fehlt die Unterschrift, nur Datum (19. Aug. 1783) u. Ort (Ingolst.) sind sicher.

2) Genaueres über die gen. Personen kann vielleicht später berichtet werden.



in selbiges hineinschrieben." [1]) Wenn man die in das Stammbuch eingetragenen Ansichten betrachtet, kann man verstehen, warum Karl Theodor gegen derartige Persönlichkeiten so energisch vorging.

Im „ersten Pièce, von dem geistlichen Benefiziat Drexel" wird ein Mensch ohne Aufklärung einem aufgeklärten gegenübergestellt.

„Welches ist die Religion eines Menschen oder Volkes ohne Aufklärung! Nichts weiter als Gedächtnis Werke, als Zeremonie Werke, . . . als Selbstbetrug! Die niedrigsten Begriffe von der Gottheit, und ein ebenso niedriges, knechtisches, kindisches Verhalten gegen dieselbe. Die abergläubigsten Vorstellungen von der Wunderkraft gewißer Worte — — — — Eifer ohne Verstand, Glaube ohne Tugend, Frömmigkeit ohne Menschenliebe!

Und welches ist die Religion eines aufgeklärten Mannes, eines Volkes, wo man das Licht nicht scheut, wo man ihm den Zugang zu dem Verstande der Menschen gerne öffnet! Das Gegentheil von jenem!"

Hiemit empfiehlt sich dem Andenken des würdigen Besitzers

Anton Drexel.

Der zweite Eintrag in das Einschreibbuch des Freiherrn von Berchem ist von Frauenberg. Seine Worte sind voll höhnenden Spottes über die Verrichtung guter Werke. Sie enthalten auch eine schwere Beleidigung des Priesterstandes. „Derjenige ist ein guter Christ, . . . der seine Gaben auf den Altar darbringt, der von der Frucht seines eigenen Fleißes nicht eher etwas kostet, als bis er einen Teil davon Gott widmet — bringt Geschenke von Zehenden den Geistlichen, kommt fleißig in die Kirche und bittet die H. H. demütig um ihren Schutz! Wenn ihr diese Dinge beobachtet, so könnt ihr mit Zuversicht zu dem Richterstuhl des ewigen Richters gehen."

Freiherr von Bartels machte in das „Stammbuch" einen Eintrag „über die Entstehung der geoffenbahrten Religion."

1) Heckenst. Fris. 307.



Im Anschluß an Lessings theologischen Nachlaß erklärt er: „Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm machen, auf diese würdigsten Begriffe bey allen unseren Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion."

Nur die natürliche Religion sei das Wesentliche, alles Positive sei menschliches Beiwerk. „Alle positive und geoffenbahrte Religion sei gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr, sofern es überall gleich nothwendig gewesen ist sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, gleich falsch, indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen bestehet, sondern das Wesentliche verdrängt. Die beste geoffenbahrte Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion erhält."

Freiherr von Berchem, in dessen Einschreibbuch diese Ansichten eingetragen waren, hatte nach dem Urteile des Freisinger Vertrauensmannes noch nicht die gleichen Gesinnungen. „Es scheine ihm vielmehr, daß die drei anderen Berchem mittels solcher Handgriffe zu ihrer Seite langsam präpariren wollten."

Im kurfürstlichen Erlasse vom 16. August 1785 hieß es nun: „Derley Leuth könnten unmöglich in den Landen geduldet werden.

„Der Benefiziat Drexel als ein auf der Universität schädlicher und gefährlicher Mann sei seines Beneficii hiemit enthoben, selbiger hätte nach einigen Jahren testimonia seines Wohlverhaltens beyzubringen, dann werde man ihm, wenn nichts entgegen sey, fernere Versorgung zukommen lassen. Die unter den Illuminaten vorzüglich sich auszeichnenden Frauenberg und Bartels hätten sich als räuthige Schaf von der Universität zu entfernen und bey ihren respektiven Vormündern oder Eltern besseres Christenthum zu lernen."



LXVI.

Deutscher Reichstag und auswärtige Politik.

Die öffentliche und noch mehr die vertrauliche Erörterung im deutschen Reiche steht nicht erst seit Ausbruch des Krieges unter dem Eindruck des Versagens der deutschen Diplomatie. Ob diese Auffassung berechtigt ist oder nicht, kann hier dahingestellt bleiben. Fest steht, daß unausgesetzt über die Reform des diplomatischen Dienstes in der Presse von Berufenen und Unberufenen gesprochen wird, daß man denselben aus dem Rahmen exklusiver Gesellschaftsschichten herausgenommen und auf eine breitere Basis gestellt sehen möchte. Das Wesen der Sache wird dadurch noch nicht getroffen, wenngleich die Technik des äußeren Dienstes gleichfalls außerordentlich wichtig ist, weil durch sie die Instruierung der Zentralstellen über die Lage in den einzelnen Ländern erfolgt und die Beeinflußung der öffentlichen Meinung im Ausland geschieht — oder besser gesagt: erfolgen und geschehen soll. Das Wesen ist die äußere Politik selbst, sind ihre Richtlinien, nicht aber die Form ihrer Lebensbetätigung.

Fürst Bismarck hatte Preußens auswärtige Politik auf das kleindeutsche Programm eingestellt und so die deutsche Frage gelöst, in Anlehnung an Rußland. Diese Grundrichtung, welche von großdeutscher Seite abgelehnt wurde, hat Fürst Bismarck mit eiserner Konsequenz und mit vollendeter diplomatischer Virtuosität in der Fernhaltung von Mächtekombinationen durchgeführt. Nach ihm wurde alles flüssig. Allein der Anfang reicht noch in die Bismarck'sche Aera zurück. Der deutsch-russische Neutralitätsvertrag war das letzte Werk Bismarcks, die Auflösung desselben ist indes noch durch die Ereignisse während der Amtszeit Bismarcks erfolgt. Denn die Versuche des Zaren Alexander III.,

Frankreich an die Seite Rußlands zu bringen, waren schon lange Zeit lebendig. Der russisch-deutsche Neutralitätsvertrag aber wurde durch die russisch-französische Entente hinfällig. Nach Bismarck erfolgte ein Hin- und Herpendikeln der deutschen auswärtigen Politik zwischen England und Rußland. Als 1907 die englisch-russische Abmachung erfolgte, da war eigentlich alles gegen das deutsche Reich festgelegt. Gleichwohl wurden die deutsch-englischen Verständigungsversuche betrieben. Und wie man aus den Reden und Aktenstücken sehen kann, hat man sich auf deutscher Seite bis zum Ausbruch des Krieges mit der Hoffnung getragen, England werde bei einer Konflagration nicht der Gegner Deutschlands sein.

Man begegnet heute kaum noch einem ernstlichen Widerspruch, wenn man das Ergebnis der Lage dahin zusammenfaßt: an der Grundrichtung der deutschen äußeren Politik hat es gefehlt.

Hier setzt nun der deutsche Reichstag auch ein. Mit 302 gegen 31 konservative Stimmen nahm am 27. Oktober der Reichstag einen Antrag des Zentrums an, zu beschließen: „Der Reichstag ermächtigt den Ausschuß für den Reichshaushalt, zur Beratung von Angelegenheiten der auswärtigen Politik und des Krieges während der Vertagung zusammen zu treten."

Der Zentrumsführer Gröber, der den Antrag begründete (26. Oktober), forderte eine dauernde Verständigung zwischen Reichstag und Reichsleitung über die Richtlinien der deutschen auswärtigen Politik, ein Zusammenwirken zwischen Reichsleitung und Reichstag, eine ständige Kontrolle über die Führung der äußeren Politik. Er fügte hinzu, die Volksvertretung sei in der Lage, durch das Mittel der Geldbewilligung ihrer Auffassung mit Nachdruck Geltung zu verschaffen. Wie man sieht, ist hier von der Technik, d. h. dem diplomatischen Dienst, und von der Durchführung der auswärtigen Politik im einzelnen keine Rede. Es ist kein parlamentarischer Eingriff in die Verwaltungssphäre; die Initiative,



Durchführung und Verantwortung bleibt nach wie vor bei den verantwortlichen Stellen der Reichsleitung. Nur mit den Richtlinien wird sich der Reichstag beschäftigen. Und hier muß eben diese Aufgabe der Natur der Sache nach beschränkt sein auf die Information des Reichstags durch die Reichsleitung, der sich dann auf Grund dieser Informationen sein Urteil zu bilden haben wird.

Die Parallele ist gegeben im Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, der im Artikel 8 der Reichsverfassung festgelegt ist. Dort heißt es:

„Außerdem wird im Bundesrate aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg und zwei alljährlich zu wählenden Bevollmächtigten anderer Bundesstaaten ein Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten gebildet, in welchem Bayern den Vorsitz führt."

Dieser Ausschuß ist geschaffen worden durch den bayerischen Vertrag vom 23. November 1870, Art. 2, § 6, und sollte nach demselben aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg unter dem Vorsitze Bayerns bestehen. Bei der Redaktion der Reichsverfassung wurde er aber verstärkt durch 2 vom Bundesrate alljährlich zu wählende Bevollmächtigte anderer Bundesstaaten.

Es ist für die Bestrebungen, welche jetzt im Reichstag verwirklicht werden sollen, ersprießlich, einen Rückblick auf die Entstehung und Bedeutung dieses Bundesratsausschusses zu werfen.

Über diese läßt sich der Staatsrechtslehrer Dr. Paul Laband also vernehmen:

„Dieser Ausschuß ist durchaus verschieden von den übrigen durch die norddeutsche Bundesverfassung bereits vorgesehenen Bundesratsausschüssen und entspricht einer ganz anderen Funktion des Bundesrates wie die Letzteren, obwohl er im Art. 8 der Reichsverfassung neben denselben Platz gefunden hat. In allen, den übrigen Ausschüssen zugewiesenen Funktionen erscheint der Bundesrat durchweg als ein Organ des Reiches, als ein Teil

des Regierungsapparates des Reiches; in dem Ausschusse für die Auswärtigen Angelegenheiten dagegen als ein Kommunikationsmittel der Einzelstaaten. Dieser Ausschuß hat nichts zu tun mit der Instruierung der diplomatischen Geschäftsträger, mit dem Abschluß internationaler Verträge, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten; er kann nicht namens des Reiches beschließen oder Beschlüsse des Bundesrates in auswärtigen Angelegenheiten vorbereiten. Er ist nur dazu da, um Mitteilungen über die auswärtigen Beziehungen des Reiches zu empfangen und die Ansichten der Regierungen über diese Mitteilungen auszutauschen; er dient lediglich zur Information der Bundesregierungen über den Stand der auswärtigen Politik und zur Diskussion dieser Politik, ihrer Zielpunkte und Wege.

Daraus erklärt es sich, daß in diesem Ausschusse, und zwar nur in diesem, Preußen nicht vertreten ist, da eine Informierung des Kaisers über den Stand der auswärtigen Politik, deren oberste Leitung ihm selbst zusteht, widersinnig wäre. Dieser Ausschuß bildet aber keineswegs ein Hindernis, daß nicht auch dem Plenum des Bundesrates unmittelbar Mitteilungen über die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches gemacht werden, wie dies bereits vor Bildung dieses Ausschusses wiederholt geschehen ist.

Da der Bundesrat ein Kongreß von Bevollmächtigten sämtlicher Bundesstaaten ist, so kann er auch dazu dienen, daß die deutschen Regierungen außerhalb der verfassungsmäßigen Kompetenz des Bundesrates sich über gleichmäßige Verwaltungseinrichtungen oder übereinstimmende Handhabung von Dingen, welche der freien Verwaltung der Einzelstaaten unterliegen, verständigen und darüber „Grundsätze“ vereinbaren. Hier ist aber die Majorität der Stimmen nicht befugt, die Minderheit zu zwingen; solche Vereinbarungen verpflichten nur diejenigen Regierungen, welche ihnen zugestimmt haben; auch können sie niemals die Kraft von „Rechtssätzen“ haben.“ („Das Staatsrecht des deutschen Reiches“, Bd. I, Seite 253 und 254.)

Der Direktor des Bundeskanzleramts Dr. Delbrück hat



dem Bundesratsausschuß folgende Begründung im Norddeutschen Reichstag gegeben:

„Es gehört hierher die Schaffung eines neuen Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten. Je weiter sich der Bund entwickelt und je mehr größere Staaten ihm beitreten, desto mehr tritt das sachliche Bedürfnis hervor, daß nicht bloß, wie es bisher vielfach geschehen ist, durch gelegentliche Mitteilungen an die Gesandten und an die im Bundesrat versammelten Vertreter der Bundesregierungen, sondern in einem formell geregelten Wege Mitteilungen über den Gang der politischen Lage gemacht werden. Es liegt in der Natur der den Ausschüssen des Bundesrats überhaupt zugewiesenen Funktionen, daß die Instruierung der Gesandten diesem Ausschusse nicht zufallen kann, er wird seinerseits Kenntnis von der Lage der Dinge nehmen und wird in der Lage sein, durch diese Kenntnis, durch Anträge, die er dem Bundesrat stellt, durch Bemerkungen, die er dem Präsidium macht, auf die Behandlung der Politik einen Einfluß auszuüben." (Stenogr. Sitzungsbericht des Norddeutschen Reichstages vom 5. Dez. 1870.)

Nochmals verbreitete sich Dr. Delbrück im Verlaufe der Beratung über die Bedeutung des Ausschusses:

Dr. Delbrück betont die Notwendigkeit, daß diejenige Macht, welcher die völkerrechtliche Vertretung des Bundes nach Außen und die Leitung der allgemeinen Politik des Bundes verfassungsmäßig zusteht, sich in fortwährender Fühlung erhalte mit den Bundesgenossen. Daß ein gleiches Verhältnis in dem neuen Bunde stattfinden werde, liege in der Natur der Sache. „Es schien nun, daß der wichtigste, einfachste und klarste Weg zur Herstellung dieser Verbindung und Mitteilung die Schaffung eines solchen diplomatischen Ausschusses sei; denn es kommt dabei und kam bisher keineswegs darauf an, die Mitteilungen bloß als Mitteilungen abzugeben, sondern es kam auch darauf an und ist Wert darauf gelegt worden, die Ansicht desjenigen Hofes über die Sache zu hören, dem diese Mitteilung gemacht wurde. Der Mittelpunkt dieser Mitteilungen, soll in Zukunft der diplomatische Ausschuß sein. Was



also die gegenteiligen Mitteilungen und was die darin liegende Aufforderung betrifft, eine Ansicht auszusprechen, ist er in der Tat nur der Ersatz für einen anderen unbedingt, wenn diese Bestimmung nicht da wäre, gebotenen und wie mir scheint, entschieden weitläufigeren Wege." (Stenographischer Sitzungsbericht des Norddeutschen Reichstags vom 8. Dez. 1870).

Wie man sieht, hat Laband diese Darlegungen Delbrücks in seiner Interpretation der Zuständigkeit und Bedeutung dieses Ausschusses festgehalten. Der Ausschuß ist nicht bloß ein Organ zur Information der Bundesregierungen über auswärtige Angelegenheiten, sondern auch Organ zur Aussprache, zur Stellung von Anträgen, um auf diese Art Einfluß auf die Behandlung der äußeren Politik zu gewinnen.

Solange Fürst Bismarck am Ruder war, ist aus dem Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten nichts geworden. Der Ausschuß ist unter Bismarcks Aegide etwa dreimal zusammengetreten, späterhin auch nicht häufig, aber doch öfter wie früher. Unter dem Ministerium Podewils ist der Ausschuß ersichtlich mehr zur Geltung gekommen und unter dem Ministerium Hertling außerordentlich oft, namentlich jetzt in der Kriegszeit. Wiederholt hat im Weltkrieg der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten nach solchen Beratungen für den Reichskanzler einstimmige und pointierte Vertrauenskundgebungen erlassen.

Hier sei an ein Wort des konservativen Abgeordneten von Blankenburg erinnert, der bei Beratung der Verfassung im Norddeutschen Reichstag sagte:

„Sachlich begrüße ich ihn (den Ausschuß) als einen Fortschritt und zwar als einen Fortschritt zur Stärkung der diplomatischen Macht Preußens, denn Preußen wird gerade im Ausland an Ansehen gewinnen, wenn das Ausland weiß, daß es in den diplomatischen Aktionen auch den verfassungsmäßig feststehenden Beirat der Bundesglieder eingeholt hat." (Sitzungsbericht vom 8. Dez. 1870.)

Das Wort kann man im gleichen Sinne auch heute

anwenden. Es ist ganz klar, daß die Führung der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches, wenn sie eine Klarlegung und Sachbehandlung im Bundesrat von Phase zu Phase findet und sich auf das Vertrauen der Bundesregierungen stützt, ein höheres Maß von Autorität besitzt.

Das Gleiche gilt aber auch vom Reichstag. Man kann für den Beschluß des Reichstages ebenso anführen, was für den Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten seitens Delbrück geltend gemacht worden ist: Information des Reichstags durch die Reichsleitung und Beeinflussung der Reichsleitung durch den Reichstag. So liegt die Frage rein theoretisch. Die praktische Durchführung ist natürlich etwas anderes. Es kommt darauf an, was aus der neuen Einrichtung gemacht werden will. Darüber sich in Vorhersagungen zu ergehen, hat keinen Zweck. Bei den obigen Darlegungen war lediglich bezweckt, historisch-politisch zu erläutern, welches die innere Bedeutung des Reichstagsbeschlusses und was das Bedürfnis der Zeit ist.

LXVII.

Neuorientierung nach links?

— 7. November.

Der deutsche Reichstag hat am 11. Oktober eine Aussprache über die schwebenden politischen Fragen gepflogen und allerlei Nachklänge jener Diskussion sind auch noch in den jüngsten und allerjüngsten Verhandlungen zu vernehmen gewesen, so namentlich wieder bei Beratung des Antrages auf dauernde Fühlungnahme des Haushaltausschusses mit der Regierung über die auswärtigen Angelegenheiten und Kriegsfragen.

Man konnte wohl begierig sein zu erfahren, welchen Einfluß der jetzige furchtbare Krieg auf die Geister der



Parteien ausgeübt, ob er Programme erschüttert, Unklarheiten geklärt, Irrtümer berichtigt, neue Ideen erzeugt oder zur Reife gebracht habe. Die Neugierde, insofern sie auf wirklich Neues gerichtet war, ist wenig oder gar nicht befriedigt worden, vielleicht wäre eher zu sagen, daß man vielmehr überrascht war, in der Hauptsache noch immer alte Parteischlagworte wirksam zu sehen. Das große Wort, um ebenfalls einen alten Ausdruck zu gebrauchen, haben nämlich wie bei früheren Gelegenheiten auch diesmal wieder die linksstehenden Parteien geführt. Diesen Parteien ist Deutschland auch heute noch zu reaktionär, und sie möchten es viel demokratischer und freisinniger eingerichtet sehen. Nach ihrer Meinung muß nach dem Krieg unbedingt eine Neuorientirung der Reichsführung in dem angegebenen Sinne, also eine entschiedene Linksdrehung erfolgen, das sei das Reich den aus den Schützengräben zurückkehrenden Helden unweigerlich schuldig und werde von diesen auch unweigerlich so gefordert werden.

Worin soll diese Neuorientierung, diese Linksdrehung in concreto bestehen? Vor Allem in der Einführung des allgemeinen Wahlrechts auch für den preußischen Landtag, dann aber auch in einer mehr oder minder weitgehenden Parlamentarisierung der Reichsregierung, und endlich solle es überhaupt mehr Freiheit im Reiche geben.

Das bestehende Wahlrecht für den preußischen Landtag hat kaum ernsthafte, jedenfalls keine glühenden Vertheidiger; es entspricht ja auch dem sogenannt reaktionären Standpunkt nur in sehr beschränktem Maße. Nur dessen Ersetzung gerade durch die Schablone des allgemeinen Wahlrechts hat bisher viele Bedenken erregt. Heute, wenn es darauf ankäme, würde der Widerstand gewiß bedeutend schwächer sein, obgleich die Meinungen über den inneren Wert desselben sich bei den Gegnern schwerlich geändert haben. Man hat nunmehr mit dem allgemeinen Wahlrecht schon so viele Erfahrungen gemacht, daß man unbedenklich sagen kann: diese Forderung, die ehemals eine große Be-



deutung hatte, ist heute eine rein doktrinäre Parteiforderung geworden, von welcher die Führer der betreffenden Parteien selber keine erhebliche Änderung, am allerwenigsten eine erhebliche Besserung der bestehenden Zustände erwarten. Die moderne Volkswillenstheorie ist, wenn und wo nicht bestimmte Voraussetzungen bestehen, überhaupt eine sehr fragwürdige Theorie, und schon gar die Meinung, daß die modernen Parlamentsmajoritäten der wirkliche Ausdruck der überwiegenden Volksmeinung seien, ist (außer durch andere Argumente) schon oft auch durch den ziffernmäßigen Nachweis, daß diese Majoritäten nicht selten bloß die Minorität der Wähler darstellen, stark ins Schwanken gebracht worden. Also ist heute sowohl der Glaube an die beglückende Macht des allgemeinen Wahlrechts, wie auch die Furcht vor dessen umstürzender Wirkung sichtlich im Schwinden begriffen, und es ist schwer verständlich, wie man aus einer solchen Forderung mitten im mörderischesten Trommelfeuer in Ost, Süd und West soviel Wesens machen mag.

Das kurioseste Argument aber, das man je gehört hat, ist wohl das gewesen, daß man nämlich im Ausland so lange nicht an das Vorhandensein einer selbständigen öffentlichen Meinung in Deutschland glauben werde, solange nicht allenthalben das allgemeine Wahlrecht bestehe. Vor Allem noch immer diese Katzbuckelei vor dem lieben Ausland! Ein Redner hat überdies den Einfall gehabt, bei dieser Argumentation auf England zu exemplifizieren, wo man alle öffentliche Meinung in Deutschland bloß für kommandiert halte. Nun hat England — trotz der allerdemokratischesten Tiraden eines Lloyd George — selber noch kein allgemeines Wahlrecht und wird sich, wegen der Iren, auch jetzt kaum sehr beeilen, es einzuführen. Außerdem: für den deutschen Reichstag besteht ja das allgemeine Wahlrecht schon seit Beginn. Wenn man trotzdem in England an die Selbständigkeit des Reichstags nicht glaubt, so wird man an jene des oder der Landtage noch viel weniger glauben. Der jetzige Reichstag in seiner Majorität will auch von einer Drehung der Reichs-



führung im linksliberalen Sinn nicht viel hören. Angenommen aber, die Reichsregierung gäbe wirklich eines Tages die Parole „Links schwenkt!“ aus, werden etwa dann die Engländer diese Linksschwenkung, wenn sie wirklich erfolgt, als weniger kommandiert betrachten?

Mit der gleichfalls geforderten Parlamentarisierung der Regierung verhält es sich wenig besser. Parlamentarisierung will sagen, daß man von der strengen Form der trias politica abgehen und Legislative und Exekutive in nähere, innigere Verbindung bringen solle. Praktisch läuft das darauf hinaus, daß die Führer der Parlamentsmajorität zur Regierung berufen werden sollen. Da ist es nun zunächst wieder nicht wenig kurios, daß der Ruf nach Parlamentarisierung gar nicht von der Majorität des Reichstags, die daran doch in erster Linie interessiert wäre, sondern nur von einzelnen Minoritätsparteien erhoben wird. Aber nehmen wir an, es würde mit der Parlamentarisierung Ernst gemacht, so gibt es dazu zwei Wege: den französischen und den englischen. Der französische Weg führt zur Republik. Aber daran denken selbst die Sozialdemokraten nicht ernsthaft. Bleibt also nur das englische Muster. Mit diesem englischen Muster jedoch verhält es sich beiläufig so, wie wenn man die Staaten des Altertums für die jetzige Zeit als Muster nehmen wollte. Alle Ordnung der etwa in Betracht kommenden antiken Staaten hatte die Sklaverei zur Voraussetzung. Und alle englische Ordnung hat wenigstens heute zur Voraussetzung, daß der übergroße Teil der englischen Besitzungen (Kolonien, Dominions und Schutzstaaten), rund 376 von 421 Millionen, im englischen Parlament und folglich auch in der englischen Regierung gar nicht vertreten ist. Worin also besteht da der Parallelismus? Aber selbst wenn man auch hievon absehen könnte: ist denn das europäisch-englische Muster gar so begehrenswert? Haben die Parteien, die sich im Demokratismus nicht genug tun können, etwa Sehnsucht nach der englischen Armen- und Arbeitslosengesetzgebung? Oder nach dem zynischen Kapitalismus, wovon alle



englischen Einrichtungen durchseucht sind? Bloß die Lichtseiten einer Sache zu wollen und die Schattenseiten nicht zu wollen, das versteht auch ein Kind, erfahrene Leute aber wissen, daß wo Licht auch Schatten ist und daß beide untrennbar sind. Eine parlamentarische Majoritätsregierung als System, was ist sie anderes und was kann sie anderes sein als ein großer alle Regierungszweige umfassender Trust?

Endlich die größere, die weitestgehende Freiheit, worin soll die bestehen? In einer größeren Freiheit des Handelns? Der Dichter sagt so schön: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.“ In der Betätigung solcher Eigenschaften, wie der Dichter sie empfiehlt, sind die freiheitdürstenden Redner sicher nie gehindert worden. Die Sache ist also anders gemeint, und im Musterlande England hat man es in anderer Hinsicht allerdings ziemlich weit gebracht. Schon einige Zeit vor Ausbruch des Krieges hatten die Ulsterleute sich ganz regelrecht bewaffnen, förmlich ein bewaffnetes Korps gegen Homerule aufstellen dürfen. Die Iren haben es nachgemacht. Diesen wollte man es hindern, die Absicht ist aber nicht recht gelungen, und so geht jetzt in ernsten politischen Kreisen die Meinung um, der gegenwärtige Krieg sei den Lloyd George-Leuten auch aus dem Grunde willkommen gewesen, weil er einen Ausweg vor dem drohenden Bürgerkrieg eröffnete. An dieser Freiheit des Handelns haben sonach die Lloyd George-Leute, als es damit ernst werden wollte, selber keinen Gefallen mehr gefunden.

Der weitestgehenden Rede- und Preßfreiheit scheinen solche Bedenken nicht entgegenzustehen. Denn leicht beieinander wohnen die Gedanken, sagt der Dichter anderswo, und nur von den Sachen heißt es, daß sie sich hart im Raume stoßen. Aber was war denn eigentlich zuletzt noch zu reden und zu drucken verboten? Vom Reichsoberhaupt bis tiefst hinunter, am liebsten alles, was oben ist, haben wir durch die Hechel gehen gesehen. Und was auch sonst die Vorurteilslosigkeit betrifft: noch kurz vor dem Kriege hat

der vielberufene Pariser „Temps“ mit großem Behagen in Übersetzung einen deutschen Roman, einen, wie wir sagen möchten, deutschen Professorenroman veröffentlicht, der im Grunde nichts anderes war als eine kathedrale Rechtfertigung dessen, was man die freie Liebe zu nennen pflegt. Das soll etwa noch immer nicht genug sein? Man wolle doch bedenken, welch bedeutende Fortschritte man in diesen Beziehungen schon gemacht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein Redner im Reichstag zitierte:

> Wenn ich vor deinem (Schiller's) Denkmal steh',
> Dann tut mir's Herz im Leibe weh.
> Früher, ja, warst du der Mann,
> Heute ist's der Sudermann.

Das war damals. Heute ist ganz zweifellos auch Sudermann bereits überholt; man ist auf seiner Bahn schon wieder sehr bemerklich fortgeschritten. Auch im Reichstag selbst ist erst jüngst ein Thema behandelt worden, das man bei seiner — des Reichstags Gründung gewiß noch ganz für unmöglich gehalten hätte. Also unleugbar sehr bedeutende Fortschritte. Nur fürchten wir allerdings sehr für die Größe der deutschen Nation, wenn dieser Fortschritt als ein Fortschritt nach aufwärts, zu der Menschheit Höhen, angesehen werden sollte; es wäre das erste Beispiel der Weltgeschichte, daß ein Volk auf solchen Wegen groß geworden und geblieben wäre.

Neuorientierung — schon recht, es ist sicherlich manches zu bessern, und in mancher Beziehung werden nach dem Kriege neue Wege einzuschlagen sein. Nur sollten vielleicht diejenigen, die so laut nach Neuorientierung rufen, auch auf sich selber nicht ganz vergessen. Denn es steht irgendwo schon seit etwa neunzehnhundert Jahren beiläufig geschrieben: omnis reformatio incipiat a reformante. Und wenn dieser Autor mißliebig sein sollte, so versuchen wir unser Glück mit einem viel jüngeren, mit Lessing, der meint: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt.“ J....l.



LXVIII.

Kürzere Besprechungen.

1. Der Papst und die römische Frage. Unter dieser Überschrift erschien vor kurzem im Verlage von J. P. Bachem in Köln eine Schrift aus der Feder Dr. Karl Hoebers, Redakteur an der „Köln. Volksztg.". Die Schrift ist eine erweiterte Ausarbeitung eines Vortrags, den der Verfasser im Februar bezw. März d. J. in der Vereinigung akademisch gebildeter Katholiken zu Köln bezw. Hamm i. W. gehalten hat. Sie beansprucht deshalb vor allem besondere Aufmerksamkeit, weil der Verlag, wie es in einem kurzen Vorworte heißt, sich bemüht hat, bezüglich der darin gemachten Vorschläge zur Lösung der römischen Frage die Meinung „der in dieser Hinsicht allein entscheidenden Stelle" zu erkunden. Es ist darauf ein vom 12. März 1916 datiertes Schreiben aus Rom als Antwort eingegangen, das in den auf die vorliegende Hauptfrage bezüglichen Stellen folgendermaßen lautet:

„Was den Inhalt Ihres Schreibens anbelangt, so beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß der Vortrag des Herrn Dr. Hoeber sehr schön ist und hier gut gefallen hat. Sie können sehr gut den Vortrag in seinem Wortlaut im Buchverlag herausgeben und auch die Stelle, „daß das Gebiet des Papstes nur wenige Quadratkilometer zu umfassen brauchte usw.", bestehen lassen; denn nur ein wirklich territorialer Besitz kann dem Papste diejenige Freiheit gewährleisten, deren derselbe zur Ausübung seines hohen Amtes bedarf. Der Papst muß ein wirklicher Souverän sein und nicht ein solcher, dem durch die Gnade eines Staates oder auch aller Staaten lediglich nur souveräne Ehrenrechte zugebilligt werden; das wäre unwürdig für das Oberhaupt der Kirche. Die Internationalisierung der italienischen Garantiegesetze würde den Papst nur zum Spielball sämtlicher Mächte machen."



Einleitend weist der Verfasser darauf hin, daß gegenwärtig die römische Frage bei den Katholiken wie Nichtkatholiken aller Kulturvölker im Mittelpunkt der öffentlichen Interessen steht, und daß das allgemeine Empfinden vorherrscht, es müßte im Weltkriege auch die römische Frage im Sinne des Rechtes und im Interesse der Wohlfahrt und des Friedens der Völker endgültig aus der Welt geschafft werden. Er behandelt dann nacheinander die religiös-kirchliche, die italienisch-nationale und die völkerrechtlich-internationale Seite der römischen Frage, um sich zum Schluß mit neueren Vorschlägen und Richtlinien zu ihrer Lösung zu befassen. Die beiden ersten Kapitel geben im wesentlichen eine orientierende Übersicht über die bekannten, von religiös-kirchlicher und italienisch-nationaler Seite zu berücksichtigenden Gesichtspunkte. Von besonderer Wichtigkeit ist das dritte Kapitel, das sich mit der völkerrechtlich-internationalen Seite der römischen Frage befaßt. Verfasser legt darin im einzelnen das Zwitterhafte und das in sich Widerspruchsvolle des Garantiegesetzes dar. Die Geschichte der letzten 45 Jahre zeigt, daß die italienische Regierung das Garantiegesetz einesteils aus bösem Willen selbst nicht in allen Fällen beachtet hat, andernteils auch gar nicht in der Lage ist, es unter allen Umständen zu wahren. Verfasser belegt dies mit zahlreichen Beispielen und Zeugnissen. Eine wirkliche Kriegserklärung der italienischen Regierung gegen den hl. Stuhl erblickt der Verfasser in dem Abkommen Italiens mit dem Vierverbande, wonach Italien bei seinem Beitritt zum Londoner Vertrag am 30. November 1915 sich ausbedungen haben soll, daß bei zukünftigen Friedensverhandlungen die Internationalisierung der römischen Garantiegesetze für den Heiligen Stuhl nicht erörtert, noch irgend welche Veränderungen an diesen Gesetzen zugunsten des Vatikans beschlossen werden dürften.

In einem vierten und letzten Kapitel verbreitet sich der Verfasser über neuere Vorschläge und Richtlinien zur Lösung der römischen Frage. Selbstverständlich handelt es sich und soll es sich dabei handeln nur um private Versuche und um eine private Prüfung ihrer Durchführbarkeit und ihrer ideellen



und materiellen Folgen. Daher stellt der Verfasser auch an die Spitze den Satz: Der Heilige Stuhl wird selbst die Grenzen der Lösungsmöglichkeiten feststellen, wenn hierfür die Zeit gekommen ist. Zunächst bespricht er dann kurz den von verschiedenen Seiten gemachten Vorschlag einer Internationalisierung des Garantiegesetzes und zeigt, welche Gründe gegen eine solche Lösung sprechen. Dann erwähnt er einen viel besprochenen Artikel der „Neuen Züricher Nachrichten" vom 4. März 1916. Den darin gegebenen Richtlinien zur Beurteilung der römischen Frage, die in der Verurteilung des Garantiegesetzes, der Betonung des internationalen Charakters der römischen Frage und der Forderung auf Zulassung des Hl. Stuhles zu einem eventuellen Friedenskongreß gipfeln, stimmt er zu. Nach Erwähnung einiger französischer, deutscher und italienischer Pressestimmen kommt er auf den bekannten Vorschlag zu sprechen, etwa bloß den leoninischen Stadtteil Roms, zu dem gerade der Vatikan gehört, und das unmittelbar daranstoßende westliche Gebiet bis ans Meer als hinreichende territoriale Unterlage für eine päpstliche Souveränität zu erklären. Auch diese Lösung hält er mit Rücksicht auf die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Bebauung dieses Stadtteils als undurchführbar. Endlich erwähnt Verfasser dann einen in jüngster Zeit aufgetauchten und auch in katholischen Kreisen Deutschlands und Österreichs mannigfach erörterten Vermittlungsgedanken von M. Claar in dessen Studie „Der päpstliche Stuhl und die römische Frage." Darnach soll der Vatikan mit stillschweigender Zustimmung Italiens ausgedehnte Gebiete, die zwischen den vatikanischen Gärten und dem Meer liegen, als privatrechtliches Eigentum, wie jeder andere Käufer, erwerben und zunächst rein privatrechtlich und ohne extraterritorialen Charakter dieses Gebietes räumlich mit den vatikanischen Gärten verbinden. Einen ersten Anfang hat die Kurie unter Pius X. gemacht, als zur Erweiterung der vatikanischen Gärten der in der Nähe derselben gelegene Pinienhain gekauft wurde, der mit dem vatikanischen Gebiet durch einen mit Erlaubnis der italienischen Regierung gebauten Viadukt über eine öffentliche italienische Straße verbunden wurde.



Aus der auf privatlichem Wege erfolgten Erweiterung des vatikanischen Gebiets soll dann später nach erfolgter Annäherung des Vatikans und des Königreichs Italien eine den Wünschen des Papstes nach Unabhängigkeit mehr entgegenkommende Lösung gefunden werden. Den gegen einen solchen Vorschlag erhobenen Einwurf, daß ein kleines Gebiet die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes für die Zukunft nicht gewährleiste, will Verfasser nicht gelten lassen. Nicht um die größere oder kleinere Zahl von Quadratkilometern, sagt er, handelt es sich, sondern um die Grundlegung und die Anerkennung des Rechtes, auf das der Papst einen unbestreitbaren Anspruch hat. Der Kirchenstaat war im Verlauf seiner wechselvollen Geschichte bald größer bald kleiner; sein Gebiet brauchte an sich nur wenige Quadratkilometer zu umfassen, aber die Hauptsache ist, der Papst darf nicht Untertan eines fremden Souveräns sein.

Interessant ist es, daß der langjährige Präfekt der vatikanischen Bibliothek P. Ehrle, S. J., im Septemberheft der „Stimmen der Zeit" einen ähnlichen Lösungsvorschlag macht. Er wünscht vor allem, daß der Vatikan, der dem Papst gegenwärtig nur zur Nutznießung überlassen ist, ihm als souveräner Besitz mit einer gegenwärtige erhebliche Unzukömmlichkeiten aufhebenden unbedeutenden Abrundung als souveräner, weltlicher Besitz zurückerstattet werde. Der Heilige Stuhl und Italien braucht dann bloß ein solches Abkommen zu schließen und den auswärtigen Mächten zu notifizieren.

Hier werden in der Tat recht gangbare Wege zu einer zufriedenstellenden Lösung der römischen Frage gewiesen. Die Entscheidung, ob und wieweit sie gangbar sind, steht natürlich allein dem Heiligen Stuhle zu.

Dr. Krueckemeyer.

2. Benz, Blätter für deutsche Art und Kunst. 1. Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur. Jena 1915. Flaskamp, Die deutsche Romantik. Warendorf.

Die beiden Bücher wollen den Aufbau einer deutschen Kultur zeichnen, wie sie uns not täte. Beide gehen negativ vor. Benz zeigt vom kunstgeschichtlichen Standpunkt ausgehend,



daß die Renaissance die Entwicklung der deutschen Kunst unterbrochen hat, verhindert hat, daß man „das Christentum durch das Medium der Kunst verwandelte, es aus der Praxis eines bejahenden Lebens, zu dessen Instinkten es im tiefsten Widerspruch stand, herausrettete und ganz ins geistig-bildliche setzte." Die geistige Kultur des Mittelalters war eine Volkskultur, „da sie in Bildern und Symbolen redete." Die Renaissance aber entwürdigte die Kunst zum Zeitvertreibe, zum Luxus der oberen Gesellschaftsklassen, denn zur Kunst ist ja jetzt Kennerschaft notwendig, bedingt durch Wissenschaft. Sehr lesenswert ist geschildert wie Schule, Universität, Konzert, Theater auf dies Ideal hinarbeiten. Der Grund, daß das so werden konnte, liegt im Fehlen einer wahrhaften geistigen Kultur. Benz empfindet, es ist in der Geisteswelt eigentlich nichts vorhanden, was das ganze Volk eint, wie etwa zur Zeit, da unsere großen Dome gebaut wurden. Allein es gibt für ihn auch nicht Religion, nur Mythus, in dem anscheinend Christus neben Freya auch noch einen Platz hat. Man wird abwarten müssen, wie er sich positiv äußert, denn daß wir bei allem Verständnis für Übersinnliches, wie es die Kunst gibt, heute nicht mehr Gefahr laufen, wie die Romantiker vor hundert Jahren die künstlerische Weltanschauung des deutschen Mittelalters mit der katholischen Glaubensansicht zu verwechseln, das scheint ihm ausgemacht.

Flaskamp geht im Gegensatz zu Benz geschichtsphilosophisch vor. Auch er stellt fest, daß Renaissance und Humanismus, nebst ihren Kindern Aufklärung und Rationalismus, es fertig brachten, anderthalb Jahrtausende organischer Menschheitsentwicklung zu unterbrechen und als nicht gewesen zu ignorieren und zu perhorreszieren. Das ist jedoch für ihn nur eine Vorfrage, wie auch alles, was er über unsere Zeit zu sagen hat, nur eine Konsequenz aus seiner Darstellung der Romantik ist. Die Romantik ist nach ihm — und mit Recht — nur eine geschichtlich bestimmte Auffassung und Prägung des Romantischen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, von deren Bestimmtheit das spätere 19. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte im wesent-



lichen wieder abfiel. Das Romantische aber ist ein Zuwidersprechen und ein Zuwiderhandeln gegen den Materialismus, gegen die nüchterne Wirklichkeitsansicht, der Mensch und Natur als rein aus sich, rein an und für sich und für sich selbst, ohne übersinnliche und übernatürliche Beziehungen da zu sein scheinen. Daher ist denn auch das Romantische eine allgemeine Erscheinung aller Zeiten, aller Zonen und führt vielerlei Namen. Es ist also auch keine Erfindung der Romantiker, sondern die Wiederentdeckung und Wiedererweckung eines menschheitlich ursprünglichen und alten Weltgefühls und Weltbewußtseins unter einem neuen Namen. Nach Flaskamp war wohl im Vorgehen der Reformation der tiefste Grund zu suchen für die Wirkungsmöglichkeit der einengenden Renaissance. Denn wenn die Reformation die Vergangenheit vernachlässigte, ja negierte, so mußte das zur Konsequenz führen, sich statt in einem weltgeschichtlichen und religiösen Zusammenhang zu fühlen, sich auf die Gegenwart, auf die bloße Erfahrbarkeit der Natur und Seele zu verengen. Die Romantiker aber entdeckten in der katholischen Weltmythologie (so erschien der Kath. Glaube den ersten Romantikern) im Gegensatz zu den beständig wechselnden wissenschaftlichen Systemen jene Kraftquelle, auf die sich aller Völker Leben und Streben gründete.

Daß damals vor hundert Jahren nicht der Anschluß an die frühere organische deutsche Kultur gefunden wurde, liegt — und hier berühren sich Benz und Flaskamp — an der neueuropäisch-liberalen Bildung. Nur sagt Flaskamp, daß die Neuorientierung energisch auf der so weiten und allein genügenden christlichen Grundlage erfolgen muß, während Benz mit dem Ruf nach Wiedergeburt der alten deutschen Kunst und Kultur unter gleichzeitiger Ablehnung des Katholizismus reichlich Unklarheiten bestehen läßt. Denn wenn er in seinem 2. Heft Görres neben Nietzsche als Verkünder deutscher Kunst stellt und den Rembrandtdeutschen neben Goethe, so fragt man sich wohl vergebens nach der höheren Synthese dieser Gegensätze. Dr. R. M.



LXIX.

Die Jesuiten am Neuburger-Düsseldorfer Fürstenhofe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

(Fortsetzung.)

Der Vorgänger des P. Rhem als Beichtvater der Prinzessin Maria Anna war P. Ernst Dorm, der zugleich das Beichtvateramt bei dem Prinzen Ludwig Anton versah. Am 21. Januar 1690 schrieb Gonzalez dem P. Dorm auf dessen Mitteilung, daß er zum Hoch- und Deutschmeister (Ludwig Anton) zurückgekehrt:

Da der Prinz so innig und so oft Ihre Rückkehr verlangt hat, mußte diesem Wunsche willfahrt werden und das Rektorat, welches ich der Tugend und den Verdiensten Ew. Hochwürden bestimmt, dem Dienste des Fürsten weichen, wenn nur Ihre Gesundheit, die das Haupthindernis für die Reise nach Spanien war, nicht im Wege steht. Da dies nach der Ansicht des Prinzen nicht der Fall sein wird, haben Sie durchaus in meinem Sinne gehandelt, indem Sie dem Wunsche Sr. Durchlaucht willfahrt. Sie werden mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn Sie sich um den Prinzen wie früher, als Sie sein Beichtvater waren, soweit Ihre Gesundheit es gestattet, verdient machen.[1])

In einem weiteren Schreiben vom 19. August 1690 versichert Gonzalez dem P. Dorm nochmals, daß die einzige

1) Ad Germ. Sup. 1684—1709.

Ursache, weshalb er nicht mit der Königin nach Spanien gegangen, seine schlechte Gesundheit gewesen, infolge deren ihn bei der Feier der Messe für die Prinzen eine Ohnmacht überfallen. Als Beichtvater der Prinzessin habe er alle Pflichten eines eifrigen, weisen und vorzüglichen Ordensmannes erfüllt zur Zufriedenheit des Generals und der Gesellschaft, die ihm dafür und für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Hoch- und Deutschmeister zu leisten fortfahre, zu Dank verpflichtet sei.[1])

Der Deutschmeister starb schon einige Jahre später am 4. Mai 1694 zu Lüttich. In einer gleichzeitigen Aufzeichnung wird seine außerordentliche Liebe zur Gesellschaft Jesu hervorgehoben, aus der er stets seinen Beichtvater gewählt. Als ihm bei den Verhandlungen zur Wahl in Lüttich mehrere jansenistisch gesinnte Domherrn ihre Stimme versprachen, wenn er seinen Beichtvater aus dem Jesuitenorden entlasse und an dessen Stelle einen von ihnen vorgeschlagenen Weltpriester Namens de Nacourt nehme, wies er dies Ansinnen rundweg ab, obschon er durch dessen Annahme seine Wahl gesichert hätte.[2])

Von den Töchtern Philipp Wilhelms heiratete Dorothea Sophie den Herzog von Parma und Piacenza, Odoardo Farnese. Sie begleitete nach Italien als Beichtvater P. Wolfgang Eberle, der als Rektor in Neuburg in nähere Verbindung mit dem Hofe getreten war.[3]) Geboren am 6. März 1625 zu Schwatz (Tirol) und eingetreten 15. Sept. 1645, lehrte er einige Jahre Rhetorik und Philosophie, dann wurde er Rektor an verschiedenen Collegien. Im September 1689 klagte er dem General Gonzalez über seinen schlechten Gesundheitszustand infolge des Klimas und bat um die Erlaubnis in die deutsche Provinz zurückkehren zu dürfen.

1) Ad Germ. Sup.

2) Rhen. Inf. 58.

3) Vgl. den Brief Eberles vom 17. Juli 1682 an Philipp Wilhelm. Orig. München, Staatsarchiv blau 55/4.

Gonzalez antwortete ihm am 15. April 1690: Da das Florentiner Klima Ihrer Gesundheit fortgesetzt weniger zuträglich ist und Sie die Einwilligung des Großherzogs und Ihrer Prinzessin schon erhalten haben, werde ich keine weitern Schwierigkeiten gegen Ihren Wunsch, in Ihre Provinz zurückzukehren, erheben.[1])

Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er vom Pfalzgrafen als Rektor für Neuburg gewünscht, womit sich aber Gonzalez nicht einverstanden erklärte.[2]) Dann bat der Sohn Philipp Wilhelms, Philipp Wilhelm August, um ihn als Beichtvater. Derselbe hatte sich am 29. Oktober 1690 zu Raudnitz in Böhmen mit Anna Maria, einer Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg vermählt. Am 23. Mai 1691 richtete der Prinz von Neuburg aus einen Brief an „den wohl ehrwürdigen unsern besonders lieben und andächtigen P. Bened. Painter der löbl. Societet Jesu Provinzial der bayrischen Provinz (Constantiae Cito Cito)": Da unser bisheriger Beichtvatter P. Innocentius Pescius uns gebeten, ihn wegen seiner Unpäßlichkeiten in Gnaden zu entlassen, hat er dessen inständiger Bitte um so vielmehr willfahrt als er dessen Genesung künftighin gern sehen möchte. Als Nachfolger hat er den im hiesigen Colleg befindlichen P. Wolfg. Eberle bereits ausersehen. Deshalb möge P. Provinzial dem P. Eberle erlauben, daß er sammt einem Socio sich zu uns begebe und mit seinen geistlichen Consiliis assistire.[3]) Am 28. Juli 1691 erklärte sich der General damit einverstanden.[4]) Im Dienste dieses Fürsten starb P. Eberle zu Reichstadt in Böhmen am 29. Oktober 1693.

Als Reisebegleiter für seine Söhne nahm Philipp Wilhelm weiterhin in Anspruch die PP. Peter Herwartz und

---

1) Ad Germ. Sup.

2) An den Provinzial Painter 3. Februar 1691.

3) Orig. München, Reichsarchiv Jes. 1985.

4) An Painter Ad Germ. Sup.

Ulrich Dirrheimer. P. Peter Herwartz aus Aachen (geb. 1628) war 1647 in die Gesellschaft eingetreten und hatte mehrere Jahre Philosophie und Theologie mit großem Erfolge gelehrt. Früh trat er mit dem Neuburger Hofe in Verbindung, an dem er eine große Wertschätzung genoß.

Am 9. Juni 1676 wurde Herwartz Rektor in Düsseldorf. Von dort schrieb am 18. Mai 1678 Pfalzgraf Wolfgang Georg an seinen Vater, P. Herwartz sei als Deputierter für die Kongregation in Rom gewählt worden. Das komme sehr ungelegen, da niemand da sei, der so leicht Audienz beim Kurfürsten (von Köln) erlangen könne. Dieser Brief wird verständlich aus anderen gleichzeitigen Briefen, aus denen hervorgeht, daß sich damals P. Herwartz und P. Pakenius im Auftrage des Pfalzgrafen für die von Wolfgang Georg erstrebte Kölner Koadjutorie bemühen mußten.[1]) Auf die Vorstellung des Pfalzgrafen antwortete der Provinzial Wiedenfeld, an Stelle des P. Herwartz werde P. Mylius nach Rom reisen und P. Herwartz zu Diensten des Pfalzgrafen am Rhein bleiben.[2])

Die Art der Dienstleistungen flößten dem General Besorgnisse ein, und er gab diesen in einem Briefe vom 16. Jan. 1678 an Herwartz Ausdruck, in dem er auch von Klagen spricht, die nach Rom gedrungen, daß P. Herwartz in einem prächtigen Wagen nach Köln fahre.[3]) P. Herwartz suchte

1) Diese und die vorhergehenden Briefe München, Geh. Hausarchiv 161.

2) Brief ohne Datum. München, Staatsarchiv blau 55/3. Vergl. Brief vom 10. Juli 1678 an Herwartz.

3) Confido haudquaquam illam [Serenitatem Suam] Societatis nostrae opera usuram in rebus ab Instituto nostro alienis. Haec fiducia mihi persuadet, ea, quae RV. Coloniae illius nomine negotia peregit, non esse de rerum earum genere, quae politicae appellantur, sed in iis etiam quae tractari possunt, vitare omnem pompam debemus, nec ultra quam necesse sit operam nostram extendere, intelligo autem RVam magnifico curru Coloniam invehi, et cum illis quoque Canonicis, qui Presbyteri appellantur, agere solere non sine multorum invidia. Videat proinde RV quid ab ipsa tum prudentia sua tum leges nostrae requirant. Orig.-Reg. Ad Rhen. Inf.

den General zu beruhigen, woraufhin dieser ihm am 16. Juli 1678 antwortete, er sei durch die Aufklärungen des P. Herwartz von einer großen Furcht befreit worden.[1])

Bald darauf mußte P. Herwartz wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit eine Badekur gebrauchen. Am 18. Oktober 1679 meldet Wolfgang Georg seinem Vater, daß P. Herwartz von Aachen, allwo er sich des Bads gebraucht hat, wieder kommen sei.[2]) Nicht lange darnach sollte Herwartz drei Söhne des Pfalzgrafen nach Rom begleiten. Am 5. Mai 1681 wandte sich deshalb Philipp Wilhelm an den General Oliva mit der Bitte, dieselben gut aufzunehmen und mit seinem Rate zu unterstützen; den P. Herwartz, ihren Beichtvater, möge er in demselben Quartier mit den Prinzen wohnen lassen, wie dies früher auch dem verstorbenen P. Pakenius gestattet worden sei.[3]) Die Prinzen sollten anfangs in dem Profeßhause Aufnahme finden, wegen des am 26. November 1681 erfolgten Tode des P. Oliva ging das aber nicht, und so schrieb der Generalvikar de Noyelle am 8. Dezember dem Pfalzgrafen, die Prinzen würden im Noviziat St. Andreas wohnen, wo alles für sie eingerichtet werde.[4])

Über die Reise erfahren wir Näheres aus der Leichenpredigt, die P. Bodler am 28. Juni 1683 auf den während dieser Reise am 3. Juni 1683 verstorbenen Prinzen Wolf-

1) Magno metu me liberavit RV literis suis, quibus aperte testatur itinerum suorum causam haudquaquam eam fuisse quam aliqui suspicabantur (Stimmen-Sammlung in Köln für den Neuburger Prinzen), quamque mihi improbari significaveram. Nunc id quoque curandum vobis est, ut tam a (munere?) negotii curandi politici quam a suspicione absimus. Gaudebo magnopere si licuerit RVam coram amplecti, optoque illud iter, si quidem a Serenissimo Duce vacationem eam impetraverit, feliciter ipsi cedere. Orig.-Reg. Ad Rhen. Inf.

2) München, Geh. Hausarch. 161.

3) Orig. Epistolae Princip. X, 34.

4) Epistolae Nostror. ad diversos.



gang Georg in Neuburg hielt.[1]) Er schildert die Abreise Wolfgang Georgs mit seinen beiden jüngeren Brüdern Carl Philipp und Franz Ludwig und den rührenden Abschied von ihrem Bruder Johann Wilhelm, dem regierenden Fürsten von Jülich-Berg. Die Prinzen reisten erst 1683 wieder von Rom ab, wo sie von Papst und Kardinälen die größten Ehrenbezeugungen empfangen hatten. Kurz vor seinem Tod nahm „dieser todkranke Herr seinen geistlichen Vater und von vielen Jahren unabgesonderten Gefährten, einen Pater unserer Societät (P. Herwartz), bei der Hand und sprach ganz kindlich, daß dem Pater möchte Mark und Bein durchtringen: Ich sage Ew. Ehrwürden Dank, daß Sie mir beistehen bis in den Tod".[2])

Eben von der Reise zurückgekehrt wurde Herwartz von dem Pfalzgrafen für seinen Sohn Franz in Anspruch genommen. Am 8. September 1683 bat der Pfalzgraf den General, ihm den Pater für seinen Sohn Franz, den erwählten Bischof von Breslau, als Beichtvater und Ratgeber gewähren zu wollen. Für die Zusage vom 25. September 1683 bedankte sich der Pfalzgraf am 13. Oktober 1683.[3])

Am 25. September 1683 teilte der General den Wunsch des Pfalzgrafen dem P. Herwartz mit; der Fürst habe ihn erwählt, weil er die Tugend und Klugheit des Paters hochschätze und bewährt gefunden habe. Da die Gesellschaft dem Pfalzgrafen so sehr verpflichtet sei, könne er nicht anders, als demselben willfahren. P. Herwartz möge sich deshalb mit Beiseitestellung aller anderen Arbeiten nach Breslau begeben und dem Fürstbischof Franz zur Verfügung stellen.[4])

Die Gesundheit des P. Herwartz, die nie fest gewesen, litt unter dem schlesischen Klima so, daß er dem Tode nahe

1) Druck in Bodler, Sonntägl. Predigen-Curs 837 ff.

2) So Bodler a. a. O. S. 844.

3) Die Briefe Orig. bezw. Conc. in München, Staatsarch. blau 55/3.

4) Rhen. Inf. 14. Soli.

kam. Eingehend schreibt er darüber von Breslau 14. März 1687 an den Pfalzgrafen.

Ew. Kurfürstl. Durchlaucht werden vielleicht anderwärts gnädigst vernommen haben den miserablen Zustand, in welchen ich dahier zu Breslau geraten bin, daß wohl sagen kann: manus Domini tetigit me. Es ist nun mehr als anderthalb Jahr, als es angefangen. Weil es aber anfänglich nicht gar so oft und allein zu Nachtzeiten (obwohl sonsten cum periculo suffocationis vel apoplexiae) mich angegriffen, so habe ich immerzu gehofft gehabt, es möchte sich dieses Akzident arte medicorum, welche ich nicht allein hier und zu Neisse, sondern auch auf der vorigen Reise zu Heidelberg, Düsseldorf, Köln und Aachen konsultiert, überwinden lassen. Und habe deshalben sowohl bei Ew. Kurfürstl. Durchlaucht als bei des H. Bischof Hochfürstl. Durchl., welche gleichwohl von dem Zustand gewußt haben, gänzlich dissimuliert, damit ich nicht vielleicht in den Verdacht kommen möchte, als wollte ich durch Praktik, dazu mir gleichohl die geringste Ursach niemals gegeben ist, vom Hof machen, auch damit ich meine untertänigste und schuldigste Devotion und Dankbarkeit bis auf das Äußerste bezeigen möchte. Nun hat durch hiesige Luft das Übel dergestalt überhand genommen, daß ich nun 3 ganze Monate das Zimmer verwahren müssen, wegen denen immerzu mir zustoßenden paroxismos, welche einer fallenden Krankheit nicht sehr ungleich, erbärmliche convulsiones membrorum cum spectantium horrore et summa mea confusione kausieren; dazu kommen die heftigsten Steinschmerzen Alle Aerzte sind für Luft Verenderung. Er bittet deshalb fußfällig und demütigst von dieser fatalen Luft befreit zu werden.[1])

Darauf antwortete der Kurfürst Heidelberg, 3. April 1687:

Ich habe aus Ew. Ehrwürden schmerzlich Schreiben v. 14. passato dero betrübten und gefährlichen Leibszustand wohl

1) Orig. München, Staatsarch. blau 55/5. Dort auch die übrige Korrespondenz von 1680—87, die zeigt, zu wievielen Kommissionen P. Herwartz von Philipp Wilhelm in Anspruch genommen wurde. Vgl. auch die Korrespondenz 1678—80 blau 55/16.



mit sonderbarem Leidwesen vernommen, auch daraus ersehen, daß Ew. Ehrwürden sich necessitiert befinden, den schlesischen Luft zu verändern. Gleichwie Ew. Ehrwürden aus meiner Ihro allzeit zugetragener Affektion und Konfidenz leichtlich erachten werden, daß mir diese Ihre Schwäche und gefährliche Unpäßlichkeit nit wenig zu Gemüte gehe, also werden Ew. Ehrwürden auch hingegen nach Ihrer großen Prudenz unfehlbar erkennen, wie mich sehr surprinieren müsse, daß Ew. Ehrw. von meines geliebtesten Sohns des Bischofes zu Breslau Ld., bevorab bei jetzig münsterischer Residenzmachung, separiert sein sollen. Ew. Ehrwürden sind in allem informiert und gedachtem meinem gelieb. Sohn, dem Sie bis dato so löblich treu und nützlich assistiert haben, ganz vertraut und beide einander schon von vielen Jahren hero gewohnt und daß ohnedem die Veränderung der Beichtväter nicht gut ratsam. Dafern jedoch, da ich gleichwohl ein Besseres verhoffen will, die Veränderung des Lufts durch meines geliebtesten Sohnes münsterische Reis, Ew. Ehrw. schwere Leibesaffekt nicht mildern, und zur Rekonvaleszenz kein Vertröstung zeigen würde, so müßte ich Ihre verlangende Retirada, ob zwar wider meinen Willen geschehen lassen.[1])

So konnte P. Herwartz in seine heimatliche Provinz zurückkehren, wo es ihm allmählich wieder besser ging, so daß er nach einigen Jahren das Provinzialat der niederrheinischen Provinz übernehmen konnte. Er starb aber bereits im dritten Jahr seiner Verwaltung am 4. Febr. 1696.

Auf den an zweiter Stelle genannten P. Dirrhaimer legte der Pfalzgraf seine Hand für eine Romreise seiner Söhne Alexander und Friedrich. P. Ulrich Dirrhaimer war geboren zu Dinkelsbühl (Schwaben) (12. Juli 1638) und am 13. Nov. 1655 in die Gesellschaft eingetreten. Nach kurzer Lehrtätigkeit wurde er Hofprediger zu Innsbruck, wo er 1676 und 77 mehrere seiner Predigten herausgab. Dann wurde er Prediger in Augsburg und Neuburg. Als Prinz Alexander Sigismund die Diözese Augsburg übernahm, blieb

1) Concept a. a. O.



Dirrhaimer bei diesem als Beichtvater und Prediger in Augsburg, wo er am 17. Sept. 1715 starb. Er wird als ein sehr liebenswürdiger und unterrichteter Mann geschildert; außer eigenen Predigten gab er Übersetzungen und Bearbeitungen heraus aus dem Niederländischen (Kirchengeschichte von Hazart) aus dem Italienischen (Segneri) und aus dem Französischen.

Am 10. Jan. 1685 bedankte sich Philipp Wilhelm beim General de Noyelle, daß er P. Dirrhaimer, dem Reisebegleiter seiner Söhne gestattet habe, bei diesen in demselben Quartier zu Rom, nämlich in S. Andreas zu übernachten.[1]) Als Prinz Friedrich in Rom erkrankte, berichtete Noyelle am 14. April 1685 dem Vater, das Fieber sei durch die Anwendung von China China (Chinin) gesunken und Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden. Bereits am 28. April konnte der General melden, daß Alexander und Friedrich Rom verlassen; die Reise würde so eingerichtet, daß sie der Rekonvaleszenz nicht schade.[2])

In einem sehr innig gehaltenen Dankbrief dankte am 16. Mai Philipp Wilhelm dem General für alle Liebe, die er und die Gesellschaft seinen Söhnen erwiesen habe.[3])

Noch nicht 20 Jahre alt war einer derselben, Sigismund, zum Koadjutor von Augsburg gewählt worden. Der Fürstbischof von Augsburg, Johann Christoph, hatte nämlich 1680 seinem Kapitel vorgeschlagen, zu seinem Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge diesen Prinzen zu wählen, weil derselbe sich ganz dem geistlichen Stande widmen wolle und dem Bistum in jeder Beziehung nützen werde, letzteres auch wegen seiner Verbindungen mit mächtigen Häusern. Die Wahl erfolgte in der Tat am 8. Febr. 1681 und wurde von Innozenz XI. durch Bulle vom 27. Juli 1681 bestättigt.[4])

---

1) Orig. Epp. Princip, X, 129. Brief des Generals vom 9. Dez. 1684 in Epp. N. N. ad diversos 1684—1685.

2) Epp. Nostror. 14.

3) Orig. Epp Princ. X, 131.

4) Braun, Gesch. der Bischöfe von Augsburg, IV, 375 ff.



Bei diesen Vorgängen muß auch Dirrhaimer eine Rolle gespielt haben, denn der General antwortete ihm am 2. Mai 1680 auf einen erfreulichen Bericht vom 22. März 1680, daß er die Sache sofort dem Papst vorgetragen habe; derselbe sei vollständig einverstanden. Dirrhaimer möge also mit dem größtem Eifer das angefangene Werk vollenden. Am 6. Juni schreibt der General, der Papst würde den Fürsten mit Liebe aufnehmen, dessen Beispiel von so großer Bedeutung sei für das Wohl der Kirche.[1])

Mit 22 Jahren suchte Alexander Sigismund i. J. 1685 um päpstliche Dispens nach, um die Priesterweihe empfangen zu dürfen. Der Papst erteilte diese am 6. April 1685, die Weihe erfolgte aber erst 1689, und im selben Jahre las Sigismund am 28. Aug. die erste hl. Messe in der Jesuitenkirche zu Neuburg in Gegenwart des Kaisers Leopold und der Kaiserin Eleonore; nach der Messe vollzog der Neupriester die feierliche Einsegnung der Ehe seiner Schwester Maria Anna mit dem König von Spanien, Karl II.[2])

Nachdem der Bischof Joh. Christoph am 1. April 1690 gestorben, mußte der noch nicht 27 Jahre alte Prinz die Leitung der Diözese übernehmen. Bei dieser Gelegenheit gab ihm sein Vater durch Vermittlung des P. Dirrhaimer ernste Mahnungen. Darüber schreibt der Beichtvater von Augsburg 5. Mai 1690 an den Kurfürsten Philipp Wilhelm:

Die Aufträge habe ich gleich am folgenden Tage nach meiner Rückkehr von Neuburg meinem Fürsten in der Ordnung und mit dem Nachdruck vorgetragen, wie es mir von Ew. Durchlaucht aufgetragen war, und keinen Punkt ausgelassen. Der durchl. Fürstbischof hat alles und jedes in Ruhe und Bescheidenheit angehört und tief in sein Herz eingesenkt als Zeichen der liebevollen väterlichen Fürsorge und als treue für ihn höchst notwendige Mahnungen. Ausdrücklich hat er mir erklärt, daß

1) Diese Briefe in Epp. ad Germ. Sup. Soli 1678—1773.

2) Vgl. Braun IV, 390 f. Die Festpredigt des P. Bodler in dessen Predigen-Curs 767 ff.



er alles in kindlicher Ehrfurcht annehme. In der Folge werde sein einziges Bestreben sein, zu beweisen, daß er als gehorsamer Sohn die väterlichen Mahnungen beobachte und hochhalte. Die in dem einen oder andern Punkte gezeigte Überstürzung werde er durch Maßhaltung zu bessern suchen. In einigen Punkten, wo die Sachlage Ew. Durchlaucht zu ungünstig vorgelegt schien, will er durch einen besonderen Brief Aufklärung und auch entsprechende Genugtuung geben. Ich werde mit allen meinen Kräften dahin wirken, daß der Brief Ew. Durchlaucht, der soviele erleuchtete Ratschläge und heilige Mahnungen enthält, als ein Regentenspiegel und Fürstenideal meinem Fürsten stets vor Augen schwebe und in seinem Herzen lebendig bleibe.[1])

Diesen Mahnungen hat der Bischof in der Tat entsprochen. Der Biograph der Augsburger Bischöfe rühmt von ihm:

„Er war ein frommer exemplarischer Bischof. Keinen Tag ließ er vorbeigehen, ohne an demselben das hl. Meßopfer entweder selbst zu feiern, so lange es seine Kräfte und seine Gesundheit erlaubten, oder demselben mit inniger Andacht beizuwohnen. Bei den gewöhnlichen Feierlichkeiten, öffentlichen Andachten und Prozessionen fand er sich, seiner mannigfachen Gebrechlichkeiten ungeachtet, fleißig und mit erbauender Devotion ein und nichts als Krankheit konnte ihn davon abhalten. . . . Seinen Eifer für die Erhaltung der Kirchendisziplin und Sittlichkeit und für die Beförderung der Ehre Gottes bekunden seine weisen Verordnungen, so wie sich seine Sorgfalt für das Seelenheil seiner Diözesanen in der Errichtung des Seminars zur Bildung würdiger Seelsorger laut ausspricht. Auch in Hinsicht des Zeitlichen war er seinem Stift höchst wohltätig, indem er nicht nur die große Schuldenlast desselben tilgte, sondern es auch mit Gütern und Einkommen bereicherte.“ [2])

Fast alle bisher aufgezählten Beichtväter und Erzieher nahmen die Neuburger Fürsten auch noch für andere Ge-

1) Orig. München, Staatsarch. blau 55/6.

2) Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg IV, 434.



schäfte in Anspruch, wenn dieselben nur in irgend einer Beziehung zu kirchlichen Dingen standen oder zu stehen schienen. Diese Beziehungen glaubten die Pfalzgrafen bei den Obern in Rom um so leichter und sicherer geltend machen zu können, weil ja damals die regio und religio in so nahen Wechselbeziehungen standen. Das betonten die Fürsten selbst in Fragen, die an und für sich rein politische waren und die sie deshalb durchaus von den Jesuiten hätten fern halten müssen.

Für solche Zwecke forderten die Pfalzgrafen auch die Hilfe noch weiterer Jesuiten, selbst wenn dieselben, weder als Beichtvater noch Erzieher nicht oder nicht mehr in ihren Diensten standen. Dafür noch einige Beispiele.

Für unzählige Anliegen wandten sich die Pfalzgrafen an P. Albert Curtz (Kurz), den Bruder der beiden Minister in München und Wien, der uns bereits früher begegnet ist.

P. Albert Curtz war 1600 zu München geboren und schon früh mit 16 Jahren in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte 2 Jahre Poesie, Mathematik und Ethik 4 Jahre, war als Prediger 16 Jahre und als Rektor in den Kollegien von Eichstätt, Luzern, Neuburg 12 Jahre tätig, in Neuburg war er zweimal Rektor und 3 Jahre Instruktor der pfalzgräflichen Kinder. Er starb 1671 zu München. Schon früh wurde er von verschiedenen Höfen mit allerlei Aufträgen behelligt. Im Jahre 1647 begleitete er den Pfalzgrafen nach Düsseldorf, der ihn in weitgehender Weise mit seinen Aufträgen bedachte, wie Klagen und Mahnungen aus den Jahren 1647/48 zu beweisen scheinen.[1]) Sein Bruder Graf Maximilian Curtz, Obersthofmeister am Münchener Hofe, erwirkte um diese Zeit, (1149), daß der für ihn sehr unangenehme Auftrag, die Abfassung der bayerischen Geschichte, wieder zurückgenommen wurde.[2])

Wie vielgestaltig die Beziehungen des P. Curtz zu dem

1) Vgl. Duhr, Geschichte der deutschen Jesuiten II 2, 263 f.
2) A. a. O. 2, 419 A. 9.



Pfalzgrafen Philipp Wilhelm waren, zeigt die große Korrespondenz zwischen beiden aus den Jahren 1648—1667.[1]) Die vielfach chiffrierten Briefe betreffen u. a. den Streit mit Brandenburg wegen der Jülich-Cleveschen Erbschaft, Krankheit und Tod der ersten Gemahlin und die Wahl einer neuen. Die Briefe von 1652 enthalten z. B. Andeutungen über die vielerlei Angelegenheiten, derentwegen P. Curtz im Auftrag des Pfalzgrafen nach Breisach, Mainz, Frankfurt usw. reiste. Die teilweise bereits vermoderten Briefe von P. Curtz an den Pfalzgrafen aus dem Jahre 1668 betreffen die Erlangung von Pfründen für Söhne Philipp Wilhelm's.[2])

Einer der ersten Jesuiten, die Philipp Wilhelm nach dem Tode seines Vaters für Geschäfte verwandte, war P. Joh. Antonius, der das aus Fulda geflüchtete päpstliche Seminar nach Köln geleitet und dort fortgeführt hat.

Komp entwirft von ihm folgendes Lebensbild. „Dieser um das Seminar höchst verdiente Pater war den 14. Oktober 1606 zu Anrad geboren und den 23. März 1626 in die Gesellschaft eingetreten. Es war ein Mann von ungewöhnlicher Klugheit, gewecktem Geist und scharfsichtigem Urteil. In der Behandlung der Geschäfte zeigte er sich bedacht und nachhaltig und besaß eine hervorragende Geschicklichkeit Anderen und namentlich Jenen, die ihm seiner Meinung nach eine Beleidigung zugefügt hatten, sich gefällig und wohltätig zu erweisen. Gegen die Armen und vor Allem Neubekehrte war er freigebig. Fürstlichen Persönlichkeiten, die sich seines Rates und seines Beistandes in schwierigen Angelegenheiten bedienten, war er lieb und wert. Papst Alexander VII., da er als Fabio Chigi Nuntius am Rheine war, wählte sich ihn zum Beichtvater. Er starb den 28. Juli 1661 zu Mainz, wohin er aus Gesundheitsrücksichten gesandt worden war." [3])

1) München, Staatsarchiv blau 55/11.

2) A. a. O. 55/2.

3) Komp, Die zweite Schule Fuldas und das päpstliche Seminar (1877) 58.



Schon Anfang der 50er Jahre hatte sich Philipp Wilhelm des P. Antonius bedient. Er hatte ihn betraut mit der Werbung um die Hand der „Grande Madmoiselle“, der Tochter des Prinzen Gaston von Orleans. Die Werbung zerschlug sich. Antonius betont in den über diesen Auftrag erhaltenen Briefen, er sei bereit, alle Mittel anzuwenden, aber nur innerhalb der vom Institut gesetzten Grenzen.[1])

Kaum hatte Philipp Wilhelm die Regierung angetreten, als er den General Nickel um die Erlaubnis bat, den P. Antonius mit einigen Aufträgen nach Spanien schicken zu dürfen. Der General machte anfangs Schwierigkeiten, gab aber schließlich nach, da der Pfalzgraf nachzuweisen vermochte, es handle sich nicht um Aufträge politischer Natur. Wie aus dem Briefe Nickels vom 7. März 1654 hervorgeht, muß sich der Pfalzgraf beklagt haben, daß einige Patres sich schwierig gezeigt, diesen Auftrag zu übernehmen. Nickel entschuldigt dieselben, weil sie es aus Liebe zum Institut getan, das sie in einer wichtigen Sache zu verletzen gefürchtet hätten.[1])

Was aus dieser spanischen Reise geworden, ist nicht näher bekannt.

Im folgenden Jahre sandte Philipp Wilhelm den P. Antonius nach Rom. Er sollte die Unterstützung des zukünftigen Papstes für die Wiederherstellung des englischen Königs Karl II., der sich nach der Hinrichtung seines Vaters damals in Köln aufhielt, gewinnen und gleichzeitig über die Wahl für den erledigten Kaiserthron verhandeln. In dem Kreditiv für P. Antonius Rector Collegii Pontificii Fuldensis vom 4. März 1655 bezeichnet der Pfalzgraf den Pater als einen Mann, dessen Klugheit ihm seit Jahren erprobt sei; seiner Tugend könne der Papst vertrauen; seine Worte

1) Briefe vom 20. Juni 1650 bis 13. Mai 1653 in München, Geh. Hausarchiv 128. Französische Briefe von ihm, 6. u. 13. Sept. 1652, in Düsseldorf, Staatsarch. Jülich-Berg, Familiensachen 82½.

2) Nickel an Phil. Wilhelm 13. Dez. 1653 u. 7. März 1654. Orig. München, Staatsarchiv blau 55/1.

möge er so aufnehmen, als kämen sie von dem Pfalzgrafen selbst.[1])

Die eben erfolgte Papstwahl hätte nicht günstiger ausfallen können, denn der frühere Kölner Nuntius Chigi, der den Pfalzgrafen und den P. Antonius persönlich kannte, ging am 7. April 1655 aus der Wahl hervor (Alexander VII.) Der Auftrag des P. Antonius in Bezug auf England hatte kein Resultat. Hier interessiert uns besonders der zweite Auftrag.

Dieser zweite Auftrag ist des längern auseinandergesetzt in einer eigenen Instruktion. Bevor wir auf dieselbe näher eingehen, ist ein Blick auf die damalige Lage erforderlich.

(Schluß folgt.)

LXX.

J. M. Sailer's Freundschaftsbriefe an Eduard von Schenk.

Von Anton Döberl.

In seiner neuesten, wiederum wertvollen Arbeit „Johann Michael Sailer, seine Ablehnung als Bischof von Augsburg im Jahre 1819" meint Stölzle, „ein Mann von so weit greifender Wirksamkeit und so ergreifenden Schicksalen, wie Sailer, gehört nicht bloß der Kirche an, er gehört der Menschheit." Ich könnte hinzufügen, ein Mann, den so bedeutende Persönlichkeiten wie Savigny, der größte Zivilist seiner Zeit, Klemens Brentano, der wundersam geniale Dichter, Görres, der gewaltigste Publizist der Restaurationszeit, und viele, viele andere ihren Freund nannten, muß

---

1) Concept a. a. O. Druck bei Hassenkamp, Ueber die Versuche des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm König Karl II. von England auf den Thron zurückzuführen. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I (1897) 254. Die Correspondenz über diese Reise in Düsseldorf, Staatsarchiv. Jülich-Berg, Familiensachen 82½.



nicht bloß von rein kirchlichem, sondern auch von allgemein menschlichem Standpunkt aus betrachtet werden. Sailer als Freund, als edler, warm fühlender, uneigennütziger, treuer Freund, dazu fanden sich schon auf Grund meines bisherigen Einblicks in die urkundlichen Quellen viele neue erhebende Züge; und ein Bild so heilig schöner Freundschaft könnte aus all den einzelnen Zügen gezeichnet werden, daß alle, die verstehen, welch kostbares, leider nur zu seltenes Gut echte Freundschaft ist, daran ihre helle Freude haben müßten.

Aus dem Kapitel „Sailer und seine Freunde" will ich eine Seite in neues Licht stellen: die Freundschaft Sailers zu Eduard von Schenk.[1])

Diese Freundschaft reicht zurück auf die Landshuter Professorentätigkeit Sailers. Der Einfluß Sailers auf E. von Schenk in dieser Landshuter Zeit läßt sich ziemlich klar feststellen. In seiner im August 1811 zur Erlangung der Doktorwürde eingereichten Dissertation hatte Schenk, wohl unter dem Einfluß Sailers und Zimmers, mit denen er häufig verkehrte, die These aufgestellt: „Die Kirche ist dem Staate nicht untergeordnet" und damit in der Zeit des Systems Montgelas einen anerkennenswerten Beweis wahrhaft freiheitlicher Gesinnung erbracht. Diese These nahm man nun in München und Landshut zum Vorwand aufs neue vor den „gefährlichen" Lehren Sailers zu warnen und Sailers Freund, Prof. Zimmer, wurde in Verbindung mit diesen Vorwürfen vorübergehend seines Lehramts entsetzt.[2])

Der Einfluß Sailers auf den jugendlichen Eduard von Schenk kam auch dadurch zum Ausdruck, daß Schenk im Jahre 1817 zur katholischen Kirche konvertierte. Daß diese

1) Eduard von Schenk, geb. 1788. Vgl. über ihn den Artikel der A. D. B., der jedoch, wie Lempfrid meint, der Ergänzung bedarf. — Sr. Exzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischofe Dr. Antonius von Henle, Reichsrat der Krone Bayern, sei auch an dieser Stelle ehrerbietigster Dank für die gnädigste Erlaubnis zur Benützung der Ordinariatsakten gesagt.

2) Charitas 1838, S. 279.



Konversion aus lauterster Überzeugung geschah, ist bei dem männlichen, idealen Charakter Schenks unzweifelhaft und daß Sailer mit seiner herzgewinnenden Liebe von Einfluß auf sie war, läßt sich vermuten, wenn man bedenkt, wie die Konvertiten gerade zu Sailers mildem, frommem Wesen sich hingezogen fühlten.

Während und nach der Landshuter Zeit äußerte sich die Freundschaft Sailers mit E. von Schenk in regem Briefwechsel und auch mündlichem Verkehr. Schenk hat in der „Charitas" 1838 selbst einen Teil der Korrespondenz Sailers mit ihm veröffentlicht. Besonders häufig wurde dieser freundschaftliche Briefwechsel in den letzten Jahren, seitdem Sailer zum Koadjutor in Regensburg ernannt war. Einen ziemlich großen Teil dieser oft nur in wenigen Sätzen bestehenden Briefe Sailers habe ich bereits früher mitgeteilt;[1]) sie sind an den Vorstand des obersten Kirchen- und Schulrates, bezw. an den Minister E. von Schenk gerichtet und betreffen Kirchen- und Schulangelegenheiten; sie sind durch die große Reihe von Fragen, die zwischen Sailer und Schenk verhandelt werden, ein Beleg dafür, daß Schenk doch bedeutender war, als man ihn oft hinzustellen beliebte.

Einen besonderen Reiz aber bieten von den vielen Briefen Sailers an Schenk jene, in denen der Freund zum Freunde spricht; diese Freundschaftsbriefe Sailers verdienen es, der Öffentlichkeit unterbreitet zu werden. Wir können darin die Geschichte des Ministeriums Schenk mit dem Herzen Sailers lesen.

Mit dem Regierungsantritt König Ludwigs I. begann frisches Leben im Staatswesen. Im Ministerium des Innern wurde eine Abteilung für die Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichts neu gebildet und ihre Leitung am 31. Dezember 1825 Eduard von Schenk übertragen, der mit dem Könige durch persönliche Freundschaft verbunden war. Der neue Vorstand des obersten Kirchen- und Schulrates ging

---

1) Histor.-pol. Blätter Bd. 151, S. 793; Katholik 1915, S. 237

mit Eifer an die 1804 geplante, aber immer verschobene Reform des Schulwesens. Er arbeitete mehrere Denkschriften hierüber aus.

Sailer hat diese Bestrebungen Schenks mehrfach gefördert. Er hat Schenks „klassische Ideen" — und diese Ideen handelten, wie es sich jetzt klar zeigt, von „der Restauration des Schul- und Studienwesens", diese Ideen, „die überall auf Religion als Grundbildung zurückkommen", in „brüderlicher" Freude bestätigt, er hat sie „durch Mitteilung des Guten und des Schlechten, das sich an einzelnen Lehranstalten (Gymnasium in Straubing, Studienanstalt in Passau, Gymnasium in Regensburg, Lehranstalt in Dillingen) zeigte" als auch durch Überschickung von Gutachten und „Erinnerungen" eines der besten Geistlichen und Lehrers der Regensburger Diözese zur „bezweckten Verbesserung des Schulwesens" wertvoll ergänzt.[1])

Bei allem Eifer aber, womit Schenk an die Neuordnung des Schulwesens ging, leicht scheint seine Stellung gerade nicht gewesen zu sein. „Der König ging fast völlig selbständig vor und im Gegensatz zu seinem Vater beanspruchte er den Rat seiner Minister zu wenig." So blieben Schwierigkeiten dem Vorstand des obersten Kirchen- und Schulrates nicht erspart. In einem Brief an Sailer vom 24. Sept. 1826 muß nun Schenk des näheren auseinandergesetzt haben, daß und warum er sich „niedergeschlagen" fühle. Da war es Sailer, der ihn wieder ermunterte und bestärkte durch den Hinweis auf Gottes Segen und die Wichtigkeit des ihm gewordenen Amtes.

Barbing, 25. Sept. 1826.

Liebster Eduard!

Allerdings kann Dich das Gedräng der Arbeiten und der Mangel eines tüchtigen Mitarbeiters und selbst auch die Beweglichkeit des königlichen Gemütes und viele andere Dinge, die noch keinen Namen haben, könnten Dich niederschlagen.

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 151, S. 877.



Aber, liebster Freund, sieh auf — zu dem, der Dich an die Spitze des obersten Kirchen- und Studienrates berufen hat, der Dich bisher wunderbar teils bewahrt, teils gerettet hat, der soviele und so große Hoffnungen für unser Vaterland in Deine Hand gelegt hat, der der König unseres Königs ist . . . zu dem gerade die gläubigsten Gebete für den König und Seine treuen Diener, die nächst um ihn gelagert sind, aufsteigen . . . sieh auf zu dem allerobersten Regenten, und strecke Deine Hände aus zu Ihm, und Du wirst neues Licht in Deinen Blick und neue Fülle in Deine Hände und neue Stärke in Deine Seele herniederbekommen. Ein zweiter Christoph wirst Du Religion und Wissenschaft durch die stürmenden Wogen der Zeit herüber bringen, denn der Herr ist mit Dir und hilft tragen die schwerste Bürde. Amen.

(Dies als Antwort auf eine Stelle Deines gestrigen Briefes.)

Vale, ama, ora, confide, triumpha!

Das Jahr 1826 schien in dreifacher Hinsicht die Erwartungen, die die kirchlichen Kreise auf den neuen König gesetzt, zu erfüllen oder wenigstens der Erfüllung näher zu bringen. Die Schulreform war in Angriff genommen und, wie man hoffte, im Sinne der alten Schulen. In den allgemeinen Plan einer Neuordnung des Schulwesens war ferner der besondere, die Errichtung „zeitgemäß konstituierter Klöster“ „in Hinsicht des öffentlichen Unterrichts“, aufgenommen. Das Ordinariat München ging mit einem Gutachten über Klosterrestauration voran; Sailer, der es mit Beifall gelesen, ergänzte es durch wichtige „Bemerkungen“, die er im August oder September dem obersten Kirchenrat Deutinger übersandte. Auch konnte Sailer schon 1826 bestimmte Vorschläge für die Klosterrestauration machen. Er wies auf Metten und das Karmeliterkloster in Regensburg hin. Die Verlegung der Universität von Landshut nach München ließ neue Hoffnungen bei den kirchlichen Kreisen aufsprießen. Denn bei derselben wurden einige die rationalistische Aufklärung vertretende Professoren, wie Salat, Weiller

und Köppen, ausgeschaltet, dagegen dem Rationalismus feindliche Gelehrte an die neue Anstalt berufen, die Philosophen Schelling und Baader, und unter den Theologen vor allem Döllinger. An diesem vielverheißenden Umschwung der Dinge hatte Schenk durch seine „Anträge" beim König verdienstlichen Anteil. Es ist deshalb begreiflich, wenn Sailer in einem Brief zu Ausgang des Jahres 1826, der die hoffnungsfreudige Stimmung der kirchlich Gesinnten atmet, in dankbarer Freundesliebe des Wirkens des Vorstandes des obersten Kirchen- und Schulrates gedenkt.

R., am Schlußabend des Jahres 1826.

Liebster Eduard!

Gott dankend und lobpreisend für alles Gute, was Er in diesem Jahre durch Deine Anträge an den König für unser Vaterland getan hat, Gott dankend und lobpreisend insbesondere für die Wiederherstellung und Stärkung Deiner Gesundheit . . . wünsche ich Dir und den Deinen im Unter- und Oberhause das allerbeste Neujahr und flehe zu dem, der das Füllhorn aller Segnungen in seiner Hand hat, daß er den König und das Haus des Königs und seine ersten und nächsten Mitarbeiter an Bayerns Wohlfahrt und uns alle in seinem allmächtigen Schutze behalte. Amen. S.

Den originellen Brief des trefflichen Heigl's lege ich bei.

S.

Die im Jahre 1826 in den kirchlichen Kreisen geweckten Hoffnungen erhielten auch im Jahre 1827 eine Bestärkung, vor allem dadurch, daß Görres, dessen Berufung Sailer schon längst empfohlen hatte, trotz aller gegnerischen Machinationen nun doch nach München kommen sollte. Als Schenk Ende Juli oder Anfangs August 1827 mit seiner Familie zu Besuch in Barbing eintraf, konnte er Sailer mit dem Rufe begrüßen: „Görres ist unser!" —

Unmittelbar nach Schluß des Landtags 1828 gab Armansperg das Ministerium des Innern ab. An seine Stelle trat Eduard von Schenk. Dieser hatte schon in seiner



bisherigen Stellung als Vorstand der Ministerialsektion für Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichts ein Gegengewicht gegen den ihm vorgesetzten Minister Armansperg gebildet. Um so größere Hoffnungen setzten die Konservativen jetzt auf den überzeugten Katholiken Schenk.[1])

Eine ganz besondere Freude — das wußte auch der König — bereitete die Ernennung E. von Schenks seinem bischöflichen Freunde. Der folgende, ungemein herzliche Brief Sailers läßt uns seine ganze Freude nachempfinden.

Barbing, den 10. September 1828.

Lieber Freund!

So nenne ich selbst den Staatsminister, wenn ich ihn unter einem Hut mit meinem Eduard sehe, und meines Eduards Herz unter dem Ministerrocke schlagen fühle, und ich darf ihn nicht anders nennen, wenn ich ihm die große, die innige Freude über seine Erhebung nur mit den Worten andeuten kann: „Freund, sieh in mein Herz!“ — Unablässig bete ich zu Gott, daß er den neuen Minister, und durch ihn den König, das Vaterland, die Kirche — segne, und ihm die Kraft und Weisheit verleihe, die ein so ungeheuer wichtiges Amt erfordert. Ja, Er wird sie Ihnen verleihen, denn Er will Sie ja zum Segen für viele machen. Der beste König hat mir diese große Freude noch dadurch zu vergrößern gewußt, daß er sie mir eigenhändig mit den gütigsten, rührendsten Ausdrücken kund tat. Ich werde ihm bei nächster Gelegenheit ehrerbietigst dafür danken, und einstweilen den trefflichen Grandauer bitten, es für mich zu tun.

Was Diepenbrock Ihnen, wie er sagt, vor wenig Tagen geschrieben hat, bestätige und wiederhole ich von ganzem Herzen, nämlich: daß, falls Sie durch diese neue Geschäftsvermehrung verhindert werden sollten, Ihr gegebenes Wort zu lösen, und uns mit Ihrem Besuche zu beglücken, Sie uns doch Ihre Damen mit den Kindern auf ein paar Wochen anvertrauen und sie, wenn immer möglich, persönlich wieder abholen möchten. Ich rechne zu fest auf diese Freude, als daß ich sie mir so leicht

1) Lempfrid, a. a. O. S. 70.



vereiteln ließe. Barbing ist nun vollends meubliert, der Herbst verspricht, nach einem so schlechten Sommer, schön zu werden; unsere Reben hängen voll Trauben, die schon zu reifen beginnen und sich darauf freuen, von einer so lieben Frau Ministerin genossen zu werden, usw. lauter freundliche Einladungen zum Kommen, die aber noch von denen unserer Herzen übertroffen werden.

Meine 7 Wochen lange Bade- und Brunnenkur, von der ich erst gestern Abend in Begleitung Christoph Schmid's, Proske's und Theresens zurückgekommen bin, hat mir ungemein wohlgetan, und ich hoffe nun, den Berufsarbeiten und den Einwirkungen des Winters eine mannhafte Stirn bieten zu können. Schonen doch auch Sie Ihre Gesundheit; es ist eine Pflicht, die mit der Zahl und Wichtigkeit der Geschäfte wächst, und dadurch desto schwieriger zu erfüllen wird.

Unsern lieben Schwäbl erwarten wir heute oder morgen; wie vieles wird er uns von Ihnen erzählen müssen!

Auch des würdigen Rieger's Ernennung zum Domkapitular in Augsburg hat mich sehr erfreut; ich danke Ihnen herzlich für Ihren Anteil daran.

Und so schließe ich denn für heute mit der Wiederholung meiner innigsten Glück- und Segenswünsche und mit der herzlichen Bitte an den neuen Staatsminister, daß er die Mitteilung meiner gutgemeinten Wünsche, Ansichten, Hoffnungen in Betreff des allgemeinen Besten künftig mit der gewohnten Liebe und Güte aufnehmen wolle, wie ich nicht aufhören werde, sie mit der bisherigen Aufrichtigkeit ihm zu machen, gemäß dem unbegrenzten Vertrauen und der treuen, unwandelbaren Liebe, die zu seinem teuern Eduard hegt

sein alter inniger Freund
Bischof Sailer.

An das teure Ober- und Unterhaus meine und der Meinigen herzlichste Empfehlungen und Glückwünsche und die wiederholte Bitte eines baldigen Besuches in Barbing.[1])

1) „Wir wohnten damals in München mit meinem Großvater, Staatsrat von Neumayr, in einem Hause; die Familie Schenk wurde



Schenk selbst empfand das Bedürfnis, sich zu Beginn seiner Tätigkeit als Minister mit dem zu besprechen, der ihm in edelster Freundschaft zugetan war. Er kam Ende September zu Besuch nach Barbing. So kurz der Aufenthalt Schenk's war, so wohl muß er sich bei ihm befunden haben. Brentano, der zur selben Zeit bei Sailer weilte, schildert uns die schönen Tage, die er bei Sailer verlebt, und den bezaubernden Eindruck der Persönlichkeit Sailers.[1]) Worüber sich Schenk u. a. mit Sailer besprach, läßt folgender Brief vermuten: die Besprechung betraf wiederum die Klosterrestauration.

Barbing, den 4. Oktober 1828.

Lieber Freund!

Nachträglich zu dem, was ich über die Redemptoristen in der bewußten Angelegenheit mit Ihnen geredet, übersende ich Ihnen hierbei F. Schlegel's Antwort auf meine, bei ihm über jenen Orden eingezogene Erkundigung. Das Zeugnis, welches dieser geistreiche Mann dem Orden gibt, ist mit soviel Umsicht, Nüchternheit und Aufrichtigkeit abgefaßt, daß es wohl hinreichen sollte, die mancherlei unbegründeten Gerüchte, welche auf der Oberfläche der großen Welt umherschwimmen, zu überwiegen. Besonders berücksichtigungswert scheint es mir, daß er andeutet, man würde zur Gründung eines neuen Klosters im Auslande nicht junge Leute aus Wien, sondern schon erprobte Männer aus der Schweiz und aus Steiermark, falls sie begehrt würden, senden. Hierdurch könnten dann vielleicht die Vorurteile, die man bei uns gegen Wien hegt, beseitigt werden. Ich überlasse einstweilen die ganze Sache Ihrem Ermessen und Ihrer weisen Einleitung.

Ferner erlaube ich mir, Ihnen das Duplikat einer Bittschrift des Priesters Lemke aus Mecklenburg um taxfreie Er-

von dem uns innig befreundeten sel. Bischof das Oberhaus und die Familie Neumayr, als unter uns wohnend, das Unterhaus genannt." Aus einem Briefe von Therese Stachelhausen.

1) W. Kosch, J. M. Sailer, Volks-V.-V. S. 20.



langung des bayerischen Indigenates beizulegen und bestens zu empfehlen. Lemke hat in Regensburg unter meiner Aufsicht die katholische Theologie studiert, hat in meine Hände sein Glaubensbekenntnis (er war lutherischer absolvierter Pfarrkandidat) abgelegt und sich seitdem als ein frommer, eifriger Priester in der Seelsorge bewährt, und unsre Diözese wird an ihm einen tüchtigen, des Namens werten Geistlichen gewinnen, woran sie so großen Mangel hat. Erwirken Sie ihm daher gütigst das nachgesuchte Indigenat.

Endlich möchte ich Ihnen noch einmal die Angelegenheit des armen Subrektors v. Kleinmayr in Kronach in's Gedächtnis rufen. Ich wollte mündlich mit Ihnen davon reden, vergaß es aber in dem Drange der Zeit.

Ich schließe für heute mit dem herzlichsten Danke für Ihren und der Ihrigen lieben Besuch, der uns allen hier leider nur zu kurz geworden ist. Wir hoffen, daß Sie glücklich nach München zurückgekommen sein werden.

Die respektvollsten Empfehlungen von uns allen an die lieben Damen, die so genügsam bei uns vorlieb nahmen.

Mit aufrichtiger Liebe und Freundschaft Ihr

Sailer.

Widmer, der gestern abgereist ist, Brentano, der morgen verreist, Diepenbrock und die Meinigen empfehlen sich bestens.

Das Jahr 1829 brachte Schenk eine doppelte Enttäuschung. In der Schulkommission wurde der Plan Grandauers verworfen, der Thiersch's angenommen. Schenk rettete seine Stellung nur durch kluge Zurückhaltung in der Kommission.

Im selben Jahre gewann Hormayr, seit Oktober 1828 Geh. Ministerialrat, starken Einfluß beim König und agitierte lebhaft gegen den Eoskreis, mit dem er, wie es scheint, persönlich zerfallen war. Die Gegner der „Kongregation", die in der Ernennung Schenks zum Minister einen gegen sie gerichteten Systemwechsel ohne Grund erblickt hatten, bekamen neuen



Mut. Im Pariser „Constitutionell“ vom 24. Januar 1829 kritisierte ein Münchener Berichterstatter heftig Schenks Amtsverwaltung und meinte spöttisch, seine Erhöhung zum Minister verdanke Schenk doch nur dem Einfluß des »parti prêtre«. Das „Bayerische Volksblatt“ gab diese Kritik mit behaglicher Zustimmung wieder. Schenk schwieg vornehm zu diesen Angriffen und Sailer billigte dieses Schweigen. „Es freut mich, daß Sie die bewaffneten Lästerungen nicht achtend verhallen lassen. Bene facere et male audire vere regium est. Dies Wort von Erasmus Rotterd. hat mich oft gestärkt und für die Wahrheit und Gerechtigkeit leiden ist das Wahrzeichen des Mannes und des Christen. . . .“ [1])

Nach diesen stürmischen Tagen ein blühender Maientag. Der König kam zur Besichtigung des für die Walhalla bestimmten Platzes und kehrte auch in Barbing ein. Man muß den Brief, in dem Sailer über den Besuch des Königs an Schenk berichtet, lesen, um Sailers Freude nachempfinden und verstehen zu können, mit welcher Liebe Sailer an seinem Landesherrn hing, welche Verehrung aber auch der König unentwegt seinem ehemaligen Lehrer entgegenbrachte. Der Brief enthält aber noch eine andere, für Sailer und Schenk gleich freudige Nachricht. Der König, der, wie wir bereits gesehen haben, dem greisen Bischof eine besondere Freude zu bereiten gedachte, indem er ihm selbst die Ernennung Schenks zum Minister mitteilte, sprach auch in Barbing mit Anerkennung von dem „Werte“ Schenks und Ottls und von dem „Vertrauen“, das er in beide setze. Die Stellung Schenks war aufs neue befestigt. Unmittelbar nach der Abreise des Königs, „das Herz noch voll von Freude“, teilte der Bischof seinem Freunde die Freuden- und Siegesbotschaft mit.

---

1) Aus einem Briefe Sailers an Schenk vom 9. März 1829. Vgl. auch den Brief Sailers an Schenk vom 19. März 1829, mitgeteilt in meinem Aufsatz „Briefe Sailers an E. v. Schenk“ in Histor.-polit. Blätter, Bd. 151, S. 879.



Barbing, den 31. Mai 1829.

Ew. Exzellenz!

Lieber Freund!

Lassen Sie mich die Freude, von der mein Herz noch voll ist, mit Ihnen teilen. Am 26. erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben vom Könige, worin er mir auf die huldreichste Weise ankündigte, daß er mit H. von Klenze den Ort, wo die Walhalla erbaut werden soll, besichtigen, bei dieser Gelegenheit in Barbing absteigen, speisen und übernachten, und diese kleine Reise am 29. 4 Uhr morgens antreten werde. Dies vertraute er mir „sub sigillo confessionis“, denn er wollte nicht erkannt sein, da er diese Gegend als König noch nicht bereist habe, was er sich aber bald zu tun vorbehalte.

Diesem strengen Befehle gemäß durfte ich also auch gar nichts gegen irgend jemand verlauten lassen; die nötigsten Anstalten zu einer möglichst würdigen Bewirtung des hohen Gastes wurden daher in aller Stille getroffen und so sehr uns hierin die notwendige Vermeidung alles Aufsehen-Erregenden beschränkte, so zeigte doch der Erfolg, daß wir eher zu viel als zu wenig im Küchen-Departement getan hatten, so sehr genügsam bewies sich der gütige König. Er kam also am 29. Abends ½5 Uhr hier an, fuhr nach der ersten ungemein freundlichen Begrüßung sogleich mit H. von Klenze nach Stauf, bestieg den Walhalla- und den Schloßberg, kam nach anderthalb Stunden zurück, sehr erfreut über die schöne Lage und Gegend, und nahm dann mit erfreulichem Appetite das bereitete Mittagsmahl ein, wozu er auch mich, sowie Proske und Diepenbrock einzuladen die Gnade hatte. Ich hatte ihm beide mit den Worten vorgestellt: Eure Majestät, hier ist einer, der für mich denkt und schreibt (Diepenbrock), und einer, der mich gesund macht und mich gesund erhält (Proske.) Er sprach dann sehr gnädig und wiederholt mit beiden, merkte sich durch öfteres Aussprechen die Namen und war so gütig, beiden die emsigste Sorge für meine Erhaltung „auf die Seele zu binden.“ Er genoß bloß Fastenspeisen, wie er es voraus bestellt hatte. Während der Mahlzeit war

er ungemein heiter, herablassend, vertraulich und liebreich. Was mich aber am meisten freute, war die herzliche Weise, womit er bei Tisch sowohl vor den übrigen Gästen als später, da ich am Abend und am andern Morgen allein auf seinem Zimmer mit ihm redete, Ihrer und Oettl's erwähnte in Ausdrücken, die die volle Anerkennung Ihres Wertes und das große Vertrauen, das er in Sie setzt, auf die unzweideutigste Art an den Tag legten. Gott segne ihn für dieses Vertrauen und segne ihn durch dasselbe, d. h. Er lasse es stets zum Mittel dienen, den Blick des Königs auf das wahre Wohl des Landes zu lenken, und alle Täuschung hierüber zu verscheuchen!

Nachdem er am andern Morgen von 5 bis 8 Uhr in seinen mitgebrachten Papieren gearbeitet, dann mir und auf mein Bitten auch unserm Präsidenten — (der sein Hiersein morgens früh erfahren und sich eilig hieher begeben hatte) — noch eine Audienz gewährt hatte, fuhr er, nach einem gleich huldreichem Abschied von uns allen, um ½9 Uhr wieder ab, begleitet von unserm gerührtesten Dank und Segen.

Ihr eigenes Herz möge es mitempfinden, wie sehr mich dieser Besuch des besten Königs, wie sehr mich sein gesundes Aussehen und die mir erzeigte Huld und Gnade erfreut und beglückt hat.

Gott erhalte, segne, stärke unsern geliebtesten König Ludwig!

Zugleich bitte ich Sie, Sr. Majestät bei der ersten Gelegenheit nochmals in meinem Namen herzlichst und ehrerbietigst für diesen Besuch und die mir und meinem Hause dabei erwiesene allerhöchste Huld zu danken.

Empfangen Sie zum Schluße meine und der Meinigen herzlichste Empfehlungen und Segenswünsche für Sich und die werten Ihrigen, von deren Wohlsein mir H. v. Klenze zu meiner Freude so gute Nachrichten mitgeteilt hat, und bleiben versichert der treuen, aufrichtigen Liebe und Freundschaft Ihres

J. M. Sailer.

Ps. Ich bin so frei, Ihnen einige Exemplare der Ankündigung meiner Gesamtwerke beizulegen, deren Druck nun nächstens beginnen wird.



Schenks Stellung war durch Sailers Einfluß auf den König wieder neu befestigt. „Was eine solche Zusammenkunft, sei es auch nur eine Stunde, wirkt“, schrieb Schenk am 16. Juni 1829 an Sailer, „das hab' ich oft ersehen, wenn der Monarch mit Ihnen gesprochen hatte.“ Schenks Stellung blieb unerschüttert auch im Sommer und Herbst 1829, wo der Eoskreis unter den schärfsten Kämpfen seinen Zusammenbruch erlebte. Zu Anfang des Jahres 1830 gewannen Schenk und seine Freunde in der Kommission für die Reform des Schulplans einen Erfolg gegenüber Thiersch. Dieser selbst bezeichnet in einem Brief an Cotta, vom 7. Januar 1830, die Stellung des Ministers Schenk als „wieder befestigt“.

Im März 1830 war Schenk, wie wiederholt früher, nach Regensburg geeilt, um an der Seite seines bischöflichen Freundes wahrhaft glückliche Tage zu verleben. Der folgende Brief scheint aus dieser freudigen Dankesstimmung geschrieben. Er bestätigt, was über die Stellung Schenks zum König in dieser Zeit schon sonst bekannt ist. Besonders bemerkenswert aber ist die im Briefe gemachte Feststellung eines völligen Einverständnisses mit Rudhardt. Worauf sich das Einverständnis bezog, läßt sich leider nicht feststellen, immerhin hatten die Besprechungen Sailers mit Rudhardt den Erfolg, daß dieser bedeutende Parlamentarier in den ersten Jahren des bayerischen Landtags eine Stütze des Ministerium Schenk werden wollte.

München, den 20. März 1830.

Ich kann unsern Freund Rudhart nicht von München scheiden lassen, ohne ihm einige Zeilen des Dankes und der Liebe an Sie, innigstgeliebter und verehrter Freund und Vater, mitzugeben.

Die herrlichen Tage, die ich in Regensburg in Ihrem Hause zubrachte, waren mir eine Erquickung, von welcher ich noch zehre. Der Nachhall dieser Tage ist noch in meiner Seele, erheitert und erhebt mich. In Ihnen, ehrwürdigster Vater, wiederholt sich, was wir in Legenden von der geistigen



Gewalt lesen, die soviele heilige Bischöfe über Alle ausübten, die in ihre Nähe kamen, — von der Atmosphäre von Liebe, die sie umgab und die jedes Herz stärkte, das in ihren Kreis gezogen wurde. Darum Dank, tausend Dank, für geistige wie für leibliche Erquickung, für Alles, was Sie und Diepenbrock und Proske und Therese mir Liebes und Gutes erwiesen haben!

Was ich mit Rudhardt verhandelt habe und wie innig wir uns verstanden haben, wird Ihnen Rudhardt selbst erzählen.

Der von Colombella zurückgekehrte Kurier hat die Organisation und Besetzung der alten Kapelle nicht zurückgebracht. Der König muß irgend einen Zweifel haben. Daß dieser Zweifel Proske nicht betrifft, ist unzweifelhaft, da er schon früher dessen Ernennung zum Kanonikus mit Bestimmtheit ausgesprochen hat. Dagegen brachte mir der Kurier einen herrlichen Brief des Königs, voll Herz und Vertrauen, nebst der Nachricht, daß der Monarch am 9. Juni in München eintrifft, am 10. der Fronleichnamsprozession beiwohnt und ohngefähr bis zum 24. Juni hier bleibt. Also zwischen dem 10. und 24. sind Sie, geliebtester Vater, mein Gast in München. Ich freue mich darauf, wie ein Sohn, wie ein Freund. . . .

Unwandelbar der Ihrige

Eduard Schenk.

Lempfrid gibt in seinem mehrmals erwähnten Buche das Ergebnis der Entwicklung 1828—1830 mit folgenden Worten wieder: Auf religiös-kirchlichem Gebiet war Anfang 1830 ein Umschwung eingetreten, und die Haltung des Königs und seiner Ratgeber wurde von den vorher siegreichen Anhängern der Aufklärung argwöhnisch beobachtet. Zwischen Regierung und Volksvertretung herrschte ein leidlich gutes Verhältnis.

Anders wurde es in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 und besonders im Jahre 1831, als die Pariser Ereignisse und ihre norddeutschen Folgeerscheinungen auch in Bayern zu Verfügungen gegen die Presse und die Opposition führten, die ihren schärfsten Ausdruck in der Zensur- und



Ausschlußverordnung des Jahres 1831 fanden. Die Schuld an diesen Preßordonnanzen kann nicht Schenk aufgebürdet werden, aber er war als Minister dafür verantwortlich. Ebenso wenig kann in dieser Beziehung von einer Beeinflussung des Königs durch den Görreskreis die Rede sein. Auch Sailer bekämpfte nicht unbedingt die Preßfreiheit. Trotzdem begann ein förmliches Kesseltreiben gegen die „Kongregation", gegen den katholischen Bücherverein und vor allem gegen Schenk. Die Folge davon war, daß Schenk im Mai 1831 seine Entlassung geben mußte.

An all den Kämpfen Schenks hat Sailer warmfühlenden Anteil genommen; im Feuer dieser Läuterungen wurde klar das echte Gold seiner Freundschaftsliebe. Die drei folgenden Briefe legen dafür Zeugnis ab.

Ew. Exzellenz!

Verehrter Freund!

In der Anlage übersende ich Ihnen den eben fertig gewordenen 6. und 7. Teil meiner Schriften, enthaltend die Pädagogik und einige dahin gehörige kleinere Schriften. Dem zweiten Teile der Pädagogik habe ich die damals dem Kronprinzen gehaltenen Vorträge einverleibt. Wenn ich vor dem vernünftigen Publikum einer Rechtfertigung meiner Ansichten von Staatsregierung u. dgl. bedürfte, so könnte ich nur auf diese Vorträge verweisen, sowie auf das über die Preßfreiheit S. 270 des II. Bd. Gesagte, worin gewiß jeder Wohlgesinnte mir beistimmen wird. Aber mit Leuten, die das Herz voll Leidenschaft, und darum den Kopf und den Mund voll von Jesuitism, Kongregation und geheimem Pfaffen-Einfluß haben, läßt sich nicht reden, und so muß man sie denn allein lassen, überzeugt, daß unser biederes Volk bald müde werden wird, sie zu hören.

An Ihrem schweren Kampfe — nicht gegen Gründe — sondern gegen Leidenschaft und Gemeinheit, haben wir innigen Anteil genommen, und uns an Ihrer Ruhe, Besonnenheit und würdigen Haltung hoch erfreut. Sie haben in diesem Kampfe



unendlich mehr gewonnen, als Ihren Gegnern glaublich und lieb ist, nämlich die Achtung und Vertrauen von Vielen aus allen Ständen, die Sie bisher verkannten. Dies muß Sie trösten.

Gott stärke und erhalte Sie!

Ich gedenke nach dem Fronleichnamsfeste wieder nach Karlsbad zu reisen, weil es mir im vorigen Jahre so wohl getan.

Bisher war es mein Spruch: Gott — die Liebe sitzt im Regiment. Nun heißt es: Gott — die Wahrheit sitzt im Regiment.

Es lebe die Wahrheit und alle ihre Kämpfer. Amen. Meine besten Empfehlungen an Ihr Doppelhaus und das Eine Oberhaupt.

Vale, confide, ama, triumpha.

Das Feuer der Leidsale prüft das Gold im Manne, im Kämpfer, im Helden, im Minister.

R. 20. Mai 1831.

Unser verehrtester Herr Minister Eduard, der mit aller Würde, die nur das Bewußtsein der Un-Schuld und der Gerechtigkeit behaupten kann, seine Entlassung um des Königs willen, von dem Könige erflehet hat, hat auf meine Teilnahme „an allen seinen Schicksalen" den gerechtesten Anspruch. . . . Es ist mir, als wenn der König seines bewährtesten Freundes, der sich für Ihn opferte, nicht lange werde entbehren können — und wenn Er aus der kurzen Nacht und ihren bunten Traumgestalten erwacht sein wird, keinen Augenblick mehr werde entbehren wollen.

Dies und was noch dazu gehört, leg ich in die Hand der Providenz und gönne dem geprüften im Feuer der Lästerung, und dem in der Prüfung bestandenen und dem im Erliegen siegenden Freunde die Entfernung von dem Theater seiner reinen Wirksamkeit und seiner edlen Leidsamkeit — und die mit dieser Entfernung verbundene Ruhe. . . . Gleicherweise gönnt seiner lieben Familie die errungene Heiterkeit

Bischof Sailer

R. 30. Mai 1831. samt seinen Hausgenossen.



Ich werde am 6. Juni mit den Meinen die Karlsbadreise und Diepenbrock die Reise zu den Seinen antreten. H. v. Link, Ex-Präsident, hat der Frau Ministerin Therese von Schenk, die in München leider ein Dornengärtchen hatte, in Regensburg das schönste Rosengärtchen gepflanzt.

10. Oktober 1831.

Geliebtester, verehrtester Eduard!

Dies Jahr sehe ich als ein denkwürdiges Gnadenjahr für Sie an, denn es hat Ihnen das Wort Gottes: „die ganze Welt liegt im Argen" durch die bittersten Erfahrungen gepredigt und gerade diese Erfahrungen sind, weil sie die bittersten sind, auch die heilsamsten. Und der Gott, der Sie in diesen Schmelztiegel warf, der hat Sie auch wieder herausgezogen. Ihm die Ehre, Ihnen und den Ihren Heil und Segen! Amen.

Das ist mein Wunsch zum Namensfeste!

* * *

Der König hat E. von Schenk auch nach seiner Entlassung Gnade und Huld bewahrt und ihn zum Regierungspräsidenten in Regensburg ernannt. Hier hatte Schenk Gelegenheit, die alte Freundschaft mit Bischof Sailer so innig wie immer zu pflegen; freilich nur mehr kurze Zeit, denn im Mai 1832 löste der Tod Sailers das Freundschaftsband. Noch über das Grab hinaus hat aber Schenk die verehrende Liebe zu seinem Freund bewahrt. Sein bekannter Charitasaufsatz sollte der schönste Blütenstrauß sein, den er am Grabe dessen niederlegte, der ihm im Leben der edelste und treueste Freund gewesen.



LXXI.

Anglikanische Tagesfragen.

Von Urban Zurburg.

Mitten im Weltkriege hat die anglikanische Kirche alte und neue Streitfragen auszufechten. Vom Burgfrieden innerhalb der einzelnen Richtungen kann man nicht reden, da rührige Parteimänner die ernste Zeit des Krieges benützen, um ihren Bestrebungen Erfolge zu sichern. Die religiös indifferenten Massen, die auch im Anglikanismus eine überwiegende Mehrheit bilden, sind durch die Tagesereignisse auf dem Kriegsschauplatz zu sehr in Spannung gehalten, um durch die Schlagworte der kirchlichen Parteien merklich erregt werden zu können. Dieser Umstand kommt besonders der hochkirchlichen Richtung zu Nutzen; aber auch die obersten Leiter der Kirche möchten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, möglichst unauffällig Streitpunkte und Reibungsflächen zu beseitigen und dem Kirchenschiff eine ruhigere Fahrt zu sichern.

Eine Hauptforderung der hochkirchlichen Richtung seit den Tagen der Oxfordbewegung ging auf weitgehende Befreiung ihrer Kirche von staatlicher Bevormundung und Kontrolle. Man sagte sich mit Kanonikus Liddon: „Das Parlament mit seinen ungläubigen Vertretern aller Schattierungen ist absolut unfähig eine kirchliche Frage besprechen zu können." Durch reiche Erfahrungen belehrt fand Lord Halifax in seinen bessern Tagen, daß selbst eine päpstliche Entscheidung in kirchlichen Fragen den Verfügungen der obersten anglikanischen Instanz im Privy Council vorzuziehen sei. Ungeduldig rüttelte man an den Ketten, in welchen die königliche Suprematie die Religion gefangen hielt. Der anglikanische Verein for the liberation of religion from State patronage and control hatte bis 1875 schon siebenhundert Versammlungen gehalten und eine Million Traktate verbreitet. Erzdiakon Denison sah in dieser Staats=

herrschaft eine corrupt phase der Geschichte der englischen Kirche und von Gladstone berichtet sein Biograph: „Seit etwa 1850 fürchtete er die Entstaatlichung tatsächlich nicht mehr; im Gegenteil, nichts fürchtete er mehr als die Gefahren der Verstaatlichung (establishment) für die Integrität des Glaubens" (Morley, Life of Gladstone III 540.) Die Entstaatlichung der „Kirche von England" in Irland 1869, das Werk Gladstones wurde von den Anglikanern schwer bekämpft, doch sah Gladstone darin nur eine Forderung elementarster Gerechtigkeit für die irischen Katholiken. Nicht als Befreiung der Religion von Staatsfesseln war die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche von Wales 1913 gedacht, sondern als ein Entgegenkommen an die Mehrheit, welche daselbst die von der Staatskirche getrennten Sekten bilden. Eine religiöse Hebung des englischen Volkes wurde damit weder beabsichtigt noch erreicht. In kirchlichen Kreisen des Anglikanismus hat man diese Entstaatlichung als Raub an der anglikanischen Kirche bekämpft. Finanzielle Erwägungen spielen in diesen Fragen eine umso größere Rolle als Erfahrungen in Amerika nnd Irland zur Erkenntnis führen mußten, daß die anglikanische Gemeinschaft in ihrer Freiheit allerdings ihren Bestand bewahrt, jedoch keinerlei vermehrten religiösen Lebens sich erfreut und für die erhoffte Entwicklung und Blüte der freien Kirche noch keine Anzeichen sich erblicken lassen. Wenn daher der Ruf nach Befreiung von staatlicher Bevormundung im Anglikanismus erhoben wurde, ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß die einen die Lebenskraft des anglikanischen Protestantismus überschätzten und die anderen durch die offene Protektion von Ungläubigen und Häretikern und ihre Zulassung ins kirchliche Amt sich abgestoßen fühlten. Wo indessen die staatliche Oberhoheit beseitigt wurde, wie in Irland, ist die kirchliche Gesetzgebung nicht in die Hände der obersten kirchlichen Leiter, der Bischöfe, gelegt worden, sondern hat das Laientum es verstanden, in den Synoden sich recht fühlbar zu machen und sich auch in Sachen der kirchlichen Lehrentscheidungen nicht unähnlich dem königlichen Supremat als eine Macht auszuspielen, mit der die bischöfliche (Pseudo-)Autorität zu rechnen



hat. Letztere vergißt nur zu gern, daß sie eine Schöpfung des Staates ist und durch den Atem des Parlamentes lebt; dem anglikanischen Episkopat eine Stellung im Sinne des katholischen Dogma und Kirchenrechtes einzuräumen, lag nicht in den Intentionen des englischen Staates zur Zeit der Reformation, und es geht nicht an, wenn man, wie es der Bischof von Norwich in den „Times" tat, gegen den Einbruch der staatlichen Autorität in das rein kirchliche Rechtsgebiet sich beklagt und es „absurd" nennt, von einer „Vereinigung von Kirche und Staat" noch sprechen zu wollen.

Schwer fühlte man die Allgewalt des Staates in Schaffung des neuen anglikanischen Eherechtes von 1908, wobei ein Dogma der Staatskirche, ein „göttliches Gesetz", ein für sie undispensables Ehehindernis durch Machtspruch des Parlamentes beseitigt worden ist. Trotz allen öffentlichen und feierlichen Erklärungen und Protesten, trotz allen Drohungen von Trennung der Kirche vom Staat haben sich die anglikanischen Bischöfe ohne Ausnahme der Neuordnung unterzogen. Es scheint, daß diese Episode in der anglikanischen Geschichte wenigstens den Wunsch nach vermehrter Selbständigkeit der kirchlichen Organe hat aufkommen lassen.

Im Juli 1913 hatte das Representativ Church Council folgende Resolution gefaßt: „Es liege prinzipiell keine Unvereinbarkeit zwischen einer nationalen Anerkennung der Religion und der geistlichen Unabhängigkeit der Kirche, und ersucht daher das Council die Erzbischöfe von Canterbury und York in Erwägung zu ziehen, ob es nicht rätlich ist, eine Kommission zu ernennen mit der Aufgabe, zu prüfen, welche Änderungen angebracht sind, um in den Beziehungen von Kirche und Staat eine bessere Betonung (fuller expression) sowohl der geistlichen Unabhängigkeit der Kirche als auch der nationalen Anerkennung der Religion zu sichern!

Die beiden Erzbischöfe beeilten sich dem geäußerten Wunsche zu entsprechen und übertrugen einer Kommission das Studium dieser Frage. Letztere hat nun ihren Bericht veröffentlicht.



(Report of the Archbishops' Committee on Church and State, London 1916 [S. P. C. K.])

Die Kommission schickt ihren Reformvorschlägen die Bemerkung voraus: „Die Kirche von England ist nach bestimmten Richtungen hin lahmgelegt, denn sie hat keine Gewalt, die Organisation, die Regeln und Handbücher für den Gottesdienst, den sie von den vergangenen Jahrhunderten übernommen, den sehr veränderten Zeitverhältnissen von heute anzupassen. Die Räder der kirchlichen Maschine knarren und ächzen und verweigern zeitweise ihren Dienst."

Der wichtigste Vorschlag der Kommission sieht die Bildung einer eigenen Instanz, das Church Council, vor. Dieser Behörde, mit staatlicher Anerkennung, sollten legislative Rechte in kirchlichen Fragen eingeräumt werden. Die bisherige Verbindung von Kirche und Staat wäre durch das Vetorecht des Parlamentes genügend berücksichtigt. Der Bericht erklärt: „Wir sind sicher, daß nur die Wiederherstellung der Selbstverwaltung für die Kirche sie befähigen wird, als Organ des geistlichen Lebens für jenen großen Nationsteil, der ihre Hülfe und Leitung verlangt, wirksam tätig zu sein. . . . Die Vorenthaltung der Selbstverwaltung für die Kirche durch den Staat bedeutete Unfähigkeit auf Seite des Staates, ein wesentliches Prinzip gesunden nationalen Lebens zu erkennen.

Der neue Gesetzesapparat ist folgendermaßen gedacht. Jede Verordnung oder Neuerung, welche diese kirchliche Instanz (Church Council) passiert hat, soll während 40 Tagen in beiden Häusern des Parlamentes gedruckt aufliegen. Sodann soll ein eigenes Komitee gebildet werden, das als speziell kirchliches Komitee (Abteilung des Privy Council) dem Parlamente in Ausübung seiner Hoheitsrechte, kirchliche Fragen betreffend, behilflich ist. Letztere Kommission soll, eventuell in Verbindung mit dem Church Council, über die Vorlage den Bericht zuhanden der Krone abfassen. Vorlage und Bericht werden im Parlamente aufgelegt. Der Bericht hat die Aufgabe den beiden Häusern Aufklärung zu geben, inwieweit die Vorlage bestehende Parlamentsentscheide berühre und ob von Seite des Staates



ihrem Inkrafttreten etwas im Wege stehe. Ist der Bericht der Vorlage günstig, so muß nach Ablauf der 40 Tage die Genehmigung der Krone eingeholt werden, es sei denn, das Parlament habe eine besondere Verfügung erlassen.

Es fehlt aber nicht an anglikanischen Kreisen, denen eine Änderung der bisherigen Forderung nicht behagt, zumal man einer Beschränkung der Laienherrschaft in Sachen der kirchlichen Gesetzgebung abgeneigt ist. Ihrer Anschauung entsprechend ist auch das bischöfliche Amt nur ein Staatsamt, dem durch die Weihe kein höherer Charakter und keine Gnadenwirkung im Sinne einer apostolischen Succession zukommt. In der Auffassung der Reformation bleibt dem Laientum das kirchlich-religiöse Bestimmungsrecht unbeschnitten und was man Dogma nennen will und auf was sich seine Konfession verpflichtet oder zu verpflichten scheint, muß seinem Visum und seiner Approbation ebenfalls vorgelegt sein.

In einer Kritik der Reformvorschläge von Seite der erzbischöflichen Kommission bemerkt ein Einsender in der „Westminster Gazette": „Man sieht vor, daß Maßnahmen, welche Lehrformen oder den Gottesdienst oder die Zeremonien der Kirche berühren, nur ins Haus der Bischöfe eingeführt werden. Die Laien also — das heißt die Nation — werden der Gewalt beraubt, durch welche im 16. Jahrhundert sie — es war nämlich ihr Werk und nicht das Werk der Bischöfe — die Reformation durchgeführt haben."

Es sind aber reichliche Anzeichen vorhanden, daß die überwiegende Mehrheit der englischen Protestanten, und selbst die hochkirchliche Richtung, trotz ihrer Behauptung „katholisch" zu sein, am Werk der Reformation nicht rütteln läßt.

II.

Eine andere Erscheinung, die heute wieder in den Vordergrund tritt und auch für die anglikanische Kirche ihre Bedeutung hat, ist die Feminist Movement. Der Ruf nach Emanzipation der Frau und die Forderung des Stimmrechtes für dieselbe hat in der Tätigkeit der Frauenrechtlerinnen in England vor dem



Krieg einige Berühmtheit erlangt. Ihre Agitation begnügte sich längst nicht mehr mit der Propaganda durch Wort und Schrift. Die Ausschreitungen dieser Bewegung sind bekannt, denn zerbrochene Schaufenster und zertrümmerte Straßenlaternen und noch gröbere Akte des Vandalismus mit Brandstiftung, der auch sechs Kirchen zum Opfer fielen, Radauszenen in den Räumen des Parlamentes und den geweihten Hallen der Kirchen, bezeichnen den Weg, den die englische Frauenbewegung gegangen ist. Diese erfolglose Tätigkeit wird während des Krieges aus höheren Gründen eingestellt, auch hat die Bewegung durch die Arbeit der Frauen in den Waffen- und Munitionsfabriken eine nützliche Ablenkung, aber auch tiefere Begründung erhalten. Die hohe Belobung und die warmen Dankworte, die nun selbst der Ministerpräsident den Interessen und Rechten der Frau öffentlich zollte, veranlaßte das „Tablet“ zur Bemerkung: „Das Frauenstimmrecht hat im Unterhaus den Segen des gefürchtetsten Gegners erhalten und sein Triumph dürfte in naher Zukunft als gesichert betrachtet werden“ (The Tablet 1916 II, 231).

Die Bewegung scheint aber auch für die anglikanische Kirche nicht ohne Einfluß zu sein.

Das Council of the National Mission, das eine religiöse Erneuerung und Weckung für ganz England anstrebt, versteigt sich zur Bemerkung: „Die Ziele und Ideale der Frauenbewegung, abgesehen von der Sache ihrer besonderen politischen und anderen Forderungen, sind in Übereinstimmung mit der Lehre Christi und Seiner Kirche bezüglich der Gleichheit von Männern und Frauen in den Augen Gottes — Gleichheit der Vorrechte, Gleichheit in der Berufung, Gleichheit in der dienstlichen Verwendbarkeit (opportunity of service).“ Im Schoße dieser Versammlung brachte Miß Maude Royden eine Motion vor, die als Resolution folgenden Wortlaut erhielt: „Es sollen die Bischöfe ernstlich erinnert werden, wie wichtig es ist, bestimmte Anleitungen zu geben bezüglich des besten Weges, sich den Dienst der Frauen zu sichern und die Mission der Frauen-Rednerinnen in der Kirche oder anderswo entgegenzunehmen.“

Gegen diese Entwicklung der Frauenbewegung und die

Stellung der Frau zur Kirche glaubte der angesehene Führer der hochkirchlichen Richtung, Athelstan Riley Stellung nehmen zu müssen. In einem Briefe an den Erzbischof von Canterbury bemerkt er: „Frauen in den Kirchen sprechen zu lassen, steht im direkten Widerspruch zur Heiligen Schrift mit den ausdrücklichen Vorschriften eines hl. Paulus im ersten Korintherbrief und der Gepflogenheit der katholischen Kirche. Sollte diese Neuerung in die Methode der National Mission eingeführt werden, muß dies unvermeidlich Unheil im Gefolge haben. Erwartet man vielleicht von den Gläubigen, daß sie in ihren Pfarrkirchen Frauen zuhören, wie sie ihr Missionsamt in Diözesen ausüben, die so unglücklich sind, einen Bischof unter Frauenkontrolle zu besitzen? Ich komme aber noch auf einen ernsteren Punkt zu sprechen, der keine andere Beziehung mit der National Mission hat, als darzutun, wie notwendig es ist, der Frauenbewegung und einigen Damen gegenüber, die mit ihr in Beziehung stehen, auf der Hut zu sein. Denn diese Resolution, Frauen in unseren Kirchen als Sprecherinnen auftreten zu lassen, die in einem unbewachten Augenblick durch das Council gefaßt worden ist, wäre der erste offene Schritt in einer organisierten Bewegung für die Frauen auch das Priestertum zu erlangen."

Die Antwort des Erzbischofs, der seine Genugtuung über die Entschlüsse des Council of National Mission aussprach und die Bemerkung über die letzten Ziele der Frauenbewegung unberücksichtigt ließ, befriedigte den hochkirchlichen Führer nicht, und er beeilte sich zu einem entschiedenen, erneuerten Protest gegen die genannten Tendenzen. Die Bemerkungen der Resolution über die Gleichheit der Stellung von Mann und Frau in der Kirche bezeichnet er als Nonsens und betont: „Es geht nicht an, daß Frauen, wie Miß Maude Royden, die in eine Verschwörung verwickelt sind, das Priestertum sich Schritt für Schritt zu erobern, in der C. N. M. tätig sind und eine führende Rolle bei der Beratung und den Beschlüssen spielen dürfen." Diese Neuerung im Widerspruch zur apostolischen Lehre und kirchlichen Tradition würde ohne entschiedene Oppo-



sition die englische Kirche zum „Gegenstand des Gelächters" machen und schließlich in ihrem Bestand bedrohen.

In dem „Church Times" erschienen weitere Beiträge, die auf die Ziele der Frauenbewegung im Anglikanismus hinweisen. Dort heißt es: „Es ist Tatsache, daß ein organisierter Versuch durch eine gewiße Frauengruppe gemacht wird, um den Frauen die Priesterweihe und selbst den Zutritt zum Episkopat zu verschaffen. Der Ernst der Lage wird an den Tag treten, wenn gewisse Papiere, die uns in die Hände gekommen sind, veröffentlicht werden." Aus einem Schriftstück werden dann folgende Worte angeführt: „Unsere Auffassung geht dahin: das Priestertum ist ein menschliches Amt, durchaus nicht an ein Geschlecht gebunden, und da die Frauen menschliche Wesen sind, ist es unvernünftig, ihnen die Gelegenheit, dasselbe zu erlangen, einfach weil sie Frauen sind, vorzuenthalten. Wenigstens eine Dame kenne ich, die ihres Berufes sich sicher fühlt und diese Frau wird, soweit sich voraussehen läßt, ein geradezu idealer Priester sein. Die Macht der Gewohnheit scheint den Geist Gottes niederzuhalten; für die Kirche entsteht hieraus ein schmerzlicher Verlust." Ein anderer Zeuge, der für die neue Bewegung angeführt wird, bemerkt: „Ich würde gern seiner Zeit Priesterinnen und sodann Frauenbischöfe sehen. Doch scheint es mir, die erste Bestrebung muß dahin gehen, das Diakonat uns zu sichern."

Im Londoner Diözesanblatt verordnete der Bischof, daß Frauen unter folgenden Bedingungen ihre „Botschaft", wie man es zu nennen pflegt, in den Kirchen erfüllen können: sie dürfen nur zu Frauen und Mädchen reden, müssen die spezielle Erlaubnis des Bischofs und des Ortspfarrers einholen und nie die Kanzel, das Lesepult oder den Chor benützen. Die geheimen Bestrebungen in der Frauenbewegung haben die Gemüter stark gegen sie eingenommen und Protestschreiben mit Unterschriftensammlung gegen das Council of National Mission resp. gegen dessen Ansuchen an die Bischöfe hervorgerufen. Im Londoner Zirkular wird die Forderung des Frauenpriestertums als häretisch bezeichnet. Im Sinne des Londoner Bischofes hatte

sich nur derjenige von Chelmsford ausgesprochen, schließlich aber den Frauen jede Tätigkeit in der Kirche untersagt, um der Opposition, die er als „das Werk des Teufels“ bezeichnete, nicht noch mehr zu erregen. Gegen die Tätigkeit der Frau in der Kirche im Sinne des C. N. M. äußerte sich der Erzbischof von York und noch ein weiterer Bischof. Die Bischöfe von Bristol, Carlisle und Chichester wünschten eine korporative Entscheidung des Episkopates; eine größere Anzahl wollte sich überhaupt nicht mit der Sache befassen. Eine eigentliche Zulassung zum Predigtamt in der Kirche bezeichnet auch der Bischof von London als „nicht wünschenswert und unkatholisch.“

III.

Der Weltkrieg hat die Stellung des Anglikanismus nicht befestigt. Der „Guardian“ meint von seiner Gemeinschaft: „Unter einem großen Teil ihrer Mitglieder herrscht die unbehagliche Stimmung, ihre Kirche habe es fehlen lassen, die ausgezeichnete Gelegenheit, die während des Krieges sich ihr geboten, sich zu Nutzen zu machen.“ Allgemein beklagt man die Indifferenz des anglikanischen Soldaten seiner Konfession gegenüber. Die überwiegende Mehrzahl bekenne sich zwar zur Kirche, wisse aber mit der Religion nichts anzufangen, und die Großzahl habe nicht einmal die rudimentärsten Begriffe vom Christentum; die religiöse Auffassung sei „vag und unbestimmt“. Eine Reihe übereinstimmender Berichte von 8 Theologiestudenten an der Front veranlaßt die „Church Times“ zum Geständnis, daß aus einer Brigade von 6000 Mann nicht mehr als 6 oder 8 Soldaten noch praktizieren, d. h. sich als Kommunikanten der Kirche Englands ausweisen.

Die Briefe von Feldgeistlichen lauten ebenfalls entmutigend, und den Bericht, der von einem Spezialkomitee den Bischöfen vorgelegt wurde: „Ueber die geistlichen Bedürfnisse der Soldaten und Matrosen nach dem Krieg“, nannte der Bischof von London „einen der interessantesten, der je den Bischöfen überreicht wurde“. Der Bischof von Winchester spricht von dessen „ganz ungewöhnlichem Wert und Bedeutung“. Als aber der

Feldgeistliche Dr. Cooper-Marsdin im Unterhaus der Konvokation von Canterbury eine Reihe der trostlosen Meldungen verschiedener Geistlicher in England vorlas und die Bemerkung fallen ließ „ein Römisch-katholischer weiß immer, was er zu glauben und zu tun hat", protestierte Dr. Robinson gegen jene Art der „magischen" Vollständigkeit der geistlichen Ausrüstung des katholischen Soldaten und warnte vor römischer Methode. Er beklagte aber selber die religiöse Unwissenheit von Offizieren und Soldaten, was wohl die Bemerkung veranlaßt habe: „das Gros der Engländer sind Unitarier". Allgemein wurde der Gedanke angeregt, einen kleinen Katechismus in „klarer, solider und gemeinverständlicher Sprache" über die Elemente des christlichen Glaubens und der Praxis abfassen zu lassen. Der Erzbischof äußerte sich zustimmend, warnte aber, dieses Schriftstück als offizielle Äußerung der Kirche auffassen oder ausgeben zu wollen. Einem solchen Vorgehen ständen gesetzliche Hindernisse im Wege, und es wäre bei dem gegenwärtigen Stand der Kontroverse und der gewitterhaften Atmosphäre, die diesbezüglich vorherrsche, nicht rätlich. Der Bischof von London meinte betonen zu müssen, daß gerade die Young Men's Christian Association, die es bisher nach Kräften unterstützt, den Ausgangspunkt einer Art neuen Religion bilden werde, sofern die Kirche nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg sich nicht ihrer annehme und sich zu erhalten suche.

Als Sammlungspunkt für die Anglikaner wurde die Abhaltung einer imposanten Kommunionfeier an der Front anempfohlen und der „Guardian" erklärte: „der Krieg hat es klarer denn je erkennen lassen, daß die heilige Kommunion das Zentrum ist, um das sich die Religion am sichersten aufbauen läßt." Die Schwierigkeit, äußert sich ein Rev. Lord William Gascoyne-Cecil, bestehe allerdings darin, ob nach alter Form oder im näheren Anschluß an die römische Messe vorgegangen werden müsse. „Viele sind der Meinung, ein Aufenthalt in römisch-katholischen Ländern bringe unseren Soldaten, wenn sie zurückkommen, das Bedürfnis nach der Messe."

Wie soll aber der Anglikaner eine religiöse Sicherheit er-

halten, wenn sich seine Führer selbst über die Basis des Christentums streiten oder mit Lacey, einem vielgenannten anglikanischen Ordensmann und Kontroversisten, in einer Kirche „ohne Theorie“ das Heil erblicken und mit „dieser ruhigen Befriedigung mit den Tatsachen“ sich abfinden. Andere fordern allerdings in den Church Times „eine abgeklärte und konsequente Theorie von Kirche“ und stellen Fragen, die immerhin die aufrichtige Forschung verraten. Letzteres ist aber nur dazu angetan, die Kontroversisten auf die sonderbarsten Theorien zu bringen, um ihren Anglikanismus im Begriff „katholisch“ unterzubringen. Die Einzelnen mögen zuweilen aus edelsten Motiven, wie z. B. Athelstan Riley, mit edler Offenheit und versöhnender Milde vorgehen; sie finden jedoch an Rom eine drohende Gefahr für ihre Leute, vor der sie immer warnen zu müssen glauben. Offen gesteht Riley einer katholischen Widerlegung seiner Theorie gegenüber: „Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nur Anglikaner zu beruhigen und nicht Papisten zu verwirren.“

Zur Beruhigung der Anglikaner — und wohl ohne Gefahr für die Katholiken — ist das Buch erschienen (Our Place in Christendom, London 1916, Longmans): „Unsere Stellung im Christentum“, ursprünglich neun Vorträge, in der Kirche von St. Martin-in-the-Fields gehalten. Eine Reihe von angesehenen anglikanischen Größen haben sich in die Arbeit geteilt und der Bischof von London schrieb die Einleitung dazu. Die eigentliche Frage und der springende Punkt wird mit viel Rethorik und Phrase umgangen; es sind zumeist Traktate über Kirchengeschichte mit möglichst vielen Angriffen auf Rom; meint doch der Bischof von London in seiner Anpreisung der Verdienste der einzelnen Mitarbeiter: „Das Papsttum ruht auf einer erstaunlichen Masse von Erdichtungen.“ Es liegt übrigens wenig Scharfsinn in der anglikanischen Position, wenn sie, um sich die Katholizität zu vindizieren, immer glaubt, die römische Kirche selbst angreifen zu müssen. Man meint, es dürfe wenig Verlockendes in der Idee liegen, mit einer so schlecht fundierten Kirche, wie die römische es sein soll, ruhend „auf einer erstaunlichen Masse von Erdichtungen“, sich als gleichberechtigter Zweig



der katholischen Gemeinschaft zu fühlen. Es dürfte dies immerhin ein zweifelhaftes Verfahren sein, die eigene Stellung vor der Welt zu erhärten. Auch liegt in den Kennzeichen, die Dr. Robinson in diesem Buche an seiner Kirche erblicken will — Freiheit, Wahrheit und Wirklichkeit — nur das, was auch jede Sekte in England der Staatskirche gegenüber ausspielen könnte, und zum Teil mit größerem Rechte. Die Schrift soll in anglikanischen Kreisen als „unanswerable“ ausgegeben werden;[1]) doch findet ein denkender Anglikaner wohl selbst die Schwächen heraus. Vielleicht ist das Ganze nur für den Moment berechnet. Als Beschwichtigung und Ausgleich nach allen Richtungen und Meinungen der anglikanischen Kirche gedacht, ist der Versuch immerhin ablenkend. Dem Buche, wie manch anderer Erörterung in der anglikanischen Presse, könnte das Wort Riley's als Motto vorgesetzt werden: „Ich wünsche nur Anglikaner zu beruhigen!“

LXXII.

Warren Hastings.

Ein Blatt aus der Eroberungsgeschichte Indiens.

Die Familie Hastings soll von den räuberischen Wickingern abstammen. Sie hatte sich in verschiedene Zweige gespalten, von denen mehrere zu Macht und Ansehen gelangten. Der älteste Zweig jedoch, die Herren von Daylesford, war nach dem englischen Bürgerkrieg tief herabgekommen, denn ein Hastings verlor als treuer Kavalier sein Hab und Gut für Karl I. Warrens Großvater lebte armselig von der Rente eines schlecht dotierten Pfarrhauses, während der altangestammte Sitz Daylesford in fremde Hände ging. Warrens Vater war ein schlecht

1) So wenigstens schreibt mir ein Konvertit, der kürzlich aus einer der fortschrittlichsten ritualistischen Richtungen zur katholischen Kirche übergetreten ist



geratener Junge, der, noch nicht 16 Jahre alt, eine törichte Heirat einging. Da die Eltern bald starben, blieb das Kind aus dieser seltsamen Kinderehe dem Großvater zur Last. Der kleine Warren spielte mit Bauernkindern vor den verschlossenen Toren Daylesfords, das seiner Phantasie als verlorenes Paradies erschien. Noch wußten viele alte Leute vom einstigen Glanz des Hauses zu erzählen und entflammten die Phantasie des Wickingerenkels mit Erobererträumen. Siebenjährig rüttelte er mit den kleinen Fäusten an der verschlossenen Pforte des Ahnensitzes und schwor, in die Väterhalle wieder einzuziehen als Herr von Daylesford.

Als der entschlossene Junge auf die höhere Schule kam, zeigte er so viel Talent und Liebe für das Studium der Humanität, daß sein Lehrer, um ihm die Gelehrtenlaufbahn zu ermöglichen, für die er so vielversprechend schien, nach dem Tode des Großvaters die Studien weiter zahlen wollte. Ein gewisser Mr. Chiswick, dem der Junge testamentarisch anvertraut worden, verschmähte jedoch diesen Antrag, entriß Warren dem Studiengang und führte ihn seiner merkwürdigen Bestimmung zu, indem er nach kurzer kaufmännischer Vorbereitung den Verwaisten nach Indien einschiffte. Im Dienste der Companie tat sich der junge Mann schnell hervor, ähnlich wie es Clive getan, bald kriegerisch, bald handelsbeflissen. Er machte sich fleißig mit Land, Leuten und Sprachen vertraut, sodaß er der Companie sehr nützlich wurde als Dolmetsch, Diplomat, Soldat und Handelsreisender zugleich. Dazwischen geriet er in Gefangenschaft und bestand allerlei Abenteuer. Der erste Eroberer Indiens, Lord Clive, erkannte seine Talente. Während dessen Abwesenheit (um 1761) befand sich Hastings in Calcutta als „member of Council", also bereits auf dem Weg zu Macht und Geld.

Man ist einigermassen erstaunt, daß er Indien verläßt, um im Besitze eines noch mäßigen Vermögens nach England zurückzukehren, wo die schöngeistigen Interessen, denen er auf der Schule zugestrebt, ihn wieder gefangen nehmen. Er begeistert sich namentlich für das Studium orientalischer Sprachen

und sucht Johnson dafür zu interessieren. Ein Lehrstuhl für die persische Sprache soll gegründet werden, in schöngeistigen Kreisen schwärmt Hastings von Firdusi. Indessen geht das von ihm in Indien angelegte Kapital verloren und noch einmal der Liebhaberei durch praktische Notwendigkeit entrissen, begibt er sich (1769) zurück nach Indien. Die Reise wird entscheidungsschwer für die Richtung seines Handelns. Ein „Indioman", ein nach Indien bestimmtes Schiff, brauchte damals noch viele Monate zu seiner Reise, die Passagiere hatten Muße sich nahe zu kommen. Hastings trifft als Reisegefährten einen Deutschen, den Baron Imhoff, der hofft, in Indien von seinem Malertalent leben zu können, und interessiert sich rasch für dessen reizende junge Frau, eine Russin aus Archangel. Zwischen dem Engländer und Maria Imhoff entsteht ein Liebesverhältnis, das sich besonders dadurch befestigt, daß er schwer erkrankt und von ihr gesund gepflegt wird. Das Besondere an dem Abenteuer ist aber das Übereinkommen zwischen dem Liebespaar und dem Ehemann. Hastings, der als echter Engländer alles mit Geld macht und zu machen gedenkt, beschließt, die Frau ihrem Manne abzukaufen. Es geschieht in der Form, daß Imhoff darauf eingeht die Scheidung einzureichen, bis dieselbe erfolgt ist, aber mit Frau und Freund zusammenzuleben, wogegen sich dieser verpflichtet, Imhoff gute Geschäfte in Indien zu verschaffen. Ferner verpflichtete er sich, Maria nach erfolgter Scheidung zu heiraten und die Kinder aus der Imhoff'schen Ehe zu adoptieren. Nachdem alles so zu allgemeiner Zufriedenheit geordnet, begaben sich die drei Verbündeten an Land, Hastings von Liebe und Ehrgeiz angefeuert, nach Geld und Macht mit allen Kräften, aber auch mit allen Mitteln zu streben. Der Zustand Indiens, wo teils schwache, lasterhafte Fürsten regierten oder scheinbar regierten und durch fortwährende Palastintriguen leicht ausgebeutet werden konnten, eignete sich sehr für sein Streben. Sein energisches Vorgehen in Sachen der Companie befriedigte diese so sehr, daß sie ihn bald an die Spitze der bengalischen Regierung stellte (1772).

Das Ehepaar Imhoff begleitete Hastings nach Calcutta



auf seinen Posten und sie lebten dort nach den Worten des Biographen „on the some wise an judicious plan“ jahrelang weiter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schöne ehrgeizige Frau aus Liebe und Habgier den ganz von ihr bezauberten Mann zu rücksichtslosem Ausnützen jeder günstigen Gelegenheit trieb. Die Regierung der Companie — sie nannte sich Council — war Herrscherin ungefähr in dem Sinn, wie beim Niedergang Roms die großen Barbaren herrschten, indeß noch irgend ein Augustulus angeblich Cäsarwürde genoß. Die eingeborenen Fürsten waren solche herabgekommene Scheincäsaren, was Raum gab zu einem unendlichen Intriguenspiel. In diesem gelang es Hastings den Ehrgeiz eines ränkevollen großen Brahminen namens Nuneomar zu stürzen und die von ihm erstrebte Ministerschaft den Machtbefugnissen der Companie zuzuführen.

Die Hauptsache aber war, den stets aus London eintreffenden dringenden Mahnungen nach Geld Genüge zu leisten. Dazu bot sich Gelegenheit durch das Ansuchen eines habgierigen Fürsten namens Luyah Dorloh, der den Nachbarstaat der Rohillas überfallen wollte, welcher eine Periode des Aufschwungs hatte und daher dem räuberischen Nachbarn begehrenswert erschien. Luyah getraute sich nicht allein die kriegstüchtigen Rohillas anzugreifen. Er kaufte — natürlich entsprechend teuer — die Hülfe der Engländer. Das blühende Land der Rohillas wurde verwüstet, die Kasse der Companie aber füllte sich.

Indessen war durch Lord North 1773 eine Veränderung in den asiatischen Fragen durchgeführt worden durch die sogen. „Regulation Acts“. Hastings wurde zum Generalgouverneur ernannt auf fünf Jahre, einige Herren aus England waren ihm aber als Räte der neuen Regierung beigegeben. Außerdem entstand ein oberster Gerichtshof, der nur von London abhing und dessen Befugnisse für die Vorurteile und den Aberglauben der Inder äußerst quälend und ganz unnötig quälend wurden. Unter den Herren, die man von England schickte zur verantwortlichen Mitregierung des widerspruchsvollen Staatswesens, war der bedeutendste Sir Philipp Flowers. Dieser, ein streng rechtlich, ja leidenschaftlich rechtlich denkender Mann, ist ver-

mutlich der Verfasser einer Reihe politischer Aufsätze, die anonym erschienen unter dem Titel: „Letters of Junius“ und allerlei Mißstände im parlamentarischen England äußerst scharf und geistvoll angriffen. Entmutigt über das geringe Resultat seines genial polemischen Eifers suchte Flowers in Indien ein Feld für seine Ideale. Der ehrliche und wohlmeinende Mann, mit indischen Schlichen und Ränken ganz unvertraut, scheint übrigens sehr ungeschickt gewesen zu sein in praktischer Betätigung. Diesem ungeschickten Idealisten stand der erfolgreiche Realpolitiker Hastings gegenüber und zwischen beiden Männern entstand sofort bitterste Fehde. Zuerst ging es dem Generalgouverneur nicht gut. Flowers erwuchs unerwartet eine mächtige Hilfe und ein Bundesgenosse in der Person jenes gedemütigten Brahminen Nuneomar, den Hastings um die Früchte seines Strebens, um die geld- und ehrenreiche Stelle eines bengalischen Ministers gebracht. Mit wahren und falschen Anschuldigungen gewann Nuneomar das Ohr der Hastings feindlich gesinnten Räte; sein Ansehen schwoll wie ein Regenbach, während Hastings Ansehen vertrocknete, einschrumpfte.

Doch Hastings hatte heimlich in dem gewagten Spiel sich eines furchtbar mächtigen Trumpfes versichert. Er hatte nämlich den Oberrichter des von London eingesetzten und nur von London abhängigen obersten Gerichtshofes, einen gewissen Impey, mit Geld und guten Worten gewonnen. Einspruch von 15000 Meilen her war bei damaligen Verkehrsverhältnissen eine Sache fast von Jahresfrist. So wagte es Impey, von Hastings heimlich unterstützt, den Nuneomar plötzlich unter Anklage einer gefälschten Unterschrift einzukerkern. Die Fälschung mochte stattgefunden haben, für bengalische Begriffe war sie jedenfalls ein leichtes Vergehen. Daß auf die geheiligte Person des Brahminen Hand gelegt worden, war für die landesüblichen Begriffe unerhört. Entsetzen beugte alles nieder, als Impey kurzer Hand beschloß, den mächtigen heiligen Mann einfach aufzuhängen. Seine Gönner, die Räte aus England, vor allem Sir Francis, waren nach der Regulation selbst nicht im Stande, den obersten Gerichtshof an der Vollstreckung des Urteils zu



hindern, dasselbe konnte erst nach Jahresfrist etwa von London aus gerügt werden. Jetzt strömten die Klienten wieder Hastings zu. Nuneomar aber wurde angesichts allen Volkes gehängt. Viele Hunderte sollen vor Grauen über den Frevel in den heiligen Strom gelaufen sein, ihre Augen zu waschen nach dem Anblick so großer Schmach. Ein ungeheures Geheul der Verzweiflung erhob sich, aber man achtete von nun an Hastings, den Mann, der sich so viel erlauben konnte, und verließ die ohnmächtigen Räte, wie Francis und Claveling, die sich umsonst gerühmt, den Oberbrahminen noch vom Galgen weg zu befreien.

Trotz der Opposition in Indien und England wurde Hastings, nachdem die fünf Jahre seines Amtes vorüber, wieder zum Generalgouverneur ernannt. Dies war politisch-klug, denn der energische skrupellose Mann hielt in schwieriger Zeit die Autorität der Engländer lebendig aufrecht, indes sie fast überall in plötzlicher schwerer Krisis bedroht wurde oder verloren ging. Es war unter der ungeschickten Regierung Georg III. während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, als England gleichzeitig von Frankreich, Spanien und Holland angegriffen mit seiner Flotte kaum den eigenen Kanal schützen konnte. Vermutlich wäre Indien abgefallen, wenn nicht der fürchtenswerte Prokonsul seinem Reich die so bequem zu plündernde gewaltige Provinz mit großem Geschick erhalten hätte. Er kämpfte erfolgreich gegen die Franzosen und gegen feindliche Stämme, befestigte, bedrohte, bestach, betrog, wo es nötig schien, mit nie zweifelnder Entschlußkraft. Aber diese Tätigkeit forderte viel Geld. Die Ansprüche der Compagnie auf hohe Rente waren auch immer unersättlicher. Um Indien zu beherrschen, mußte Geld geschafft werden um jeden Preis. Unterdessen war die schöne Maria Imhof geschieden, der bequeme Gatte mit bedeutendem Kaufgeld nach Hause geschickt, die Hochzeit des treuen Liebespaares mit imposantestem orientalischen Prunk gefeiert worden, ihr Glanz sollte legendarisch bleiben. Es war wirklich Aufschluß neuer Geldquellen nötig, lebensnötig für den Beherrscher Indiens. Wie es seit alters her im Lande Sitte ge-



wesen, gedachte er, daß, wo die Macht sei, auch Mittel nicht fehlen dürften. Seines bedeutenden Widersachers hatte er sich entledigt. Die Gegensätze zwischen ihm und Francis waren nach einem kleinen Waffenstillstand so heftig hervorgetreten, daß es zu einem Duell kam, in dessen Verlauf Francis schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung begab sich der gekränkte Idealist nach England zurück, wo der Kampf mit dem alten Widersacher mit größerem Pathos sich erneuern sollte. Für den Augenblick blieb Hastings ungestört in seinem Machtbereich und benützte diese Bewegungsfreiheit zu verschiedenen, teils geduldigen, teils kühnen Fischzügen, die ihm und der Compagnie große Schätze zuführten. Die größten und berüchtigtsten dieser Fischzüge richteten sich gegen den Vasallenfürsten von Benares und gegen die Begums von Oude. Ersterer wurde immer heftiger ausgesogen und trotz demütiger Unterwürfigkeit schließlich ausgeraubt, unter dem Vorwand, er hätte Englands Machthabern den schuldigen Tribut verweigert. Ein besonderes Odium erhielt aber die Beraubung der Fürstinnen von Oude dadurch, daß der eigene Sohn einer derselben zum Mitschuldigen aufgehetzt wurde, daß die Begums, die sich in keiner Weise gegen Indiens neue Beherrscher aufgelehnt, ihre Schätze verlassen mußten, weil sie, in ihrem Palast belagert, dem Verhungern nahe kamen und ihre alten Diener gefoltert wurden. Ähnlich wie gewisse Prokonsuln Roms, ähnlich wie gewisse erfolgreiche Condottieri wußte Hastings die auf bedenkliche Art gewonnenen Güter glänzend zu verwenden.

Durch kluge Reformen wußte sich Hastings als „bon prince“ zu zeigen. Seine reiche Hofhaltung schmeichelte orientalischer Prachtliebe und noch lange wiegten indische Weiber ihre Kinder in Schlaf mit Liedern, die sich auf Festzüge, herrlich geschirrte Elefanten und fabelhafte Palankins des Sahib Warren Hastings bezogen. Er zeigte Interesse für Literatur und Kunst des von ihm beherrschten Landes, baute prächtig, zog schöne Geister an seinen Hof. Gefürchtet und bewundert, lebte er als Märchenkönig und war, wie es scheint, ein Fürst nach dem Herzen seiner Orientalen.



Da erschien das erste Zeichen wankenden Glückes. Seine nunmehrige Frau konnte Indiens Klima nicht länger vertragen und mußte nach England geschickt werden. Der noch immer heiß liebende Gatte gab für sie das so mühsam gewonnene Reich auf und reiste nach.

Maria fand trotz ihrer merkwürdigen Vergangenheit bei Hof eine höchst schmeichelhafte Aufnahme. Hastings selbst wurde mit neugieriger Bewunderung und Dankbarkeit empfangen, als einziger Mehrer des Reichs zu einer Zeit, wo der schmerzliche Abfall Amerikas erfolgt war. Er kaufte Daylesford und die Lordschaft, andere Ehrungen waren ihm in Aussicht gestellt. Er konnte hoffen, machtgewohnt wie er war, in der Heimat nun auch die Seligkeiten der Macht zu schmecken. Doch ein furchtbares Gegenspiel bereitete sich vor. Sein Feind Francis gedachte über Warrens Regierung Enthüllungen zu bringen. Diesem persönlichen Feind, der in Indien geschlagen, auf eigenem Boden zur Rache schritt, gesellte sich ein ganz unpersönlicher Feind, der Hastings und dessen ganze Politik im Namen des guten Rechts haßte. Dies war Edmund Burke, ein merkwürdiger Mann, Gelehrter von dichterischem Schwung, Staatsmann und begeisterter Philosoph. Er war nie in Indien gewesen, sein Geist und sein Herz hatten aber dort bedeutende Forschungsreisen gemacht. Er lebte und webte mit den fernen Opfern einer skrupellosen Politik, träumte ihre Befreiung und die Strafe des Unterdrückers. Burke sammelte um sich andere Idealisten, die er mit feurigen Beschreibungen der Qualen, welche Unschuldige wegen Hastings erduldeten, zu grimmiger Entrüstung entflammte.

Dieser Feindlichkeit kam auch eine Modeströmung zugute, wie denn Modeströmungen im Gefühls- und Geistesleben Englands immer große Wichtigkeit hatten. Es war nämlich durch verschiedene Schriftsteller eine gewisse Vorliebe und Sympathie für alles Exotische entstanden, ein ganz neuartiges Brüderlichkeitsgefühl, Mitleid, Bewunderung, Interesse für farbige Leute, für Wilde, für weitentfernte Völkerschaften. Diese Sympathie erschien gleichzeitig mit der allgemeinen Mode des weichen, er-



regten Gefühlslebens, mit der von vornehmen Kreisen bis zum Unsinn gesteigerten „Sensibility“, der empfindsamen Mode, die auch auf dem Kontinent manche sonderbare Blüte trieb. Es war der übertriebene Erfolg der Entdeckung eines ästhetischen Gewissens, von Shaftesbury begeistert gepredigt uud von vielen Frauen wie von Jüngerinnen neuer Religion verbreitet. Auch der sanfteste Glaube hat aber das Bedürfnis Andersgläubige zu hassen und zu verfolgen, daher mußten die Vertreter der modisch empfindsamen Überzeugung einen glühenden Widerwillen gegen die Gesinnung eines Hastings hegen, so patriotisch nützlich seine Härte und Grausamkeit schließlich wirken mochte. Fox erklärte sich gegen Hastings, Pitt zögerte, verhielt sich aber schließlich auch unfreundlich, obwohl der Versuch seiner Partei zuerst dahin gegangen war, um seiner Verdienste willen die Missetaten Hastings mit Stillschweigen zu übergehen. Die moralischen Bedenken über solche Lösung wurden durch eine pompöse Rede Sheridans wachgeblasen, die als das größte oratorische Prunkstück der Zeit gepriesen worden ist. Sheridan beschrieb darin die gegen die Begum von Oude verübte Niedertracht mit leidenschaftlichen An- und Ausrufen.

Nicht lange danach wurde Hastings verhaftet, während Burke vor dem Haus der Lords feierlich eine Anklage erhob, die gegen nicht weniger als zwanzig Übeltaten gerichtet war.

Die feindliche Partei war so stark, daß der soeben noch mit höchsten Ehren empfangene Beherrscher Indiens als Verbrecher angeklagt sich vor dem Haus der Lords verantworten mußte. Seit Verres, der Prokonsul von Sizilien, von Cato angeklagt worden, hat es in der Geschichte vielleicht keinen merk- und denkwürdigeren politischen Prozeß gegeben. Die Bedeutung der Kläger, des Angeklagten und der Anklage, die namenlose Spannung des Publikums machen nicht allein seine Wichtigkeit aus. Es war nicht eine Frage des Tages, die da verhandelt wurde, sondern eine Frage für alle Zeiten, der Einfluß persönlicher Psychologie, der Einfluß der Volkspsychologie auf politische Notwendigkeiten wurde hier von Rednern gedeutet, dergleichen es seit den Tagen höchsten rhetorischen Glanzes in



Athen und Rom nicht mehr gegeben. Heuchelei und edelste Aufrichtigkeit, krasse Habgier und fanatischer Menschenglaube richteten sich auf und stritten miteinander. Menschlichkeit und Gerechtigkeit wurden verfochten gegen Ehrgeiz und Chauvinismus, Erfolg marschierte auf gegen Recht, und Ruhm und Macht des eignen Volkes, der eignen Kaste wollten, stolz über jede Rücksicht hinwegschreitend, auch Verbrechen rechtfertigen.

Der Angeklagte bot aber diesem schlimmsten Sturme seines Lebens trotzig die Stirn und wich nicht von dem klug gefaßten Verteidigungsplan. Derselbe bezweckte vor allem Zeit zu gewinnen, um die Stimmung langsam zu besiegen und zu eigner Gunst zu drehen. Der Umstand, daß dieser oberste Gerichtshof der Lords mit altertümlichen Zeremonien und Langsamkeiten nur in bestimmten Perioden tagte, kam dem Angeklagten zu statten. Der Rausch der Begeisterung, den die großen Redner erregt, verflog, als die Verhandlung endlos, kompliziert und langweilig wurde. Hastings wußte sie in unabsehbare Detailfragen zu verwickeln und zu verstricken. Mit verbissener Zähigkeit verteidigte er das Dorngestrüpp, in dem er sich verschanzt, Monat für Monat, Jahr für Jahr, indes wie zu seiner Rettung spannende geschichtliche Ereignisse die Aufmerksamkeit von seinem Prozeß ablenkten und zerstreuten.

Vor allem wußte er sich als erster, der neuentstandenen Macht käuflicher Hetzpresse zu seinen Gunsten und zu Spott und Vernichtung seiner Gegner zu bedienen. Sein ungeheures indisches Vermögen, die geraubten Juwelen, alles, alles wurde zu Druckerschwärze. Es war der erste politisch finanzielle Feldzug der englischen Presse, die erste Kraftprobe, die sie sich geleistet, und sie gelang über alles Erwarten. Nicht nur wurde das allgemeine Anathema der öffentlichen Meinung schwach und schwächer, es gelang für Hastings Stimmung zu machen, ihn als unschuldig Verfolgten darzustellen. Aus Indien erscholl begeistertes Lob, beglaubigte Unterschriften namhafter Eingebornen wurden veröffentlicht als Beweis der Popularität, die der Gouverneur dort genossen.

Zu gut hatte der zähe Mann die neue Waffe zu hand-



haben gelernt und wußte mit ihr die feinsten und besten Argumente seiner geistvollen Gegner abzuwehren. Verse und Prosa, Satiren, Leitartikel und Pamphlete mußten herhalten. Im Jahr 1790 behauptete Burke gewiß mit Recht, Hasting habe schon 20000 Pfund ausgegeben, um die Presse zu kaufen. Acht Jahre hatte der ungewöhnliche Kampf gedauert, indessen waren 60 der zuerst dabei vertretenen Lordrichter gestorben, die übrigen hatten sich durch neue Sorgen der Sache entfremdet. Die festgeschlossene Phalanx der Ankläger lockerte sich durch Zwist und blinden Eifer. Man kehrte ermattet und verwirrt von dem unabsehbaren Material, bewußt und unbewußt umgestimmt durch den nicht rastenden Pressefeldzug zu der ursprünglichen Ansicht zurück, daß Hastings Verdienste seine etwaigen, von persönlichen Feinden übertriebenen Verfehlungen wett machten. Sein feierlicher Freispruch fand statt. Vielleicht war man auch der Ansicht, daß die achtjährige Zeit peinlicher Anklage, der Verlust der versprochenen Lordschaft und anderer Ehren den Tyrannen Indiens genügend bestraft hätten. Auch war sein ganzes Vermögen von dem Prozeß verschlungen. Er zog sich mit einem Gnadengehalt der Compagnie auf Daylesford zurück, wo er, nicht ohne philosophischen Gleichmut, orientalischen Liebhabereien und Sprachstudien den Rest des vielbewegten Lebens widmete. Sein Prozeß hatte aber das politische Ergebnis, daß die indischen Machthaber von nun an sorgsamer gewählt wurden und eine Reihe ehrlicher, gewissenhafter Männer den von Hastings roh begonnenen Staatsbau in Indien zu verbessern gewillt waren.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.



LXXIII.

Die Wiederherstellung Polens.

— 21. November.

Am 5. November ist in Warschau und Lublin im Namen der Herrscher von Deutschland und Österreich die Wiederherstellung des Königreichs Polen feierlich verkündigt worden.

Der 5. November ist kein Erinnerungstag der polnischen Geschichte, aber er wird es von nun an sein. Vom heurigen 5. November an wird wieder ein Königreich Polen datieren. Und zwar nicht als Folge etwa einer polnischen Insurrektion, sondern als Folge eines siegreichen Verteidigungskrieges der Zentralmächte gegen einen perfiden Angriffskrieg Rußlands und seiner Verbündeten. Es wird gut sein, sich diese letztere Tatsache immer gegenwärtig zu halten, denn die Umstände, unter denen eine Handlung sich vollzieht, charakterisieren ihren ethischen Wert.

Die russische Regierung hat schon zu Beginn des Krieges selbst das Gefühl gehabt, daß in Sachen der Polen etwas geschehen sollte. Sie hat deshalb — in einer Proklamation vom 14. August 1916 — selber Miene gemacht, Polen, das sie aus dem politischen Lexikon längst vollständig gestrichen hatte, in wenigstens halbselbständiger Form wiederherzustellen. Sie ist aber wieder davon abgekommen; sie hat sich nicht zu entschließen vermocht, auch nur die ersten Schritte zur praktischen Ausführung des Planes zu tun. Welche Gründe ausschlaggebend waren, wissen wir natürlich nicht, aber klar ist, daß einerseits in Rußland selbst alles, was russisch, nämlich moskowitisch gesinnt ist, entschiedenst gegen den Plan Front machte, und daß anderseits die Warschauer Russen-Partei alle Hebel in Bewegung setzte, um das Projekt zum Scheitern zu bringen, denn diese Partei würde, wie die Dinge einmal sich entwickelt haben, als polnische Autonomisten-Partei nicht bestehen können. Also auch in

dieser ungünstigen Lage, in der Rußland zur Zeit sich zweifellos befindet, hat dessen Regierung nicht zu jenen Schritten sich zu entschließen vermocht, welche geeignet sein konnten, sich das Zutrauen und die Anhänglichkeit der Polen zu sichern. Vielleicht darf dies als der endgiltige, der entscheidende Beweis dafür angesehen werden, daß Polentum und Moskowitertum trotz aller, wie man sagt, nationalen Verwandtschaft unverträglich sind.

Rußland hat also nicht vermocht, den erkannten Forderungen der Verhältnisse Rechnung zu tragen. Jetzt sind die Zentralmächte, welche derzeit den größten Teil des ehemaligen Polen in ihrer Gewalt haben, an die Frage herangetreten und haben zur Klärung der Lage getan, was ihnen zur Zeit rätlich und möglich schien; sie, die selber nichts versprochen, haben das, was Rußland versprochen und nicht gehalten hat, wahr gemacht. Es ist anscheinend nicht viel, was geschehen ist, denn an den äußeren Verhältnissen wird man in Warschau und Lublin *zunächst* kaum eine andere Änderung bemerken, als daß jetzt auf den Regierungsgebäuden polnische Fahnen aufgezogen und polnische Wappen angebracht sind. Aber trotz der äußeren Unscheinbarkeit dieser Änderungen wird kein Pole behaupten, daß ihn der Anblick dieser Fahnen und Wappen gleichgiltig gelassen, keiner wird leugnen, daß ihn dabei ein Gefühl erhöhten Selbstbewußtseins ergriffen hat. Der Pole, der politisch bisher, wie man zu sagen pflegt, der niemand war, seit dem 5. November ist er wieder jemand, so gut mindestens jemand wie der Ungar, der Sachse.

Um aber so weit zu kommen, mußte die Zentralmächtegruppe vorher zu einem anderen bedeutsamen Entschluß gelangt sein, der wohl nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, aber die Voraussetzung des ausgesprochenen Entschlusses bildet. Für die Kriegsparteien ist es im Hinblick auf die dereinstigen Friedensverhandlungen von größter Wichtigkeit, möglichst viele und wertvolle Pfänder in der Hand zu haben, um dafür eventuell andere in des Gegners Händen befindliche

Pfänder einzutauschen. Das klingt für unsere heutigen Empfindungen fast verletzend geschäftsmäßig, ist aber noch immer eine der unvermeidlichen Folgen des Krieges. Indem aber die Zentralmächte die Wiederherstellung Polens verkündigt haben, haben sie damit zugleich erklärt, daß dieses Polen bei den Friedensverhandlungen keinesfalls ein Kompensationsobjekt bilden könne. Nur über die Grenzen dieses selbständigen Polens könnte allenfalls noch verhandelt werden, denn die genauere Abgrenzung des neuen Königreichs ist ausdrücklich noch vorbehalten, aber ein Königreich Polen muß nach der feierlichen Kundgebung der Mächte jedenfalls bestehen bleiben. Polen an sich ist kein solches Pfandland mehr, — wobei übrigens auch die Deutung nicht ausgeschlossen ist, daß der erwähnte Vorbehalt der definitiven Grenzbestimmung auf andere Gründe und Absichten sich beziehen könnte oder dürfte.

Es hat nicht überall die sofortige und vorbehaltlose Zustimmung gefunden, daß die Zentralmächte gerade auf diese Art der Behandlung der polnischen Frage sich geeinigt haben, wie sie am 5. November kundgetan worden ist. Die Polen erscheinen jetzt tatsächlich dreigeteilt: ein Teil gehört zu Preußen, ein anderer zu Österreich, und nur der bisher russisch gewesene Teil ist als selbständig erklärt. Kein Zweifel, daß der 5. November auch bei den preußischen und österreichischen Polen das Selbstbewußtsein gehoben hat. Das Bedenken liegt also nahe, daß bei den preußischen und österreichischen Polen jetzt eine Art irredentistischer Stimmung entstehen könnte. Ja in einer großen rheinischen Zeitung glauben wir sogar so etwas wie Besorgnis bemerkt zu haben, das selbständige Polen könnte sich dereinst mit Rußland zur „Befreiung“ dieser Polen verbünden. Gewiß: auch das Unwahrscheinlichste — und im höchsten Grade unwahrscheinlich ist diese Eventualität sicherlich — ist auf dieser Welt schon Ereignis geworden. Beweis dafür gerade auch der jetzige Zehnbund, der die Zentralmächtegruppe zu zermalmen sich bemüht. Aber gegen solche unwahrscheinliche Möglich-



keiten ist wohl überhaupt kein Kraut gewachsen. Nach allem, was man über die Vorgeschichte des Krieges jetzt weiß, hätten Deutschland und Österreich dem Konkurrenzneid der einen und der Ländergier der anderen Gegner sich nie anders als durch Selbstpreisgabe entziehen können. Lloyd George wird ja heute noch nicht müde, die Welt von der Notwendigkeit der Zerschmetterung Deutschlands zu überzeugen. Und bisher hat er bei den Gegnern noch jedes Mal Anklang gefunden, obwohl im Übrigen ihre Interessen schnurstracks gegen einander laufen. Es wird eben immer Geltung haben, daß auch „der Frömmste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", und das wird auch mit dem Vorbehalt noch richtig sein, daß selten ein Diplomat sich finden wird, der die Palme der Frömmigkeit in Anspruch nimmt. Und was die anderen Einwendungen betrifft: gäbe es wirklich eine solche Lösung, gegen die nicht wieder andere, aber ebenso gewichtige Bedenken erhoben werden könnten? Die vollständige Annexion, sei es durch Deutschland, sei es durch Österreich, oder die Teilung zwischen Deutschland und Österreich, welche Schwierigkeiten! Die Hauptsache bliebe und bleibt immer dieselbe, und sie besteht darin, daß schon mit der bloßen Eroberung Polens durch die Zentralmächte ein neuer, politischer Faktor in Europa sich erhoben hat, eben die Polen, und daß wir alle, vornehmlich Deutsche und Österreicher, mit diesem neuen Faktor zu rechnen haben. Es mag nicht ganz bequem, aber es wird unerläßlich sein, daß wir, und zwar nicht blos im Hinblick auf diesen einen Faktor, sondern auch in mancher anderen Beziehung uns etwas anders einrichten, uns wirklich neu orientieren. Die Regierungen der Zentralmächte haben gefunden, der zweckmäßigste Weg zur endgiltigen Lösung der Frage sei der, daß man den bestehenden Vierbund zum Fünfbund erweitert. Klugheit und Tüchtigkeit werden die auf diesem Weg sich ergebenden Hemmnisse, Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden wissen.

Und an solchen Hindernissen ist kein Mangel. Sie

werden dem neuen Polen schon in die Wiege gelegt. Rußland und seine zahlreichen Verbündeten möchten das Kind schon in der Wiege erdrosseln. Nachdem diese Gegner mit England an der Spitze bisher sich nur bemüht haben, von den alten Kriegsregeln eine nach der anderen, sogar die Pariser Deklaration, zu demolieren, berufen sie sich auf einmal wieder auf eine solche alte Regel, die verbiete, in einem eroberten Land Rekruten auszuheben. Auch ganz abgesehen davon, ob das System Rostopschin, das die Russen bei ihrem Rückzug in so grauenerregender Weise aufgefrischt haben, den Kriegsregeln entspricht, haben Deutschland und Österreich bei ihrem Vorgehen den angerufenen Grundsatz selbstverständlich selber sich vor Augen gehalten und nicht erst gewartet, bis die Schänder des Londoner Protokolls und Zerstörer der Pariser Deklaration ihn entdeckt haben. An und für sich hätten solche und ähnliche Einwendungen gewiß auf die ernsteste Würdigung vollen Anspruch. Aber quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Wenn man sich erinnert, daß dieselben Mächte, welche in diesem Falle eine alte Kriegsregel anrufen, der Welt gleichzeitig noch immer zumuten, eine von der Nordsee bis an den persischen Meerbusen reichende Reihe von Staaten als eine Festung zu betrachten, so muß der Ernst, den solche Einwendungen sonst hervorrufen sollten und würden, unwillkürlich in helle Heiterkeit umschlagen. Und in dieser heiteren Stimmung erinnert man sich dann auch daran, daß auch England in einem früheren Stadium einen anderen Standpunkt eingenommen hat. Als nämlich Amerika der notleidenden Bevölkerung Polens Lebensmittel zuführen wollte, hat England für die gefahrlose Verschiffung derselben solche Bedingungen gestellt, als ob das okkupierte Polen ganz ebenso Feindesland wäre, wie Deutschland und Österreich. Also plaudite inimici!

Und erst die Vorgänge in Griechenland! Wahrlich, es hieße dem von dieser Seite kommenden Protest, wenn man sich dabei aufhalten wollte, selbst dann noch zu viel Ehre antun, wenn die Supposition, auf die er sich aufbaut,



völlig zutreffend wäre, die Supposition nämlich, daß es sich den Zentralmächten nur darum handle, ein scheinbares Recht zur Aushebung von Rekruten zu erlangen. Gewiß erhoffen die Zentralmächte vom neuen Polen eine Verbesserung und Verstärkung ihrer Aktionen; wir haben schon oben vergleichsweise gesagt, daß sie auf dem betretenen Wege den bestehenden Vierbund zu einem Fünfbund erweitern. Damit glauben wir aber zugleich den großen Unterschied hervorgehoben zu haben, der zwischen dem Vorgehen der Zentralmächte und der Unterstellung der Ententemächte besteht. Der Unterschied ist ebenso reell, wie prinzipiell. Man braucht doch sicherlich den Zentralmächten weder die Einfalt noch die Hinterlist zuzutrauen, daß sie das so wenig würdige Schauspiel, welches die Londoner Konferenz mit dem Fürstentum Albanien aufgeführt hat, mit dem neuen Polen wiederholen würden. Soll das neue Polen wirklich selbständig werden, so braucht es dazu v o r a l l e m eine eigene Armee. Die wird ihm jetzt beigestellt. Als Grundstock derselben können die schon bestehenden polnischen Legionen dienen, deren ausgezeichnete Leistungen das österreichische Armeekommando wiederholt anerkannt hat. Dafür, daß diese Freiwilligenarmee sich auch sofort gegen die Ententemächte wenden wird, sorgen schon diese Mächte eben dadurch, daß sie die Entstehung und Erhebung des neuen Polen mit allen Mitteln der List und Gewalt zu verhindern trachten.

Mag aber auch das Vorgehen der Zentralmächte an manchem Formfehler leiden, das Wesen findet seine beste Begründung in der Sache selbst. Jene europäischen Politiker, welche die Polenfrage als nicht mehr bestehend, als endgiltig abgetan betrachtet haben, sind wohl an den Fingern einer Hand abzuzählen. Die übergroße Mehrzahl, man kann wohl sagen: im allgemeinen hat die politische Welt Europa's die Polenfrage noch bis in die allerjüngste Zeit als eine nicht entschiedene Angelegenheit angesehen. Wenn in irgend einer, so kann man gewiß in dieser Frage auf die allgemeine Meinung Europa's sich berufen. Zumal die jetzt mit Ruß-

land verbündeten Westmächte und das nach dem Zeugnisse San Giuliano's mit „allen irredentistischen Manifestationen wo immer“ sympathisierende moderne Italien haben speziell den von Rußland geschaffenen Zustand nie für ein Definitivum gehalten. Zu allem Überfluß bringen dies die führenden Minister der genannten Mächte, Asquith, Briand und Bissolati, im zweiten Teil ihrer, an den russischen Ministerpräsidenten Stürmer gerichteten Telegramme auch ihrerseits wieder zum lautesten Ausdruck. Nicht zu der bisherigen Ordnung, durchaus nein, sondern zur neuen, erst versprochenen Ordnung in Polen beglückwünschen sie den russischen Kollegen. Asquith, Briand und Bissolati können sich an Beteuerungen gar nicht genug tun, daß sie und ihre Völker schier schon von Adam und Eva an die glühendsten, förmlich die gebornen Freunde und Verehrer der weitestgehenden Polenautonomie gewesen sind. Man kann, wenn man die Telegramme der drei Ministerpräsidenten überhaupt ernst nehmen will, aus denselben kaum etwas anderes herauslesen, als daß sie meinen, daß zur Geburt des neuen Polen nicht die richtige Hebamme sich eingefunden hat und daß deshalb die Geburt wiederholt werden sollte.

Von den Polen selbst haben wir noch nicht gesprochen. Es ist daran zu erinnern, daß die erste öffentliche Anregung zum Vorgang vom 5. November von polnischer Seite ausgegangen ist. Das Warschauer Komitee für die Herbeiführung der polnischen Staatlichkeit hat vor mehreren Wochen in einer Kundgebung eine solche Entscheidung der Mächte gefordert, welche den Polen es ermögliche, auch selber für die polnische Staatlichkeit eintreten zu können. Dieses Begehren ist jetzt erfüllt worden. Eine volle Befriedigung ihres, wie man weiß, erheblich weiter gehenden Programms haben die Polen selber nicht erwartet. Nur ein Teil ihrer Wünsche ist in Erfüllung gegangen. So viel aber bis jetzt zu bemerken ist, sind einstweilen alle polnischen Parteien darin einig, sich mit dem, was endlich und wirklich erreicht worden ist, zu bescheiden; es machen sich hierüber keine

Parteiungen bemerkbar. Offenbar wissen sich die polnischen Parteien mit den Regierungen der Zentralmächte auch in der Anschauung einig, daß die Ausgestaltung dessen, was jetzt begonnen worden ist, ganz wesentlich vom Ausgang des Krieges abhängt. Je günstiger der Krieg endet, desto reicher wird das neue Polen sowohl an Umfang wie an Selbständigkeit ausgestattet werden können. Die Polen, mehr oder weniger selbständig gestellt, werden dessen eingedenk bleiben, daß sie, vermöge ihrer geographischen und historischen Stellung außerordentlich große Verdienste um das Gedeihen der europäischen Völkergemeinschaft sich erwerben können und daß sie dazu auch berufen sind.. J-l.

LXXIV.

Kaiser Franz Josef †

(Aus Österreich.)

Am Abend des 21. November ist unser Kaiser aus dem Leben geschieden. Nur noch zehn Tage und wir hätten den 68. Jahrestag seines Regierungsantrittes feiern können. Das heißt, wir hätten ihn, den Tag des vollendeten 68. Regierungsjahres, kaum sonderlich gefeiert. Denn wir waren so daran gewöhnt, von Kaiser Franz Josef regiert zu werden, wie daran, daß es Tag und Nacht, Sommer und Winter wird. Es war selbstverständlich, daß wir von ihm regiert wurden. Oder eigentlich, daß wir ihn zum Kaiser hatten, denn die Zügel der Regierung haben wir wenig gespürt. Die wenigsten von uns haben es je anders gewußt. Nur die Greise von etwa 75 Jahren aufwärts hatten noch eine persönliche Erinnerung daran, daß wir einmal einen anderen Kaiser hatten. Jetzt allerdings sind wir durch die Hand des Allmächtigen darauf aufmerksam gemacht worden, daß auch die längsten



Regierungszeiten, die einem Monarchen gegönnt sind, einmal ein Ende nehmen.

Es hat der Vorsehung gefallen, unsern Kaiser, man kann nicht einmal sagen: von heute auf morgen, sondern vom Vormittag auf den Abend, also doch auch wieder nicht so, daß von einem plötzlichen Verscheiden die Rede sein könnte, von uns zu nehmen. Der Allmächtige hat ihm Zeit gegeben, sich auf den Tod vorzubereiten. Dann aber, als dies geschehen war, hat er nicht lange gezögert, ihn zu sich zu berufen. Nachdem der Kaiser am 21. November früh die heiligen Sterbsakramente empfangen, widmete er noch einen Teil des Vormittags den Regierungsgeschäften. Dabei befiel ihn ein steigendes Gefühl der Müdigkeit. Nochmals wollte er der Müdigkeit Widerstand leisten. Diesmal gelang es nicht wieder; er mußte sich zu Bette legen, in dem er nach wenigen Stunden ruhig ins Jenseits hinübergeschlummert ist. Mit Leib und Seele Soldat, hat er sich immer mit seiner Armee, seinen Soldaten, den „meinigen“, wie er sie gerne nannte, identifiziert. Wie wenn er diesen „meinigen“, die im Norden, Osten und Süden die Grenzen seines so frevelhaft angegriffenen Reiches mit ihren Leibern decken, ein leuchtendes Beispiel unentwegter Pflichttreue geben wollte, so hat er heldenmütig bis zum äußersten Vermögen auf dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten ausgeharrt, bis der Allmächtige ihn davon abzuberufen befunden hat.

„Ich bin müde“, so erklärte der Kaiser wiederholt, als er die durch 68 Jahre gewohnte Arbeit nicht mehr fortzusetzen vermochte. Ja nach 68 Jahren, nach solchen 68 Jahren, wie sie unserm Kaiser beschieden waren, wer sollte da nicht endlich müde werden! Als eine ganz außerordentliche Gnade der Vorsehung müssen die Völker Österreichs es preisen, daß sie ihnen in diesen vielfach so schweren Zeiten ihren Monarchen so lange erhalten hat. Mit kaum 18 Jahren, mitten in den Stürmen des Jahres 1848 auf den Thron berufen, soll er gesagt haben: „Adieu, Jugend!“ Welche Fluten von Ereignissen und Wandlungen hat er an sich



vorüberrauschen, nur zu oft auch gegen ihn selber und sein Reich anstürmen gesehen! Es wäre vergeblich, in dem kleinen Rahmen von Zeit und Raum, der uns zur Verfügung steht, ein auch nur annähernd vollständiges Bild seines Regenten-Lebens und -Wirkens entwerfen zu wollen. Fast alles in Europa hat sich in dieser Zeit, vieles sogar von Grund aus geändert, namentlich auch im Innern seines eigenen Reiches. An Kaiser Franz Josef ist — in je nach Ländern verschiedenem Maße — die Aufgabe herangetreten, seine Völker von der Naturalwirtschaft zur Geld- und Kapitalwirtschaft, von der Patrimonialverwaltung zum, wie man es nennt, modernen Rechtsstaat, von der sogenannten Leibeigenschaft zur unbeschränkten Freizügigkeit, vom Absolutismus zum Parlamentarismus mitsamt dem allgemeinen Wahlrecht, vom Josefinismus zum freien Kirchentum hinüberzuführen. Nach Niederwerfung der inneren Revolten und Zurückweisung des äußeren Feindes hat er alle die bezeichneten Aufgaben ohne ernstere Friktionen zur Lösung gebracht. Solche gewaltige Übergänge in Ruhe, ohne nennenswerte Störung der äußeren Ordnung vermittelt und durchgeführt zu haben, ist eine so ruhmvolle Herrscherleistung, wie die Weltgeschichte nur wenige ihresgleichen aufzuweisen vermag. Und dabei zugleich dieser Aufschwung, diese Ausbreitung der Künste und Wissenschaften! Man käme in größte Verlegenheit, wo anzufangen, wenn man auch nur die wichtigeren Gebiete durchstreifen wollte, die unter seiner obersten Leitung eine in die Augen springende Entwicklung genommen haben.

Daß Kaiser Franz Josef so jung zur Regierung gekommen, darin hat man oft den Grund mancher Schwankungen und eines gewissen Mangels an Systematik zu finden geglaubt. Es wäre aber erst zu untersuchen, ob der behauptete Mangel an Systematik nicht dem Weltenlauf überhaupt zuzuschreiben ist, denn bekanntlich ist die Weltgeschichte bei aller Logik doch auch wieder sehr unlogisch. Seine Jugend hat es ihm aber erleichtert, in neue Verhältnisse sich hineinzufinden, und hat ihn davor bewahrt, pedantisch

an Theorien sich anzuklammern. Der eben in den rohesten Umrissen skizzierte ungeheuere Umwandlungsprozeß, den alle inneren Verhältnisse der Monarchie unter ihm durchgemacht haben, hätte sich zweifellos nie so verhältnismäßig glatt abgewickelt, wenn er den Lauf der Dinge strenge in theoretische Bahnen hätte zwingen wollen. Man würde aber unschwer auch nachweisen können, daß wenigstens in gewissen Hauptfragen die grundlegenden Gesichtspunkte nie aus dem Auge verloren worden sind. So wird beispielsweise niemand bestreiten können, daß in der inneren Politik trotz aller Modernisierungen die Grundlage der Habsburger Monarchie, die pragmatische Sanktion, unversehrt aufrecht erhalten worden ist. Zum Angelpunkt seiner Regierung aber ist das geworden, was man die Konkordatspolitik genannt hat und auch so nennen konnte, und wir glauben, auch in dieser Beziehung der landläufig gewordenen Meinung wenigstens gewichtige Gegenargumente entgegenstellen zu können und in diesen Blättern auch zu sollen. Demgemäß beschränken wir unsere Ausführungen hauptsächlich auf dieses am meisten kritisierte Kapitel.

Wenn man Herders Kirchenlexikon aufschlägt, findet man da: „Das österreichische Konkordat wurde nur in wenigen Punkten vollzogen, durch Staatsgesetze einseitig außer Kraft gesetzt und 1870 völlig beseitigt.“ Sehen wir zu, wie weit dieses summarische Urteil standzuhalten vermag.

Das österreichische Konkordat besteht oder bestand aus einem förmlichen Vertrag, aus Beilagen zu diesem Vertrag, und, wie wir glauben, auch aus dem einen oder anderen geheimen Artikel. Die letzteren, wenn sie bestehen, scheiden bei der öffentlichen Besprechung natürlich aus. Der Vertrag enthält einige Bestimmungen, die sofort durchführbar waren, in Betreff anderer wichtiger Materien aber nur allgemeine Grundsätze, mit denen der Verwaltungs- und Justizbeamte so wenig etwas anfangen kann, wie mit dem Widerspiel dieser Grundsätze, den sogenannten Staatsgrundgesetzen,



die im Jahre 1867 für die außerungarischen Länder der Monarchie erlassen worden sind. Die Beilagen schwächen manche dieser Grundsätze hinsichtlich der Ausführung wieder etwas ab. Um ins Leben zu treten, bedurften diese Grundsätze eigener Ausführungsgesetze oder -Verordnungen, in mancher Beziehung auch erst zu schaffender Ausführungsorgane. Als die wichtigste Materie des Konkordats können wir bezeichnen:

1. Die Beseitigung der etwa noch bestandenen Beschränkungen des Verkehrs der Bischöfe mit dem Papste und mit ihren Diözesanen. Die Lösung dieser letzten josefinischen Fesseln konnte sofort erfolgen, ist auch erfolgt, und die so gewonnene Freiheit steht auch heute noch ganz ungemindert zu Recht. In diese Kategorie rechnen wir auch die Freiheit der Bischöfe bei Heranbildung ihres Klerus. Auch diese Freiheit ist verhältnismäßig rasch gesichert worden und steht gleichfalls auch heute noch ungemindert in Kraft. In diesen Hinsichten ist also das Konkordat weder einseitig außer Kraft gesetzt und noch weniger ganz beseitigt worden.

2. Die Einführung der kirchlichen Aufsicht über die Volksschulen, und

3. die Einführung der kirchlichen Ehegerichtsbarkeit. Es waren namentlich diese Punkte, welche, weil eben nur prinzipiell ausgesprochen, erst der Erlassung eigener Durchführungsverordnungen und der Schaffung eigener Organe bedurften. Beides ist geschehen; die Verordnungen sind erlassen, die Organe bestellt worden, und der Apparat hat bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre tatsächlich funktioniert.

Das Konkordat ist also nicht bloß in wenigen Punkten, sondern in allen, wie wir meinen, wichtigsten Punkten tatsächlich vollzogen worden, das heißt: Kaiser Franz Josef hat das Konkordat nicht nur mit Worten, sondern auch in der Tat erfüllt.

Um so mehr, wird man sagen, ist es zu bedauern, daß es später, bald nach 1866, anders gekommen ist.



Bald nach 1866! Das ist es eben. Und dem 1866 war das 1859 schon vorangegangen. Da beginnt die Unterscheidung zwischen Können und Wollen, aber auch die Unterscheidung zwischen Form und Materie.

Zur Zeit, wo das Konkordat verhandelt, abgeschlossen und promulgiert wurde, war der äußere Feind (Piemont) gedemütigt, die innere Revolution, auch die ungarische, vollständig niedergeschlagen, der Kaiser wirklich im Besitz der, wie es in den damaligen Aktenstücken heißt, Machtvollkommenheit. Man konnte glauben und hat vorausgesetzt, es werde nun immer bei dieser Machtvollkommenheit bleiben. Wenn man heute mit durch die Erfahrung geschärften Augen das Konkordat liest, so tritt sozusagen aus jedem Artikel des Aktes ganz deutlich die eben bezeichnete Voraussetzung hervor. Diese Voraussetzung aber war, wie übrigens zum Teil auch in der Natur der Sache gelegen, eine wesentlich politische. Man kann, man muß also sagen: das Konkordat war auf die wesentlich politische Voraussetzung der Unerschütterlichkeit der kaiserlichen Machtvollkommenheit aufgebaut. Fürsterzbischof v. Rauscher, der im Namen des Kaisers das Konkordat abgeschlossen hat, hat denn auch in der Folge seinen Einfluß immer im Sinne der ungeschmälerten Aufrechterhaltung dieser Machtvollkommenheit geltend zu machen gesucht. Sein kurzes Promemoria gegen die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung im Jahre 1867 war völlig in diesem Sinne gehalten. Folglich: war diese politische Voraussetzung nicht aufrechtzuhalten, so war es auch das Konkordat, wenigstens in seiner promulgierten Form, wahrscheinlich nicht, jedenfalls nicht in Ungarn.

Nun schon 1859, Solferino, war äußerlich ein entschiedener Mißerfolg des Systems der kaiserlichen Machtvollkommenheit. Und gesiegt hatten zwei Mächte, die notorisch der Konkordatspolitik keineswegs förderlich waren, haben sie sich doch bald darauf beide, wenn auch in verschiedenen Formen, selber gegen den Papst gewendet. Von 1866, von Sadowa, mag man sonst denken, wie man will, konkordats-



freundlich war die bei Sadowa siegreiche Macht noch weniger. Mit diesen Vorgängen hatte sich also in Europa das Kräfteverhältnis wesentlich und offensichtlich zu Ungunsten des Konkordats, soweit dasselbe mit der allgemeinen Politik zusammenhing, verschoben. Man denke sich nun, wie dieser Sachverhalt im Innern der Monarchie von den Gegnern des Konkordats, resp. des Systems der kaiserlichen Machtvollkommenheit ausgenützt wurde. Die ganze Schuld an den Niederlagen wurde auf das Konkordat und das damit verbundene politische System zu wälzen gesucht. Die Anhänger des Konkordats waren durch die Niederlagen gewissermaßen kompromittiert, vielfach eingeschüchtert und entmutigt, die Gegner aber erschienen als die wahren Propheten, die Niederlagen waren ihr glänzender Sieg. Immer ungestümer forderten die Gegner die Lossagung von der Konkordatspolitik, die Schaffung einer wirklichen Volksvertretung, Herrschaft des Volkswillens und was dergleichen bekannte Dinge mehr sind. Speziell in Ungarn hatten Revolution und Opposition neuerdings ihr Haupt erhoben, nicht bloß in Form der Klapkalegion, sondern auch in anderer, verkappter, aber eben darum vielleicht noch gefährlicherer Form.

Keineswegs bloß aus den hier entwickelten, auch aus anderen Gründen, die man nicht umgehen zu sollen glaubte, wurde zunächst den ungarischen Forderungen so weit nachgegeben, als man mit der Einheit der Monarchie für vereinbarlich hielt, die 1848er ungarische Verfassung wurde also mit gewissen Einschränkungen wiederhergestellt. Das System der kaiserlichen Machtvollkommenheit war gefallen. (Das vorausgegangene Oktoberdiplom und Februarpatent sind für unseren Gegenstand von minderem Belang.) Nach der ungarischen Verfassung, wie sie aufgefaßt wird, ist der apostolische König von Ungarn zugleich der Patron der ganzen katholischen Kirche im Königreich Ungarn, d. h. er übt dort über die Kirche die Rechte und Pflichten des Patronats aus. Sicher die meisten katholischen Ungarn, auch die meisten,



wenn nicht alle ungarischen Bischöfe sind der Meinung, daß dieses königliche Patronat für den Zustand der katholischen Kirche in Ungarn entschieden günstiger sei, wie der Konkordatszustand geworden wäre. Wir maßen uns kein Urteil über diese Meinung an, wenn sie aber wenigstens in der Hauptsache zutrifft, so ist auf die angegebene Weise für den Bereich des Königreichs Ungarn ja nur die Form des Konkordates beseitigt worden, der wesentliche Inhalt, die Materie aber in anderer Form erhalten geblieben.

Für den Bereich des Königreichs Ungarn, sagen wir, noch keineswegs für den Bereich der — man bittet, das wohl zu unterscheiden — Länder der ungarischen Krone. Also noch keinewegs für Kroatien, das ja selber ein Königreich bildet und das in Schul-, Justiz- und Kirchensachen, somit gerade in allen Angelegenheiten, auf welche das Konkordat sich hauptsächlich bezieht, völlig autonom ist. In Kroatien aber hatte man damals alle anderen, nur keine Konkordatsschmerzen. Und so ist in Kroatien das Konkordat tatsächlich sogar auch der Form nach bestehen geblieben.

Eine Bedingung des „ungarischen Ausgleichs“, wie man die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung nannte, war die, daß auch in den außerungarischen Ländern der Monarchie, die neuestens im engeren Sinne als „Österreich“ bezeichnet werden, konstitionelle Zustände eingeführt würden. Also mußte auch hier das System der kaiserlichen Machtvollkommenheit fallen, ein dem Parlament verantwortliches Ministerium eingesetzt werden usw. Hier aber galt es nicht, wie in Ungarn, eine altbestandene Verfassung zu resuszitieren, denn für die Gemeinsamkeit dieser Länder hatte nie eine andere als die patriarchalische, oder, wenn man will: absolutistische Verfassung bestanden. Hier war also alles erst neu zu schaffen, neu zu ordnen. Und da hier, namentlich in den deutschen städtischen und industriellen Bezirken, der Widerstand gegen das Konkordat als solches der stärkste war, so ist bei der Neuordnung hier das Konkordat auch verhältnismäßig am schlechtesten weggekommen. Die kirchliche



Freiheit in dem vorhin bezeichneten Sinne ist allerdings, wie schon dort bemerkt, unangetastet geblieben, auch wurden Eingriffe in die, wie der Ausdruck lautet, inneren Rechtsverhältnisse der Kirche ziemlich sorgfältig vermieden, aber die kirchliche Schulaufsicht, mit Ausnahme für den Religionsunterricht, der obligat blieb, und die kirchliche Ehegerichtsbarkeit, außer für den kirchlichen Bereich, wurden vorerst vollständig beseitigt. Andererseits jedoch haben die Gegner die gewünschten Änderungen im Strafgesetz und im bürgerlichen Eherecht trotz österer krampfhafter Anstrengungen auch bis heute nicht erreicht, und ebenso ist die staatliche Matrikenführung bis heute noch beim Klerus. Speziell in Schulsachen sind später wieder, namentlich durch die Landtage, aber auch im Zentralparlament, manche Remeduren geschaffen worden, und was die sogenannten äußeren Rechtsverhältnisse der Kirche betrifft, so lauten zwar viele Gesetzesparagraphen sehr kategorisch, aber doch nur in dem Sinne, daß darüber die Zentralregierung entscheiden und verfügen werde. Die Zentralregierung, das sind die vom Kaiser ernannten Minister, die, mit Ausnahme von ein paar Jahren, nie Parteiminister, sondern gewöhnlich Beamte waren und sind. So also blieben viele Angelegenheiten und insbesondere auch die Verordnungsgewalt eigentlich in der Hand des Kaisers. Was die Verordnungen dieser Zeit betrifft, so ist eine derselben, das Volksschulwesen betreffend, schon zu Beginn der siebziger Jahre erschienen. Angesichts derselben hat der Abgeordnete Dr. Kronawetter ganz entsetzt ausgerufen: „Das ist ja wieder das leibhaftige Konkordat!“ Alle Anstrengungen, diese Verordnung zu beseitigen, sind vergeblich geblieben. Wir können in weitere Details nicht eingehen. Wer sich dafür interessiert, wird die Materien in verschiedene Landesgesetze — das in Rede stehende Staatsgebiet hat siebzehn gesetzgebende Landtage — in Staatsgesetze, Verordnungen und Erlasse verstreut finden und mit der Sammlung der Teile schwerlich bei Lebzeiten zu Ende kommen; es wird ihm auch passieren, daß er, obwohl das Konkordat

in einem Gesetze ausdrücklich als „seinem vollen Inhalt nach aufgehoben“ erklärt ist, dennoch manchmal auf dasselbe wird zurückgreifen müssen.

Zur Zeit der bosnischen Annexion haben auch katholische Kreise Frankreichs gegen Österreich förmlich getobt. Das bekannte Pariser Blatt „L'Univers“ hat damals, anscheinend unter Einflußnahme von Rom, ein paar Mal den (übrigens ganz vergeblichen) Versuch gemacht, diesem Toben entgegenzutreten, und hat dabei auch nachdrücklich betont, Kaiser Franz Josef sei ja concordataire. Wir haben im obigen die Tatsachen objektiv darzulegen gesucht. Selbst über die vom „Univers“ vertretene Ansicht ein Urteil zu fällen, können wir uns nicht anmaßen. Aber das Urteil dürfen wir anführen, das die österreichischen Bischöfe in ihrem gemeinsamen Hirtenschreiben anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef ausgesprochen haben. Es heißt darin unter anderem:

„Mochten auch manche klagen und verzweifeln, mitten unter den Kleinmütigen und Verzagten ragte stets die Heldengestalt unseres geliebten Kaisers hervor, dessen Wort die gelähmten Kräfte neu belebte, dessen umsichtige Weisheit die Wege fand, aus den Trümmern des Alten das Neue zu schaffen, und dessen leuchtendes Beispiel zu neuer, hoffnungsfreudiger Arbeit anfeuerte.“

Das ist im Hirtenschreiben im allgemeinen so gesagt, darf also auch auf unseren Gegenstand bezogen werden, und ist in den seither verflossenen achtzehn Jahren noch viel wahrer geworden. K. J.



LXXV.

Kürzere Besprechung.

Joseph Hein: Aktualität oder Substanzialität der Seele? [In Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr. R. Stölzle. Heft 18.] Paderborn, Schöningh 1916. XIV u. 180 S.

Seitdem der Materialismus in philosophischen Kreisen seine Rolle ausgespielt hat, hat sich ein neuer Gegner gegen die alte Lehre von der Substanzialität der Seele erhoben in der Aktualitätstheorie, welche die Seele lediglich als ein Aggregat von Perzeptionen betrachtet, ihr aso die Wesenhaftigkeit abspricht. Mit der Leugnung der Substanzialität der Seele fällt natürlich auch die Unsterblichkeit der Seele, verliert das menschliche Leben Sinn und Bedeutung. Daher ist es eine der wichtigsten Aufgaben theistisch-christlicher Weltanschauung, diesen Kardinalpunkt von der Substanzialität der Seele sicher zu stellen gegen die neuen Angriffe. Dieser Aufgabe hat sich Hein in vorliegender Schrift mit viel Scharfsinn unterzogen. Noch einem Blick auf das Seelenproblem in der neueren Philosophie und die neueste Entwicklung in der Gegenwart, zeigt er im ersten Teil die Einfältigkeit der Aktualitätstheorie in 5 Kapiteln und würdigt im zweiten Teil die Einwände gegen die Substanzialitätstheorie und stellt dann das Wesen der Seele näher dar. Heins Schrift kann in diesen Tagen, wo „die Seele als wahrhaftige herrschende im Menschenwesen“ sich offenbart, allen denen, die über das Schicksal der Seele nach dem Tode nachdenken, Stärkung und Ruhe geben.



LXXVI.

Das Problem der Arbeitsfreude.

Ein Versuch.

Wer seit vierzig und mehr Jahren mit Volks- und Mittelschullehrerkreisen verkehrt hat, dem kann die Erscheinung kaum entgangen sein, daß das Interesse am gewählten Berufe ehedem ein ungleich größeres war als heute. Und wer außerdem vielfach Gelegenheit hatte, sich in Industriearbeiterkreisen zu bewegen, wem die Schriften von Paul Göhre, Wenzel Kolek, Levenstein u. a. nicht fremd sind, dem wird ebenso bekannt sein, daß die Arbeitsfreude in diesen industriellen Kreisen, im Gegensatz zum alten Handwerker- und Gesellentume, völlig ertötet ist. Worin liegt die tiefere, die psychologische Ursache dieser allgemeinen Erscheinung? Welche Faktoren haben die berufsmäßige körperliche und geistige Arbeit, die seit dem Sündenfalle unserer Stammeltern immer eine Beschwerde für den Menschen war, zur drückenden Last umgestaltet? Warum war der alte Jugendlehrer relativ zufrieden, und warum ist es der moderne im allgemeinen nicht mehr? Warum konnte der ehemalige Handwerksgeselle singen und sich freuen, und warum hat der heutige Fabrikarbeiter das Singen verlernt?

Eine der ersten Ursachen dieser Kontraste liegt zweifellos in der Genügsamkeit der alten Zeit im Gegensatz zu den Bedürfnissen und Ansprüchen der modernen. Allein mit der Konstatierung dieses Gegensatzes ist die uns hier beschäftigende Frage noch nicht gelöst. Wir müssen noch anderen





Gründen nachforschen, Gründen, welche die Arbeit als solche betreffen, und wir wollen sie in folgendem, so dürftig sie auch mangels geeigneter Vorarbeiten erscheinen mögen, darzulegen versuchen.

I.

Für das sozial und wirtschaftlich bedeutsame Problem der Arbeitsfreude kommt nur der gelernte, der in seinem Fache oder Berufe vollständig ausgebildete Arbeiter in Betracht. Halb- oder Ungelernte, Handlanger und Taglöhner werden wohl nie eine hoch zu wertende Freude an ihrer Arbeit äußern.

Außer Betracht muß hier auch die spezifische Veranlagung des körperlich oder geistig Arbeitenden für seinen Beruf bleiben. Denn nur einem ganz minimalen Prozentsatz der Menschen dürfte es gegönnt sein, in ihrer frühen Jugend gerade dasjenige Fach wählen zu können, zu dem sie von Natur aus am besten prädestiniert sind. Ein System einer solchen Auslese, wie sie eine amerikanische ökonomische Schule erstrebt, ist vorerst undurchführbar.

Die Arbeit muß, soll sie nicht zur Last sich gestalten, schon bei ihrem Beginne bereitwillig übernommen werden; sie darf daher nicht zu endlosen Aufklärungen nötigen, nicht zu berechtigt scharfer Kritik Anlaß geben. Genau bestimmte Direktiven sind bei der dem Einzelnen zugeteilten Arbeit unumgänglich nötig. Sie müssen dem Untergebenen vollständig „einleuchten“, d. h. derart sein, daß der letztere die Überzeugung gewinnen muß, der Vorgesetzte besitze ein hinreichendes Verständnis für die angeordnete Arbeit: das zu schaffende Werk. Nichts verstimmt den Untergebenen oder Arbeiter mehr als widerspruchsvolle Befehle, als unmotivierte Änderungen. Dazu gehört ferner, daß man den Arbeiter, von dessen Fähigkeit, Gewissenhaftigkeit und Erfahrung man hinlänglich überzeugt ist, ruhig an seinem Werke arbeiten, wirken lasse. Stete und unnötige Störungen, ein System fortgesetzter Beunruhigung muß notwendig die Arbeits- und Berufsfreude lähmen.

Der gewissenhaft Arbeitende muß ferner, wenn er Interesse an seiner Arbeit gewinnen soll, auch den Erfolg: das Schlußresultat derselben schauen. Diese Forderung ist eine fundamentale. Der Handwerker sieht diesen Erfolg am fertigen, von ihm geschaffenen Werke, der Beamte an den abgeschlossenen Akten, der Schriftsteller an der vollendeten und publizierten Studie, der Lehrer an den Prüfungsresultaten und an dem vollendeten Studium seiner Schüler usw. usw. Eine erfolglose Arbeit, eine Arbeit ohne sichtbares Ziel und ohne reife Arbeitsfrucht kann den Arbeiter nicht befriedigen; und wenn eine solche Arbeit eine Arbeit durchs ganze Leben ist, dann muß sie notwendig bei dem geistig oder körperlich Tätigen nicht nur eine vorzeitige Arbeitsmüdigkeit, sondern auch eine wachsende Abneigung gegenüber dem gewählten Stande und Berufe erzeugen, zum dauernden Nachteil der Berufsarbeit und der Arbeitsleistung.

Die Erhaltung des Interesses an der Berufsarbeit erfordert auch im allgemeinen, wenn auch nicht im einzelnen, die Möglichkeit und Aussicht des Vorwärtskommens in Stellung und Einkommen. Hiebei muß das Vorwärtsschreiten ein gerecht geregeltes sein, zum mindesten den Eindruck eines solchen erwecken. Eine Karriere muß insbesondere dem talentierten und strebsamen Arbeiter möglich gemacht werden. Sie wird seine Arbeits- und Spannkraft erhalten, während die Aussichtslosigkeit des Vorwärtskommens, und noch mehr die Beobachtung, daß unfähige Elemente Karriere machen, der Arbeitskraft und -Lust vorzeitig ein Ende bereiten.

Zur Weckung oder Erhaltung der Berufs- und Arbeitsfreude kommt endlich noch die richtige Behandlung des Arbeitenden. Wir haben hiebei nicht die trägen und gewissenlosen, sondern die pflichttreuen Arbeiter im Auge. Es ist leider eine heute noch bei einzelnen Vorgesetzten und oberen staatlichen Organen nicht überwundene Anschauung, daß man den Untergebenen vom hohen Kothurn herab, zugeknöpft und kurz, wenn nicht gar barsch und unhöflich, und sei es nur durch die kräftigen



Stimmittel, behandeln müsse. Man glaubt dadurch den Untergebenen zu imponieren und ahnt mangels Unkenntnis in den seelischen Vorgängen nicht, daß man diese Absicht höchstens bei geistesarmen Elementen erreicht, die hochbegabten aber in eine nachhaltige, das von ihnen verwaltete Amt oft schwer beeinträchtigende Verbitterung hineindrängt.

II.

Suchen wir dem Wesen der Arbeitsfreude erstens in Hinsicht auf die körperliche, zweitens in Hinsicht auf die geistige Arbeit noch etwas näher zu treten. Vorausschicken müssen wir jedoch hiebei, daß es eine scharfe Trennung der beiden Arbeitsarten nicht gibt und nicht geben kann.

1) Versetzen wir uns in die Lage eines Handwerkers, etwa eines Schreinergesellen, dem der Auftrag wird, einen einfachen Schrank zu fertigen, also ein ganzes Stück, ein abgeschlossenes Werk. Er wird mit keiner impulsiven Freude, aber willig und planmäßig die Arbeit beginnen. Zuerst wird er im Holzlager die geeigneten Bretter auswählen, sie nach den vorgeschriebenen Maßen oder der vorhandenen Werkzeichnung zuschneiden, sie hobeln und zurichten, das Rahmenwerk der Türen und der Rückwand, die Seitenwände usw. zusammenfügen, die Gesimsstücke profilieren und endlich den ganzen Schrank zusammenbauen. Im Falle derselbe nicht dem Anstreicher oder Maler überliefert wird, wird dem Gesellen als Schlußaufgabe noch das Beizen und Lakieren zufallen, womit sich das Möbel als fertiges und schönes Werk präsentiert. Unwillkürlich wird den Verfertiger des des Stückes bei dessen Anblick eine gewisse Genugtuung er-erfüllen, und die Freude an der ungestört vollbrachten Arbeit wird noch gesteigert werden, wenn der Meister seine Befriedigung oder Anerkennung über dieselbe ausspricht.

Die gelungene einfache Arbeit wird den Leiter der Werkstätte bald veranlassen, dem Gesellen schwierigere Aufgaben zu übertragen, etwa die Anfertigung eines Buffets, eines Zierschrankes, einer ganzen Zimmereinrichtung, eines kirch-



lichen Ausstattungsgegenstandes usw. Mit jedem schwereren und schöneren Stücke und mit jeder Vollendung eines solchen wächst das Interesse des Arbeitenden an seiner Arbeit und die innere Zufriedenheit mit dem gewählten Berufe. Arbeitsinteresse und Berufsglück erreichen aber ihren Kulminationspunkt, wenn sich mit den größer werdenden Aufgaben auch der angemessen gesteigerte Lohn und eine gewisse Karriere, und sei es nur die vom Gesellen zum Ober- oder Altgesellen, verbindet.

Die hier geschilderte Arbeitsfreude des handwerklichen Arbeiters bildete keine Ausnahme, sondern war vor Einführung des Industriesystems, wenn auch nicht die regelmäßige, so doch die überwiegende Erscheinung in den Reihen der ehemals nicht getrennten Handwerker und Kunsthandwerker. Und zu dieser Arbeitsfreude fügte sich die Ehre der Arbeit, die Wertschätzung des Berufsstandes in den eigenen und in den außenstehenden Kreisen.

2) Die psychologischen Erscheinungen der Arbeisfreude sind bei der geistigen Arbeit jenen der körperlichen Arbeit ähnlich, wenn auch nicht völlig gleich. Vollendung und Erfolg der Arbeit: das Schauen eines fertigen Werkes ist auch hier eine der Grundbedingungen der Zufriedenheit mit dem gewählten Berufe.

Berühren wir zuerst die freie geistige Arbeit, die Arbeit z. B. eines Schriftstellers. Nachdem es ihm gelungen ist eine glückliche Idee, einen geeigneteu Vorwurf für eine Studie, ein Literaturwerk usw. zu finden, wird er sich bemühen, eine demselben angepaßte Disposition aufzustellen. Damit ist nicht selten, mit einem Gefühle der Erleichterung, der schwierigste Teil des Werkes überwunden. Die Ausarbeitung desselben schreitet im einsamen, von Störungen freien Studierzimmer an der Hand der festgelegten Einteilung stetig vorwärts, und jede geglückte Partie, jeder gefundene neue Gedanke, jeder formvollendete Satz wird dem Schreiber eine stille Freude bereiten. Gelingt ihm auch noch ein eindrucksvoller, das Geschriebene zusammenfassender und



es abrundender Schluß, dann steigt in ihm nicht selten ein Empfinden der Besiegung des schwer zu behandelnden Stoffes auf, eine Art Siegesfreude, wie sie ein Offizier nach einem glücklich gewonnenen Gefechte kaum größer haben kann. Die Gewinnung eines Verlegers, einer angesehenen Zeitschrift wird zu der Freude des geistigen Erfolges noch jene des materiellen fügen und sie zugleich mit der Hoffnung der öffentlichen Anerkennung des Werkes verklären.

Umgekehrt wird das Mißlingen einer größeren schriftstellerischen Arbeit ein einer inneren Niederlage gleichendes Gefühl hervorrufen und den Ansporn zu neuen Arbeiten oft für lange Zeit zurückdrängen.

Nehmen wir nun als Beispiel einer unfreien geistigen Arbeit die Tätigkeit eines Mittelschullehrers. Sein Arbeitsobjekt ist der Schüler als Gesamt- oder Klassenbegriff. Er wird hoffnungsvoll an seine Unterrichtstätigkeit herantreten, falls nicht ein großer Prozentsatz völlig Unbegabter in die Klasse aufgenommen wurde und ihm die nötigen Disziplinmittel zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in die Hand gegeben sind. Eine weitere elementare Voraussetzung des Interesses am Unterricht ist, daß dieser nicht durch einen Dauerregen schulbehördlicher Erlasse, durch unaufhörliche Kontrolle und Beunruhigung gestört werde. Jede erfolgreiche Arbeit muß eine ungestörte, eine in Ruhe sich vollziehende sein.

Einen großen, einen Enderfolg kann der Lehrer allerdings nur schauen, wenn es ihm möglich gemacht wird, die Schüler von Klasse zu Klasse zu führen, und er hiebei nicht die Rolle eines mit kurzen, zersplitterten Stunden bedachten Fach-, sondern eines wirklichen Klassenlehrers und Erziehers zu spielen hat; wenn er endlich in der Reifeprüfung der obersten Klasse das seine jahrelangen Bemühungen krönende Resultat schaut und er mit froher Genugtuung behaupten kann: Ich habe Kinder und Jünglinge zu gesitteten und gebildeten Menschen erzogen, ihnen ein relativ abgeschlossenes, fertiges Wissen vermittelt, ihre Denkfähigkeit gesteigert, die



sie nun befähigt, sich der akademischen Laufbahn mit Aussicht auf gute Erfolge zu widmen.

So verlangt die Freude an der körperlichen wie an der geistigen Arbeit einen gewissen Abschluß, eine Krönung der Bemühungen. Die Quintessenz der Arbeitsfreude ist, wiederholt und mit einem Worte ausgedrückt, der Erfolg: die Erzielung eines ganzen, innerlich befriedigenden Werkes und der Genuß des Schauens, der Anerkennung und materiellen Belohnung desselben.

III.

Die Freude an der Arbeit stand in den zivilisierten Staaten kaum jemals tiefer als in der Gegenwart. Dieses Defizit an Glück, trotz steigenden Lohnes und Komforts, gilt für alle arbeitenden Stände: „In Wirklichkeit ist das innere Glück, wie Schmoller es nennt, weder bei den Reichen noch dem Mittelstande und den Armen gestiegen.“ [1])

Nicht die einzige, vielleicht auch nicht die erste, aber eine wesentliche Ursache des mangelnden inneren Glückes liegt bei der körperlichen Arbeit in der modernen Arbeitsweise.

Das geistige Interesse an der industriellen Arbeit wird heute durch eine bis zum äußersten gehende Arbeitsteilung im Arbeiter schwer darniedergedrückt. „Er ist oft gezwungen, jahraus, jahrein denselben Hebel zu drücken, ein und dasselbe Weberschiffchen zu richten.“ [2]) Der Arbeiter ist nicht nur zur Maschine, er ist zu einem Teil der Maschine, dem der Zusammenhang mit den übrigen Teilen fremd ist, geworden. Er verfertigt und sieht kein ganzes Arbeitsprodukt, kein letztes Ergebnis seiner Arbeit; er schaut nur die ihn

1) Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl. Berlin 1908. Teil I, S. 228.

2) V. Missiaen O. M. Cap., Der Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben. Deutsch von J. Keppi. M.-Gladbach 1913. S. 26.



wenig interessierende Einzelheit, kein harmonisches und vollendetes Werk.

Die Hand des Arbeiters ist so zum mechanisch sich bewegenden Kolben, zum gleichmäßig sich drehenden Rade geworden. „In gewissem Maße hat die Maschine der Arbeit die Poesie geraubt.“[1]) In vielen Fällen kann man behaupten: Nicht der Arbeiter lenkt die Maschine, sondern die Maschine lenkt, bevormundet den Arbeiter. Sie entwöhnt den Arbeiter des Denkens, erniedrigt ihn. Die Arbeiter „empfinden“, sagt John Ruskin,[2]) „daß die Arbeit, zu der sie verdammt sind, wahrhaft erniedrigt und sie zu weniger als Menschen macht“.

Neben der nur die unzusammenhängenden Bestandteile des Arbeitsproduktes vor das Auge führenden und den Arbeiter selbst in winzige Lebensfragmente zerstückelnden Arbeitsteilung ist es die Aussichtslosigkeit auf Selbständigmachung, welche beim modernen Industriearbeiter keine Arbeitslust aufkommen läßt. Dieses ist auch eine der Ursachen, daß gerade die intelligenten, „die bestgelohnten Arbeiter die unzufriedensten sind. . . . Es sind gerade die Arbeiter, deren jährlicher Verdienst den sehr vieler Ärzte, Ingenieure, Advokaten, Beamten . . . übertrifft, die auf den Straßen und Plätzen gestikulieren und die kapitalistische Welt verdammen.“[3])

Es läßt sich nicht bestreiten: die Arbeit des modernen Arbeiters ist freudenlos. Den letzten Rest der außerhalb der Arbeit liegenden Freude hat ihm die ihm zu teil gewordene Aufklärung geraubt. „Wir möchten hier die Worte wiedergeben“, schreibt V. Missiaen,[4]) „welche wir von einem schlesischen Arbeiter zu hören bekamen: ‚Früher‘, sagte er,

1) Ebenda S. 29.

2) Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken John Ruskins. 4. Aufl. Straßburg. S. 188.

3) V. Missiaen, a. a. O. S. 54.

4) Ebenda S. 83.



‚ging ich mit Gesang zur Arbeit, heute, da die modernen Ideen auf mich gewirkt haben, fühle ich mich weniger glücklich!'"

Glücklich fühlt sich heute in tausend Fällen auch der geistig Arbeitende nicht mehr. Auch auf seine Arbeit wirft die öde Arbeitsteilung ihre dunklen Schatten. Das das Ganze nicht mehr überschauende Spezialistentum macht sich in Wissenschaft und Technik, in Schreibstube und Schule breit. An die Stelle der allgemeiuen Bildung tritt die Fachbildung. In den meisten Mittelschulen ist der alte Klassenlehrer verschwunden, an seine Stelle ist der Fachlehrer getreten, welcher in sechs und mehr Kursen doziert und seine hunderte von Schülern nur dürftig kennen lernt. Der Unterricht verliert die Einheit, er wird mit dem wachsenden Umfange zugleich zusammenhangslos, fragmentarisch. Das Gesamtunterrichtsresultat befriedigt keinen fähigen, denkenden Lehrer. Er sieht im Gegensatz zum alten Bildungsbetrieb nichts Zusammenhängendes, nichts Harmonisches, nichts Abgeschlossenes.

Neben der Zersplitterung des Unterrichts ertötet ein Heer sich jährlich ändernder Vorschriften, eine nie ruhende „Reform" die Unterrichtsfreude. Die Selbständigkeit des Lehrers ist in der modernen Schule auf ein Minimum reduziert. Man wähnt durch eine bis ins kleinste Detail gehende bureaukratische Regelung die Schule zu heben und ahnt, in Unkenntnis der Psychologie des Unterrichts, nicht, daß man hiedurch ihr geistiges Niveau herabdrückt, indem man sie zur fort gleich arbeitenden Maschine und den Lehrer zum geistlosen und freudelosen Leiter der letzteren degradiert.

Die moderne, geistige und körperliche Arbeit ist kompliziert und tausendfältig geworden; sie ist ins Riesenhafte gewachsen und verlangt Riesenleistungen; die Arbeit des Einzelnen dagegen ist klein geworden, sie ist nur mehr Teilarbeit und entbehrt als solche der Freude und der Befriedigung, der religiösen Weihe und des Segens. „Der Lebens-



kampf in der modernen Gesellschaft ist mühselig, betrübend, weil wir durch die Elektrizität und den Dampf, welche uns überfluten, die belebenden und tröstenden Sterne nicht mehr sehen, welche in der Nacht glänzen.“ 1)

Die Lösung des Problems der Arbeitsfreude ist ein psychologisches, moralisches und technisches zugleich. Versuche zur Lösung desselben liegen von John Ruskin, Heinrich Herkner u. a. bis heute nur bezüglich der Industriearbeit vor. Doch die eigentlich wissenschaftliche Lösung, die immer auf das Allgemeine geht, hat die Arbeit oder Berufsarbeit als solche zum Gegenstande der Forschung zu wählen.

Ein tieferer Einblick in die Seele des Arbeitenden und in die seelischen Vorgänge während der Arbeit wird uns auch besser als bisher befähigen, an eine einschneidende Reform der modernen, unbefriedigenden Arbeitsweise auf privatem wie staatlichem Felde heranzutreten. Eine solche Reform wird zwar der Arbeit die ihr von Gott gegebene Eigenschaft einer Last nicht nehmen, sie wird sie aber erträglich gestalten und damit die Arbeitsleistung selbst steigern. Das ist das irdische Ziel der menschlichen Arbeit. Neben ihm steht das es überragende überirdische, ewige Ziel: Die Arbeit soll ein Gottesdienst sein und zu Gott hinführen. Darum ist das uns hier beschäftigende Problem ohne Mitwirkung der Theologie unlösbar.

1) Ebenda S. 111.

LXXVII.

Die Jesuiten am Neuburger-Düsseldorfer Fürstenhofe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Von Bernhard Duhr S. J.

(Schluß).

Als am 9. Juli 1654 Kaiser Ferdinands III. ältester Sohn, der 1653 gewählte römische König Ferdinand IV. gestorben, trat die Frage über den künftigen Träger der kaiserlichen Krone in den Vordergrund. Der jüngere Bruder Ferdinands IV., Erzherzog Leopold Ignatius, zählte erst 14 Jahre und hatte deshalb einstweilen wenig Aussicht. Zu den verschiedenen Kandidaten für die Kaiserkrone: Bayern, Sachsen, Neuburg gesellte sich auch der junge König von Frankreich, Ludwig XIV., für den Mazarin eifrig warb.[1])

Es war so recht die Zeit für Intriguanten und Plänemacher, und mit einem solchen Plane befaßt sich auch das 26 Seiten umfassende „Neben Memorial vor P. Joh. Antonium" vom 3. März 1655.[2])

In demselben führte Philipp Wilhelm aus: Es seien ihm arcana consilia bekannt geworden zur völligen Unterdrückung des Erzhauses. Er habe dieselben P. Antonius mitgeteilt aber unter Auferlegung von Stillschweigen: und gebe ich ihm anders keine Erlaubniß das Werk dem P. General zu offenbaren, ehe derselbe auch vorher fidem silentii demselben versprochen hat, und weil derselbe statum totius christianitatis am besten weiß, als wird derselbe am besten einraten können, was ich in diesem höchst wichtigen Werk resolviren solle. Letzt vergangen September hat der Landgraf Georg Christian

1) Vergl. B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte 1648—1740, 1, 293 ff.

2) Konzept Düsseldorf St. A. a. a. O. Die Zusätze am Schluß tragen das Datum vom 23. März.



zu Homburg, welcher unlängst zu unserer kathol. Religion übergetreten, als derselbe aus Spanien durch Frankreich kommt, mich zu Hambach besucht und Patrem Beck S. J. mit sich gebracht. Beide sind sehr gegen die Krone Spanien und das Erzhaus Österreich, sie haben mich gewarnt, daß ich nicht mit dem Erzhaus zu Grunde gehe. Frankreich wolle, so sagten sie, verbündet mit mehreren deutschen Fürsten und einer mächtigen Partei in Spanien das Erzhaus nicht allein um die römische, sondern vornehmlich auch um die spanische Krone bringen. Dem Pfalzgrafen will Frankreich zur Kaiserkrone verhelfen. Ich solle nur eine Resolution fassen, sie wollten nach Frankreich reisen, und was ich wollte adjustiren. Als ich replicirt Domine non sum dignus, antwortete P. Beck: Ja wohl wir Priester sagens alle Tag in der Messen und essen Ihn doch hinein (o nephandum dictum), ich solle Gottes Urteil nicht einreden und sie gewähren lassen; warum ich mich mit dem Haus Österreich ruiniren wolle. Ich habe ihnen dann Hoffnung gemacht, um die Gefahr dadurch zu evitiren und den fernern Erfolg ihres Vorhabens zu penetriren, auch darnach pro re nata zu resolviren, also daß sie mit der Vertröstung von mir abgeschieden, daß sie in Frankreich die königliche Kron auf mich oder Bayern dirigiren wollten. Politisch stände er sich — so führt der Pfalzgraf dann aus — besser in der Verbindung mit Frankreich, denn Österreich habe nichts für ihn getan. Österreich sollte also vor Offenbarung dieses Planes versprechen und zwar in specie, was es für den Pfalzgrafen praestieren wolle. Unter den Mitteln, den Plan zu vereiteln, gedenkt der Pfalzgraf, den P. Antonius nach Spanien zu senden, dabei auch die Societät den Vorteil gewinne, das was ein Mitglied derselben (P. Beck) verderbe, durch ein anderes wieder redressiert werde. Diese meine Gedanken an diesem höchst wichtigen Werke wird P. Antonius dem General allein sub fide silentii et sigillo confessionis entdecken und in dieser Sach mit Niemand, es wäre allein mit dem Cardinal Chisio und solches mit Gutfinden des P. Generals conferiren, auch dessen Gutachten und treuen Rat, ob und wie ich es entdecken und was ich für



Resolutiones fassen solle, erholen. Darauf werde ich warten und eher nichts resolviren, nicht zweifelnd, der P. General werde dieses wichtige Werk reiflich und wohl überlegen und mir mit solchen Consiliis an die Hand gehen, welche zu Ehre Gottes und des Publici auch zu meinem und der Societät Bestem gereichen. Darbei wolle P. General vor allen Dingen gebeten sein, vor der Zeit und ehe ich meine Lande wohl festgemacht haben werde gegen P. Beck nichts anzufangen, zumalen ich widrigenfalls der höchsten Gefahr (durch Frankreich) exponirt sein werde.

Im April kam Antonius in Rom an. Am 24. April berichtet er dem Pfalzgrafen,[1]) der General halte die ganze Verschwörungsgeschichte für wenig glaubwürdig. Gegen P. Beck, der schon früher wegen anderer Dinge verklagt worden, sei der General sehr ungehalten, und er wolle gegen ihn vorgehen, was aber Antonius gemäß seiner Instruktion verhindert habe.[2]) Der General wünsche, der Pfalzgraf möge alles aus freien Stücken ohne Rücksicht auf Belohnung dem Kaiser entdecken, der für solche Treue sich sicher dankbar erweisen werde.

Dem General Nickel hatte Antonius ein Schreiben des Pfalzgrafen vom 6. März überreicht, in welchem dieser um nachhaltige Unterstützung bat. In seiner Antwort vom 20. April 1655 versprach Nickel alles zu tun, soweit dasselbe zu seinem Amte gehöre.[3]) Deutlicher wird Nickel in seinem Schreiben am 29. Mai 1655.

Der Papst, mit dem er gesprochen, sehe sehr wohl die große Wichtigkeit ein, glaube aber, der Pfalzgraf sei verpflichtet,

---

1) Die Briefe sind teils latein., teils franz. Orig. Düsseldorf a. a. O.

2) Näheres darüber in dem bald nach dem Kriege erscheinenden 3. Bd. der Geschichte der Jesuiten. Wie Antonius am 1. Mai 1655 dem Pfalzgrafen mitteilt, bat der General um freie Hand gegen P. Beck.

3) Orig. Dieser u. die folg. Briefe Nickels in München, Staatsarch. blau 55/1.



die ganze Sache denen zu offenbaren, die es besonders angehe und die vorbeugen könnten. Das sei nicht allein eine Fordernng des Gewissens sondern auch im Staatsinteresse geboten. Wenn, so fährt Nickel fort, so verderbliche und Gott mißfällige Pläne — wie ich hoffe — keinen Erfolg haben, so wird sicher das Stillschweigen Ew. Durchlaucht als Zustimmung ausgelegt, und Sie setzen sich und ihr ganzes Land den größten Gefahren aus. Daß aber diese Anzeige durch Ew. Durchlancht selbst geschieht, wünscht der Papst nicht. Wenn der Pfalzgraf die gefährlichen Pläne nur dann offenbaren wolle, wenn die Offenbarung mit einem Vorteil für ihn verbunden wäre, so wäre das Pflichtverletzung eines Reichsvasallen und nicht vereinbar mit der Ehre des pfalzgräflichen Hauses.

In seiner Antwort vom 3. Juli zeigt sich der Pfalzgraf mit der Ansicht des Papstes und des Generals durchaus nicht einverstanden.

Trotzdem er die Sache offenbart, habe man in Wien jede Hilfe bei einem Angriff auf sein Land abgeschlagen. Ist dies nit ein tröstlicher Bescheid! Doch fällt er mir nit wunder, weil ich vernehme, daß man an andern hohen dem Haus Österreich auch nit übel affektionierten Örtern judicieret, daß die Kaiserlichen Minister, um die Kron am Haus quovis modo zu erhalten, nit nur mich und meine Lande, sondern noch wohl drei andere katholische Fürstentum denen Unkatholischen gern hingeben werden. Ob dann meine treuherzige Revelation der katholischen Religion mit der Zeit nützlich und ich allhie sicher sein werde, lasse ich dahingestellt sein. Es gereuet mich aber um meiner guten Intention willen, welche ich wegen der Religion bei dem Werk getragen, die Offenbarung nicht; daß aber ichs als ein Vasallius ohne das zu tun schuldig gewesen sein solle, da werden Ihre Heiligkeit und E. Ehrw. anders judicieren, wenn sie nachdenken, daß der Anschlag directe nit ipsam personam Caesaris, sondern allein sein Haus und Sukzession, deren Untertan oder Vasall ich nicht bin, konzernieren sollen. Und siehet man bei diesem Haus so weit auf das Partikular-

interesse, wie gedacht, was sollen dann ich und andere katholische Fürsten uns jemals Guts zu getrösten haben?[1])

In dem Briefe vom 2. Aug. 1655 hält Nickel der Erläuterung des Pfalzgrafen gegenüber seine und des Papstes Ansicht aufrecht, daß der Pfalzgraf zu der Offenbarung verpflichtet gewesen sei, denn nach der Lehre über die Vasallengüter sei es doch hinreichend klar, daß der Vasall gegen die schuldige Treue sündige, wenn er nach Kenntnisnahme von Nachstellungen gegen seinen Herrn (die im vorliegenden Falle wohl nicht geleugnet werden könnten) den Herrn nicht darüber benachrichtige.

Aber auch der Pfalzgraf beharrte auf seiner Meinung.

Denn am 24. August schreibt er an Nickel, daß ichs (zur Offenbarung) als ein Vasallus schuldig gewesen sein soll, kann ich zumal nit glauben, weil die Machina nit gegen des Kaisers Person, dem ich und alle Fürsten allein geschworen, sondern (gegen) dessen Haus und Successores vermeint gewesen, dahin (weder) ich noch andere meinesgleichen Fürsten, weil das Kaisertum elektisch ist, keine Obligation haben; was ich also getan, anders nit als aus lauterer Affektion zu diesem Haus und daß ich der Religion dadurch einen Nutzen zu verschaffen gehofft, beschehen ist. Wenn am Wiener Hofe nicht bessere Anstalt getroffen, um den drohenden Unheil vorzubeugen und man zugesehen wird, daß wenn die Benachbarten von Kron und Szepter verjagt werden, so trage ich billig Sorge, es dürfte so gut nit werden als E. Ehrwürden die Hoffnung haben.[2])

Die weiteren Briefe des P. Antonius finden sich in Übereinstimmung mit denen des Generals, sie betonen wiederholt die große Zuneigung des Papstes und des Generals für das Erzhaus.

Unter dem 16. Oktober 1655 stellte Alexander VII. dem P. Antonius ein Kreditiv zu, nach welchem der Pater dem Pfalzgrafen mündlich Bericht erstatten und von der

1) Konzept München a. a. O.

2) Konzept München a. a. O.



Hochschätzung und Zuneigung des Papstes Kenntnis geben werde.[1])

Endlich noch ein Beispiel eines vom Pfalzgrafen erbetenen Jesuiten, der ihn enttäuschte.

Der Kurfürst Joh. Wilhelm verlangte 1694 den Dillinger Philosophieprofessor, Johann Wiser, einen gebürtigen Neuburger (geb. 29. Oktober 1656), für seine Dienste. In einem Schreiben von Düsseldorf 15. Sept. 1694 an P. Inniger, Provinzial der „bayerischen Provinz" wünscht er P. Joh. „Wißer", Professor der Ethik „aus sonderbaren zu demselben und der löblichen Societät gestellten gnädigsten Vertrauen in sichern mein und mein Kurhaus betreffenden Anliegenheiten auf eine Zeitlang zu gebrauchen. Ersuche Ew. Ehrw. dahero durch diesen eigens abgeschickten Courier" den Pater unverzüglich und mit der Post hierher zu schicken. Die Neuburgische Hofkammer wird ihn mit den benötigten Reiskosten versehen. Der Provinzial antwortete am 24. Sept. 1694 zusagend. Über die Art der Verwendung teilte Johann Wilhelm am 30. Nov. 1694 dem Provinzial mit, daß er den P. Wiser in wichtigen Anliegen mit seinem Oberkämmerer Graf von Hamilton nach Schweden gesandt.[2]) Mit der Zusage des Provinzials erklärte sich der General Gonzalez am 16. Okt. in einem Briefe an diesen einverstanden, zumal feststehe, daß es sich um Dinge handele, die nicht gegen das Institut seien. Aber über den Titel, der dem Pater gegeben als „Conlegat", zeigte sich Gonzalez in einem Schreiben vom 4. Dez. 1694 beunruhigt; er hoffe, daß es sich nur um einen rein äußerlichen Titel handele, sonst könne er die Sache nicht dulden.[3]) Wie Joh. Wilhelm am 2. Mai 1695 dem Provinzial berichtet, schickte er den P. Wiser auch nach Wien.[4])

---

1) Orig. München Geh. Hausarchiv $\frac{10}{1}$ 5.

2) Orig. München Reichsarch. Jes. 1985.

3) Orig. Reg. Ad Germ. Sup.

4) Orig. M. R. Jes. 1985.

P. Wiser muß aber seinem Auftraggeber nicht lange entsprochen haben, denn Gonzalez schreibt am 12. April 1698 vertraulich an den Beichtvater des Kurfürsten, P. Carl Pottier in Düsseldorf: Nach Empfang Ihres Briefes vom 23. März habe ich sofort den Provinzial von Oberdeutschland gemäß der Willensäußerung des durchl. Kurfürsten gemahnt, er möge den P. Wiser weiterhin nicht mehr in den Diensten eines Fürsten verwenden, sondern ihm ein ehrenvolles Amt, fern von Fürstenhöfen, etwa in der Schweiz, übertragen.[1])

Wie Gonzalez am 8. Nov. 1698 dem Provinzial Müller mitteilt, war die Kaiserin für P. Wiser eingetreten, der seine Reisen nur in ihrem Auftrage gemacht habe. Am 26. Nov. verteidigte sich P. Wiser bei dem General, der aber seine Entschuldigungen in der Antwort vom 20. Dez. 1698 ziemlich kühl aufnahm und ihm anempfahl, seinen Obern pünktlicher als bisher zu gehorchen.[2])

P. Wiser wurde später wieder Professor, seit 1703 in Dillingen. Er starb am 26. Sept. 1725 in Rottenburg.[3])

Wie das letzte Beispiel zeigt, hat es an Kollisionen zwischen den fürstlichen Aufträgen und den Ordensstatuten nicht gefehlt. Diese Kollisionen mußten sich steigern, wenn Männer, die schon vom Orden hinreichend mit Arbeit belastet waren, zu gleicher Zeit allen möglichen fürstlichen Anliegen ihre Zeit und Kraft widmen sollten.

Mehrfach kam es vor, daß die Rektoren in Düsseldorf und Neuburg stark für den Hof in Anspruch genommen wurden, worunter das Colleg unter Umständen zu leiden hatte. Zuweilen wünschten die Fürsten auch solche zu Rektoren, die sie für ihre Dienste am besten gebrauchen konnten; sie erachteten es hingegen als einen Mangel an Berück-

1) Orig. Reg. Soli Rhen. Inf. 14. Vgl. Gonzalez an den Provinz. Müller 12. April 1698 Ad Germ. Sup.

2) Orig. Reg. Ad Germ. Sup.

3) Nach einer Mitteilung an Pottier 18. Juni 1698 scheint P. Wiser der Bruder des Kanzlers W. gewesen zu sein. Soli Rhen. Inf. 14.

sichtigung, wenn solche Männer zu Rektoren der Collegien genommen würden, die ihnen weniger paßten oder weniger hervorragend zu sein schienen.

Über diese Verhältnisse verbreitet sich ein Schreiben des Generals Gonzalez vom 3. Febr. 1691 an den oberdeutschen Provinzial Painter. Bei der Wahl eines Rektors, so schreibt er, wurde mehr Rücksicht auf das Colleg als auf den Hof genommen. Der für Neuburg von dem Kurfürsten gewünschte Rektor sei nicht passend, dafür habe er einen hervorragend tüchtigen Pater bestimmt, wenn derselbe auch nicht geeignet sei als Instruktor der Prinzessin Leopoldine. Es scheint viel besser für dieses Amt einen andern vom Rektor verschiedenen Pater zu bestellen, damit nicht der Rektor gezwungen ist, mehr am Hofe als im Colleg zu verweilen.[1])

Die vielen Aufträge, welche die Pfalzgrafen den Jesuiten erteilten, waren für diese ganz gewiß nicht immer angenehm, besonders dann, wenn es sich um mehr weltliche oder politische Dinge handelte. Vielleicht wäre da zuweilen eine entschiedenere Absage am Platze gewesen. Eine solche Absage wurde freilich erschwert durch die Dankbarkeit für die vielen von diesen Fürsten empfangenen Wohltaten und die Rücksichtnahme auf die damalige Allgewalt der Fürsten. Besonders dieser letztere Umstand muß bei einer billigen Beurteilung scharf ins Auge gefaßt werden. Die geschilderte vielfache Inanspruchnahme bietet aber anderseits einen wichtigen Beitrag für die Charakterisierung der damaligen Jesuiten.

Die Fürsten, um die es sich handelt, waren von Jesuiten unterrichtet und geleitet von früher Jugend an, sie hatten in guten und in schlechten Zeiten viele und ganz verschieden geartete Jesuiten in nächster Nähe kennen gelernt. Hätten sich in diesen vielen Jahren die Jesuiten nicht als lautere Charaktere erprobt, so wäre es ganz undenkbar, daß sie ihnen ihr Teuerstes, die eigenen Kinder,

1) Ad Germ. Sup. 1684–1709.



Prinzen und Prinzessinnen, zum Unterricht und zur Leitung anvertraut, sie als Begleiter ihrer Kinder auf langen Reisen erwählt und den Prinzessinnen, die in ferne Länder verheiratet wurden, als Beichtväter und Ratgeber mitgegeben.

In seinem Testament dat. Benrath, 13. Januar 1675 empfiehlt Philipp Wilhelm seinen Söhnen: „Obwohlen auch wir unseren freundlichen lieben Söhnen wegen ihrer Beichtvätter kein Ziel noch Maß vorschreiben wollen, so raten wir ihnen dannoch und sehen gern, daß sie diesfalls bei den Pat. Societatis Jesu verbleiben und sich deren gebrauchen.“ [1])

Und in der letztwilligen Verordnung vom 3. September 1688 legt er dem Kurprinzen ans Herz: „Allermaßen wir noch überdies unseres Kurprinzens Liebden die löbliche Societät Jesu, welche bei unsers Herrn Vatters hochsel. Angedenkens und unseren bisherigen Regierungszeiten uns, unseren Landen und Untertanen zur größeren Ehren Gottes und aller unserer Seelenheil so viel Gutes, Nützliches und Geistreiches nach allen Kräften und ganz unermüdlich löblich getan, ganz vätterlich rekommandieren.“ [2])

In dem unbedingten Vertrauen auf die Integrität und Zuverlässigkeit der Jesuiten liegt auch der Grund, weshalb sie mit so vielen schwierigen vertrauten Aufträgen und Missionen, mehr als gut war, belastet wurden. Dieses große unbedingte Vertrauen, das diese gebildeten und moralisch hochstehenden Fürsten in allen Lagen den Jesuiten entgegenbrachten, ist wohl geeignet, auf den Charakter dieser Ordensleute ein günstiges Licht zu werfen.

Als Frucht ihrer langjährigen erzieherischen und seelsorglichen Tätigkeit konnten die Jesuiten mit Recht auch hinweisen auf das sittenreine christliche Familienleben, das den Neuburg-Düsseldorfer Hof auszeichnete und ihn zu einem Beispiele für alle Zeiten gemacht hat.

---

1) Orig. München, Geh. Hausarchiv 24/I 4233.

2) Orig. München, Geh. Hausarchiv 24/I 4234.

LXXVIII.

König Ludwig I. und die katholische Kirche.

Neue Beiträge von Anton Doeberl.

3.

Schirmvogt und Hort war König Ludwig I. der katholischen Kirche in Deutschland im Geiste seines großen Ahnherrn, dem er eben zur Zeit des Kölner Konflikts ein Denkmal setzte. Woher immer im Wogendrang jener unruhig gärenden Zeit schutzflehende Stimmen zum Thron des großen katholischen Monarchen drangen, nicht teilnahmslos, als ob es kein höheres Interesse als die Politik gäbe, lauschte der König den oft bewegten Klagen: die Nöten seiner Glaubensgenossen, auch in fernen Landen, fanden bei ihm reiche Unterstützung, ihre Beschwerden, wo es anging, mächtigen Schutz.

Aber er war noch mehr als Schirmer und Schutzherr der Kirche, der bloß abzuwehren sucht, was der Kirche zum Schaden, er stellt sich wieder an die Spitze der kirchlichen Bewegung und wird zum Förderer der katholischen Sache. Vor allem der Klöster. „Seit Karl dem Großen hat wohl kein deutscher König, seit Tassilo II., dem Agilolfinger, kein bayerischer Fürst mehr für Kirchen und Klöster getan als König Ludwig I.“ Das Angesicht der katholischen Kirche in Bayern wird unter der Regierung Ludwig I. erneuert. Wenige Jahre nach dem Klostersturm der Ära Montgelas erstehen wieder zahlreiche Klöster, den Bedürfnissen der neuen Zeit zumeist besser angepaßt als diejenigen, die vorher mitunter nicht leben und sterben konnten.

Die Klosterpolitik König Ludwig I. bildet in der Geschichte der katholischen Restauration in Bayern eines der reizendsten und wichtigsten Kapitel. Durch die Wiederherstellung altehrwürdiger Klöster wird der Zusammenhang mit der Vorzeit, für den die Aufklärung kein Verständnis hatte, wieder geknüpft und zugleich der Grundstein für eine schönere Zukunft der kirchlichen



Bewegung gelegt. Die Förderung des religiösen Geistes im Klerus und Volk durch die Klöster geht wie leuchtend Morgenrot der erst mit dem Jahre 1848 frisch und mutig einsetzenden katholischen Bewegung voraus.

Ohne Zweifel wird in absehbar kurzer Zeit, wenn die Wiederherstellung verschiedener religiöser Orden sich zum hundertsten Mal jährt, ausführlich des Zusammenhangs und der Bedeutung der Klostererneuerung für die Erneuerung des kirchlichen Geistes in Bayern gedacht werden. Einige neue Beiträge sollen jetzt schon folgen zur Beurteilung der Klosterpolitik König Ludwig I.

I.

Die Förderung der Klostergründungen muß als des Königs ureigenstes Werk betrachtet werden. Kirchlicher Einfluß, Wünsche und Petitionen von Führern der katholischen Bewegung und Gemeinden mögen immerhin dabei mit im Spiele gewesen sein. So wissen wir, um nur ein Beispiel anzuführen, daß Bischof Sailer den König in seinen ersten Regierungsjahren in seiner Klosterpolitik beraten und bestärkt hat. Aber dieser Einfluß darf denn doch nicht überschätzt werden. Er läßt sich nur für einige Klöster nachweisen und spielt auch da deutlich nur eine untergeordnete Rolle, was bei der impulsiven Eigenart des Königs ohne weiteres verständlich ist. In der Frage der Neugründung von Klöstern war der König selbst zumeist der Anregende, sicherlich immer der Drängende. Bezeichnend dafür ist eine Stelle in einem Briefe des frommen Bischofs Franz Xaver Schwäbl von Regensburg an seinen Freund, den Minister von Abel. „Ich bitte Sie um Gottes Willen", so schreibt der Bischof am 30. Januar 1839, „suchen Sie die Ungeduld des König zu beschwichtigen. Der materielle Bau eines Klosters läßt sich zwar nach Zeit und Jahr festsetzen, ein geistiger Bau ist aber anderen Gesetzen unterworfen, welche ohne die größten und unausbleiblichen Nachteile nicht umgangen werden dürfen. Wir haben ja die neuesten Warnungstafeln in unserem vielgeliebten St. Stefan, worin merkwürdig edle Männer aus allen

Teilen der österreichischen Monarchie wie vom Sturmwind zusammengetrieben wurden." Infolge des Drängens des Königs, der möglichst rasch möglichst viele Klöster errichtet sehen wollte, mußten anfangs Ordensleute aus Österreich, so nach St. Stefan in Augsburg, und in die fränkischen Franziskanerklöster berufen werden, darunter auch solche Ordensleute, die ihrer Aufgabe nicht immer voll und ganz gewachsen waren. Die große Klostervisitation der Franziskanerklöster durch Bischof Reisach zu Anfang der 40er Jahre läßt, wie ja aus den Briefen dieses Bischofs selbst erhellt, auf manche Mängel schließen, die mit der zu raschen Entwicklung der Klöster verbunden sein mußten.

Auch der Einfluß der Minister Schenk und Abel darf ebensowenig als bischöflicher Einfluß auf die Neugründung von Klöstern übertrieben werden, denn der König erwies der Errichtung neuer Klöster Gunst und Unterstützung auch unter den Ministerien Armansperg und Wallerstein, die in kirchenpolitischen und religiösen Dingen denen nicht ferne standen, die in den Kammern das Schreckbild der „Kongregation" an die Wand malten. Andererseits scheiterten Versuche seitens des Oberappellationsgerichtspräsidenten Grafen Rechberg, des „Erzjesuitenfreundes" Grafen Seinsheim, wie ihn der König scherzend nannte, u. a. an dem Urteil, das sich der König nun einmal gebildet. Man liest es fast aus jeder Zeile seiner Klostersignate, seine Meinung sollte auch in dieser Frage einzig entscheidend sein, und sie war es auch.

Muß demnach die Förderung der Klostergründungen als des Königs ureigenstes Werk betrachtet werden, wobei jeder andere Einfluß nur eine untergeordnete Rolle spielte, so fragt es sich weiter, welches waren die Beweggründe, von denen der König sich in seiner Klosterpolitik leiten ließ.

Sicherlich zunächst Erwägungen der rechtlichen Verpflichtung. Im 7. Artikel des Konkordats vom 5. Juni 1817 hatte die Regierung sich verpflichtet, einige Klöster sowohl der Männer- als der Frauenorden zum Unterricht der Jugend in Religion und Wissenschaft und zur Aushilfe in der Seelsorge mit ent-



sprechender Dotation wiederherzustellen.[1]) „Die Rechnung war also“, wie Görres einmal bemerkte, „ungemein leidlich ausgefallen. Als Stellvertreter der 1600 Köpfe betragenden Klostergenossenschaften sollten fortdann einige Klöster in's Dasein treten, damit sie — etwa wie die 4 Reichsstädte, die den Wiener Kongreß überlebt — der Nachwelt authentische Nachricht über die Gefallenen und Vernichteten überlieferten.“[2]) Der Staat hat sich indes nicht beeilt, seine nachsichtige Gläubigerin zu befriedigen. Lange wiesen alle Fußspuren in den Staatsärar und nur wenige führten heraus. Die Vertragsverpflichtung bezüglich der Klöster war unter der Regierung des ersten Königs nicht eingelöst worden. Nur blieben einige Klöster erhalten, so das alte Schottenkloster in Regensburg, das Augustinerkloster in Münnerstadt, zwei Institute der barmherzigen Brüder und einige religiöse Frauengenossenschaften.[3]) Erst König Ludwig I. hat sich bemüht, die Verpflichtung, die der Staat im Konkordat auf sich genommen, zu erfüllen. Görres kommt in dem schon erwähnten, auch heute noch sehr beachtenswerten Artikel „Ministerium, Reichsrat, rechte und unrechte Mitte“ aus dem Jahre 1846 unter Ausscheidung jener Klöster, bei deren Gründung von einer „entsprechenden Dotation“ nicht die Rede sein kann, insbesondere der Mendikantenklöster, zu folgendem Ergebnis: „dem Vollzug der Übereinkunft gehören also von den Instituten, die sich mit Erziehung, Unterricht und der Seelsorge zugleich beschäftigen, nur sieben Benediktinerklöster an, von denen eines (das Schottenkloster) nie aufgehoben gewesen, und zwei der Augustiner, von denen gleichfalls eines perennierend sich erhalten; und dann von solchen, die sich ausschließlich der Armenpflege widmen, zwei nie aufgehobene Institute der barmherzigen Brüder und die der barmherzigen Schwestern sowie die Elisabethinerinnen.“

1) Sicherer, Staat und Kirche, Urkunden, S. 67. Der Nachdruck liegt auf dem Ausdruck „cum convenienti dotatione instaurari.“
2) Hist. pol. Blätter, 17. Bd. S. 485 ff.
3) Brück, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh. 2. Bd. S. 512.



Außer der Vertragspflicht ließen die mannigfachen Forderungen der Zeit den König das Erstehen klösterlicher Institute begünstigen. Zunächst muß der Priestermangel sich um so fühlbarer bemerkbar machen, als mit den letzten Opfern der Zentralklöster auch die letzten Aushilfskräfte der Seelsorge schwanden.[1]) Dieser Not an seelsorgerlichen Arbeitern stand gegenüber ein Zeitgeist, der in manchen Äußerungen eine Vertiefung des religiösen Sinnes im Volke notwendig erscheinen ließ. Für die Aushilfe in der Seelsorge erscheinen dem König als die geeignetsten, die auch beim Volke beliebten Franziskaner, Kapuziner, Karmeliten, Augustiner und Minoriten. In der Zeit von 1826—40 entstanden durch die Gunst des Königs nicht weniger als 38 Niederlassungen der genannten Orden, zuerst und vor allem in Franken.[2]) Aber besonders kräftig scheinen diese Niederlassungen in der ersten Zeit nicht alle gewesen zu sein. „Augustiner und Minoriten in Franken", so schreibt der König noch am 8. August 1842 von Bad Brückenau an Minister von Abel, „haben guten Fortgang, nicht so Franziskaner und Kapuziner, obgleich man ihre Klöster sehr gerne hat, aber hinein begibt sich fast kein Franke. Vermutlich, wenn die Minoriten noch zahlreicher sein werden (dermalen sind es 10 Patres), weise ich eines der Franziskanerklöster Frankens ihnen (vielleicht Hammelburg) zu, die Franziskaner zur Verstärkung in andere hier zu Lande, die alle gar schwach besetzt sind, kaum sich fortschleppen. Leicht möglich bei Vermehrung der Augustiner, wenn für's Schulwesen für sie gehörig gesorgt, daß ich noch ein 2. Kloster (ein vorhandenes Klostergebäude dazu benützend) haben will."

Den Redemptoristen war der König wenig gewogen, da man ihm ihre Strenge ungemessen vorgestellt hatte. Der König gestattete wohl die Berufung von Redemptoristen nach

---

1) Vgl. meinen Aufsatz: Bausteine zu einer Biographie Sailers.

2) Nach Sepp soll das Kloster am Lehel das erste Franziskanerkloster gewesen sein, das König Ludwig errichtete. Sepp, Ludwig Augustus, 2. Aufl. S. 755. In Wirklichkeit war es das neunte.

Altötting, ließ aber unter dem Eindruck ungnädiger Gesinnung gegen den Bischof Heinrich von Passau aus Anlaß der Leichenfeierlichkeiten für die Königin Witwe auf das Bestimmteste ererklären, von einer weiteren Ausbreitung der Redemptoristen könne keine Rede mehr sein. Doch stehen den einseitigen Aussprüchen des Königs über die Redemptoristen, wie sie Sepp wiedergibt, auch andere gegenüber, die ihrem Wirken gerecht werden. So äußerte der König auf einen Bericht des Ministers Abel vom 22. Nov. 1843 über den erhebenden Verlauf der ersten Redemptoristenmission in Tuntenhausen:

„Hocherfreulich ist dieser günstige Erfolg. Was zu vermeiden oder anzuordnen, z. B. daß während der Missionszeit keine landgerichtliche Vorladung geschehe, außer wenn das Gesetz keine Vertagung zuläßt, und, wenn erforderlich, ein paar Tage mehr für die Missionen bestimmt werden, darüber mir Anträge zu stellen."

München, 23. Nov. 1843. Ludwig.

Ebenso gerecht äußerte sich der König zwei Jahre später:

„An Minister von Abel. Dem gegenwärtig hier befindlichen pater superior der Redemptoristen zu sagen als von mir beauftragt, mir wäre sehr günstiger Bericht über die Wirkung ihrer Missionen erstattet worden, welches mich erfreut."

München, 25. Febr. 45. Ludwig.

Auch den Jesuiten war der König nicht gewogen. Kluge Männer, wie Bischof Schwäbl, glaubten im Interesse der kirchlichen Bewegung mit der eigenartigen Auffassung des Königs bezüglich des Jesuitenordens rechnen zu müssen und für die Einführung dieses Ordens die günstige Zeit abwarten zu sollen. „Hinsichtlich der Jesuiten", so schrieb Bischof Schwäbl an Minister von Abel am 10. November 1838, „haben Sie, verehrter Freund, die ganze Wahrheit mit den treffendsten Worten bezeichnet. Auch ich habe stets besorgt, daß man itzt ihre Einführung lediglich Ihnen schuld gäbe, und daß Ihren niederen, hohen und höchsten Gegnern dies eine willkommene Gelegenheit sein würde, auf ihren Sturz hinzuarbeiten und hiemit die bessere



religiöse Bewegung zum Licht und Heil des Vaterlandes — Gott weiß, auf wie lange Zeit — wieder rückgängig zu machen." Andere hingegen, wie Graf August Rechberg, ein eifriger, aber wie es scheinen will, nicht immer klug abwägender Katholik, glaubten, die Einführung des Jesuitenordens gerade im Interesse der katholischen Sache befürworten zu sollen. Aber ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg keim König.

Die Vermehrung der Seelsorgsarbeiter war eine Forderung der Zeit. Eine andere die bessere Erziehung der weiblichen Jugend. Das Mädchenschulwesen begann zum Problem zu werden. Eines der ersten Klöster, das König Ludwig I. errichtete, das Kloster der Servitinnen in München, sollte diesem Zwecke gewidmet sein. Es war Bischof Sailer, dieser Pädagog von anerkanntem Ruf, der die Gründung von Frauenklöstern zu diesem Zwecke empfahl, zunächst der Ursulinerinnen, über deren Wirksamkeit er vom Bischof von Würzburg Erfreuliches vernommen, denen später die Franziskanerinnen, Salesianerinnen, Englischen Fräulein (diese waren auch unter der Ära Montgelas' nicht ganz ausgestorben), die armen Schulschwestern folgten. Namentlich die letzteren, eine Gründung des frommen Sebastian Job, Beichtvaters der Kaiserin Charlotte, und des Bischofs M. Wittmann, haben sich seit 1834 von ihrem Mutterkloster Neunburg v. W. rasch über Bayern und in vielen anderen Ländern ausgebreitet. Sie erfreuten sich wie ihre beiden Gründer der besonderen Wertschätzung des Königs. Dafür nur eine Bestätigung.

Herr Staatsrat von Abel! Sie empfangen in der Anlage eine an mich gerichtete Vorstellung des Superiors des Franziskanerklosters zu Pfreimdt, die Errichtung eines Instituts der armen Schulschwestern in Amberg betreffend, eine Idee, die Meinen ganzen Beifall hat. Zum Ankaufe des in dem Schreiben benannten Hauses in Amberg schenke Ich zum Voraus aus Meiner Kabinettskasse jene zweitausend Gulden, welche sogleich baar zu erlegen sind. Aus welchen Mitteln die anderen 2000 fl. zu bestreiten sein möchten, darüber erwarte Ich Ihre Vorschläge. Treffen Sie indessen



die erforderliche Einleitung, damit das gedachte Haus dem Institut gesichert bleibe.

München, den 17. März 1838.

Ihr wohlgewogener König
Ludwig.

Für die gefährdete weibliche Jugend wurden unter eifriger Vermittlung des frommen Regensburger Bischofs Schwäbl 1840 aus Angers die guten Hirtinnen berufen, eine Einrichtung, die späterhin auch seitens der Protestanten Nachahmung fand.

Eine dritte Forderung war die Errichtung von Orden, die sich der leidenden Menschheit annehmen, eine Forderung, die um so dringender wurde, seit der Würgengel der Cholera auch durch die bayerischen Lande gegangen, seitdem die entstehende soziale Frage im modernen Sinn gebieterisch Fürsorge für die arme Bevölkerung, auch durch Kinderbewahranstalten, verlangte. Den barmherzigen Brüdern folgten mit staatlicher und privater Unterstützung — ich erinnere an das, was Emilie Lindner, Brentano, Görres, Ringseis, Appollonia Diepenbrock getan — die barmherzigen Schwestern, neue Blüten am alten Baum christlicher Nächstenliebe und nun während des Weltkrieges neben vielen andern die Engel des Schlachtfeldes.

Eine letzte Gruppe von Klöstern verdankt ganz besonders dem religiösen oder wenn man will dem romantischen Sinn des Königs ihr Wiedererstehen. Es sind insbesondere die Klöster jenes Ordens, der bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein Zentrum der Kultur und der Wissenschaft gewesen, des Benediktinerordens. Kloster Metten wurde durch die Freigebigkeit des Herrn von Pernath, der den Benediktinern das Gebäude unentgeltlich überließ, und durch die Bemühungen Sailers 1830 wieder eröffnet. Freilich hatte das Kloster anfangs mit Schwierigkeiten mannigfacher Art zu kämpfen. König Ludwig I. hatte als Dotation 50,000 fl. aus seiner Privatkasse bestimmt, aber Wallerstein verhinderte die Zuweisung dieser Summe. „Wallersteins Ungerechtigkeit war es“, so schrieb Bischof Schwäbl an Minister von Abel am 2. Februar 1839, „die förmlich gegebene Fundation von 50,000 fl. dem Kloster Metten wieder



zu nehmen und St. Stefan in Augsburg zu übertragen.“ Das Kloster war auf Privatwohltätigkeit angewiesen. Neue Schwierigkeiten bereitete Minister Fürst Wallerstein dem Kloster Metten durch die Gründung von St. Stefan, dem Metten untergeordnet sein sollte, an das es wiederholt Novizen abtreten mußte. Durch die Erhebung Mettens zur Abtei 1840 wurde die Selbständigkeit Mettens nach Verfassung und Klostergeist bewirkt. Andere Schwierigkeiten drohten dem Zwecke, wofür Metten geschaffen. „Ich leugne nicht,“ so schrieb Bischof Schwäbl am 24. Mai 1840 an Minister von Abel, „daß ich für die guten Patres in Metten große Besorgnis hege. Denn nicht nur die Mengein-Freisinger Partei, sondern auch die Thiersch-Erhard-Hocheder-Partei wird alles versuchen, um irgend welche Blößen ihnen abzulauern und ihnen ihr Amt auf jede mögliche Weise zu verbittern und zu erschweren. Sie brauchen daher von oben herab mächtigen Schutz, um welchen ich nachdrücklich bitte. Ich werde auch den Herrn Erzbischof um den seinigen bitten. Es wird gut sein, wenn Sie, verehrtester Freund, sich ebenfalls mit ihm persönlich benehmen.“ Minister von Abel hat auch diese Schwierigkeit behoben. Am 1. Oktober 1840 wurde das Seminar in Metten eröffnet.

Minister von Abel scheint anfangs für das Kloster St. Stefan, das nach der Absicht des Fürsten Wallerstein einer „heiteren Lebensanschauung“ im Gegensatz zur aszetischen Auffassung in Metten huldigen sollte und nach dem Bekenntnisse des ersten Abtes Barnabas Huber auch huldigte, weniger Sympathie gehegt zu haben. Es erging deshalb an ihn eine Mahnung des Königs.

An den Minister des Innern.

Wie bekannt, liegt mir das Aufblühen des Benediktinerordens in Bayern sehr am Herzen. Zugleich an allen Orten, wo dermalen bestehen in Bayern, muß man es sich recht angelegen sein lassen und namentlich auch in Augsburg. Dieses sage ich, weil aus Herrn von Abels Munde ich seine große Vorliebe für die Mettens selbst hörte. Auf meinen Ruf sind jene aus Österreich gekommen, größtenteils tüchtige Schulmänner



und gerade Wissenschaft und Unterricht sind Hauptbestimmungen vorzüglich dieses Ordens. Die Minister haben gewechselt, aber der König blieb, und er bleibt derselbe und das Gedeihen der Abtei St. Stefan ihm eine sehr angelegene Sache.

München, 22. April 1838. Ludwig.

An Benediktinerklöstern, die ihr Entstehen dem König Ludwig verdanken, seien noch genannt: Ottobeuren, Scheyern, ursprünglich bestimmt, das St. Denis der bayerischen Herrscher zu werden, Weltenburg, Andechs, St. Bonifaz, Schäftlarn. Dagegen gelang es nicht, das altehrwürdige Schottenkloster zu Regensburg zu erhalten.

Nach einem mir vorliegenden, im Jahre 1840 von Dr. Hermann und Dr. Prand verfaßten offiziellen Verzeichnis wurden von 1826 bis 1837 (November) 75 klösterliche Niederlassungen gegründet und zwar 1826 bis 1831 unter den Ministern Armansperg und Schenk 45, von 1832—1837 unter dem Minister Wallerstein 30. Nach Görres in seinem erwähnten Artikel bestanden unter dem Minister Abel im Jahre 1846 in allem 132 Ordenshäuser, eine Mehrung vor allem der Orden für weibliche Erziehung und für Krankenpflege. Im Todesjahre Ludwigs I. sollen nach Sepp in Bayern 9 männliche und 20 weibliche Orden, erstere mit 80, letztere mit 442 Häusern und Anstalten bestanden haben.[1])

II.

Die Klosterpolitik des Königs fand natürlich nicht überall im Lande Verständnis und Zustimmung. Es war nicht die Sorge um die Finanzen des Staates, die bange werden brauchte, denn der König nahm die Mittel für die Klöster aus seiner Kabinettskasse — nur für den Bau des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern bewilligte die Kammer 50 000 Gulden — es war der alte Groll aus seliger Illuminatenzeit, der es nicht verwinden konnte, da wieder neues Leben sprießen zu sehen, wo er so viele und schöne Ruinen geschaffen.

1) Sepp, Ludwig Augustus, 2. Aufl. S. 776.



Auf dem Landtag 1831 machte sich der Pfälzer Kulmann zum Sprecher der Opposition in einer Rede gegen Kongregation und Kamarilla, gegen Bücherverein und Schulpläne. Schüler, Siebenpfeiffer, Willich, Eberz u. a. unterstützten seine bewegten Klagen; trotz der Einsprache des Grafen Seinsheim ging in der Abgeordnetenkammer ein Antrag durch, welcher die fernere Wirksamkeit der Kongregationen lähmen sollte: „daß die Errichtung neuer Klöster durch Privatstiftungen nur zu den durch Artikel 7 des Konkordats bezeichneten Zwecken geschehen könne". Die erste Kammer verwarf jedoch die Anträge der zweiten Kammer. Görres hat sich damals in vier Sendschreiben an Kulmann des Klägers liebevoll angenommen.

Auf dem Landtag 1837 führte die Opposition den Kampf gegen die Klöster mit gesteigerter leidenschaftlicher Heftigkeit und reichte 6 Anträge ein: Neue Klöster sollten aus Staatsmitteln überhaupt nicht mehr, aus Privatmitteln aber nur zur Aushilfe in der Seelsorge und zur Krankenpflege errichtet werden und nur dann, wenn eine vollkommene, sicher ausreichende Dotation gegeben sei. Die Übertragung einer Pfarrei an ein Kloster sollte unmöglich gemacht, die Zuwendung von Unterstützungen aus Stiftungsgeldern an Klöster, die der Jugendpflege gewidmet seien, erschwert, das Terminieren der Mendikanten verboten werden. Die theologischen Studien sollten den staatlichen Verordnungen, wie der Synodal- und Pfarrprüfung, unterstellt sein. Vergeblich nahmen sich Ringseis, Moy, Seinsheim der Klöster warm an. Minister Wallerstein gab eine „zweideutige Erklärung"[1]: „Es sei zwar fraglich, ob die Klöster für die heutige Zeit noch nützlich seien, aber der Buchstabe des Konkordats bedinge die Errichtung einiger Klöster." Wiederum verwarf aber die Reichratskammer, was in der zweiten Kammer durchgegangen.

Auf dem Landtag 1846 brach der Sturm mit größter Heftigkeit aufs neue los, diesmal als Kampf gegen das, was man „System Abel" nannte. Derjenige, der den Sturm anblies, war der Minister von 1837, Fürst Wallerstein, der

1) Heigel, König Ludwig I. S. 175.



erbitterte Gegner seines Amtsnachfolgers. Er gewann zum Bundesgenossen den Fürsten Wrede (den Sohn des Feldmarschalls), denselben, der einst dem Minister Abel in den überschwänglichsten Worten Bewunderung und Hochachtung ausgesprochen.

Im Reichsrat, der bis jetzt die Angriffe auf die Klöster abgewehrt, stellte Fürst Wrede fünf Anträge: S. M. der König solle gebeten werden, dem Versuche, noch weitere Klöster zu errichten, Einhalt zu tun, nachdem zuvor der Begriff „einige Klöster" unter dem Beirat der Stände festgestellt worden; die 1840 aufgehobene Quarta pauperum et Scholarum als ein wesentliches Hindernis der Vermehrung der Klöster wieder in Wirksamkeit zu setzen, namentlich aber die Redemptoristen aus dem Lande zu entfernen. Die Anträge des Fürsten, gegen die sich besonders der Reichsrat Bischof Richarz von Augsburg erklärt, wurde mit allen Stimmen gegen jene des Antragstellers abgelehnt.

Eine geschicktere Hand als die, welche den ersten Angriff geleitet, ordnete nun die zweite Schlachtlinie. Die Anträge Wrede's, die dem Minister ein Mißtrauensvotum aussprechen sollten, gestaltete er um in ein Vertrauensvotum in und für die Krone und stellte sieben Anträge: Er beantragte — 1. ad captandam benevolentiam — Erhöhung der Kongrua der Kuratseelsorger und Erhöhung des Lehrereinkommens, 2. Genehmigung aller Vermächtnisse zugunsten geistlicher Korporationen nur unmittelbar durch den König, 3. Erklärung, daß die konkordatsmäßige Verpflichtung zur Herstellung einiger Klöster bereits erfüllt sei, 4. Ausschluß aller geistlichen Genossenschaften, die den religiösen Frieden irgendwie gefährden könnten, 5. staatliche Qualifikation für Lehrer und Lehrerinnen geistlicher Unterrichtsanstalten, 6. Vollendung des 32. Lebensjahrs als Bedingung der Gelübdeablegung der Nonnen, 7. Verbot des Terminierens.

Im Reichsrat sprach sich außer dem Finanzminister besonders Graf Arco-Valley gegen die Anträge aus, während die beiden bischöflichen Reichsräte es gerade beim entscheidenden



4. Antrag an Entschiedenheit fehlen ließen. Die ersten 5 Anträge fanden im Reichsrat Zustimmung.

In der Abgeordnetenkammer war es besonders Döllinger, der sich gegen die Anträge und für das Ministerium aussprach. Er erreichte aber nur die Verwerfung des zweiten Artikels. Die übrigen 4 Artikel kamen nun an den König.

Es ist seit den Tagen Wallersteins zur Übung geworden, einen möglichst scharfen Strich zu ziehen zwischen der Regierung des Königs und der Amtstätigkeit des Ministeriums Abel, vielleicht deshalb um desto schärfer letzteres bekämpfen zu können. Und doch bestand das, was man System Abel genannt hat, zum guten Teil schon vor diesem Ministerium. Minister Abel, der in einem starken Königtum allein das Heil des Staates sah in einer gärenden Zeit, wollte nichts anderes sein als königlicher Minister, der die Gedanken seines königlichen Herrn soweit als möglich mit treuer Hingebung, zuweilen auch mit der ganzen Leidenschaft seiner Beredsamkeit vertrat und verfocht. Auch auf dem Landtag 1846 spielte Minister von Abel in allem — das wird ja eine spätere Untersuchung noch erweisen können — nur die Rolle des getreuen Mandatars. Auch in der Behandlung der kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen.

Daß der König mit regster Aufmerksamkeit den Vorgängen in den Kammern folgte, bedarf keines langen Beweises. Aus den Akten erhellt, daß der König auch die Äußerungen der Presse genau studierte. So fragt er einmal an, welchen Sinn im Zusammenhang das Wort „Pazifikation" in den Histor.-pol. Blättern Bd. 16, S. 836 habe. Er gestattet die Verteidigung des Ministers durch die Schrift Höflers (Erläuterungen zu der Rede des Fürsten Wallerstein) und wünscht die Drucklegung der Rede Döllingers. Er erwartet, daß Prinz Luitpold und Herzog Max nicht für die Beschwerden stimmen, die außer der Klosterpolitik den Landtag 1846 so stürmisch gestalteten. Er äußert sich endlich zu den erwähnten 4 Anträgen. Ich lasse nur einige Schreiben folgen. Die Verhandlungen des Landtags 1846 insgesamt werden in anderem Zusammenhang gewürdigt werden müssen.



„An den Minister des Innern. Daß ja bevor im Reichsrat der Wrede, Klöster betreffende Antrag in Erörterung gezogen wird, ich das Klösterverzeichnis von 1801 bekomme diesseits des Rheins, sollte auch das jenseits des Rheins von 1791 nicht eingetroffen sein. Zugleich mit ersterem das Verzeichnis der dermaligen.

München, 18. Jänner 1846. Ludwig."

Fürst Wallerstein war bemüht, auch in weiterer Öffentlichkeit seine Gedanken über Klöster zu verkünden. Damit veranlaßte er jenen Preßfeldzug, der zum Schluß in einen förmlichen Adressensturm ausging. Minister von Abel aber ließ auf die gedruckte Rede des Fürsten „Erläuterungen" durch Höfler fertigen, denen der Fürst später die „echten Erläuterungen" mit scharfen Ausfällen auf den Görreskreis folgen ließ. Die Angegriffenen wehrten sich neuerdings: Görres schrieb den Artikel (zum Teil schon aus dem Jahre 1832) „Ministerium, Reichsrat, rechte und unrechte Mitte", dessen Inhalt sich kurz mit den Worten wiedergeben läßt: „In einer Zeit, wo die Gefahr vorzugsweise von der linken Seite droht, muß das Ministerium Front machen nach dieser Seite hin."

Auf diesen Kampf der Presse beziehen sich zwei Schreiben:

„An S. M.

Der treugehorsamst Unterzeichnete hat eine Beleuchtung der Rede, welche der Fürst von Öttingen-Wallerstein in der Kammer der Reichsräte über die Klosterfrage gehalten und dann in mehreren 1000 Exemplaren nach allen Gegenden verteilt und versendet hat, bearbeiten und hiebei — jedoch mit großer Umsicht — die Ministerialakten benützen lassen; die Beleuchtung soll nämlich den Charakter einer offiziellen Schrift nicht an sich tragen.

Bevor nun der Druck begonnen wird, wagt der treugehorsamst Unterzeichnete die Allerhöchste Genehmigung bezüglich der Benützung der Ministerialakten zu erbitten und zugleich anzufragen, ob das Manuskript, welches übrigens beiläufig 20 Bogen stark ist, vorher der Allerhöchsten Einsicht unterbreitet werden



solle. Der treugehorsamst Unterzeichnete hat dasselbe bereits sorgfältig durchgegangen und emendiert. Der Druck wird zu Augsburg besorgt werden.

München, 24. Febr. 1846. v. Abel.

Befragliche Benützung gewährt.

München, 25. II. 46. Ludwig"

„An den Minister von Abel. Zu veranstalten, daß Döllinger[s Rede] der Oppositionsabsicht bezeichnendes Treiben unverstümmelt in die Allg. Zeitung eingerückt werde, desgleichen in der Münchener sehr zu wünschen in der Nürnberger und Speyerer. Was geschehen, mir anzuzeigen.

München, 4. März 46. Ludwig."

Wie wir hörten, fanden vier von sieben Anträgen Wallersteins eine Mehrheit in der zweiten Kammer, trotzdem der Minister von Abel im Namen der Regierung gegen die reichsrätlichen Beschlüsse sich erklärt hatte, weil sie offenbar gegen die Freiheiten der katholischen Kirche verstießen; weil sie nicht zur Kompetenz der Kammer gehörten und nur ein Mißtrauensvotum, nicht ein Vertrauensvotum sein könnten. Der König fand die vier Anträge „recht unangenehm".

„An den Minister von Abel zur Äußerung, welche Entschließung auf diese wieder recht unangenehmen Ständebeschlüsse zu erteilen angemessen:

1. Ohne sich zu binden, welche?

2. Da im Konkordat nicht steht aus Staatsmitteln und da ziemlich viele Klöster errichtet worden, könnte es scheinen, es sei genug getan, aber zu erwidern, daß darum nicht festgesetzt, es dürfen nur einige sein, der König sich des Rechts nicht begeben will, was Errichtung von Klöstern betrifft.

3. In diesen verfänglich gestellten Antrag nicht einzugehen, sondern gerade herauszusagen, derselbe beabsichtige ein Gesetz gegen Einführung der Jesuiten. Wenn sie von dem König beabsichtigt gewesen, so hätte er 20 Jahre dazu Zeit gehabt und er tat es nicht, aber binden läßt sich derselbe nicht.



4. Bisher sei immer streng darauf gehalten worden, daß befangliche Lehrer die vorgeschriebene Qualifikation hatten. Auch darüber lasse ich mich nicht binden. Kurz ohne nein zu sagen, so drücke die Erwiderung, auf solche Art gehalten, es aus.

München, 24. April 1846. Ludwig."

Vor dem Landtagsabschied schrieb der König:

„Anmerkung zum Entwurf des Landtagsabschieds. Einige Veränderungen habe ich vorgenommen, eingedenk, daß, was in demselben versprochen wird, Gesetzeskraft bekommt, und daß nicht was in die Klasse der Verfügungen, Verordnungen gehört, sie erhalten soll. Morgen Sonntag soll der Landtagsabschied verlesen werden. Den Ausdruck gerechtester Anerkennung spreche ich Minister von Abel aus.

München, 23. Mai 46. Ludwig.

Der Landtagsabschied versprach nur den ersten Antrag über Erhöhung der allzu gering dotierten Pfarrstellen in Erwägung ziehen zu wollen. Die drei übrigen Anträge waren nicht zum Ziele gelangt, die Stellung Ministers von Abel nicht erschüttert worden.

* * *

Wir sehen in den Klöstern auch ein gut Stück bayerischer Eigenart, die jüngst Dürrwächter treffend geschildert hat, eine Äußerung des christlichen Charakters, der sich in Bayern viel stärker bemerkbar macht als in anderen Staaten. Wie das bayerische Königshaus mit warmer Empfindung an den Traditionen seiner eigenen ruhmvollen katholischen Vergangenheit hängt, so weist Bayerns Volk und Land geradezu auf die religiöse Romantik hin. Darum wird das, was König Ludwig I. für die Klöster getan in einer Zeit, die nicht überall Bayerns Eigenart Rechnung trug, fortleben im Gedächtnis des Volkes, so wie einst das Andenken an Tassilo jahrhundertelang in Klöstern und im Volke fortlebte.

LXXIX.

Kißlings Geschichte des Kulturkampfes.

Es gewährt einen nicht geringen Reiz, im gegenwärtigen Augenblicke des einmütigen Zusammensteheus des deutschen Volkes die für Deutschland beschämendste Periode seiner neueren Geschichte quellenmäßig und in der denkbar sachlichsten Darstellung zu lesen. Es besteht ein solcher Kontrast zwischen der „nationalen Unzuverlässigkeit der Ultramontanen" und der aufopferungsvollen Hingabe der heutigen Katholiken, daß das ganze schwere Unrecht des Kulturkampfes uns jetzt nur noch umso schärfer in die Augen fällt. Im Interesse des konfessionellen Friedens ist es gelegen, wenn Katholiken und Protestanten sich in die Geschichte des Kulturkampfes eifrig vertiefen, um in Zukunft vor ähnlichen Verirrungen bewahrt zu bleiben. Diesem Zwecke dient vortrefflich das mit dem dritten Bande nunmehr fertig gewordene Werk „Geschichte des Kulturkampfes im deutschen Reiche" von Dr. Johannes B. Kißling (Freiburg, Herder 1916. 474 S. 6,50. geb. 7.80), dessen beiden erste Bände die Histor.-polit. Blätter bereits gewürdigt haben,[1]) und dessen drittem Bande wir nun unser Augenmerk zuwenden wollen.

Der Schlußband führt in einem Kapitel über die letzten kirchenpolitischen Zwangsgesetze auf den Höhepunkt des parlamentarischen Kulturkampfes im Reichstage. Die Siedehitze der Kulturkämpferei wurde durch das Kullmannattentat erreicht, das man den Katholiken an die Rockschöße hängen wollte, obwohl der Prozeß am Würzburger Schwurgericht feststellte, daß Kullmanns Großvater im Selbstmord endete, seine Mutter im Irrsinn starb und sein Vater ein notorischer Säufer war. Durch die ganze Presse ging der Ruf nach Verschärfung des

1) Vergl. Bd. 153 S. 132 ff.



Kulturkampfes. In allen katholischen Vereinszentren wurden zahlreiche Haussuchungen vorgenommen. Im Reichstag rief die Kullmanndebatte den „allerschärfsten Waffengang im Kulturkampf" hervor und Bismarck stand, wie der fortschrittlich gesinnte Biograph Bismarcks, O. Klein-Hattingen, später schrieb, „auf dem Gipfel des Hasses gegenüber dem Zentrum". Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung durfte das Schlagwort vom Zentrum als der „Fraktion Kullmann" prägen. Die Annahme des Zivilehegesetzes mit 205 gegen 72 Stimmen brachte den liberalen Kulturkampfgeist in voller Schärfe zum Durchbruch. In seinem Papsthasse ließ Bismarck die Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle zurückziehen und tischte im Reichstage das von den Historikern nun längst gerichtete Märchen von der Verschwörung der Jesuiten mit der „bigotten" Kaiserin Eugenie auf. Als im Jahre 1875 der Westfälische Merkur das deutsche Lesepublikum mit dem Abdruck einer päpstlichen Encyklika überraschte, in welcher die Kulturkampfgesetze für nichtig erklärt wurden, da wurden die Redakteure der katholischen Blätter mit schweren Geld- und Gefängnisstrafen bedacht, während die „staatsfreundlichen" Zeitungen die Encyklika straflos abdrucken durften. Es folgte das sogen. „Brotkorbgesetz", wobei Bismarck im preußischen Herrenhaus die „ursprünglichsten, tiefsten, mit unserer Seele und ihrem Heile zusammenhängenden Grundlagen" dieses Kampfes offenbarte, wonach der Kulturkampf der Kampf sei „um unser Evangelium, um unsere durch das Papsttum bedrohte und gefährdete Seligkeit". Der Herr Ministerpräsident, erwiderte in derselben Sitzung des Herrenhauses Graf Brühl, habe sich mit anerkennenswerter Offenheit als ein Feind der katholischen Kirche erklärt. Die heute verkündete Politik führe zum Bürgerkriege. „Das Sperrgesetz", schrieb Majunke, „war und blieb für Klerus und Volk das schönste Ehrendenkmal in der ganzen Geschichte des Kulturkampfes", denn sechzehn Millionen „einbehaltener staatlicher Leistungen an die katholische Kirche" haben sich bis zum Ende des Kulturkampfes in den staatlichen Kassen angesammelt, und von 4000 kirchentreuen Geistlichen haben nur 24 den Staatsgehalt weiterbezogen. Es

folgten nun weitere Vertreibungen von Orden und Kongregationen, dieser „kulturfeindlichen Institutionen", gegen die man einschreiten müsse „wie gegen Rebläuse, Koloradokäfer und andere Reichsfeinde", wie sich eine „vornehme Revue" damals ausdrückte. 9000 Söhne und Töchter Deutschlands mußten die schwarz-weißen Grenzpfähle verlassen. Frohlockend bezeichnete der nationalliberale Führer von Bennigsen das Ordensgesetz als „die stärkste uud wirksamste Maßregel gegen die Ultramontanen": „sie verlieren auf einen Coup die Resultate der Arbeit von dreißig Jahren".

Als letzte große Kulturkampfsaktion veranlaßte Bismarck als eigenstes Werk die Entfernung der Kirchenparagraphen aus der preußischen Verfassungsurkunde. Viel Leid und Weh brachte sodann noch das Altkatholikengesetz über zahlreiche katholische Gemeinden, die den Gebrauch ihrer Kirchen verloren, weil eine Handvoll Altkatholiken von den Rechten des Gesetzes Gebrauch machte.

Die staatskirchenrechtliche Waffenrüstung, die sich Preußen durch die Kulturkampfgesetzgebung geschaffen hatte, war vollendet. Gleichzeitig war man in den tonangebenden Kreisen felsenfest überzeugt davon, daß in diesem Kampfe die Kirche unterliegen werde. Die Waffen waren scharf und schneidig. Man braucht sich nur der Einkerkerung, Verbannung, Pfändung fast der meisten preußischen Bischöfe zu erinnern, ebenso der unglaublichen Drangsale von Klerus und Volk im Kulturkampfe, die uns heute wie schreckhafte Träume anmuten. Ein Meer von Trübsal und Seelennot ergoß sich über die ihrer Priester oft gewaltsam beraubten Gemeinden. Die Behandlung, welche in einzelnen Gefängnissen den politischen Gefangenen zuteil wurde, bezeichnete Windthorst 1875 im Abgeordnetenhause als wahrhaft türkisch. Hatte man am 22. April 1875 den Gnesener Weihbischof Cybichowski zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, weil er am Gründonnerstag die heiligen Öle weihte, so schreckte man auch nicht davor zurück, durch den Gendarmen in Ohlau in Schlesien aus dem Tabernakel zwei Hostien auf das Landratsamt wegen einer Untersuchung bringen zu lassen. Nach vielen



Tausenden zählten auch die Strafverfolgungen, denen katholische Laien in dem „Kulturkampfe" ausgesetzt waren. Namentlich waren es die Lehrer und Küster, die der Denunziation verfielen, wenn sie einem Messe lesenden gesperrten Priester irgendwelche Dienste geleistet oder gar einen „ungesetzlichen" Gottesdienst mit Orgelspiel begleitet hatten. Zahlreiche Polizeiverordnungen brachten für die Katholiken Schikanen in Hülle und Fülle. Der Mainzer Verein deutscher Katholiken wurde geschlossen; katholischen Beamten wurde der Austritt bei Androhung der Entlassung aus dem Amte geboten.

Der Kampf tobte weiter. Unter der Führung des rheinischen Professors von Sybel wurde eine eigene Organisation für die Zwecke des Kulturkampfes, der Deutsche Verein, gegründet, der sich vor allem die Aufgabe der Überwachung der rücksichtslosesten Durchführung der Kulturkampfgesetzgebung stellte und ein weitverzweigtes Spionage- und Denunziationssystem unterhielt. Bald hatte man denn auch liberalerseits die Genugtuung, von der Maßregelung einer großen Anzahl treu katholischer Staats- und Gemeindebeamten zu hören, die entweder abgesetzt oder versetzt oder zur Disposition gestellt wurden. Vom Avancement blieben Katholiken in auffallendster Weise ausgeschlossen. Als die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung in Münster dem ihrer Stadt durch Familie und Geburt angehörenden Bischof von Mainz Freiherrn von Ketteler zum silbernen Bischofsjubiläum eine Glückwunschadresse übersandten, wurde jeder der Unterzeichnenden zu einer Ordnungsstrafe von 90 Mark verurteilt, weil die Regierung darin eine „regierungsfeindliche, mit einer amtlichen Stellung ganz unvereinbare Demonstration" erblickte.

Auch vom Auslande suchte Bismarck Hilfe für sein Kulturkampfunternehmen zu gewinnen. Der Versuch, Österreich in den Kulturkampf hineinzuziehen, scheiterte am Widerstand des Grafen Andrassy. Sodann ließ Bismarck gegen die Sympathiekundgebungen der belgischen Bischöfe und Katholiken Protest erheben. In einem Erlasse an den Grafen Perponcher betonte Fürst Bismarck, daß es für Deutschland „keineswegs erfreulich



sei, Belgien von Ministern einer Partei regiert zu sehen, welche mit uns im Kriege ist. Je länger das klerikale Regiment dauere, umso abhängiger werde das Land von den Jesuiten." Da der französische Botschafter ein eifriger Katholik war, ließ Bismarck am 18. Mai 1875 der französischen Regierung mitteilen, es liege nicht im Interesse der guten Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich, wenn ein „legitimistischer ultramontaner Botschafter" den Berliner Posten einnehme. In London hatte um die gleiche Zeit der deutsche Botschafter erklärt, es sei Pflicht eines jeden Protestanten, die protestantischen englisch-deutschen Sympathien zu pflegen, ein Vorgang, gegen welchen die Frankfurter Zeitung scharf protestierte. In allen diesen Unternehmungen aber stand, wie Jörg in den Historisch-politischen Blättern bemerkte, „der Erfolg zum ersten Male gegen Bismarck".

Während Kißling im zweiten Bande seines Werkes die Anteilnahme der liberalen Presse an der Erzeugung und Wachhaltung des Kulturkampfgeistes anschaulich schilderte, fügt er nun dankenswerter Weise auch ein Kapitel ein über den Einfluß der altkatholisch oder staatskirchenrechtlich interessierten Gelehrtenwelt unter der zutreffenden Bezeichnung „Der Römerzug der deutschen Intelligenz". Dieses Kapitel von liberaler Professorenweisheit und unduldsamen Professorenfanatismus ist ebenso ergötzlich zu lesen, wie es traurige Dinge enthüllt, deren sich die deutsche Gelehrtenwelt heute schämen würde. Wenn Kißling schreibt, die Rücksicht auf das Zartgefühl der Leser wie nicht minder auf das Ansehen der Wissenschaft nötige ihn, die Ergebnisse seiner Lektüre hierher gehöriger, mit aller Prätension der Wissenschaftlichkeit prunkender Werke voll unsäglichen Unflates in die Sammelmappe zurückwandern zu lassen, so kann man das in Anbetracht der Vornehmheit seines Werkes begreifen, muß es aber andrerseits bedauern, da sein Werk dadurch eine Fülle überaus interessanter Materialien einbüßen muß. Vielleicht könnte sich der verdienstreiche Verfasser entschließen, den haßerfüllten Anteil der deutschen Wissenschaft und des Großteils der deutschen Presse in einem ausführlichen Ergänzungsbande eigens erscheinen zu lassen.



Die Hoffnungen auf das Gelingen des Kulturkampfes waren groß. Allein es erwachte doch ziemlich früh die Kritik in Literatur und Parlament; Stimmen, die Kißling nach bestimmten Gesichtspunkten anführt, von denen die Befürchtung, daß der Kulturkampf gegen die katholische Kirche in letzter Linie auch dem Protestantismus sehr zum Schaden gereiche, immer in den Äußerungen angesehener Männer wiederkehrt. Mit dem Pontifikat Leo XIII. brach eine Wandlung der innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland und in Preußen an. Kißling schildert die inneren und die wirtschaftspolitischen Verhältnisse, die Attentate auf den alten Kaiser, den Beginn der schutzzollpolitischen Ära usw., welche allmählich zur Trennung Bismarcks von den Nationalliberalen und zur Annahme der Milderungs- und schließlich der Friedensgesetze führten.

Es ist von verschiedenen Seiten und auch von Bismarck selbst der Versuch gemacht worden, den Kulturkampf nicht als Kampf gegen die katholische Kirche, sondern nur als Bekämpfung priesterlicher Übergriffe in die Staatsinteressen hinzustellen. In einem eigenen Kapitel widmet Kißling nun der Frage von Bismarcks persönlichem Anteil an dem Zustandekommen und dem Werdegang des Kulturkampfes einen Epilog, in welchem er die Abschwächungsversuche Bismarcks ins helle Licht der Wahrheit rückt. Der Kulturkampf war für weite Kreise die so heiß ersehnte Fortsetzung der Reformation. Daher führte die Enttäuschung über den Ausgang des Kulturkampfs zur Gründung des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen". Die Energie und die Selbstverleugnung, mit der Bismarck für den Friedensschluß arbeitete, zwang den katholischen Kreisen Bewunderung und Hochachtung ab, und Jörg konnte mit Recht in seinen „Zeitläufen" schreiben, kein anderer verantwortlicher Minister sei denkbar, der die Vertretung einer solchen Umkehr nicht dem Nachfolger hätte überlassen und sich für immer in die tiefste Stille des Privatlebens zurückziehen müssen. Nur Fürst Bismarck konnte das wagen.

Nun wendet sich der Verfasser der Schilderung des Kulturkampfes in den außerpreußischen Staaten zu, indem er den



„schleichenden Kulturkampf in Bayern“, die Entspannung der kirchenpolitischen Lage in Baden, die kirchenpolitischen Schwierigkeiten im Großherzogtum Hessen, in den Reichslanden Elsaß-Lothringen und im Königreich Sachsen in den wichtigsten Punkten kurz darstellt. Der Vollständigkeit halber widmet er auch dem kirchenpolitischen Friedenszustand im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Oldenburg, die keinen Kulturkampf hatten, einige Seiten. Im Anhang sind die wichtigsten Kulturkampfgesetze zum Abdruck gebracht.

Im letzten Kapitel fügt Kißling eine kurze aber gedankentiefe Betrachtung über die weltgeschichtliche Stellung des Kulturkampfes bei. Für Werden und Wesen des Kulturkampfes macht Kißling in allererster Linie die Intoleranz des Liberalismus verantwortlich. Die Vertreter der Kulturkampfidee waren erfüllt und überzeugt von der Allgewalt und dem absoluten Rechte der Staatsomnipotenz. Mit Hilfe derselben sollten die modernen Ideen von der „Autonomie“ des Menschen, die Naturwissenschaften, die an Stelle der bisherigen Weltanschauungen treten zu können sich anmaßten, der absolute Nationalgedanke gegenüber der universalen Kirche mit ihrer Jenseitsreligion und ihrer im Christentum verankerten Kultur zur Durchführung gebracht werden. Im letzten Grunde war es nach der Auffassung der meisten Katholiken und vieler gläubiger Protestanten ein Kampf zwischen Glauben und Unglauben; der Kulturkampf war, wie der Philosoph Eduard von Hartmann im Jahre 1874 schrieb, „der letzte Verzweiflungskampf der christlichen Idee vor ihrem Abtreten von der Bühne der Geschichte, gegen welche die moderne Kultur ihre großen Errungenschaften mit Aufbietung der äußersten Kräfte auf Tod und Leben zu verteidigen hatte“. Dabei steht ganz zweifelfrei fest, schreibt Kißling, „daß weder Fürst Bismarck noch irgend ein anderer leitender Staatsmann Preußens diese unheilvolle Gesamttendenz des Kulturkampfes auch nur gekannt, geschweige denn gewollt hätten“. Kreise antichristlicher, naturalistischer und radikaler Richtung haben das Feuer geschürt und alle kirchlichen Regungen im Interesse ihrer Weltanschauung unter die schärfste Kontrolle des als omnipotent



erklärten Staates stellen wollen. Hier stieß der Liberalismus aber auf eine Großmacht, deren Stärke er nicht kannte, auf die Macht des Gewissens und der religiösen Überzeugung. Das Gewissen von neun Millionen Menschen mit Zwangsparagraphen geistiger und materieller Natur bekämpfen zu wollen mußte zum Mißerfolg führen. Dieser Gewissenszwang war um so bitterer empfunden, weil der Versuch, wie Karl Jentsch richtig bemerkt, „eine Vergewaltigung der starken konfessionellen Minderheit durch die einmütige geschlossene Mehrheit war, eine Vergewaltigung, die unternommen wurde nicht mit Betrübnis in einer Notlage des Vaterlandes, sondern in Hurrahstimmung aus purem Übermut unter dem jauchzenden Beifall der Tingeltangelpresse und der gemeinsten Witzblätter". Das Spiel ging verloren. In religiöser Beziehung brachte der Kulturkampf auf der einen Seite eine gewaltige Stärkung des katholischen Volksteils, auf der anderen Seite aber hat der Kulturkampf, wie Treitschke schrieb, „die schlechthin kirchenfeindlichen Elemente in unserem Volke mächtig gefördert". Heute ist der Tag gekommen, wo alles, wie Treischke ferner in Vorahnung schrieb, was noch christlich ist, sich unter einem Banner zusammenscharen muß. In dieser Entwicklung der Weltanschauungen war der Kulturkampf eine erste scharfe Scheidung der Geister. Der Kulturkampf der Geister wird nicht mehr gläubige Katholiken und Protestanten einander gegenüber finden, sondern Christen, die an die Gottheit Christi und die wichtigsten Dogmen des Christentums glauben, und Neuheiden. In dieser geschichtsphilosophischen Erkenntnis ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Kulturkampfes zu erblicken.

Durch sein dreibändiges Werk hat Kißling ein vorläufig abschließendes Buch über den Kulturkampf geschaffen, das es jedermann ermöglicht, sich über Wesen und Ziele des Kulturkampfes ein klares Urteil zu bilden. Kißling hat in seinem Werke nüchternste Objektivität mit ruhiger Darstellungsweise vereinigt. Sein Stil ist klar und gefällig; ein leichter angenehmer Hauch von Ironie und Humor kommt bei manchen Ereignissen zum Vorschein. Ein hoher Grad von Objektivität



wird vor allem deswegen erreicht, weil Kißling fleißig und gewissenhaft Quellen aus Parlamentsberichten, aus Memoirenwerken, aus Zeitungen und Zeitschriften (namentlich den Historisch-politischen Blättern) in seine Darstellung einwebt. Wenn das Werk, wie naturgemäß vom Standpunkte des Katholizismus aus geschrieben ist, so bietet es ohne Zweifel aber auch Nichtkatholiken die beste Möglichkeit einer zuverlässigen Orientierung, zumal der Verfasser sich aller leidenschaftlichen Ausfälle gegen Andersdenkende enthält, wozu der reizbare Stoff so vielen Anlaß geboten hätte. Diese Vornehmheit und Sachlichkeit ist von der gegnerischen Kritik auch allseits anerkannt worden. Wir besitzen in der Geschichte des Kulturkampfes von Kißling das erste größere, bedeutende, zusammenfassende und kritisch bearbeitete Werk über diese so aufwühlende Periode der neuzeitlichen Kirchengeschichte, deren geistige und kulturelle Bewegung noch heute nachzittert.

Insofern der Kulturkampf ein Vorläufer der künftigen Geisteskämpfe ist, die an das Verhältnis von Kirche und Staat, an Schule und an christliche Kulturprinzipien wieder in feindseliger Weise anknüpfen werden, kommt dem Buche nicht bloß in historischer Beziehung, sondern auch in praktischer Hinsicht eine große Bedeutung zu. Für die Schulung der Katholiken ist es von hervorragendem Werte. Das Buch ist in den Händen des Politikers und Historikers unentbehrlich. Es gehört in Vereinsbibliotheken, in akademische Kreise, in die Hände unseres Klerus, der im Kulturkampf eine so starke Überzeugungstreue und einen solchen Opfermut gezeigt hat, der Welt ein Schauspiel. Es dürfte in der neuzeitlichen Geschichte kein zweites Beispiel einer solch leidenschaftlichen Geistesbewegung mit derart spannendem dramatischem Auf- und Abstieg geben, wie die Geschichte des Kulturkampfes, die Kißling in voller Treue und Vielseitigkeit dem wirklichen Geschehen abgelauscht hat.

LXXX.

Die Schuld am Weltkriege.

Die Budgetkommission des Deutschen Reichstags hat am 9. November 1916 zum erstenmal die neue Funktion ausgeübt, die ihr durch Zentrumsantrag und Reichstagsbeschluß gegeben ist, mit der Reichsleitung auch bei Vertagung des Reichstags in Fragen der auswärtigen Politik in nähere Fühlung zu treten. In einer mehrstündigen Sitzung tauschten Reichskanzler und Parteien ihre Auffassungen über die Schuld am Weltkriege und die Polenpolitik aus. Der erschienene offizielle Bericht gibt nur den ersten Teil der Beratungen über die Urheberschaft am Weltkrieg bekannt.

Im Mittelpunkt steht die Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, die von großer geschichtlicher Bedeutung ist. Der Kanzler meinte zwar, er könne den Reichstagsabgeordneten nur Bekanntes wiederholen; alle die Dinge, die er vortrage, seien teils in seinen Reden, teils in seinen amtlichen Publikationen so oft dargestellt worden, daß es ihm nach dem zweijährigen Wüten des Krieges widerstrebe, retrospektive Betrachtungen zu erneuern. Das war aber nur oratorischer Zierat. In Wirklichkeit enthält die Rede wichtige, für die historische Würdigung wichtige Einzelnheiten über die diplomatischen Vorgänge, die bisher nicht bekannt waren. Unter dem Eindruck der Mitteilungen des Kanzlers sagte ein sozialdemokratisches Mitglied des Ausschusses, „daß die Diskussion der Schuldfrage um so günstiger für Deutschland ausfalle, je gründlicher man sich in sie vertiefe“.

Der Reichskanzler hat früher den Leitsatz aufgestellt: „die äußere Verantwortung tragen diejenigen Männer in Rußland, die die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee betrieben und durchgesetzt haben. Die innere Verant-



wortung aber trägt die englische Regierung". Dafür ist durch die bisherigen Kanzlerreden und Bekanntgabe diplomatischer Aktenstücke der Beweis schon geführt worden. Die feindliche Gegenarbeit hat diese Grundwahrheit nicht zu erschüttern vermocht und durch die neuen, vom Kanzler gelieferten Beweisstücke wird sie stark vertieft.

Die englische Publizistik und die englischen Staatsmänner drehen sich beständig im Kreise herum und so ist man jetzt gegenüber der drückenden Beweiskraft der Rede des deutschen Reichskanzlers wieder beim österreichischen Ultimatum an Serbien angelangt. Die englische offiziöse „Westminster Gazette" nannte nach der Kanzlerrede vom 9. November das Ultimatum „gewissenlos"; seine Urheber hätten gewußt, daß es Rußland in Harnisch bringen würde. Es wäre ein heilloser und ehrloser Frieden gewesen, wenn England Österreich Serbien gegenüber hätte gewähren oder Frankreich und Belgien hätte um Gnade bitten lassen.

Die britische Publizistik treibt da ein vermessenes Spiel. Es sei an die Ermordung des Königs Alexander von Serbien erinnert. Damals war es gerade England, welches die stärksten Register zog. König Peter, der mitbeteiligt war als Komplize, weil er gewußt hatte, daß und wie sein Vorgänger aus dem Wege geräumt werde, wurde Jahre lang von England unbeachtet gelassen. Bei dem zweiten Fürstenmord durch serbische Mordbuben wäre es Pflicht Englands gewesen, zusammen mit Österreich bei der serbischen Regierung auf glatte Bereinigung der Mordtat von Serajewo zu bringen.

Gegenüber dem Mord von Serajewo konnte es für eine Monarchie keinen anderen Standpunkt geben als jenen, den Kaiser Wilhelm in seiner Depesche an den Zaren (25. Juli 1914) kundgegeben hat: „Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin morden ließ, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, du und ich sowohl, als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben,



darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den scheußlichen Mord moralisch verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden." Vom Standpunkt des Sittengesetzes und der Staatsraison gibt es keine Einwendung gegen diese Worte des Kaisers.

Der Zar selbst, in dessen Haus schon so oft der Fürstenmord seine Opfer gefordert hat, ist nicht darauf eingegangen, am 29. Juli 1914 telegraphierte er vielmehr: „Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden, die Entrüstung, die ich völlig teile, ist in Rußland ungeheuer." Österreichs Note an Serbien mit ihren zehn Forderungen enthielt gewisse Eingriffe in die Hoheitsrechte des serbischen Staates, allein gegenüber diesem Staate, in welchem der Mord zum politischen Rüstzeug geworden war, gegenüber einem Staat, der nie seine feierlichsten Zusagen gehalten und stets die Unterwühlung der habsburgischen Monarchie mit allen Mitteln fortgesetzt hat, gab es kein anderes Verfahren. Zudem hat Österreich an Rußland offiziell erklärt, es werde die territoriale Integrität Serbiens wahren; es beabsichtige weder serbische Gebietsteile zu erwerben, noch den Bestand des serbischen Königreichs anzutasten, sondern wolle lediglich Ruhe vor den seine Existenz gefährdenden serbischen Umtrieben haben. Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Berchtold erklärte am 24. Juli 1914 dem russischen Geschäftsträger in Wien, Fürsten Kurdascheff, Österreich beabsichtige nur die eigene Sicherung, keine Demütigung Serbiens und vor allem keine Gebietserweiterung. Es liege ihm fern, eine Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan herbeiführen zu wollen.[1]) In seiner Antwort an den Zaren berief sich der Deutsche Kaiser darauf und meinte daher, „daß es für Rußland durchaus möglich ist, dem österreichisch-serbischen Krieg gegenüber in der Rolle

1) Oesterreichisches Rotbuch, Nummer 18 und deutsches Weißbuch Anlage 3, zitiert in „die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch", von Ludwig Bergsträßer (München, Oldenbourg) Seite 35.



des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg zu zerren, den es jemals erlebt hat". Darüber ist garnicht zu streiten: „Serbien", sagten am 28. Juli 1914 die Bismarck'schen Hamburger Nachrichten, „hätte es nicht gewagt, den berechtigten Forderungen Österreich-Ungarns zu trotzen, wenn die Diplomatie und die öffentliche Meinung aller Großstaaten Europas entschieden von ihm abgerückt wären."

Und was tat Rußland? Es bestärkte Serbien im Widerstande.

Am 30. Juni 1814 erhielt die österreichische Gesandtschaft auf Anfrage beim serbischen Auswärtigen Amt in Belgrad, was die serbische Polizei tun werde, um die nach Serbien gehenden Fäden des Attentats zu verfolgen, die Antwort, „daß sich die serbische Polizei bisher mit dem Gegenstande überhaupt nicht befaßt hätte" (Österr. Rotbuch Nummer 2). Das war ein ernstes Monitorium an Serbien, allein die serbische Regierung hat es unbeachtet gelassen und die serbische Presse setzte ihre Hetze fort. Der serbische Ministerpräsident Pasitsch sagte sogar in einem Rundschreiben an die serbischen Gesandten, ein Verbrechen, das von Staatsangehörigen Österreich-Ungarns begangen sei, könne man nicht Serbien in die Schuhe schieben (Bergsträßer S. 12). Am 4. Juli 1914 versicherte der russische Minister des Äußeren, Sasanow, gegenüber dem Petersburger serbischen Gesandten Spalaikowitsch, „daß Europa den Anklagen, die von Wien gegen Serbien kommen, keinen Glauben schenken wird" (Bergsträßer S. 14). Der russische Ministerrat gab am 24. Juli ein Communiqué aus, in dem es hieß: „Die (russische) Regierung folgt aufmerksam der Entwicklung des serbisch-österreichischen Konflikts, der Rußland nicht indifferent lassen kann" (Russisches Orangebuch, zitiert bei Bergsträßer S. 30). Gleichfalls am 24. Juli bat der serbische Kronprinz Alexander beim Zaren telegraphisch um Rußlands Unterstützung, worauf der Zar am 25. Juli antwortete: „Wenn wir (bei Österreich) keinen Erfolg haben, können

Ew. Hoheit versichert sein, daß Rußland in keinem Falle an dem Schicksale Österreichs uninteressiert sein wird." Das war die direkte Aufstachelung Serbiens durch Rußland zum Widerstande. Die Wirkung wird am besten durch folgende Mitteilung des russischen Geschäftsträgers in Serbien gekennzeichnet: „Ich habe Pasitsch den Text der Antwort des Zaren an den Prinzen Alexander mitgeteilt. Nachdem Pasitsch es gelesen hatte, bekreuzte er sich und sagte: ‚Herr, der Zar ist groß und gnädig'. Dann umarmte er mich, da er die Bewegung nicht zurückhalten konnte, die ihn übermannt hatte" (Russisches Orangebuch, zitiert bei Bergsträßer S. 33). Diese wenigen Belege, neben denen es noch andere gibt, erklären den Trotz Serbiens, das seines Rückhalts bei Rußland sicher war.

Für die nähere Würdigung der Lage vor Ausbruch des Krieges ist von entscheidender Bedeutung, daß Graf Berchtold, als Sir Edward Grey ernstliche Bedenken gegen die Befristung der österreichischen Note an Serbien geäußert hatte, sofort mitteilen ließ, es sei kein formelles Ultimatum, sondern eine befristete Demarche gegeben, die, wenn die Frist fruchtlos abläuft, einstweilen nur von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und von dem Beginne notwendiger militärischer Vorbereitungen gefolgt sein wird" (Öster. Rotbuch, bei Bergsträßer S. 34). Es wäre also Zeit gegeben gewesen für die Mächte, einen Ausgleich herbeizuführen. Die loyale, friedfertige Haltung Österreichs war über allen Zweifel erhaben.

Für die weitere Aktion in der damaligen Zeit hat die Rede des deutschen Reichskanzlers vom 9. November wichtige Aktenstücke bekannt gegeben. Der englische Minister Sir Edward Grey wollte den österreichisch-serbischen Streitfall vor eine Konferenz der Botschafter Deutschlands, Frankreichs und Italiens bringen. Der deutsche Reichskanzler ließ am 27. Juli 1914 der englischen Regierung kundgeben, es sei für ihn unmöglich, „unseren Bundesgenossen in seiner

Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen". Die deutsche Vermittlungstätigkeit müsse sich „auf die Gefahr eines österreichisch-russischen Konfliktes beschränken". Österreich verhielt sich gegenüber dem englischen Konferenzvorschlag ablehnend. Lord Grey schlug darauf vor, Österreich-Ungarn möchte sich entschließen, entweder die serbische Antwort als genügend zu betrachten oder aber als Grundlage für weitere Besprechungen. Die deutsche Reichsleitung vermittelte den Vorschlag nach Wien und unternahm sofort die Vermittlungsaktion im Grey'schen Sinne. Allein der österreichisch-ungarische Minister Graf Berchtold erwiderte, „daß nach Eröffnung der Feindseligkeiten seitens Serbiens und nach der inzwischen erfolgten Kriegserklärung er den Schritt Englands als verspätet ansehen müsse". Soweit war der Tatbestand seither öffentlich klargelegt. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg setzte durch seine Eröffnungen am 9. November die Kette fort. Darnach hat Grey am 29. Juli 1914 einen weiteren Vermittlungsvorschlag gemacht, der dem deutschen Reichskanzler als eine geeignete Grundlage für die Erhaltung des Friedens schien, und den er mit der entschiedensten Befürwortung nach Wien weitergab. Die zum erstenmal bekannt gegebene Depesche des Reichskanzlers möge hier im Wortlaut folgen:

„Falls die österreichisch-ungarische Regierung jede Vermittlung ablehnt, stehen wir vor einer Konflagration, bei der England gegen uns, Italien und Rumänien allen Anzeichen nach nicht mit uns gehen würden, so daß wir mit Österreich-Ungarn drei Großmächten gegenüberstünden. Deutschland würde infolge der Gegnerschaft Englands das Hauptgewicht des Kampfes zufallen. Das politische Prestige Österreich-Ungarns, die Waffenehre seiner Armee, sowie seine berechtigten Ansprüche gegen Serbien könnten durch die Besetzung Belgrads oder anderer Plätze hinreichend gewahrt werden. Wir müssen daher dem Wiener Kabinett dringend und nachdrücklich zur Erwägung geben, die Vermittlung zu den angebotenen Bedingungen an-

zunehmen. Die Verantwortung für die sonst eintretenden Folgen wäre für Österreich-Ungarn und uns eine ungemein schwere."

Wie der Reichskanzler weiter mitteilte, entsprach die österreichische Regierung diesen eindringlichen Vorschlägen, indem sie ihrem Botschafter in Wien folgende Weisung gab:

„Ich ersuche Eure Exzellenz, dem Staatssekretär von Jagow für die uns durch Herrn von Tschirschky gemachten Mitteilungen verbindlichst zu danken und ihm zu erklären, daß wir trotz der Änderung, die in der Situation seither durch die Mobilisierung Rußlands eingetreten ist, gern bereit seien, dem Vorschlage Sir Edward Greys, zwischen uns und Serbien zu vermitteln, näherzutreten. Die Voraussetzungen unserer Annahme seien jedoch natürlich, daß unsere militärische Aktion gegen Serbien einstweilen ihren Fortgang nehme, und daß das englische Kabinett die russische Regierung bewege, die gegen uns gerichtete russische Mobilisierung zum Stillstand zu bringen, in welchem Falle selbstverständlich auch wir die uns durch dieselbe aufgezwungenen defensiven militärischen Gegenmaßnahmen in Galizien sofort wieder rückgängig machen würden."

Die erste Depesche, die des Kanzlers, betrifft auch die englisch-deutschen Beziehungen. Man könnte aus derselben ableiten, es sei doch die allgemeine Annahme, die deutsche politische Führung habe den Fehler begangen, damit zu rechnen, daß das deutsche Reich in einem Kampf mit Rußland und Frankreich England nicht als Gegner haben werde, nicht richtig. Denn in dieser Depesche vom 29. Juli wird die Gegnerschaft Englands bereits in Betracht gezogen. Das war auch zuvor schon, am 27. Juli 1914, nach der seitens des Lord Grey dem deutschen Gesandten gemachten Erklärung selbstverständlich. Sie folgt weiter unten.

Die Kanzlerdepesche beweist, daß die unausgesetzte Berufung Greys auf seine Konferenzidee, durch deren Verwerfung die deutsche Politik den Krieg verursacht habe, gänzlich hinfällig ist. Lord Grey hatte selber seinen Konferenzvorschlag fallen gelassen, einer direkten Vermittlung zwischen



Österreich und Rußland zugestimmt und Bedingungen hiefür formuliert, die, wie die Antwort des Grafen Berchtold ergibt, Österreich anzunehmen bereit war. Auch erkennt man, wie stark der Druck war, der von Berlin aus in Wien geübt wurde, sodaß die britische Behauptung von einer laxen Vermittlertätigkeit der deutschen Politik ein- für allemal ins Reich der Erfindungen verwiesen werden muß.

Der Bekanntgabe dieser beiden Depeschen in der Budgetkommission des Reichstags ist in der Presse des feindlichen Auslandes keine Beachtung geschenkt worden, was begreiflich ist. Die Kette des Beweises, daß das Deutsche Reich nicht der Urheber des Weltkrieges ist, wird damit endgültig geschlossen. Wenn sonach die Sitzung der Budgetkommission ein „historischer Höhepunkt" [1]) genannt wurde, so ist es durchaus berechtigt. Die beiden Dokumente beweisen den Friedenswillen der verbündeten mitteleuropäischen Mächte bis zum letzten Augenblick. Er hat keinen Erfolg gehabt, weil England ihn nicht stützte und ein Doppelspiel getrieben hat.

Die Berufung auf die Erhaltung Frankreichs muß aus Englands Kriegsbegründung ebenfalls ausscheiden. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat in seiner jetzigen Rede vom 9. November 1916 eröffnet, daß er dem englischen Botschafter in Berlin schon am 29. Juli 1914 zugesichert habe, unter Voraussetzung der Neutralität Englands die territoriale Integrität Frankreichs zu gewährleisten. Am 1. August 1914 hat der deutsche Botschafter in London Grey in Aussicht gestellt, daß im Falle der Neutralität Englands die Integrität nicht nur des französischen Mutterlandes, sondern auch der französischen Kolonien garantiert werden könne.

Es bleibt noch die Berufung Englands auf den Schutz Belgiens übrig, aber diese Berufung hat bekanntlich nicht

1) Reichstagsabg. Dr. Böttcher im „Tag" Nr. 272 v. 18. November.



Stand gehalten vor den Akten aus dem Brüsseler Staatsarchiv. Die deutsche Reichsleitung wußte genau, daß der französische Kriegsplan einen Durchmarsch durch Belgien auf die preußischen Rheinlande vorsah. Es ist durch die in Brüssel aufgefundenen diplomatischen Aktenstücke inzwischen erwiesen, daß Frankreich und Belgien in weitgehendem Maße Abmachungen zur Verwirklichung dieses Kriegsplanes getroffen hatten. So sah sich Deutschland gezwungen, dem französischen Kriegsplan zuvorzukommen und selber den Durchmarsch durch Belgien zu unternehmen. Am 2. August abends 7 Uhr teilte dies die deutsche Reichsleitung mit. Aber schon am Nachmittag dieses 2. August, also bevor in London das Geringste von der deutschen Demarche in Brüssel bekannt war, hatte die englische Regierung Frankreich Unterstützung bedingungslos zugesagt für den Fall eines Angriffs der deutschen Flotte auf die französische Küste. Von der belgischen Neutralität war dabei mit keinem Worte die Rede. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat in seiner Rede vom 2. Dezember 1914 diese Seite der Frage klar gelegt und dabei erklärt, die Motivierung der englischen Kriegserklärung vom 4. August mit der Verletzung der belgischen Neutralität sei nichts als ein Schaustück gewesen zur Irreführung. In Wirklichkeit bestand ein förmlicher englisch-belgischer Kriegsplan zur Kooperation mit den Franzosen.

England hat selber den Krieg gewollt, weil es mit Rußland und Frankreich im Bunde den deutschen Weltmarktkonkurrenten niederwerfen und eine Kombination ausnützen wollte, die es zustande gebracht hatte, deren Bestand ihm jedoch keine Dauer zu versprechen schien wegen der russisch-englischen Gegensätze, die vorläufig nur gedämpft sind.

Von England ist bekannt, daß die Mobilisierung der englischen Flotte unter dem Vorwande der Übungen wochenlang vorher vollzogen worden war, ehe der englische Premierminister Asquith am 4. August 1914 das Ultimatum an Deutschland wegen Betreten Belgiens durch deutsche Truppen

überreichen ließ. Vom 13. bis 26. Juli 1914 fand die Konzentration und Mobilisierung der gesamten in englischen Gewässern und in der Nachbarschaft befindlichen englischen Geschwader statt.[1]) Und schon einige Zeit vor dem 1. August beförderten englische Eisenbahnen Truppenmassen an die Küste. Der englische Kriegsminister Lord Kitchener war einige Wochen vorher in Belgien, um mit dem belgischen Generalstab Dispositionen für das englische Expeditionskorps zu treffen. Am 4. August standen bereits 100,000 britische Soldaten in Belgien.

Dem fügte der deutsche Reichskanzler in seiner Rede vom 9. November 1916 hinzu:

Am 27. Juli 1914 gab Lord Grey auf die Bemerkung des russischen Botschafters in London, in deutschen und österreichisch-ungarischen Kreisen bestehe der Eindruck, daß England ruhig bleiben werde, die Antwort: „Dieser Eindruck wird durch die Befehle beseitigt, die wir der englischen Flotte gegeben haben." Am 27. Juli gab Grey von seiner vertraulichen Warnung an unseren Botschafter in London, „daß Deutschland auf rasche Entschlüsse Englands, d. h. auf seine Teilnahme am Kriege gegen uns gefaßt sein müsse, Kenntnis."

Rußland hatte bereits Anfangs August 1914 die gesamte russische Armee mit den sibirischen und kaukasischen Bestandteilen an der Grenze gegen Deutschland und Österreich-Ungarn durch fortgesetzte Teilmobilisierungen versammelt. Sie konnte daher sofort die Offensive ergreifen. Hier hat nun der Reichskanzler einen weiteren bisher unbekannten historischen Beleg in seiner Rede vom 9. Nov. 1916 geliefert. Er führte einen russischen Geheimbefehl vom 30. Sept. 1912 an, dessen Hauptsatz lautet: „Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündung der Mobilisation zugleich auch

1) Das Nähere mit Tag, Datum und den Umständen findet sich in der Neuen freien Presse vom 11. November 1916.



die Verkündung des Krieges gegen Deutschland ist."[1]) Dieser Geheimbefehl für den Warschauer Militärbezirk ist ein Aktenstück denkwürdig für alle Zeiten. Am 27. Juli 1914 mobilisierte Rußland offiziell 13 Armeekorps, in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli 1914 wurde die russische Gesamtmobilmachung angeordnet. Daraufhin erst ist in Deutschland die Mobilmachung erfolgt. Die russische Mobilmachung war, das beweist das Warschauer Aktenstück, zugleich die Kriegsverkündigung gegen Deutschland. Sie war nicht zu Defensivzwecken erfolgt, wie die englische Diplomatie der Welt stets vormacht, sondern zum Angriffskrieg gegen Deutschland.[2])

Der belgische Gesandte in Petersburg B. de l'Escailles hat in einem Bericht vom 30. Juli 1914 an seine Regierung die Worte niedergelegt: „England gab anfänglich zu verstehen, daß es sich nicht in einen Konflikt hineinziehen lassen wolle. Sir George Buchanan (der engl. Botschafter in Petersburg) sprach das offen aus. Heute aber ist man in St. Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen."

„So trägt England mit Rußland zusammen vor Gott und der Menschheit die Verantwortung für diese Katastrophe, die über Europa, die über die Menschheit hereingebrochen ist", resumierte am 2. Dezember 1914 der Deutsche Reichs-

1) Im vollen Wortlaut mitgeteilt in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Nr. 313 vom 11. Nov. 1916.

2) Inzwischen ist in der zweiten Dezemberwoche 1916 ein weiteres Dokument in der Norddeutschen Allgem. Ztg. veröffentlicht worden: Die Proklamierung des Kriegszustandes im Festungsbezirk von Kowno am 13. Juli alten Stiles, das ist am 26. Juli unserer Zeitrechnung, mithin eine volle Woche vor der deutschen Mobilmachung.

kanzler in seiner Rede vor dem Deutschen Reichstag. Durch seine Rede vor dem Reichshaushaltsausschuß am 9. November 1916 hat der Reichskanzler den bereits seit über 2 Jahren gegebenen zwingenden Schluß noch weiter begründet mit einer Beweisführung, gegenüber der die feindliche Diplomatie keinen Gegenbeweis führen kann.

LXXXI.

Adolph Franz †

Unvergeßlich werden mir allezeit die Stunden bleiben, die ich noch im September dieses Jahres bei Adolph Franz in seinem vornehmen Heime an der Kernerstraße in Baden-Baden verlebt; denn sie waren schön, wie alle Stunden bei ihm; und es sollten die letzten sein. Freilich konnte man damals nicht ahnen, daß schon am 6. November die Trauernachricht von seinem Tode hinausgehen werde. Denn, wenn auch zart gebaut, hat er doch allezeit eine starke Gesundheit sein eigen genannt; erst ein Schlaganfall am 7. Oktober hat sie zu zerstören vermocht. Damals blickten seine Augen noch so klar wie immer unter der hohen Stirne; rüstig schritt er in seinem elastischen Gange mit hinauf den Schloßberg; in seiner alten Frische, zuweilen mit feinem Humor, zumeist mit ernster Sorge sprach er über die kirchlichen, politischen und wissenschaftlichen Fragen, die ihm das Herz bewegten.

Er konnte davon sprechen. Denn er hatte eine außerordentlich reiche Vergangenheit hinter sich. Geboren am 21. Dezember 1842 zu Langenbielau in Schlesien als Sohn



des Fabrikanten August Franz, besuchte er das Gymnasium in Glatz und widmete sich 1863—1866 dem Studium der Theologie in Breslau und Münster. Schon bei dem Studenten trat eine reiche und vielseitige Begabung und eine rastlose Arbeitskraft hervor. An dem erwachenden Leben der katholischen Studentenvereine hat er regsten Anteil genommen. Am 27. Juni 1867 zum Priester geweiht, fand er seine erste Anstellung als Kaplan in Sprottau. Er gedachte sich dem wissenschaftlichen Leben zu widmen und die Stellung als Repetent am theologischen Konvikt in Breslau, die er von 1871—1873 bekleidete, schien ihm die Aussicht hiezu zu eröffnen. Er hatte schon Herbst 1866 vor seiner Priesterweihe promoviert, und 1872 erschien sein Buch: „M. A. Cassiodorius Senator. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur" (Breslau). Aber sein Versuch, sich an der theologischen Fakultät der Universität für Kirchengeschichte zu habilitieren, scheiterte an dem Widerstand von Professor Reinkens, der in Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma stand, damals bereits suspendiert und bald auch exkommuniziert wurde, aber seinen Einfluß noch geltend zu machen wußte. Und die Stellungnahme von Franz war bereits klar geworden. Er hatte 1872 die Redaktion der „Schlesischen Volkszeitung" übernommen, die von Anfang an für die päpstliche Unfehlbarkeit und die Opportunität ihrer Definierung eingetreten war, und 1873 schrieb er seinen „Beitrag zur neuesten Geschichte der Diözese Breslau: J. Bapt. Baltzer." (Breslau). Die Schrift wandte sich gegen Friedberg, der in einer Kampfschrift den 1871 verstorbenen Gegner der Unfehlbarkeit als einen Martyrer des katholischen Systems gefeiert. Im gleichen Jahre übernahm er das Schlesische „Kirchenblatt" mit der Aufgabe „die Interessen der katholischen Kirche zu verteidigen, die Katholiken Schlesiens über die kirchlichen Zeitfragen zu orientieren und den religiösen Sieg zu fördern". Drei Jahre führte er die Redaktion. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit

sind auch seine historischen Schriften entstanden: „Die Kirchenpolitik Friedrichs II." und „die gemischten Ehen in Schlesien" (beide Breslau 1878). Im gleichen Jahre trat er die Redaktion der Germania an, die er bis 1881 führte. Um die Ausgestaltung des Berliner Zentrumsorganes hat er sich große Verdienste erworben. Und mit Recht konnte dasselbe in seinem Nachruf auf ihn (Dienstag 7. Nov. 1916, Nr. 519) schreiben: „Die Redaktion wird den hervorragenden Mann, der ihr einige seiner besten Jahre gewidmet hat, nie vergessen."

So war aus Franz ein bedeutender Publizist geworden. Alles was er schrieb, bekundete eine klare Überzeugung, eine gute wissenschaftliche, namentlich historische Orientierung, ein ruhiges und maßvolles Urteil. Und es war verständlich und wirkungsvoll durch seine floskellose, knappe und klare Sprache.

Aber er hat sich nicht mit dem geschriebenen Wort begnügt. Schon frühe trat er auf in öffentlichen Versammlungen, und warb für die Politik der Zentrumspartei. Die Not der schweren Zeit des Kulturkampfes, den seine Heimat in reichem Maße gekostet und die Begeisterung, die ihm im Herzen lebte, drängten ihn dazu. Von 1875 bis 1882 vertrat er den Wahlkreis Münsterberg-Frankenstein im preußischen Abgeordnetenhause und 1876 entsandte ihn Großstrehlitz-Kosel in den Reichstag. Das letztere Mandat legte er erst 1892 nieder.

Die Vorzüge, die dem Publizisten eigneten, kamen auch dem Arbeiter in den Kommissionen, dem Redner im Plenum zu gute. Schon 1875 hat er im Abgeordnetenhaus bei den Debatten über den Gesetzentwurf der Erhaltung der Staatsleistungen für die katholischen Geistlichen, über die Ausweisung der katholischen Orden, über Fragen des Schulwesens eingegriffen. Sein Wort fand stets Beachtung. Auch der Gegner wußte die Überzeugung, die Sachlichkeit, die Ruhe seiner Polemik zu schätzen. Überhaupt ist er



stets ein Mann von vornehmster Denkungsart und feinster Form gewesen. In den Kreisen der Parteigenossen hatte er liebe Freunde. Damals hat sich die Freundschaft mit Windthorst geknüpft; ihr ist er allezeit treu geblieben; das Bild des großen Zentrumsführers hing auch in der späteren Zeit vor seinem Arbeitstische.

Der Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau war 1875 von der preußischen Regierung für abgesetzt erklärt worden; er hatte die Diözese zuletzt von seinem Schlosse Johannesberg aus geleitet, das in dem österreichischen Teile derselben lag. Jetzt legten sich die Wogen des Kulturkampfes. Der neuernannte Fürstbischof, der Berliner Probst Robert Herzog, konnte 1882 wieder in Breslau einziehen. Und er nahm mit sich als Kanonikus Adolph Franz. Diesem eröffnete sich jetzt ein neuer umfassender Wirkungskreis, der Kreis der kirchlichen Verwaltung. Er stand mit seiner reichen Erfahrung dem Fürstbischofe und seinem Nachfolger, dem späteren Kardinal Kopp, bei der Reorganisation der Diözese an der Seite. Auch die Obsorge für soziale und charitative Anstalten war ihm anvertraut. Großartiges hat er auf diesem Gebiete geschaffen. Namentlich nachdem ihm eine Erbschaft reichste Mittel hiefür in die Hand gelegt. Seine Wohltätigkeit war überhaupt groß und still.

Mit wärmsten Worten hat Kardinal Kopp seine Verdienste bei seinem Scheiden anerkannt. Leo XIII. ernannte ihn zum päpstlichen Hausprälaten und apostolischen Protonotar.

1893 resignierte Prälat Franz freiwillig auf sein Kanonikat. Aber auch in späterer Zeit ist er mit seiner Diözese und seiner Heimat im innigsten Zusammenhang geblieben. Dort lebten ihm treue Freunde aus seiner Jugendzeit, wie Kanonikus Archivdirektor Jungnitz.[1]) Und namentlich weilte er

1) Herrn Kanonikus Jungnitz verdanke ich einige wertvolle Notizen über den Verewigten; ich bitte ihn auch an dieser Stelle, meinen wärmsten Dank entgegenzunehmen.



fast alle Jahre einige Zeit bei Kardinal Kopp. Derselbe hatte die Hoffnung ausgesprochen, auch in Zukunft seinen Rat nicht entbehren zu müssen. Und bei allen wichtigen Angelegenheiten scheint er denselben erholt zu haben. Seinen Tod vermochte Franz auch fast nicht zu verwinden.

Auch für die Politik hat er wie früher reges Interesse bewahrt. Er hatte die schweren Zeiten des Kulturkampfes mit durchkämpft und die Erinnerung daran ist ihm lebendig geblieben. Eine „Geschichte des Kulturkampfes in Schlesien" ist nach seinen mir gemachten Bemerkungen in großen Partien im Manuskripte abgeschlossen. Es hing mit seiner Vergangenheit zusammen, daß er eine schärfere Auffassung vertrat. Nur mit einer gewissen Bitterkeit fand er sich, ähnlich wie Windthorst mit der Tatsache ab, daß der status quo ante nicht völlig wiederhergestellt worden war. So hat er auch in dem Streit im Zentrumslager der letzten Jahre den Standpunkt seines Freundes Kopp geteilt.

Nach seiner Resignation lebte er zuerst in Hermsdorf im Kreise Waldenburg, dann in Gmunden am Traunsee, in Frankfurt am Main und in München. Wohl jedem seiner Münchener Freunde ist sein schönes Heim an der Königinstraße und später an der Friedrichstraße in Erinnerung, in dem er des öfteren ebenso vornehme als herzliche Gastfreundschaft geboten. Vor etlichen Jahren übersiedelte er aus Gesundheitsrücksichten nach Baden-Baden. Wie seit langem hat auch dort die Nichte eines toten Freundes in hausfraulichem Walten ihn der Sorge um die Äußerlichkeiten zu entheben und sein Haus zu verschönen gewußt.

Als er sich von dem öffentlichen Leben zurückzog, hat ihn hauptsächlich ein Gedanke geleitet, zu seiner Jugendliebe, den wissenschaftlichen Studien zurückkehren zu können. Er hatte dieser Jugendliebe allezeit die Treue gewahrt, und für wissenschaftliche Bestrebungen reichstes Interesse gehegt und reichste Unterstützung gewährt. Der Görresgesellschaft gehörte er seit langem an; nur selten hat er auf ihren General-



versammlungen gefehlt. Jetzt mehrten sich seine Beiträge in den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften; in der Theologischen Revue, Literarischen Rundschau, Tübinger Quartalschrift, im Katholik ist ein reiches Material zerstreut. Und nicht zuletzt verdanken ihm die Historisch-politischen Blätter zahlreiche Artikel politischen und wissenschaftlichen Inhalts. Rege Fürsorge um diese Zeitschrift hat ihn auch noch in den Tagen beschäftigt, da ich bei ihm weilte. Namentlich hat er ein Gebiet bebaut, das zu den wenigst gepflegten und doch zu den dankbarsten der Theologie gehört: das Gebiet mittelalterlicher Liturgie und kirchlicher Kulturgeschichte. Eine Reihe von reifsten Werken ist in den letzten zwanzig Jahren seiner Muße aus seiner nimmer müden Feder hervorgegangen. In seinem Werke „der Magister Nikolaus Magni de Jawor" (Freiburg 1898) frischte er — hauptsächlich auf Grund ungedruckter Quellen — das Andenken eines fast verschollenen mittelalterlichen gelehrten Theologen wieder auf. In dem „Rituale von St. Florian aus dem 12. Jahrhundert" bot er den erstmaligen Abdruck eines in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts im Stift St. Florian vorliegenden Rituale, das ein Muster eines abgeschlossenen und vollständigen Rituale darstellt. „Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert" (Freiburg 1907) stellen in der Darstellung des Lebens und der Werke des Konrad von Sachsen, des Frater Ludovicus, des Greculus, wertvolle Beiträge zur Geschichte der Predigt im Mittelalter dar. Wie das letzte Werk, so ist auch „das Rituale des Bischofs Heinrich I. von Breslau" (Freiburg 1912) Kardinal Kopp gewidmet. Das Rituale, nach einer wertvollen Handschrift der Breslauer Dombibliothek ediert, ist für die Geschichte der Liturgie im 14. Jahrhundert von ganz besonderem Werte und die reiche Ausstattung des Franz'schen Werkes vermittelt auch ein Bild von der kunstgeschichtlichen Bedeutung der Handschrift. Zu dem Besten, was die Geschichte der Liturgie in neuerer Zeit überhaupt geschaffen,

gehörten seine Werke: „Die Messe im deutschen Mittelalter" (Freiburg 1902) und „Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter" (2 Bände, Freiburg 1909). Läßt das erste die Messe im Volksglauben und in der kirchlichen Praxis vor uns erstehen und gibt sie eine Geschichte der mittelalterlichen Meßerklärungen, so führt das letztere die Entstehung und die ältesten Formulare aller kirchlichen Benediktionen vor Augen.

Die theologische Fakultät der Universität München hat ihn 1907 um seiner wissenschaftlichen Verdienste willen zum Honorarprofessor für Liturgie ernannt. Zwar nötigte ihn, wie gesagt, die Übersiedelung nach Baden-Baden zum Abbrechen seiner Vorlesungen; aber die Anregungen, die von ihm ausgegangen, werden, so Gott will, reiche Früchte tragen.

Die letzten Wochen seines Lebens brachten für ihn schwere Leiden. Aber er hat auch sie getragen; getragen, wie die an sein Krankenlager geeilten Freunde P. Blume und P. Sädler versichern, mit vorbildlicher Geduld. Sie wurzelte in seiner tiefen, innigen Religiosität, die ihn an den priesterlichen Altar geführt und die ihn geleitet durch sein ganzes musterhaftes Priesterleben.

Mitten aus der Arbeit ist er abberufen worden. Sein ganzes Leben war Arbeit gewesen. Und diese Arbeit hat er in den Dienst der Kirche gestellt. Sie hat Grund an seinem Grabe zu trauern.

Dillingen a. D. Prof. D. Andreas Bigelmair.

LXXXII.

Kürzere Besprechungen.

1. Die christliche Schule im Jahre 1915. Seit 1909 erscheint als Organ des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände Bayerns die christliche Schule, Pädagogische Studien und Mitteilungen, geleitet von Professor Dr. Ehrenfried in Eichstätt. Es erscheint nicht unangemessen, einen kurzen Blick auf den Jahrgang 1915 zu werfen, das Geleistete zu überblicken, auf etwa Wünschenswertes und Lücken hinzuweisen. Der Jahrgang ist sehr reichhaltig. Er behandelt 1. Recht und Praxis der geistlichen Schulaufsicht, Schulgesetzgebung und Schulkunde. 2. Krieg und Schule, Schul- und Erziehungsfragen im Lichte des Weltkrieges. 3. Methodik und Praxis des Volksschulunterrichts. 4. Das Fortbildungsschulwesen. 5. Fragen der Psychologie und Erziehung, Jugendpflege und Jugendfürsorge. 6. Jugendschriften. 7. Zur Schulgeschichte, Geschichte des Unterrichts und der Erziehung. 8. Zeit- und Tagesereignisse. 9. Aus dem Leben des Landesverbandes. 10. Zeitschriftenschau. 11. Bücherschau. Ein Verzeichnis der Mitarbeiter des Jahres 1915; ein sorgfältiges alphabetisches Personen-, Orts- und Sachregister erleichtert die Benützung. Die Übersicht über den Inhalt des Bandes zeigt, daß die verschiedensten Gebiete der Pädagogik vertreten sind. Sowohl die Theorie als die Praxis findet reichlich Berücksichtigung. Dagegen stehen immer noch unverhältnismäßig zurück die Bücherschau und die Schulgeschichte. Die erstere muß darauf hinarbeiten, daß die wichtigsten, pädagogischen Neuerscheinungen wenigstens eine kurze Anzeige erfahren. Da müssen die Leser der christlichen Schule ihrerseits mitwirken und von den pädagogischen Werken, die sie lesen, kurze Anzeigen einsenden oder noch besser in Sammelreferaten gleich eine Anzahl von Werken



über ein Stoffgebiet würdigen. Das wirkt anregend und belehrend. Ebenso ist die Schulgeschichte und die Geschichte der Pädagogik noch mehr durch Beiträge zu pflegen. Gewiß liegt die Praxis dem in der Schule stehenden Lehrer näher. Aber er sinkt zum Taglöhner herab, wenn er die Beziehung zur Geschichte seines Faches verliert oder vernachlässigt. Wäre mehr Kenntnis der Geschichte der Pädagogik und der Pädagogen der Vergangenheit verbreitet, dann wäre mancher moderne Pädagog nicht Mode geworden, man hätte nämlich gleich erkannt, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut sei, hätte erkannt, daß alles schon dagewesen und einem alten Irrtum nur ein neues Mäntelchen umgehängt wurde. Man denke z. B. an die entschiedene Ablehnung, welche seiner Zeit Stephanis Versuch (1836) fand, Selbstregierung und Schülergerichte in die Schule einzuführen, der Schule ein konstitutionelles Gepräge zu geben. Hätte die gegenwärtige Generation die Episode in der Geschichte der Pädagogik gekannt, dann wäre es gewissen Kreisen erspart geblieben, die Erneuerung eines alten Irrgangs als große Errungenschaft zu bewundern. Aber Kenntnis der Geschichte bewahrt nicht bloß vor solch blamablen Rückfällen, sie lehrt auch das bewährte Alte schätzen. Dazu fördert man durch Beiträge zur Schulgeschichte und zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Ehre des Landes. Was liegt doch noch gerade bei uns in Bayern, das auf seine alte Kultur stolz sein kann, in Archiven und verborgenen Bibliotheken wertvolles Material zur Schul- und Erziehungsgeschichte vergraben! Was kann aus Schulbüchern vergangener Zeit, die heute für uns wertvolle Dokumente früherer Erziehungs- und Unterrichtsweise sind, noch alles zur Aufhellung des Unterrichtsbetriebes herausgeholt werden! Die pädagogische Presse vergangener Zeit nach ihrem Inhalt näher zu würdigen, hat man noch gar nicht angefangen. Und doch ist solches Tun nicht bloß antiquarische Gelehrsamkeit, das hat auch noch Gegenwartswert. Denn gewisse Grundsätze veralten nie. Hier kann und muß noch mehr als bisher ge-

schehen. Wir empfehlen die Pflege dieser beiden Zweige, Bücherschau und Schulerziehungsgeschichte, der besonderen Aufmerksamkeit der Schriftleitung, die gegenüber den vielgestaltigen und oft schwer zu erfüllenden Anforderungen ihr Möglichstes tut. Allen müßigen Nörglern und Kritikern aber empfehlen wir: Machts besser.

Würzburg. Prof. Stölzle.

2. Pädagogische Forschungen und Fragen, herausgegeben von Dr. R. Stölzle, Prof. der Philosophie und Pädagogik. Heft 2: Ignaz Heinrich von Wessenberg, ein christlicher Pädagog von Dr. J. B. Müller X und 196 S. Preis 5 M. Heft 3: Christian Gotthilf Salzmann als Moralpädagoge von Dr. M. H. Schnitzler 106 S. Preis 2 M 20 Pf. Heft 4: Franz Josef Müller (1779—1827) ein Volksschulpädagoge, ein Beitrag zur Geschichte des Pestalozzianismus in Bayern von Dr. J. Hauser X und 22 S.

Wessenberg gehört der Kirchengeschichte an, aber auch der Geschichte der Pädagogik. Vorliegende Schrift von J. B. Müller hat es lediglich mit der pädagogischen Wirksamkeit Wessenbergs zu tun und stellt in 4 Teilen dar: 1. Wessenbergs Lebenslauf, Entwicklungsgang und Charakter. 2. Wessenbergs schriftstellerische Tätigkeit. 3. Wessenberg als Erziehungstheoretiker. 4. Wessenberg als pädagogischer Organisator. Auf Grund sorgfältigen Studiums der zahlreichen pädagogischen Schriften Wessenbergs wird eine eingehende Darstellung der reichen pädagogischen Ideen und der umfassenden pädagogischen Wirksamkeit Wessenbergs entworfen, der schon vor Jahren Anschauungen vertrat, die heute erst verwirklicht werden. Der Zusatz: „Ein christlicher Pädagog" erhält durch zahlreiche Nachweise seine einwandfreie Begründung. Namen- und Sachregister erleichtern die Benützung.

In der Zeit vor dem Kriege war viel die Rede von Moralpädagogik und mancherorts wurde eigener Unterricht in der Moral in Schulen gefordert, freilich ohne besonderen Erfolg. Da war es recht zeitgemäß, einmal zu untersuchen,

wie es denn mit diesem Moralunterricht in früherer Zeit stand. Denn bekanntlich haben die heutigen Moralpädagogen schon ihre Vorgänger z. B. in den Philanthropen. Die moralpädagogischen Anschauungen des sympathischesten unter diesen, nämlich Salzmanns, stellt Schnitzler in 5 Kapiteln dar. Schnitzler führt uns vor: 1. die ethischen Anschauungen Salzmanns. 2. den Inhalt des Moralunterrichts. 3. Salzmanns Moralunterricht und die Religion. 4. Die Methode des Moralunterrichts. 5. Salzmanns Moralpädagogik und der neuzeitliche Moralunterricht. Die Schrift, der leider Namen- und Sachregister fehlt, gibt einen guten Einblick in die moralpädagogischen Bestrebungen nicht bloß früherer Zeit, sondern auch der Gegenwart.

Bayerische Pädagogen christlichen Charakters werden in den landläufigen Darstellungen der Geschichte der Pädagogik vielfach mit Stillschweigen übergangen, sogar noch oft Joh. Mich. Sailer. Da ist es ein verdienstliches Unternehmen, daß Hauser in Franz Joseph Müller einen Volksschulpädagogen aus Bayern der Vergessenheit entreißt, der ein Anhänger Pestalozzis und gleichzeitig ein rechter Christ war und diesen Geist des Christentums auch seiner Pädagogik aufdrückte. Hauser stellt uns in 3 Teilen Müllers pädagogisches Wirken dar: 1. Müllers Leben und Wirken. 2. Müllers Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze. 3. Müllers Verhältnis zu den pädagogischen Denkern seiner Zeit. Hauser schließt seine Darstellung mit den Worten, welche durch die vorangehende Entwicklung ihre Rechtfertigung erhalten: „Erziehung zur Religion, zum Christentum, erscheint bei ihm als das höchste und letzte Ziel, dem alle Menschenbildung zustreben muß. . . Noch heute leuchtet er uns als Vorbild voran durch sein selbstloses und rastloses Wirken im Dienste der wahren, vom religiösen Geist ertragenen Volksbildung, durch das er sich ein Anrecht erworben hat, für alle Zeiten, unter den Vertretern der christlichen Erziehung genannt zu werden." Ein Namen- und Sachverzeichnis bildet den Schluß der fleißigen Studie, aus der auch heute noch jeder Freund der Volksschule wertvolle Anregung schöpfen kann.



3. H. Wilms, Das Beten der Mystikerinnen, dargestellt nach den Chroniken der Dominikanerinnenklöster zu Adelhausen, Diessenhofen, Engeltal, Kirchberg, Oetenbach, Töß und Unterlinden. Leipzig, O. Harassowitz 1916. XII, 179 S. [Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens. 11. Heft.]

Nachdem der Verfasser dieser gediegenen Schrift durch ein im besten Sinne volkstümliches Buch über den Geist und das Leben in mittelalterlichen Frauenklöstern[1]) den Beweis erbracht hat, daß er als sachkundiger Führer auf diesem in weiteren Kreisen fast ganz unbeachteten Gebiete vollstes Vertrauen verdient, folgen wir ihm sehr gerne, wenn er uns in vorliegender, auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebauter Arbeit durch die geheimnisvollen, weltverlorenen Pfade des mystischen Gebetslebens mittelalterlicher Nonnen geleitet. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte und vor allem zum Verständnis der deutschen Mystik, doppelt wertvoll, weil sie mit Erfolg einem oft geäußerten Vorwurf entgegentritt: als hätten die Schwestern des Dominikanerordens die gesunden Bahnen einer gottinnigen Mystik nach dem Sinne der großen Mystiker David von Augsburg, Seuse u. a. verlassen um sich in wunderlichen Äußerlichkeiten, Visionen, Prophezeiungen, sinnlichen Ergötzungen zu verlieren. Wäre dem so, so müßte man das ganze religiöse Leben dieser Frauen rein pathologisch oder psychiatrisch beurteilen. Die gründliche Arbeit des Verfassers kommt aber zu einem erfreulicheren Ergebnis. Indem er die bekannten Schwesterbiographien aus den Frauenklöstern Adelhausen, Diessenhofen, Engeltal, Kirchberg, Oetenbach, Töß und Unterlinden eingehend geprüft, kommt er zu dem Urteil: „Auch das geistige Leben dieser Dominikanerinnen ruht auf innerer Lebensregelung und rückhaltloser Hingabe an Gott als den Grundpfeilern des christlichen Lebens. Daß dabei die Schätzung der Visionen und außergewöhnlichen Gnaden eine andere als in unserer kritisch durch-

1) „Aus mittelalterlichen Frauenklöstern". Freiburg, Herder 1916.



gebildeten Zeit, ist aus der Anschauungsweise des Mittelalters heraus leicht erklärlich." Die Schrift zerfällt in sieben Kapitel. Das erste befaßt sich mit einer klaren Darlegung der katholisch-kirchlichen Auffassung vom Gebet, hauptsächlich im Anschluß an die Lehre des Aquinaten. Das zweite schildert das lithurgische Chorgebet in den Conventen, das dritte das Privatgebet, soweit es mündlich ist; dieser Abschnitt ist auch kulturpsychologisch hochinteressant. Das vierte handelt vom Empfang der Sakramente, vor allem von Beicht und Kommunion, das fünfte von dem betrachtenden Gebet. Das sechste berührt die Höhenpunkte des geistigen Lebens: das Leben der Sammlung, der ständige Wandel in Gottes Gegenwart. Das Schlußkapitel behandelt in besonnener, wohltuend anmutender Weise die Erscheinungen des außerordentlichen Gebetslebens, das sich in Visionen, Ekstasen Weissagungen und Wundern äußert.

Nach P. Denifles Vorgang, der in seinem prächtigen Büchlein vom geistigen Leben uns die Quintessenz der deutschen Mystik darreicht durch das geschickte Aneinanderreihen ausgewählter Texte, versucht auch P. Wilms die einzelnen Stufen und Arten des Gebetslebens durch die eigenen Worte und Taten der Schwestern zu veranschaulichen. Dieser Versuch erweist sich als sehr glücklich. So ist das Buch kein Erzeugnis trockener Forschung geblieben, der es trotzdem als schätzenswerter Führer dienen kann, sondern ein lebendiger Quell reichster Anregung für den Leser, der religiöse Erbauung sucht. So gilt von der Schrift das Wort: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Luzian Pfleger.



